Digitized by Google

Lehnert

Mor.
575 w

Digitized by Google

<36638140650018

<36638140650018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

EUNOMIA

oder

die Pflichtenlehre des Christenthums

in

ermunternden und warnenden

Beispielen

aus

der Geschichte und dem täglichen Leben.

Für

den Familien- und Schul-Gebrauch

bearbeitet und herausgegeben

von

J. H. LEHNERT.

Prediger zu Falkenrehde bei Potsdam.

Luc: 2, 29.

F. Lehmann del. et sc.

Berlin, 1835.

Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.

[Brüder-Str. № 11.]

F. Tätzig sc.

Digitized by Google

BIBLIOTECA
REGIA

Digitized by Google

Dem

Königlich Preußischen Consistorial-Rathe
zu Berlin

Herrn Samuel Marot,

Superintendenten und erstem Prediger an der Jerusalems- und Neuen Kirche, Ritter des rothen Adler-Ordens III. Klasse,

und dem

Königlich Preußischen Regierungs- und Schulrathe zu Potsdam

Herrn Friedrich Ludwig Striez,

Ritter des rothen Adler-Ordens IV. Klasse,

aus

dankbarer Liebe und innigster Hochachtung

gewidmet

von

dem Verfasser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Es ist eine durch die Erfahrung hinlänglich bestätigte Wahrheit, daß Beispiele ein sehr wirksames Mittel sind, den Unterricht zu versinnlichen, anschaulich zu machen und zu beleben. Dies gilt vorzüglich von dem Unterrichte in der Religion, namentlich der Sittenlehre, deren Pflichten durch Beispiele erläutert, ungemein an Licht, Kraft und Wirksamkeit gewinnen.

Schon ein Philosoph des Alterthums, Aristoteles, sagte: „Wir bedienen uns der Beispiele, um besser verstanden zu werden," und Jesus Christus, unser großes Vorbild in Lehre und Wandel, kleidete die Wahrheiten, die er der Welt verkündete, häufig in Bilder, Gleichnisse und Erzählungen, um seinen Unterricht dadurch eindringlich, faßlich und anziehend zu machen.

Diesen Einfluß des Beispiels hat man auch so allgemein anerkannt, daß von früheren Zeiten her, bis auf die neuesten, eine fast unzählige Menge von Beispiel-Sammlungen erschienen sind, die sich, nach Inhalt und Form,

Digitized by Google

ziemlich ähnlich sehen, jedoch nur einen geringen Nutzen stiften konnten, weil ihnen weder ein durchdachter Plan, noch eine zweckmäßige Anordnung und eine weise berechnete Auswahl zum Grunde lag.

Eine rühmliche Ausnahme hiervon machen unter andern namentlich: Feddersen's „Nachrichten aus dem Leben und Ende gutgesinnter Menschen;“ die „Beispiele des Guten,“ mit einer Vorrede von Ewald; Joh. Nep. Müllers „Lebensbilder“ und J. G. Hauff's „teutscher Tugendspiegel.“ — So schätzbar indessen diese Werke auch seyn mögen, so enthalten sie doch nur Züge aus dem Leben edler Menschen, und Schilderungen vortrefflicher Charaktere, also nur — ermunternde Beispiele, und nicht einmal über alle Theile der Pflichtenlehre.

So wie aber ein jedes Gebot auch ein Verbot in sich schließt, und die Bibel, die uns doch zur Heiligung gegeben ist, nicht blos die Tugend in ihrem Glanze, sondern auch die Sünde in ihrer Verwerflichkeit uns vor Augen stellt: so muß auch eine praktische Sittenlehre, wenn sie nichts übersehen und aus der Acht lassen will, nicht nur Musterbilder, sondern neben denselben auch warnende Beispiele eines unsittlichen Lebens vorführen, um durch jene die moralische Willenskraft für das Gute und Wahre zu beleben und zu stärken, und durch diese von dem Verkehrten und Pflichtwidrigen abzuschrecken und davor zu bewahren.

Freilich ist es wohlthuender und angenehmer, das Gemüth an schönen Bildern zu erheitern und zu kräftigen; aber da der Mensch nicht blos Geist, sondern auch

Digitized by Google

Fleiſch iſt, und das Tichten und Trachten des menſchlichen Herzens — nach der Schrift und Erfahrung — böſe iſt von Jugend auf: ſo bedarf es auch ſchon frühzeitig eines Spiegels nicht nur zur Ermunterung, ſondern auch zur Warnung, um das Schlechte und Ungöttliche mit ſeinen traurigen und verderblichen Folgen recht lebendig zu erſchauen, es zu verabſcheuen, und ihm bei Zeiten zu entfliehen.

Mir iſt keine Schrift bekannt, in welcher dieſe Anſicht gehörig aufgefaßt und zweckmäßig ausgeführt wäre. Haupt's, vor einigen Jahren erſchienenes, Werk: „die Lehren der Religion, erläutert durch Beiſpiele," will nur als eine Materialienſammlung, als ein Repertorium gelten, aus welchem die Lehrer zu Hauſe diejenigen Beiſpiele herausnehmen, und ſie den Schülern, nach ihrer eigenen Manier und nach den jedesmaligen Umſtänden, mehr oder weniger ausführlich wieder erzählen ſollen, welche ihnen für ihre beſonderen Lehrcurſe, ſo wie für das Alter, für die Bildungsſtufe und für die eigenthümlichen Verhältniſſe ihrer Schüler geeignet zu ſeyn ſcheinen. — Hiernach würde folglich dies Werk für jedes Alter und für jede Bildungsſtufe beſtimmt ſeyn, und es dem Lehrer überlaſſen bleiben, ſich aus den fünf ſtarken Oktav-Bänden die benöthigten Beiſpiele erſt auszuwählen, und ſie für ſein jedesmaliges Bedürfniß zuzurichten. Wie viel Lehrer möchten aber wohl im Stande ſeyn, ſich ein ſo umfaſſendes, bändereiches Werk anzukaufen, wenn ſie auch hinreichend befähigt wären, es mit Geſchick und Weisheit zu benutzen?

Eine, nach einem festen Plane angelegte, für das Erforderniß der Jugend wohl berechnete und sorgfältig durchgeführte Sammlung von ermunternden und warnenden Beispielen, aus dem großen Gebiete der Geschichte und dem praktischen Leben entnommen, schien mir daher immer noch ein Bedürfniß zu seyn, das gewiß viele Religionslehrer in Kirchen und Schulen mit mir werden gefühlt haben. — Gegenwärtige Schrift ist in der Absicht unternommen und bearbeitet, diesem Bedürfniß zu begegnen, und ihm — so viel möglich — abzuhelfen. Sie umfaßt die ganze Sittenlehre nach den Grundsätzen des Christenthums, ordnet die Pflichten, zur leichten und bequemern Uebersicht, nach der bekannten Eintheilung in Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst und gegen den Nächsten, und kann daher vom Lehrer, welches Leitfadens er sich auch beim Unterrichte in der Religion bedienen mag, zur praktischen Erläuterung derselben, ohne Mühe und Schwierigkeit gebraucht werden. Die Beispiele beruhen sämmtlich, so weit ich es habe ermitteln können, auf historischer Wahrheit, schließen sich genau an die zu erläuternde Pflicht an, und werden jedesmal durch biblische Belege eingeleitet, und durch beigefügte Denksprüche und Dichterstellen unterstützt und bekräftigt, um diese, nebst den Bibelstellen, als Leitsterne für das Leben, dem Gedächtnisse einzuprägen und treu darin zu bewahren.

Wenn es vielleicht scheinen könnte, als hätte ich Manches als Pflicht aufgestellt, was eigentlich nur Klugheits- oder Vorsichtsregel sey, so ist dies keineswegs

gegen den Geist des Christenthums; denn Christus selbst sagt: „Seyd klug, wie die Schlangen u. s. w.“ und dann lag es auch mit in meinem Plane, die Pflichtenlehre hier in ihrer weitern Ausdehnung zu nehmen, um einem vielseitigeren Bedürfnisse zu genügen. — Auch wird Mancher die Aufnahme biblischer Beispiele ungern vermissen; aber theils sind diese der Jugend aus dem Lesen der heiligen Schrift selbst, oder durch anderweitige Mittheilung, größtentheils schon bekannt, theils würde dadurch der Umfang des Buches um mehrere Bogen erweitert worden seyn, was nicht füglich geschehen konnte.

Hinsichtlich der Auswahl der Beispiele, deren ich zur näheren Erläuterung mehrere bei jeder Pflicht neben einander stellte, lag mir besonders daran, nur solche aufzunehmen, welche sich mir als zweckmäßig bewährten, und durch ihre Einfachheit und Kürze, ohne weitläufige Erklärung, hinlänglich verständlich, lehrreich und zugleich auch unterhaltend sind. Daß ich dabei ähnliche Sammlungen, und namentlich auch die oben genannten, benutzt habe, kann mir bei einer Arbeit, die zugleich eine historische Beziehung nimmt, um so weniger zum Vorwurfe gereichen, da ich nicht blindlings abschrieb, sondern nach meinem Plane die ausgewählten Stücke, ohne Beeinträchtigung der ihnen zum Grunde liegenden Wahrheit, sorgfältig bearbeitete, wo mir dies nöthig schien. Auch wird man einer Menge von Beispielen begegnen, die in andern Tugend- und Sittenspiegeln und dergleichen Büchern mehr, nicht gefunden werden. —

Möge denn diese Schrift, die mit Liebe, Fleiß und treuer Sorgfalt begonnen und vollendet ward, recht vielen Religionslehrern eine willkommene Gabe seyn, der Jugend zu Hause und in der Schule ein ermunternder und freundlich warnender Führer auf dem Wege durchs Leben werden, und auch für Familienkreise sich als eine unterhaltende, belehrende und erbauliche Lectüre bewähren. Der Geist Gottes, der das Wollen und das Vollbringen des Guten in uns fördert, segne ihre Wirksamkeit zu einem pflichtmäßigen, frommen, ihm wohlgefälligen Wandel!

Falkenrehde, am Michaelistage 1834.

Lehnert.

Uebersicht des Inhalts.

	Seite
Einleitung	1
I. Von der Liebe zu Gott, oder: Von den Pflichten, die wir Gott, als dem höchsten und vollkommensten Wesen schuldig sind.	
Befleißige dich schon früh der Erkenntniß Gottes und seines Willens	3
Beschäftige dich gern mit Gott und göttlichen Dingen	7
Verabsäume das Gebet nicht	11
Sey dankbar gegen Gott	15
Demüthige dich vor Gott	20
Habe Ehrfurcht vor Gott	22
Beweise deine Ehrfurcht auch öffentlich durch Theilnahme am kirchlichen Gottesdienste	25
Hüte dich vor Entheiligung des Feiertags	29
Fliehe die Scheinheiligkeit	32
Entheilige den Namen Gottes nicht,	
a) Durch Fluchen	36
b) Durch Lästern	38
c) Durch Zaubern	40
d) Durch falsches Schwören	43
Fürchte Gott in der Stimme deines Gewissens	46
Fürchte die Strafgerechtigkeit Gottes, der das Verborgene ans Licht bringt	52
Vertraue auf Gott bei deiner Unschuld	58
Vertraue auf die Fügungen der göttlichen Vorsehung	65
Vertraue auf Gott in Gefahren	69
Vertraue auf Gott in Noth und Widerwärtigkeit	75
Verbinde mit deinem Vertrauen Geduld und Ergebung in Gottes Willen:	
a) Bei Mißgeschicken	80
b) Bei körperlichen Leiden	83
c) Beim Tode geliebter Personen	86
d) Auf dem Sterbebette	90
Sey bei deinem Vertrauen nicht abergläubisch	94
Gehorche Gott mehr als den Menschen	99
Bleibe Gott und deinem Bekenntnisse getreu	104
II. Von der Liebe zu uns selbst, oder: Von den Pflichten, die wir in Rücksicht auf uns selbst zu erfüllen haben.	
1. Sorge für die Bildung deines Geistes.	
Strebe nach Erkenntniß und Wahrheit	110

Seite

Beweise Fleiß und Eifer im Lernen 113
Lies gute Bücher 117
Denk' über Alles nach, was du lieseſt und höreſt . . . 120
Fleiß und Uebel vermögen viel 123

2. Sorge für die Verdelung deines Herzens.

Strebe nach Weisheit und Tugend 128
Lerne dich ſelbſt kennen 130
Prüfe oft dein Herz und deinen Wandel 132
Höre und rede gern die Wahrheit 134
Fliehe böſe Geſellſchaften 137
Widerſtehe der Verſuchung 140
Lies keine verführeriſche Bücher 144
Sey vorſichtig und behutſam im Reden und Handeln . . 148
Mäßige deine ſinnlichen Begierden und Neigungen . . . 151
Beherrſche dich ſelbſt 153
Befleißige dich der Gewiſſenhaftigkeit 156
Uebe eine edle Selbſtverleugnung 158
Sey auf wahre Ehre bedacht 162
Achte und ſchätze dich ſelbſt 165
Ehrgeiz laß ferne von dir ſeyn 168
Bewahre dein Herz vor Stolz und Eitelkeit 170
Befleißige dich der Demuth 173
Sey beſcheiden und anſpruchslos 175
Erlaube dir nichts Schlechtes und Unanſtändiges . . . 179
Sey feſt und beharrlich im Guten 183
Biſt du auf böſe Wege gerathen, ſo kehre um und beſſere dich 188

3. Sorge für deine Geſundheit und die Erhaltung deines Lebens.

Härte deinen Körper ab 195
Gönne deinem Körper die nöthige Ruhe und Erholung . . 197
Meide jede plötzliche Abkühlung nach einer Erhitzung . . 199
Halte immer eine ſtrenge Lebensordnung 202
Lebe mäßig und enthaltſam 204
Hüte dich vor Naſchhaftigkeit 208
Bezähme deine ſinnlichen Lüſte und Begierden 210
Sey keuſch und ſchamhaft 213
Setze dein Leben nicht muthwillig in Gefahr 217
Handle nie unbeſonnen und verwegen 222
Sey überall vorſichtig und behutſam 227
In unvermeidlichen Gefahren beweiſe unerſchrockenen Muth und Geiſtesgegenwart 232
Hüte dich vor leidenſchaftlichem Spiel und vor Trunkenheit . 238
Biſt du krank, ſo wende dich nicht an ſogenannte Quackſalber 242
Verachte nicht den Rath und die Verordnungen eines erfahrenen Arztes 245

4. Sorge für dein zeitliches Auskommen.

Bilde dich tüchtig zu einem Berufe 248
Sey fleißig und arbeitſam 255
Suche dich immer nützlich zu beſchäftigen 260
Gewöhne dich nicht an Faulheit und Müßiggang . . . 262
Mäßige deine Begierde nach Reichthum 265
Sey genügſam und zufrieden 269
Befleißige dich der Ordnung und Reinlichkeit in deinen Geſchäften 272
Halte auf kluge Wirthſchaftlichkeit 278
Meide alle Verſchwendung und Aufwand 282

Digitized by Google

Seite

Hüte dich vor leidenschaftlichem Spiel und vor Trunkenheit . 285
Sey sparsam 290
Laß dich nicht vom Geiz beherrschen 292
Mache einen guten Gebrauch von dem Erworbenen . . . 296

III. Von der Liebe zu dem Nächsten, oder: Von den Pflichten, die uns gegen unsere Nebenmenschen obliegen.

1. Allgemeine Pflichten gegen den Nächsten

Achte Keinen gering 303
Sey herablassend, leutselig und höflich 306
Sey nicht hochmüthig und hoffärtig 311
Ehre fremdes Verdienst 315
Sey treu und gewissenhaft in der Erfüllung deiner Amts- und Berufspflichten 318
Sorge für das geistige Wohl des Nächsten 325
Verleite Keinen zum Bösen 330
Geh Andern mit einem guten Beispiel voran 333
Sey gerecht und billig 337
Sey aufrichtig und redlich 343
Sey rechtschaffen und ehrlich 348
Sey verschwiegen, nicht schwatzhaft 356
Sey freimüthig und wahrhaftig 361
Was du gelobest, das halte 365
Kränke Keinen an seiner Ehre durch Argwohn 368
Verläumde nicht 371
Habe Nachsicht und Geduld mit den Fehlenden . . . 375
Vergieb denen, die dich beleidigt haben 379
Versöhne dich mit denen, die du beleidiget hast . . . 382
Sey großmüthig gegen deine Feinde und Widersacher . . 386
Räche dich nicht 393
Vergilt das Böse mit Gutem 395
Hüte dich vor Undankbarkeit 400
Sey dankbar und erkenntlich 404
Wohlthaten, deren du nicht bedarfst, entziehe Andern nicht . 410
Sey wohlthätig ohne Eigennutz und Ruhmsucht . . . 413
Wenn du wohlthuest, so geschehe es mit Schonung und Zartgefühl 419
Sey nicht hart und lieblos 423
Sey wirksam zur Beförderung des allgemeinen Besten . . 426
Sey mildthätig und barmherzig gegen Nothleidende und Arme 432
Kranken und Elenden beweise herzliche Theilnahme und thätigen Beistand 439
Sey ein Helfer und Beschützer der Bedrängten und Verfolgten 444
Nimm dich der Wittwen und Waisen an 450
Entwende dem Nächsten nichts von seinem Eigenthum . . 455
Achte das Eigenthum des Nächsten 458
Bewahre dich vor Neid und Mißgunst 462
Betrüge nicht 464
Sey ehrlich in Wiedererstattung des dir Geliehenen und Anvertrauten 468
Gieb das Gefundene dem rechtmäßigen Eigenthümer zurück . 472
Hilf und diene dem Nächsten, wo und so viel du vermagst . 475
Trachte Keinem nach dem Leben 480

Digitized by Google

Seite

Hüte dich vor Zank und Jähzorn 482
Gefährde das Leben des Nächsten nicht durch Unvorsichtigkeit und scherzhaftes Erschrecken 486
In Lebensgefahren leiste dem Nächsten Hülfe und Beistand . 489
Wir sollen das Leben für die Brüder lassen 497

2. Pflichten in besondern Verhältnissen.

Ehegatten sind einander die herzlichste Liebe, den thätigsten Beistand und die unverbrüchlichste Treue schuldig . . . 500
Eltern sollen in herzlicher Liebe ihre Kinder körperlich und geistig wohl erziehen 504
Den Eltern gebührt Liebe, thätiger Dank und Gehorsam . 508
Ehre Vater und Mutter und verachte sie nicht 514
Geschwister sollen einander durch herzliche Liebe und Eintracht beglücken und erfreuen 518
Dem Freunde sey treu im Glück und Mißgeschick 524
Lehrern und Erziehern beweise Hochachtung und Dankbarkeit . 529
Herrschaften sollen ihre Unterthanen gerecht, billig und wohlwollend behandeln 532
Dienstboten sind ihren Herrschaften Fleiß, Treue und Anhänglichkeit schuldig 535
Dem Landesherrn gebührt aufopfernde Liebe, Ehrfurcht und dankbare Ergebung 538
Der Landesobrigkeit und den Gesetzen beweise Achtung und Gehorsam 542
Liebe das Vaterland bis in den Tod 546
Als Krieger sey dienstgetreu, tapfer und menschlich . . . 550
Gegen Mitglieder anderer Religionsgesellschaften sey duldsam . 554
Dem Alter beweise Achtung und Ehrerbietung 557
Gestorbene beerdige nicht zu früh, und halte ihr Gedächtniß in Ehren 559
Auch gegen die vernunftlosen Geschöpfe Gottes sey menschlich und barmherzig 562

Hundert goldene Aepfel in silbernen Schaalen . . 565

Ein=

Einleitung.

Schon Vernunft und Gewissen sagen uns, was recht vor Gott und ihm angenehm ist; noch sicherer und vollständiger aber belehrt uns hierüber die heilige Schrift, als eine nähere Offenbarung Gottes. Ihre Aussprüche sind so klar und bestimmt, daß wir nicht weiter in Zweifel seyn können, was wir zu thun und zu lassen haben. »Es ist dir gesagt, o Mensch, — heißt es Micha 6, 8. — was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demüthig seyn vor deinem Gott.«

Eine demuthsvolle Liebe, die sich in einem freudigen Gehorsam gegen die göttlichen Gebote zu erkennen giebt, muß uns also beseelen und durchdringen, wenn wir die Forderungen Gottes an uns erfüllen und unsere Bestimmung zu einem durch Tugend beglückten und ewig seligen Leben erreichen wollen.

Die Liebe, welche der Grund und das Wesen aller Religion ist, bezieht sich, ihrem Gegenstande nach, auf Gott, auf uns selbst und unsere Nebenmenschen; diese sollen wir lieben als uns selbst, Gott aber über Alles.

»Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!« Matth. 22, 37—39.

Gott ist das höchste und vollkommenste Wesen, der Schöpfer, Erhalter und Regierer aller Dinge, unser erster und größter Wohlthäter, ihn müssen wir also über Alles lieben; je mehr wir ihn aber lieben, um so freudiger werden wir auch seine Gebote halten, und demnach allen den Pflichten mög-

lichſt Genüge leiſten, die wir ihm, dem Nächſten und uns ſelbſt ſchuldig ſind. »Das iſt die Liebe zu Gott, daß wir ſeine Gebote halten, und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer.« 1 Joh. 5, 3.

Darum laſſet uns lieben mit der ganzen Fülle des Herzens, auf daß wir in Gott bleiben und er in uns! 1 Joh. 4, 16.

Nichts als Liebe ſoll uns leiten!
Liebe nur — ſie leit' auch mich:
Dann genieß' ich Seligkeiten,
Freud' und Wonne ewiglich!

Dann nur kann ich vor Dich treten,
Herr, mit aller Zuverſicht;
Was hilft ſonſt auch alles Beten;
Lieb' ich Dich und Menſchen nicht.

Ohne Liebe kann nichts gelten,
Vor Dir, Gott! Du biſt gerecht;
Lieben ſollen alle Welten,
Arme, Reiche, Herr und Knecht!

Alles ſoll vor Liebe glühen,
Wie Du ſelbſt die Liebe biſt;
Weh dem eifrigſten Bemühen,
Das nicht aus der Liebe iſt! —

Dieſe Liebe müßt Ihr immer mehr in Euch zu gründen und zu befeſtigen ſuchen, jungen Freunde! damit Ihr auch geneigt und tüchtig werdet, die Pflichten zu erfüllen, die Euch, wie allen Menſchen, gegen Gott, gegen Euch ſelbſt und gegen den Nächſten obliegen. Das iſt der Wille Gottes an Euch! — Leſet und beherziget demnach die folgenden Beiſpiele, die Euch zu dieſer Liebe ermuntern, aber auch warnen ſollen vor Allem, was derſelben entgegen iſt. So Ihr den Willen Gottes wißt, ſelig ſeyd Ihr, wenn Ihr ihn thut!

Gieb, daß meine Seele ſich,
Höchſter, ſtets im Lieben übe,
Meinen Nächſten ſtets als mich,
Und Dich über Alles liebe;
Gieb, daß meine Lieb' und Treu'
Rein und ohne Falſchheit ſey! —

I.

Von der Liebe zu Gott,

oder

Von den Pflichten, die wir Gott, als dem höchsten und vollkommensten Wesen, schuldig sind.

Matth. 22, 37. 38. Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Dies ist das vornehmste und größte Gebot.

1 Joh. 4, 19. Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns zuerst geliebt.

Sir. 1, 14. Gott lieben, das ist die schönste Weisheit.

Gott ist die Lieb', ihn will ich lieben,
Wie er mich erst geliebet hat,
Will, den ich liebe, nie betrüben,
Durch Sünd' und liebeleere That;
Ja, ihm und ihm nur will ich glüh'n,
In Liebe zu ihm heimwärts zieh'n!

Befleißige Dich schon früh der Erkenntniß Gottes und seines Willens.

Col. 1, 11. Wachset in der Erkenntniß Gottes.

Ephes. 5, 17. Werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sey des Herrn Wille.

Col. 1, 9. Werdet erfüllet mit Erkenntniß Gottes und seines Willens in allerlei geistlicher Weisheit und Verstand.

1. Philipp Jakob Spener (starb als Propst zu Berlin 1705), einer der ehrwürdigsten und verdienstvollsten Gottesgelehrten seiner Zeit, richtete schon in seinen ersten Jugendjahren seine ganze Aufmerksamkeit auf das, was ihn fähig

machte, einst der Seligkeiten des Himmels, wohin sein Verlangen ging, theilhaftig zu werden. Fleißig las er daher die Bibel, und neben derselben gute, erbauliche Bücher, wodurch seine Erkenntniß in der Religion und seine Frömmigkeit immer mehr zunahmen. Einer seiner Lehrer hatte ihm die Ermahnung gegeben: »Er solle den innerlichen und äußerlichen Gottesdienst am Sonntage stets mit Eifer und Andacht abwarten, und niemals ohne dringende Noth die Kirche versäumen.« Diese Ermahnung behielt er auch beständig im Herzen, und folgte derselben in seinen jüngern und spätern Jahren.

2. Der berühmte englische Naturkundige Robert Boyle (starb 1691) richtete ebenfalls schon frühzeitig sein Gemüth auf die Religion, und überlegte mit stillem Nachdenken Alles, was er von derselben aus Büchern oder aus dem Unterrichte seiner Lehrer erfuhr. Es kam dem wißbegierigen Jünglinge freilich Manches vor, das er noch nicht völlig begreifen konnte; aber hierdurch ließ er sich in seiner Liebe zu der christlichen Lehre und in seiner großen Begierde, dieselbe immer deutlicher und gründlicher zu lernen, nicht stören. Er fuhr beständig fort, je mehr sein Verstand und seine Erkenntnisse zunahmen, sich mit Gedanken über die Religion zu beschäftigen. Dies brachte ihm den großen Nutzen, daß er mit Deutlichkeit und Gewißheit in seinem nachherigen Leben einsah, eine wie herrliche Religion die Lehre Jesu enthalte, und wie sie so ganz geeignet sey, den Menschen fromm, heiter und glückselig zu machen, was er selbst an sich erfahren hatte.

3. Adalbert von Prag, aus einem königlichen Geschlechte abstammend, wurde schon in zarter Jugend von seinen Eltern zu allem Guten angehalten, die nichts verabsäumten, was seinen Geist aufklären, sein Herz veredeln konnte. Man nannte ihm Gott als den Urheber, Erhalter und Regierer alles dessen, das da ist und geschieht, und von diesem Augenblick an war Gott der vorzüglichste und liebste Gegenstand seines Forschens und Denkens. Er wollte viel, recht viel über ihn erfahren, und doch konnte seine edle Wißbegierde nicht nach seinen Wünschen befriedigt werden, weil manche Belehrungen und Aufschlüsse über diese so wichtige und erha-

bene Angelegenheit für seine Fassungskraft noch zu schwer und nicht verständlich genug waren.

Ungemein glücklich fühlte er sich, als er eine vollständige Uebersicht aller menschlichen Pflichten in ihrem Zusammenhange erlangte, und durch den Besitz einer Auswahl trefflicher Schriften über Religion und Sittlichkeit sich in den Stand gesetzt sah, mit jedem Tage seine Kenntnisse hierin zu erweitern. Er besaß aber nicht bloß Religionserkenntniß, sondern er ließ dieselbe auch wirksam werden zu einem rechtschaffenen, frommen und Gott gefälligen Wandel.

4. Casimire, regierende Gräfin zur Lippe — geborne Prinzessin von Anhalt-Dessau — (starb 1778) war schon in ihrer frühsten Jugend sehr strebsam in der Erkenntniß Gottes und seines Willens. Auch außer den, dem Religionsunterrichte gewidmeten Stunden machte sie Unterredungen über die Wahrheiten des Christenthums zu ihrem angenehmsten Geschäfte. Selbstbesserung und beständiges Wachsthum in christlichen Tugenden war ihr eifrigstes Bestreben, und sie erhielt dadurch ein ungemein zartes Gefühl von dem, was recht und unrecht ist, blieb ihrer Jugendpflichten stets eingedenk, und wurde in allen ihren Reden und Handlungen äußerst gewissenhaft. Bei ihrem Bestreben nach einer immer größeren Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion prüfte und überlegte sie selbst die Gründe derselben, that Fragen, wiederholte dieselben und entdeckte ihre Zweifel, bis sie zur vollen Gewißheit gelangte. Fleißig und mit aller Aufmerksamkeit las sie darum die heilige Schrift, empfand die edle und ungekünstelte Einfalt der biblischen Schriftsteller, und suchte Belehrung, so oft ihr etwas in den Lehren und Ausdrücken derselben nicht deutlich genug einleuchtete. Von der hohen Würde und Wichtigkeit der im Christenthum enthaltenen Verpflichtungen innigst überzeugt, bereitete sie sich mit einem Herzen voll Andacht auf den Tag ihrer Confirmation (Taufbunds-Erneuerung), und man bemerkte von dieser Zeit an recht sichtbar, wie sehr sie in der Gottseligkeit befestigt war, und in derselben zunahm. Unter allen Reizungen zum Weltsinn und den gefährlichen Lockungen zur Vergnügungssucht und Religionsverachtung, die so häufig

in der Welt der Großen gefunden werden, bewahrte sie immer in ihrem Herzen eine aufrichtige Gottesfurcht, und zeigte sie beständig thätig in allen ihren Reden und Handlungen.

5. Joachim Christian Blum — ein vortrefflicher Dichter und Schriftsteller (starb 1790) — bewies von Jugend auf eine große Liebe für Alles, was die höheren Angelegenheiten des Menschen, die Religion, betraf, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er sich in der Erkenntniß Gottes und seines Willens vervollkommnen konnte. Er forschte mit allem Fleiße in der Schrift, und wenn ihm irgendwo Dunkelheiten aufstießen, so ruhete er nicht eher, als bis er sich Licht darüber verschafft hatte. Dabei bemühete er sich aber auch, diese erlangte Religionserkenntniß auf das Leben selbst anzuwenden und auszuüben, und sich in der Liebe zu Gott und im Vertrauen auf ihn immer mehr zu stärken. Diesen frommen Sinn behielt er sein ganzes Leben hindurch bis zur Stunde des Todes, wo er aus einer Welt schied, für die er nicht ohne Nutzen gelebt und gewirkt hatte. Als seine Bekannten an seinem Sterbebette den nahen Verlust ihres geliebten Freundes beweinten und die Standhaftigkeit bewunderten, mit welcher er alle Schmerzen ertrug, sagte er: »Auf die Erlernung dieser großen Weisheit, getrost und freudig zu sterben, habe ich ja mein ganzes Leben verwendet.«

Was ist im Himmel, Höchster, was auf Erden,
Das so wie Du verdient, erkannt zu werden?
Nichts ist, das meinen Durst nach Glück so stille
Als, Herr, Dein Wille.

O gieb, daß ich ihn täglich mehr erkenne,
Damit ich täglich mehr von Deiner Lieb' entbrenne,
Dir gern gehorche, fröhlich Dich erhebe,
Und ganz Dir lebe!

Beschäftige Dich gern mit Gott und göttlichen Dingen.

1 Cor. 6, 17. Wer dem Herrn anhanget, der ist Ein Geist mit ihm.

Psal. 73, 28. Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn, daß ich verkündige alles Dein Thun.

Psal. 119, 11. Ich behalte Dein Wort in meinem Herzen, auf daß ich nicht wider Dich sündige.

1 Tim. 4, 8. Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens.

1. Der junge Lord Johann Harrington (starb 1613) hatte sich gewöhnt, früh um vier oder spätestens um fünf Uhr aufzustehen, wo er dann sogleich ein Kapitel aus der Bibel las und sein Gebet verrichtete; darauf wendete er eine Stunde auf das Lesen eines Buches, welches von der Religion handelte, damit er gute Gesinnungen in sich erwecken und seine Kenntnisse in der christlichen Religion vermehren möchte. Vor dem Mittags- und Abendessen versammelte sich, was zu seinem Hause gehörte; man las einen Psalmen oder ein Kapitel aus der heiligen Schrift und betete. Eben so wurde auch nach dem Essen ein Psalm gesungen und das Gebet verrichtet. Am Sonntage besuchte er öffentlich den Gottesdienst; an den gewöhnlichen Wochentagen aber hielt er einen Hausgottesdienst, dem jedoch keiner von seinen Freunden beiwohnen durfte, damit man ihn nicht etwa des Stolzes beschuldigen möchte. Von seinen jährlichen Einkünften hatte er den zehnten Theil zu Werken der Liebe bestimmt. Er starb in einem Alter von 22 Jahren, und das eben so freudig als selig.

2. Ignatius Jordan (starb als Kaufmann, Richter und Parlamentsherr in England, 1640) hatte ebenfalls von seiner Jugend bis ins Alter die Gewohnheit, daß er des Morgens sehr früh aufstand, wenn es in seinem Hause noch stille war, um ungestört beten und über sich nachdenken zu können. Um sechs Uhr hielt er dann mit seiner Familie seine Hausandacht. In seinem Berufe, wie in seinem ganzen Betragen, bestrebte er sich, gewissenhaft und vorsichtig zu seyn, und sein Grundsatz war: »Bis daß mein Ende kommt, will ich

nicht lassen von meiner Frömmigkeit.« Oft sagte er auch: »Ich wollte nicht eine einzige muthwillige Sünde thun, wenn ich auch die ganze Welt damit gewinnen könnte.«

Wo er war, nahm er aus den Umständen, besonders bei Tische, Gelegenheit, von Gott und göttlichen Dingen zu reden, damit er allen unnützen Gesprächen vorbeugen möchte. Wenn seine Frau die geringen Speisen zuweilen entschuldigte, so sagte er: »Schwarz Brot und gut Wasser ist eine gute Mahlzeit, wenn das Wort Gottes das Herz nähret.«

Seine Freunde und Nachbaren, die um des Zeitlichen willen das Ewige vergaßen, ermahnte er, sie sollten sich in die Sorgen der Welt nicht so sehr vertiefen, daß sie darüber Schaden an ihrer unsterblichen Seele litten.

Weil sein ganzer Sinn und Wandel gen Himmel gerichtet war, so dachte er auch mit Freuden an seinen Tod, und sagte oft: »Wenn mir der Tod auf der einen und ein Königreich auf der andern Seite angeboten würde, so würde ich das Königreich verwerfen und den Tod wählen.«

In seiner letzten Krankheit litt er große Schmerzen; aber er vertraucte auf Gott und unterwarf sich in Geduld seinem höheren Willen. Als seine Kräfte abnahmen, tröstete er die Seinigen, und schied dann von ihnen mit den Worten: »Ich kann nun nicht mehr zu Euch reden. Gedenket nach meinem Tode immer an die Worte, die ich zu Euch sagte, als ich bei Euch war,« Apostelgesch. 13, 36.

3. Christian der Dritte, König von Dänemark (reg. von 1535—1559), war ein eben so vortrefflicher Regent, als musterhafter Christ. Ungeachtet er selbst die Lasten der Regierung trug, sich nach Allem erkundigte, und seine Staaten wohl eben so sorgfältig überschaute, als ein rechtschaffener Familienvater sein Haus, so gebrach es ihm dennoch nicht an Zeit zu religiösen Uebungen und Beschäftigungen. Er besuchte aufs fleißigste die öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen, und las gewöhnlich selbst die Bibel, oder ließ sich daraus

vorlesen; er kniete täglich im Verborgenen vor Gott, und betete für sich und sein Reich. Es war eine seiner angenehmsten Beschäftigungen, mit seinen Kindern und Hofleuten von den Wahrheiten des Christenthums, von Gottes Willen und Gesinnungen gegen uns, so wie von unsern Pflichten gegen ihn zu reden. Diese Pflichten beobachtete er selbst genau, so daß er ein eben so kühner Held im Kriege, ein eben so scharfblickender Richter, ein eben so eifriger Oberer, als er in der Kirche und in seinem einsamen Gemache ein sanftmüthiger Christ war.

4. Raban, Freiherr von Canstein (starb als churfürstlich brandenburgischer Oberhofmarschall und Kammerpräsident im Jahre 1680), hatte Gott in allen Dingen vor Augen, und diente ihm ohne Heuchelei. Was er vornahm, geschah immer im Andenken an Gott, und nie ließ er einen Tag ohne Gebet vorübergehen. Er war ein aufrichtiger Bibelfreund, und las und hörte mit seinem Hause fleißig das Wort Gottes. Gern unterhielt er sich mit einsichtsvollen und rechtschaffenen Geistlichen; um sich nach seinen mannigfaltigen und mühsamen Geschäften eine erbauliche Gemüthserholung zu verschaffen, las er die Schriften der Kirchenväter und anderer erleuchteter Gottesgelehrten. Die Erkenntniß Gottes und der christlichen Religion blieb das vornehmste Ziel, worauf er seine Gedanken richtete. Ueberall bewies er Demuth und Ehrfurcht vor Gott, und gewissenhafte Treue in der Erfüllung aller seiner Pflichten. Als sein Lebensende herannahete, ließ er seine beiden Söhne an sein Sterbebette kommen, und ermahnte den ältesten mit den Worten, die David bei seinem Sterben zu seinem Sohne Salomo sagte: »Ich gehe hin den Weg aller Welt, so sey getrost und sey ein Mann, und warte auf die Güte des Herrn, Deines Gottes. Wandle auf seinen Wegen, und halte seine Gebote, auf daß Du in Allem wie ein weiser Mann handelst, und Du in Allem Gottes Segen haben mögest, den er den Frommen verheißen hat.« (1 B. d. Könige 2, 2. 3.) — Dem jüngsten Sohne legte er, wie ein sterbender Jakob, die Hand auf das Haupt, und segnete ihn mit dessen Worten: »Gott, der mich mein Lebelang ernährt

hat bis auf diesen Tag; der Engel, der mich erlöset hat von allem Uebel, segne diesen Knaben!« (1 B. Mos. 48, 15. 16.)

5. A. D. von H*** (starb 1781) war eine aufrichtige Verehrerin Gottes, und bewies sich als solche unter Leiden und Freuden. Sie wohnte mit wahrer Andacht dem öffentlichen Gottesdienste bei, und beschäftigte sich in der Einsamkeit mit dem Lesen der besten Erbauungsbücher und anderer Schriften ausgezeichneter Gottesgelehrten, wodurch sie im beständigen Umgange mit Gott erhalten wurde. Die Kinder der Familie, in welcher sie als Kostgängerin lebte, suchte sie ebenfalls für alles Gute zu erwärmen, um in ihnen schon frühzeitig die Gefühle einer ungeheuchelten Frömmigkeit zu wecken und zu unterhalten. Leider fing sie in der vollen Blüthe der Jugend an zu kränkeln; aber dieser Zustand veranlaßte sie, sich noch mehr mit Gedanken an Gott und an jenes bessere Leben zu beschäftigen. Als sie ihren Tod gewiß vor sich sah, ließ sie auch nicht die geringste Spur von Unzufriedenheit merken, vielmehr gab sie Allen, die um ihr Sterbelager standen, ein lehrreiches Beispiel von der Kraft der Religion, Sterbende gelassen und getrost zu machen. »Gern will ich diese Welt verlassen,« sagte sie, »denn ich habe durch die christliche Religion die gewisse Hoffnung, daß ich in eine andere Welt hinübergehe, worin mehr Gottesfurcht, Tugend und Zufriedenheit ist, als in der gegenwärtigen. Gelobt sey mein Gott und Erlöser für die Erkenntniß und Ueberzeugung von der Religion, die mir immer die größte Zufriedenheit des Herzens geschenkt hat, und die ich für alle Schätze und Herrlichkeiten der Welt nicht vertauschen wollte!«

Nie sey ich lau und träge,
Im Geist mich Gott zu nah'n;
Der ist auf schlechtem Wege,
Der ihn vergessen kann.
Kein Tag geh' mir vorüber,
Der ihm nicht wohlgefällt;
Die Tugend ist mir lieber,
Als alles Glück der Welt!

Verabsäume das Gebet nicht.

Sprüch. Sal. 15, 8. Der Gottlosen Opfer ist dem Herrn ein Greuel, aber das Gebet der Frommen ist ihm angenehm.

Ephes. 6, 18. Betet stets in allem Anliegen mit Bitten und Flehen im Geist.

Philip. 4, 6. In allen Dingen lasset eure Bitte im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden.

1 Joh. 5, 14. Das ist die Freudigkeit, die wir haben zu Gott, daß, so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns.

1. Ein kleiner Knabe, Namens Gottlieb, welcher seine Eltern oftmals beten hörte, fragte sie, warum sie das thäten? »Weil Gott der Schöpfer und Erhalter aller Dinge ist!« sagte man, und erklärte ihm dieß nach seinem Verständniß. »Sorget denn Gott auch für die kleinen Kinder?« fragte er weiter. »Allerdings,« erhielt er zur Antwort; »gerade sie genießen ganz vorzüglich des göttlichen Schutzes.« — »Nun,« versetzte er, »so bin ich ihm auch Liebe und Dank schuldig; denn wer uns Gutes thut, den sollen wir ja lieben und ihm mit Freuden dafür danken.« — »Wohl, mein Kind,« sprachen belehrend die Eltern; »auch Du mußt Gott lieben und ihm danken, und dies um so mehr, da wir selbst erst alles Gute, das wir Dir erweisen können, von ihm haben; und darum bitten wir ihn täglich in unserm Gebete.« — »So will ich Gott mit Euch bitten!« sagte hierauf das Kind. »O, um wie vielerlei will ich ihn bitten! Giebt er mir denn Alles gleich, was ich haben will?« — »Nein,« sagten die Eltern, »weil Du um Dinge bitten würdest, die Dir schädlich seyn könnten. Erwachsene Menschen selbst wissen nicht immer, was ihnen gut ist.« Sie zeigten ihm dies durch Beispiele, und der Knabe begriff es auch leicht, fragte aber, was er denn von Gott erbitten solle? »Du kannst ihn um Weisheit und Verstand bitten,« sagten die Eltern, »und um ein gutes, frommes Herz; in Ansehung der übrigen Dinge mußt Du nur Gott um das bitten, was er Dir zu geben für gut hält.« Diesen Rath befolgte der Knabe, und nahm täglich zu, wie an Alter, so auch an Weisheit und Frömmigkeit, und lebte Gott zu Ehren und seinen Eltern zur Freude. (Jac. 1, 5. 6.)

2. Der fromme und tapfere König Gustav Adolph von Schweden (starb 1632) kam im dreißigjährigen Kriege seinen bedrängten Glaubensgenossen von der protestantischen Kirche in Deutschland zu Hülfe. Als seine Kriegesflotte die Seereise aus Schweden so weit glücklich geendigt hatte, daß sie bei der Insel Rügen Anker warf, war er der Erste, der an der pommerschen Küste ans Land stieg. Sobald er das Ufer betreten hatte, fiel er auf seine Kniee nieder, dankte Gott für die Erhaltung seiner Person, seiner Flotte und Armee, und flehte ihn um Segen zu seinem Vorhaben an. »Gott!« betete er, »der Du über Himmel und Erde, über Wind und Meer herrschest, wie soll ich Dich preisen, daß Du mich auf dieser gefährlichen Reise so gnädig beschützet hast! O, ich danke Dir von Grund meines Herzens, und bitte Dich, zu dieser Unternehmung, die ich nicht zu meiner, sondern allein zu Deiner Ehre, zur Vertheidigung Deiner Kirche und zum Troste der Gläubigen angefangen habe, Deine Gnade, Deinen Segen zu geben. Du, Herr, der Du Herzen und Nieren prüfest, kennest die Lauterkeit meiner Absichten. Du wollest auch gut Wetter und günstigen Wind verleihen, damit ich meine noch zurückgelassene Armee mit fröhlichen Augen bei mir sehen, und Dein heiliges Werk fortsetzen möge!« — Seine Offiziere konnten hierüber ihre Thränen nicht zurückhalten, und als der König ihre große Rührung wahrnahm, sagte er zu ihnen: »Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet mit aufrichtigem Herzen; je mehr Betens, desto mehr Sieges, denn fleißig gebetet ist halb gesiegt; der beste Christ ist immer der beste Soldat.« — Auf seinen Fahnen standen mit goldenen Buchstaben die Worte: »Ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn?« — Nicht nur, wenn er im Kriege etwas Wichtiges vornehmen wollte, sondern auch im Frieden, pflegte er oft aus dem neunzigsten Psalm zu beten: »Herr, kehre Dich wieder zu uns, und sey Deinen Knechten gnädig! Fülle uns frühe mit Deiner Gnade, so wollen wir Dich rühmen und fröhlich seyn unser Lebelang! Zeige Deinen Knechten Deine Werke, und Deine Ehre ihren Kindern! Der Herr, unser Gott,

ſey uns freundlich, und ſegne das Werk unſerer Hände, ja das Werk unſerer Hände wolleſt Du, Herr, fördern!«

3. In Lüttich an der Maas, in den Niederlanden, arbeiteten am 23. Oktober 1829 ein Paar Kohlengräber-Knaben in den dortigen Steinkohlengruben. Während ſie ihr Tagewerk verrichteten, ſtürzt plötzlich die Decke über ſie und verſchüttet Beide. Ein älterer Arbeiter, der daneben beſchäftigt war und die Gefahr bemerkte, machte ſogleich Lärm. Man ſuchte nach den Knaben, und es gelang, daß man den älteren von ihnen bald herausgrub. Während der Arbeit hörte man den jüngeren Bruder immer beten, und dabei die Worte ſagen: »Guter Gott, hilf mir doch auch!« Doch eine neue Schicht ſtürzte nieder, und ſchon gab man, um nicht ſelbſt in Gefahr zu kommen, den kleinen Knaben auf. Da rief der Aeltere: »Um des Himmels willen, grabt, grabt tiefer; Karl hat Gott angerufen, wie ich; Gott wird ihn eben ſo wenig, wie mich, verlaſſen!« Die Leute verdoppelten ihre Kräfte, und der kaum Gerettete half ſelbſt tüchtig mitarbeiten. Nicht lange, ſo hörte man den Verſchütteten wimmern, und rettete ihn noch zeitig genug aus der Grube. Das Gebet der frommen Knaben hatte Gott erhöret.

4. Ein Prinz flüchtete ſich zur Zeit des Krieges vor dem Feinde, und nahm Niemand mit ſich, als einen einzigen alten Diener. Um nicht erkannt zu werden, waren Beide nur ganz einfach gekleidet.

Eines Abends ſpät kamen ſie zu einem abgelegenen Bauerhofe im Gebirge, und blieben daſelbſt über Nacht. Der Prinz konnte aber, aus Furcht vor den Feinden, nicht ſchlafen; auch ging ihm das Geld aus, mit dem er ſich in der Eile nicht hinreichend verſehen hatte. Er ſtand daher in der Nacht auf, kniete in der einſamen Kammer nieder und betete lange im Stillen. In der Beklommenheit ſeines Herzens that er einmal einen tiefen Seufzer und ſagte mit lauter Stimme: »O Gott, erbarme Dich eines armen Prinzen!«

Dieſe Worte hörte der Bauer und ſprach am Morgen zu dem Bedienten: »Ich weiß, Euer Herr iſt ein Prinz; ſagt

mir doch, warum er so traurig ist?« Der Bediente gestand die Wahrheit, und bat, den Prinzen nicht zu verrathen.

Als nun der Prinz abreisen wollte, trat der Bauer ehrerbietig zu ihm und sagte theilnehmend: »Lieber Prinz! Ihr nächtliches Gebet hat mir Ihren Kummer entdeckt. Erweisen Sie mir die Ehre und nehmen Sie diese zwanzig Goldstücke, bis Sie wieder in bessere Umstände kommen. Auch will ich Ihnen einen Weg zeigen, auf dem Sie bald in Sicherheit seyn sollen.«

Der erstaunte Prinz dankte dem edelmüthigen Bauer — noch mehr aber Gott, der, ohne Wunder zu thun, fromme Gebete wunderbar erhören kann.

Glücklich langte der Prinz bei einem verwandten Fürsten an, und ersetzte in der Folge dem braven Bauer das Geld zehnfach.

5. Ein armer Student zu Halle, der noch nicht lange auf der Universität gewesen war, und also noch keine Bekanntschaft und keinen Credit daselbst hatte, fiel in eine schwere und langwierige Krankheit. Seine geringe Barschaft wurde für Verpflegung und Arzeneimittel ausgegeben. Endlich ward er wieder hergestellt, und bekam nun eine große Eßlust; aber er hatte leider nicht viel, seinen Hunger zu stillen. Einst saß er an einem Sonntage Mittags auf seinem Zimmer, hatte keinen Pfennig Geld, keinen Bissen Brot, und empfand einen quälenden Hunger. Da hörte er in einem Winkel ein Mäuschen, das an einer Brotkruste nagte. Er ging hinzu, fand die Kruste, und wiewohl sie schon alt und ganz vertrocknet war, nahm er sie begierig, um sie zu verzehren; doch wollte er dies nicht ohne Gebet thun. Er legte sie also auf den Tisch, stellte sich davor und — betete in dem festen Vertrauen, daß Gott diese wenige Speise ihm eben sowohl zur Stärkung und Nahrung des Leibes segnen könne, als wenn es noch so viel wäre. — Gott erhörte sein gläubiges Gebet, und gab ihm mehr, als er bat und erwartete; denn ehe es zu Ende war, kam der Bediente eines adeligen Herrn, der in der Nähe wohnte und von seinen Umständen gehört hatte, und brachte ihm drei Schüsseln voll guter warmer Speise.

6. Ein junger Mensch von unbescholtenem Rufe hatte sich in einem unglücklichen unbewachten Augenblicke wider die Gesetze vergangen und dadurch das Leben verwirkt. Sein Schicksal erregte allgemeine Theilnahme. Um ihn zu retten, suchte ein Geistlicher, Namens Wilcox, Fürsprache bei der Gnade des Königs Georgs IV. von England, und wandte sich an die Tochter desselben, die Prinzessin Charlotte Auguste von Wales (geb. 1796). Als sie sogleich die herzlichste Zusicherung gab, und der Geistliche in tiefer Rührung sagte: »Ich kann es Eurer Königlichen Hoheit nicht vergelten; ich kann nur mein armes Gebet zum Himmel senden!« — entgegnete Charlotte: »Nennen Sie Ihr Gebet nicht arm, denn es heißt in dem Worte der Verheißung: Des Gerechten Gebet vermag viel.« (Jac. 5, 16.)

Wenn ich zu Dir im Geiste trete,
So kann ich Dich, Gott, auch im Geiste schau'n,
Und Wundermacht wohnt im Gebete,
Es bannet von mir Furcht und Grau'n;
Es gießet Weisheit, Kraft und Lust,
Den Himmel senkt's in meine Brust!

Sey dankbar gegen Gott.

1 Thess. 5, 18. Seyd dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch.

Sir. 32, 17. Danke für Alles dem, der dich erschaffen und mit seinen Gütern gesättiget hat.

1 Chron. 17, 35. Hilf uns, Gott, daß wir Deinem heiligen Namen danken und Dir Lob sagen.

Ps. 44, 9. Wir wollen täglich rühmen von Gott, und Deinem Namen danken ewiglich.

1. Ein deutscher Fürst, der weise regiert, große Heldenthaten gethan, und sich in seinem Lande, wie im Auslande, allgemeine Hochachtung und Liebe erworben hatte, kam einst an der Spitze seines Heeres in eine Festung, die er von einer schrecklichen Belagerung befreiet hatte. Alles Volk strömte ihm unter dem Geläute der Glocken entgegen, fiel bei seinem Anblicke auf die Kniee und faltete die Hände zu ihm hinauf. Als er auf dem Marktplatze stille hielt und seine Krieger sich ord-

neten, redete ihn der Präsident der Stadt mit äußerst schmeichelhaften Worten an, und das Freudengeschrei und die Lobeserhebungen des Volkes wurden immer lauter. »Mein Herr,« antwortete er dem Präsidenten mit lauter Stimme, »ich freue mich, daß das Volk meinen guten Willen anerkennt; aber jene Lobeserhebungen und jenes Freudengeschrei und aller Dank gebühret Gott, der mir gute Feldherren und Soldaten, der mir den Sieg verliehen hat. Ohne ihn bin ich, sind und vermögen wir Alle nichts. Sagen Sie dem Volke, es soll auf den Knieen liegen bleiben.« Hier wandte er sein Pferd und gab seinen Adjutanten Befehle. Diese sprengten fort, und im Augenblicke wurden alle Fahnen und Siegeszeichen zur Erde gesenkt, die volle Feldmusik begann, und das ganze Armee-Corps und das ganze Volk sang: »Nun danket Alle Gott!«

2. Der Consistorialrath und Professor Christian Wilhelm Franz Walch zu Göttingen (starb 1784) ging eines Tages mit zweien seiner Freunde spazieren, als er einen unglücklichen Fall that und sich sehr verwundete. Sein ganzes Gesicht war mit Blut beflossen, und man war sehr für das Auge besorgt. Aber ohne etwas zu sagen, setzte er sich ruhig in dem nächsten Hause, wohin man ihn gebracht hatte, nieder, ließ sich das Gesicht vom Blute reinigen und versuchte dann, ob er sehen könne. Als er dies vermochte, erhob sich sein Herz in Lob und Preis der göttlichen Güte. Die schmerzliche und langwierige Kur, die er bei der zerrissenen Stirn auszustehen hatte, trug er ohne Murren, unter beständigem Danke gegen Gott, der ihn so väterlich beschützt, und die große Narbe, die davon zurückblieb, nannte er gegen seine Freunde ein Denkmal der göttlichen Vorsehung.

3. Ein frommer Vater hatte die Gewohnheit, daß er öfters seine Kinder um sich versammelte und mit ihnen laut zu Gott betete. Da geschah es denn, daß er fast jedes Mal die Worte sprach: »Ich danke Dir, o Gott, für alles Gute, das Du mir gegeben, aber auch für alle Leiden, mit denen Du mich heimgesuchet hast!« — Darüber wunderten sich die Kinder, und der älteste Sohn fragte den Vater: warum er sogar für die Leiden Gott danke, die er über ihn verhängt habe?

habe? Sind denn Leiden auch etwas Gutes, wofür man Gott danken müsse? »Allerdings!« antwortete dieser, »sind sie etwas Gutes. Nur muß man sich auch gut in denselben verhalten, und sich dadurch nicht zur Ungeduld verleiten lassen. Dies kann ich Euch durch meine eigene Lebensgeschichte beweisen. Ich hatte nämlich einen Vater, den ich für reich hielt, und bei dem es mir erlaubt war, zu thun, was ich wollte; denn seine vielen Geschäfte ließen es nicht zu, daß er sich um uns bekümmerte. Nun starb er, und nach seinem Tode fand es sich, daß er einen größern Aufwand gemacht hatte, als dies seine Einnahmen gestatteten; die Gläubiger kamen und nahmen sein ganzes Vermögen in Empfang. Meines Vaters Bruder nahm mich zu sich, und versprach, für meine Erziehung zu sorgen. Er war ein harter Mann, hielt mich äußerst schlecht in der Kleidung, fuhr mich bei jedem kleinen Versehen heftig an, und erlaubte mir nie ein jugendliches Vergnügen. Nachdem ich einige Jahre in dieser traurigen Lage zugebracht hatte, überdachte ich eines Tages mein ganzes Schicksal, und bemerkte, daß ich wirklich um Vieles besser geworden war. Sonst betete ich gar nicht, oder doch sehr leichtsinnig, war frech und ungefällig, ließ es mir nie angelegen seyn, etwas zu lernen, weil ich glaubte, daß ich dies, wegen des Reichthums meines Vaters, nicht nöthig hätte. Aber nun trieb mich die Noth zum Gebete an. Ich stand keinen Morgen auf, ohne Gott recht innig anzuflehen, daß er mir ja ein gutes und frommes Herz schenken wolle. Auch hatte mich die Härte meines Vetters biegsam und gefällig gemacht; und da ich wußte, daß ich nichts in der Welt finden würde, was ich mir nicht durch meinen Fleiß verschaffte, so gab ich mir auch alle Mühe, etwas Nützliches zu erlernen. Sehet Kinder! — setzte der Vater hinzu — das ist die Ursache, warum ich Gott öfters für die Leiden danke, mit denen er mich damals heimgesucht hat. Sie waren für mich die größte Wohlthat, denn sie haben mich gebessert und zum brauchbaren Menschen gemacht.« —

4. Als am 30. August 1813 die Russen und Oestreicher und besonders die Preußen, unter Anführung ihres Königs,

den vollkommensten Sieg über den französischen General Vandamme, der selbst in Gefangenschaft gerieth, bei Culm, in der Gegend von Teplitz, erfochten hatten, knieete der fromme König, Friedrich Wilhelm III., nebst dem Kronprinzen, vor dem ebenfalls knieenden Heere, nieder, und dankte dem Herrn der Heerschaaren für den herrlichen Sieg, der ihm verliehen war. Gerade in diesem Augenblick trafen auch die Siegesnachrichten von den Schlachtfeldern von Großbeeren und der Katzbach ein, und diese neuen Erfahrungen der göttlichen Hülfe erhöheten noch mehr den frommen Dank und die Freude des dankerfüllten Herzens.

5. Ein frommer Greis in einem Dorfe Norddeutschlands verlor, vor nicht gar vielen Jahren, seine Ehegattin durch den Tod, die er immer sehr geliebt hatte, und die ihm durch eine fünfundfunfzigjährige Ehe ganz unentbehrlich geworden war. Ihr Tod erschütterte ihn so sehr, daß er ein heftiges Fieber bekam, und in's Bett gebracht werden mußte. Seine Verwandten, besonders seine Kinder, die ihn alle auf das Zärtlichste liebten, wichen nicht von seinem Bette. Am Morgen des vierten Tages nach dem Tode seiner Frau, sollte diese begraben werden. Er war mit heiterer Miene von einem kurzen Schlummer erwacht. »Nun werden sie wohl bald die Hülle meines guten Weibes zur Ruhe tragen?« — fragte er die Umstehenden, und bat sie, ihm aus dem Bette zu helfen und ihn anzukleiden, damit er seine treue Lebensgefährtin noch einmal sehen könne. Man suchte ihn von diesem Wunsche abzubringen, weil man fürchtete, daß der Anblick der Leiche ihn von neuem heftig angreifen, und daß er sich erkälten möchte. Er bat aber so dringend, forderte dies als seinen größten Trost, und versicherte, er sey so gefaßt, ja so heiter, daß der Anblick des Leichnams gewiß nicht nachtheilig auf sein Gemüth wirken werde. Er wurde nun angekleidet, und gestützt von seinen Kindern, ging er in das Zimmer, wo die Leiche im offenen Sarge lag. Er trat heran, strich mit der Hand über die bleichen Wangen der Entschlafenen, und ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen. Mit einem Male fiel er neben dem Sarge auf seine Kniee nieder, und faltete mit Inbrunst seine

Hände, blickte mit thränenvollen Augen, aber heiterer Miene, zum Himmel empor, und sprach aus der Fülle seines Herzens: »Gott, Du nimmst mir mein Theuerstes; aber ich murre nicht! Nein, danken muß ich Dir, daß Du mir diese treue Gefährtin meines Lebens so lange gelassen hast; danken aber Dir besonders, lieber Vater! daß Du durch meinen Heiland mich zum Glauben an ein besseres Leben nach dem Tode geleitet, und mir die Hoffnung gegeben hast, daß auch wir uns dort wiedersehen werden. Ach, ohne diesen Glauben müßte ich vergehen in meinem Elende. Dein Name sey gepriesen von mir!« — Hierauf warf er einen freundlichen Blick auf die Leiche, sprach ganz leise: »gute Nacht!« und bat dann, daß man ihn in sein Bett zurückbringen möchte.

6. Als die Stadt Frankenberg, im Erzgebirge, am 29. März 1788 abbrannte, verlor ein Buchbinder, dem nur acht Jahre vorher in Gera, wo er sich niederlassen wollte, all' das Seinige durch die Flammen entrissen worden war, sein ganzes, während dieser Zeit mühsam erworbenes, Vermögen! Mit seinen kleinen Kindern saß er nun da, unter freiem Himmel, fast ganz nackt, und beweinte trostlos sein Schicksal. In diesem höchst elenden Zustande fanden ihn zwei seiner Zunftgenossen von Chemnitz. Jeder von ihnen nahm ein Kind auf den Arm, und so führten sie die unglückliche Familie nach Chemnitz, wo sie der Buchbinder Anger zu sich in's Haus nahm und ihre Noth erleichterte. Dieser christliche Mann sagte dabei: »Warum sollen wir es nicht thun, da Gott uns immer vor Unfällen bewahrt hat, und uns giebt, was wir brauchen, damit wir Andern geben?« — Und das ist eben die rechte und beste Dankbarkeit, wenn man Andern wieder wohlthut, so wie uns Gott — unverdienter Weise Gutes erzeigt.

O laßt uns froh dem höchsten Geist
Das Opfer unsers Dankes geben!
Ihn ehrt kein Weihrauch; würdig preis't
Ihn nur ein ihm geweihtes Leben! —

Aller Segen kommt vom Herrn,
Liebt ihn und gehorcht ihm gern:
Darin liegt die Dankbarkeit,
Die das Vaterherz erfreut.

Demüthige dich vor Gott.

1. Petr. 5, 5. Haltet fest an der Demuth.

Sirach 3, 20. Je höher du bist, je mehr demüthige dich, so wird dir der Herr hold seyn.

Jac. 4, 10. Demüthiget euch vor Gott, so wird er euch erhöhen.

1. Cor. 1, 31. Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn.

1. Der deutsche Kaiser Ferdinand I. (starb 1564) war ein sehr rechtlicher, frommer und menschenfreundlicher Fürst, der sich durch eine seltene Demuth auszeichnete. Als er im Jahre 1564 fühlte, daß er nicht mehr lange leben werde, so verlangte er von seinem Beichtvater Cithardus, er solle ihm, wenn seine Sterbestunde herbei komme, durchaus mit allen sonst gebräuchlichen Ehrentiteln verschonen, weil mit dieser Stunde alle Majestät ein Ende nehme. »Nennet mich,« sprach der kranke Kaiser, »blos nach meinem Taufnamen; saget zu mir: Ferdinand, mein Bruder, streite wie ein frommer Ritter Christi, sey deinem Herrn bis in den Tod getreu.« Der Beichtvater befolgte nachher diesen Befehl in Gegenwart aller anwesenden Diener des Kaisers.

Er hatte eine eigene Gebetsformel, deren er sich oft bediente, wenn er zu Gott betete. »Gieb mir Weisheit,« heißt es darin, »wohl und recht zu richten und zu regieren, auf daß ich die Gerechtigkeit nach Deinem göttlichen Willen übe, verrichte, handle und verwalte. Gegen Dich, o Herr, gieb mir ein recht gottesfürchtig, demüthig Herz, gegen mich ein nüchternes, und ein mildes gegen meine Unterthanen und die Armen.«

2. Alphons, König von Aragonien und Sicilien, sandte seinen Sohn, einen hoffnungsvollen Jüngling, mit einem beträchtlichen Heere gegen die Florentiner, und sagte ihm bei dieser Veranlassung unter anderm: «Der vornehmste Rath, den ich Dir gebe, ist der: immer weniger auf deinen eigenen Muth und die Unerschrockenheit Deiner Soldaten, als auf den Beistand des allmächtigen Gottes zu zählen! Glaube mir, mein Sohn, nicht die Geschicklichkeit des Heerführers, nicht die Gelehrigkeit und der Gehorsam der Truppen, sondern der Wille

Gottes bringt uns den Sieg. Leitet Dich nicht seine Hand, so werden alle Deine Einsichten in der Kriegskunst fruchtlos seyn. Nur durch eine feste Frömmigkeit, durch Demuth und ein vorwurfsfreies Leben erwirbt man sich seine Gnade. Bete also das ewige Wesen an, und auf dasselbe allein setze Dein Vertrauen; denn nur ihm bist Du einen glücklichen Ausgang und alles Gute, was Du jemals thun kannst, schuldig.« — Durch das eigene Beispiel wußte dieser große Fürst seinen Ermahnungen Nachdruck zu geben, und nie war wohl ein König eifriger, sich vor Gott zu demüthigen und ihm die Ehre zu geben, die man ihm schuldig ist.

3. Friedrich der Große, König von Preußen, verbot im Jahre 1783, daß die seiner Hülfe Bedürftigen, die ihn, wenn er täglich aus Sans-Souci nach der Stadt Potsdam ritt, Bittschriften überreichten, nicht niederknieen sollten, und gab dadurch wahre Demuth zu erkennen. »Denn,« sagte er, »das können sie wohl vor Gott thun, wenn sie aber etwas an mich abzugeben haben, können sie es thun, ohne niederzufallen.«

4. Ernst der Fromme, Herzog von Sachsen, war ein Muster der Demuth, und ließ sich durch seine Fürstengröße nie zum Stolze verleiten. Oft erinnerte er sich daran: er sey aus Erde gebildet, und werde wieder zu Staube werden. Mit diesem Gedanken waffnete er sich besonders gegen den Zorn. Wenn er Jemanden ein Buch gab, so pflegte er darin die Worte zu schreiben: Regenten sind gemacht aus Erden, regieren auf Erden, und müssen zu Erden werden.

5. Als man einst der Landgräfin von Hessen-Cassel, Amalie Elisabeth, welche diesen Staat, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, mit männlicher Klugheit und Standhaftigkeit regierte, im Beiseyn vieler Zeugen, die Nachricht von einem bedeutenden Verluste mittheilte, den ihre Truppen bei Paderborn erlitten hatten, antwortete sie völlig ruhig: »daß dieser Unfall nur dazu dienen werde, ihre Streiter vorsichtiger, und bei einem andern Zusammentreffen mit dem Feinde desto beherzter zu machen. Unfälle — fügte sie hinzu — wären, wenn man sie gehörig zu ertragen wisse, überall Mittel, sich

in der Demuth vor Gott, und in der Weisheit im Glücke zu üben.«

6. Kaiser Otto I., der Große genannt, erinnerte sich immer bei seinen kriegerischen Unternehmungen, daß der Ausgang des Krieges und der Sieg nicht in der Menschen, sondern in Gottes Gewalt stehe. Wenn er seinen Kaiserschmuck zu Hause und im Felde tragen mußte, bat er Gott um ein demüthiges Herz, damit er durch irdische Pracht nicht übermüthig gemacht würde. Er hatte Breisach belagert. Einige seiner Bundesgenossen verließen ihn, und nun entfiel auch seinem übrigen Volke der Muth. »Warum seyd Ihr so verzagt?« redete der Kaiser es an; »vertrauet Gott, der kann und wird helfen. Der Sieg stehet in Gottes Hand. Ist unsere Stunde gekommen, so wollen wir Alle christlich und unerschrocken sterben, und uns die Schande der Flucht nicht anthun. Denn es ist ja besser, um der Gerechtigkeit willen sterben, als mit Schande und Schaden feldflüchtig werden. Thut Ihr nur das Eure, so wird Gott auch das Seine thun!« — Diese Worte belebten den Muth seines Volkes, und er erhielt den Sieg.

Sehne dich innig nach Gott mit liebebeschwingter Begeist'rung;
Aber in Demuth geh' kindlich die irdische Bahn!

Es steht dem Menschen niemals an,
Und hätt' er noch so viel gethan,
Sich stolz zu überheben.
Die Demuth werde dir bekannt!
Vergiß nie, daß nur Gottes Hand,
Zur That dir Kraft gegeben.

Habe Ehrfurcht vor Gott.

Jer. 10, 6. 7. Dir, Herr, ist Niemand gleich, Du bist groß, und Dein Name ist groß, und kannst es mit der That beweisen. Wer sollte Dich nicht fürchten?

Offenb. Joh. 15, 4. Wer sollte Dich nicht fürchten, Herr, und Deinen Namen preisen? denn du bist allein heilig!

Sir. 1, 11. 12. Die Furcht des Herrn ist Ehre und Ruhm, und macht das Herz fröhlich.

Sir. 2, 19. Die den Herrn fürchten, thun, was ihm wohlgefällt.

1. Der berühmte englische Naturkundige Robert Boyle (starb 1691) zeigte bei allen seinen Reden und Handlungen die tiefste Ehrfurcht gegen Gott. Nie gedachte er des Namens, und nie sprach er denselben aus, ohne dabei in seiner Rede, unter sichtbarer Erhebung des Herzens zu ihm, inne zu halten. Hierin war er so beständig, und seine bezeigte Ehrfurcht so anhaltend, daß einer seiner Freunde, der über zwanzig Jahre mit ihm umgegangen, versicherte, daß er sich nie entsinnen könne, je eine Unterlassung dieses ehrfurchtsvollen Bezeigens wahrgenommen zu haben. Bei dieser Ehrerbietung bemühete er sich auch, durch seine Gespräche und durch seine Thaten, bei Andern die Ehrfurcht gegen Gott zu befördern, und ihnen von der Größe, Allmacht, Weisheit und Güte desselben richtige Erkenntnisse beizubringen. Darum ließ er auf seine Kosten Bibeln und andere vortreffliche Bücher drucken, und sie unter arme, unwissende Leute austheilen. Er that dies nicht allein in England und Irland, sondern schickte sie auch nach Arabien, Ostindien und Amerika, um sie dort an Türken und Heiden zu verschenken.

2. Der Professor Boërhave zu Leyden, einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit (starb 1738), zeigte stets eine eben so tiefe Ehrfurcht gegen den Schöpfer und Herrn der Natur. An den kleinsten Dingen erblickte er die unendliche Macht, Weisheit und Güte Gottes; er erklärte öffentlich, daß er viel zu schwach sey, dieselbe zu ergründen, und rief oft bei Betrachtung der unerforschlichen Naturbegebenheiten aus: »Welch eine Tiefe, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes!« (Röm. 11, 33.) — Bei jeder Gelegenheit ließ er ein Herz blicken, in welchem sich die tiefste Ehrerbietung und die zärtlichste Liebe gegen Gott in ihrer ganzen Stärke zeigte, und suchte sie auch seinen Zuhörern einzuflößen, indem er die Hoheit und Majestät Gottes immer in ein helles Licht stellte, und zugleich auf die Niedrigkeit und Ohnmacht der Menschen hinwies. Jedes Mal, wenn er den Namen Gottes nannte, zog er seinen Hut ehrerbietigst ab.

3. Von Canut, dem ersten Könige der Dänen, der gleichzeitig auch über England herrschte (starb 1036), erzählt

die Geschichte folgendes schöne Beispiel seiner Ehrfurcht vor Gott. Als er einst am Ufer des Meeres spazieren ging, schmeichelten ihm mehrere Diener in seiner Begleitung mit den übertriebensten Lobeserhebungen, und priesen ihn als den mächtigsten Herrscher auf Erden, der über Länder und Meere zu gebieten habe. Der König, der ein Feind aller Schmeicheleien war, warf sein Oberkleid ab, wickelte es zusammen, und setzte sich ganz nahe am Ufer darauf, als eben das Wasser, wegen der Fluth, zu wachsen anfing. Dann sprach er mit lauter Stimme: »Meer, ich gebiete dir, daß du mir nicht zu nahe kommst, oder meine Füße benetzest!« — Indem nun das Meer immer auf ihn los spülte, und ihn ganz naß machte, wandte er sich gegen seine Hofleute und sagte: »Ihr Schmeichler! hier seht Ihr euern mächtigen König, dessen Gewalt sich nicht einmal über Wassertropfen erstreckt. Niemand ist mächtig, als Gott; und Niemanden gebührt das Lob, mächtig genannt zu werden, außer dem, der alle Dinge erschaffen hat und erhält!«

Die Geschichtschreiber fügen hinzu, daß Canut, von dieser Stunde an, die Krone, welche die Könige in jenen Zeiten beständig zu tragen pflegten, nicht wieder aufgesetzt habe.

4. Der berühmte Kirchenvater Chrysostomus (starb 407) hatte an der Kaiserin Eudoxia eine große Feindin. Sie stieß einmal die heftigsten Drohungen gegen ihn aus, und schwur ihm Unglück und Tod. Man sagte es dem frommen, rechtschaffenen Manne wieder; er aber antwortete ganz unerschrocken: »Es ist nichts, wofür ich mich so sehr fürchte, als meinen Gott zu beleidigen.«

5. Dr. Martin Luther, dieser tapfere, gottbegeisterte Streiter für Wahrheit und Recht (starb 1546), betrachtete das Werk der Kirchenverbesserung, das er führte, als eine Sache Gottes, und schonte selbst der Fürsten nicht, die ihm bei der Förderung desselben entgegen traten. Als man ihn hierauf aufmerksam machte, antwortete er frei und bestimmt: »Ist es denn etwas Sonderliches, daß ich die Könige auf Erden demüthige und beiße, da sie sich nicht scheuen, dem Könige des Himmels die Ehrfurcht zu versagen?«

6. Als am dritten Tage der blutigen Völkerschlacht bei

Leipzig, im Jahre 1813, der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg den drei verbündeten Monarchen, dem Kaiser Alexander I. von Rußland, dem Kaiser Franz I. von Oestreich, und dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm III., welche von der Mausdörfer Höhe in das Schlachtgetümmel hinabschaueten, die Botschaft von dem vollständig errungenen Siege überbrachte, stiegen die frommen Fürsten von ihren Rossen, entblößten ehrfurchtsvoll die Häupter, demüthigten sich vor dem König aller Könige, und dankten aus der Fülle des Herzens dem Herrn der Heerschaaren, der ihren großen Kampf gesegnet und, zum Heil der Völker, mit Sieg gekrönt hatte.

Willst du der Weisheit Quelle kennen?
Es ist die Ehrfurcht vor dem Herrn!

Dich, Gott, bewundern, Dich verehren,
Ist Pflicht für mich und Seligkeit;
Der ehrt Dich, der nach Deinen Lehren
Sein ganzes Herz der Tugend weiht.
O wirk' in mir durch Deinen Geist,
Die Ehrfurcht, die Dich kindlich preis't!

Beweise deine Ehrfurcht auch öffentlich durch Theilnahme am kirchlichen Gottesdienste.

Ps. 95, 6. Kommet, lasset uns anbeten und knieen und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat.

Hebr. 10, 25. Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlungen, wie Etliche pflegen, sondern uns unter einander ermahnen.

Ps. 26, 6—8. Ich halte mich, Herr, zu Deinem Altar, da man höret die Stimme des Dankes, und den Ort, da man predigt alle Deine Wunder. Herr, ich habe lieb die Stätte Deines Hauses, und den Ort, da Deine Ehre wohnet!

Ps. 111, 1. Ich danke dem Herrn von ganzem Herzen im Rathe der Frommen und in der Gemeinde.

1. Christian Fürchtegott Gellert (starb als Professor in Leipzig 1769) war nicht blos als Lehrer der Weisheit durch seine Worte und Schriften, sondern auch als Vorbild jeder Tugend überall geliebt und geehrt. Er hatte das Glück, durch seine rechtschaffenen Eltern von früher Jugend

an zu einer wahren und herzlichen Hochachtung für die Religion angeleitet zu werden, deren beseligende Kraft er auch, wie er selbst bekennt, zu allen Zeiten seines Lebens reichlich empfunden habe. Sein Eifer in Abwartung der öffentlichen Gottesverehrung war außerordentlich groß, und er blieb sich hierin gleich bis an's Ende seines Lebens. Er besuchte die Kirche so regelmäßig und unausgesetzt, daß ihn, seines schwächlichen Körpers ungeachtet, keine noch so rauhe Witterung davon abhielt. Mit der größten Rührung nahm er an der feierlichen Religionshandlung des heiligen Abendmahls Theil, und immer erhöhete seine ungeheuchelte Andacht die Andacht aller derer, welche mit ihm das heilige Mahl genossen. Eben so eifrig und gewissenhaft war er auch in seinen häuslichen Andachtsübungen, besonders im Gebete, weil er von dem segensreichen Einfluß desselben auf Frömmigkeit und Tugend sehr lebhaft überzeugt war.

2. Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs II. von Preußen (starb 1797), war von Jugend auf eine innige Verehrerin der christlichen Religion, so daß alle ihre Aeußerungen und Handlungen nur das Gepräge einer christlich großen Seele an sich trugen. Sie bewies durch ihr Beispiel, wie sehr wahre Frömmigkeit und wahre Freude verschwistert sind. Der wohlthätige Geist des Christenthums ging in ihr ganzes, wahrhaft edles Leben über; gewissenhaft übte sie die Pflichten desselben, genoß seine belohnenden Freuden, und war duldend und nachsichtig gegen das ganze menschliche Geschlecht.

In gesunden Tagen wohnte sie der öffentlichen Gottesverehrung fleißig und mit Andacht bei, und gab jederzeit das Beispiel einer herzlichen Theilnahme an Allem, was Liebe und Ehrfurcht gegen Gott und Jesum zu befördern im Stande ist. In der Folge, als ihre körperliche Hinfälligkeit den Besuch der Kirche nicht mehr erlauben wollte, veranstaltete sie, im Beiseyn ihres ganzen Hofes, religiöse Andachtsübungen in ihrem Kabinette, und diese waren ihr so werth, daß weder ihr ländlicher Aufenthalt in Schönhausen (einem Lustschlosse bei Berlin), noch leichte Anfälle von Krankheiten sie davon zurückhielten.

3. Der Kaufmann Wolf zu Krummenteich — zu Anfange des 18ten Jahrhunderts — war ein so fleißiger Kirchengänger, daß er in den 42 Jahren, welche er zu Krummenteich wohnte, wenn er gesund und zu Hause war, nicht ein einziges Mal den öffentlichen Gottesdienst versäumt hat. Er war immer der Erste und der Letzte in der Kirche, und bezeigte beim Gesange und bei der Predigt eine ganz besondere Andacht. Auch in seinem hohen Alter, als er sich mußte leiten lassen, fehlte er nie, und wählte sich, als er die Treppe zu seiner gewöhnlichen Stelle nicht mehr steigen konnte, unten in der Kirche eine andere. Wenn der Prediger sich gleich erbot, die gehaltene Predigt ihm in seinem Hause zu wiederholen, so hielt er den öffentlichen Gottesdienst doch weit erwecklicher. Sehr empfindlich war es ihm, zu hören, wenn man beim Eintritt in die Kirche oder sonst während des Gottesdienstes ein Geräusch machte, und er suchte, so viel er vermochte, dies immer zu hintertreiben und abzustellen.

4. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, ein eben so ausgezeichneter Regent, als frommer und erleuchteter Christ, giebt seine innige Liebe zu Gott und zum Worte Gottes auch dadurch zu erkennen, daß er, in der Regel, die kirchliche Erbauung niemals verabsäumt, selbst wenn er sich auf Reisen befindet, und die Umstände es irgend gestatten. Als er im Jahre 1814, nach glorreicher Besiegung Napoleons, aus Frankreich zurückkehrte, wohnte er auch — am 14. Juli — in der Grindelgemeinde des Berner Oberthals dem öffentlichen Gottesdienste bei, und erbaute durch seine Demuth und Erniedrigung vor dem Herrn der Heerschaaren alle Anwesende. Zur Erinnerung an diesen feierlichen Gottesdienst bewahrt die Gemeinde noch in dem Pfarrhause zu Grindelwald das Gesangbuch, dessen sich der König bediente, und darin stehen folgende Worte geschrieben:

„Der im verborgnen Thal mit Hirten Gott gelobt,
Des frommen Königs Herz ist edel und erprobt.
Wohl ihm, der nicht zu stolz, nicht eitel und vermessen,
Mit Menschen Mensch zu seyn, auf hohem Thron vergessen;
Ihn ehret alles Volk mit doppeltem Vertrauen,
Es glaubt in seinem Wink den Wink des Herrn zu schauen.“

5. Basilius von Atadouroff, Sohn des verstorbenen kaiserlich russischen Staatsministers von Atadouroff, ging im Jahre 1781, als ein Jüngling von 16 Jahren, nach Göttingen, um auf der dortigen Universität Wissenschaften und Weisheit zu lernen. Mit einem edlen Eifer in Erwerbung der, zu einem nützlichen Berufe erforderlichen, Kenntnisse verband er eine große Frömmigkeit und Gottesfurcht. Obgleich mehrere hundert Meilen ihn von seinem Vaterlande trennten, und große Schätze und hohe Geburt ihn über viele andere Menschen erhoben, so hielt er es doch auch in der Fremde, wo Niemand von den Seinigen auf sein religiöses Betragen Achtung geben konnte, für Pflicht, die Religion Jesu öffentlich zu bekennen, und benutzte alljährlich die Oster- und Herbstferien zu einer Reise nach Kiel oder Berlin, um an diesen Orten den gottesdienstlichen Versammlungen seiner Glaubensbrüder beizuwohnen, und mit ihnen das heilige Abendmahl zu genießen.

6. In dem kalten Winter des Jahres 1784, da die Armen allenthalben sich in großer Noth befanden, predigte der Superintendent Stockhausen zu Hanau einmal über den Text, Psalm 91, 14 — 16: »Er begehret meiner, so will ich ihm aushelfen u. s. w.,« und redete nun in dieser Predigt »von dem Vertrauen der Gläubigen auf Gottes Hülfe zur Zeit der Noth.« Er machte die Anwendung besonders auf die damaligen Umstände und die Noth der Armen in Hanau, tröstete dann diese, und vermahnte die andern Zuhörer so herzlich zum Mitleiden und zur Wohlthätigkeit, daß jeder Anwesende dadurch innigst gerührt wurde. Ein angesehener Offizier, der ebenfalls in der Kirche zugegen gewesen war, und nun auch zur Milderung der Noth seiner leidenden Mitmenschen beizutragen den schönen Vorsatz gefaßt hatte, erzählte Mittags an der fürstlichen Tafel von der angehörten rührenden Predigt des Superintendenten Stockhausen, und veranlaßte dadurch, daß die fürstlichrn Personen und die andern Gäste eine Collecte von 410 Gulden für die Armen zusammensteuerten, welche auch sogleich ausgetheilt wurden.

Das ist ein Dienst, der Gott gefällt, wenn man nicht nur

in die Kirche gehet und sein Wort höret, sondern auch dessen Ermahnungen folget. Jac. 1, 22: Seyd Thäter des Worts und nicht Hörer allein! Jac. 1, 27: Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen.

Den Feiertag sollst heilig du begehen!
Ihn hat der Herr zur Andacht dir ersehen.
Frei von dem Drang der niedern Erdensorgen,
Vor dem Gewühl des Tagewerks geborgen,
Sollst du den Blick zum Herrn der Welten richten,
Und zur Erfüllung deiner Christenpflichten,
Mit deinen Brüdern zu dem Vater beten,
Sollst andachtsvoll in seinen Tempel treten!
Rein sey dein Herz von niedrer Sinnenlust;
Der Trieb zum Guten fülle deine Brust:
Dann wird zu der Vollbringung schwerer Tagesmühen,
Gestärkt dein Herz, voll Kraft die Seele glühen!

Hüte dich vor Entheiligung des Feiertags.

2 Mos. 20, 8. Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest.

Pred. Sal. 4, 17. Bewahre deinen Fuß, wenn du zum Hause Gottes gehest.

Sir. 4, 15. Wer Gottes Wort ehret, der thut den rechten Gottesdienst, und wer es lieb hat, den hat der Herr auch lieb.

Luc. 11, 28. Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren.

1. Zwei Brüder von vortrefflichen, sehr wohlhabenden Eltern, wohl erzogen, in den Grundsätzen der christlichen Religion fleißig unterrichtet, zu den gottesdienstlichen Handlungen sorgfältig angehalten, wurden nach Leipzig gesandt. Der Jüngste, ein fleißiger, frommer und guter Mensch, den gleiche Gesinnung bald mit einem andern guten Jüngling so verband, daß sie zusammen eine Stube bezogen und zwei Jahre sehr einträchtig mit einander lebten, studierte. Der Aeltere dagegen kam als Diener in eine sehr ansehnliche Handlung, sollte einige Jahre in derselben bleiben, und dann mit seinem Vater in Gesellschaft treten. Bei seiner Ankunft war er in Beobachtung seiner Pflichten auch sehr ordentlich, und kam gewöhnlich des Sonntags zu seinem Bruder, um mit ihm den Gottesdienst

zu besuchen, und des Nachmittags die frische Luft bei einem Spaziergange zu genießen. Nach und nach blieb er aus, und wenn ihn sein Bruder fragte, ob er in der Kirche gewesen wäre, so suchte er sich anfänglich noch durch mancherlei Entschuldigungen zu rechtfertigen; bald darauf aber glaubte er ihrer nicht mehr nöthig zu haben, und wenn ihm dieser darüber Vorwürfe machte, so spöttelte er über ihn, nannte ihn einen Andächtler, machte sich über die Prediger lustig, und widerlegte ihn mit witzigen Einfällen. Es währte nicht lange, so fing er an bei seinem Bruder zu borgen, und da dieser seine Wünsche wenig befriedigen konnte, so wandte er sich an Andere. Es kamen Klagen von seinem Herrn, daß er die Nächte nicht nach Hause käme, und auf den Kaffeehäusern spiele oder andere Oerter der Unsittlichkeit besuche. Er machte Schulden über Schulden, die sein Vater einige Mal unter den schärfsten Bedrohungen für ihn bezahlte; da aber dies Alles nichts helfen wollte, so entschloß sich der Vater, ihn nach Hause zu nehmen. Kurz vorher war noch das berüchtigte Vogelschießen, das für ihn zu wichtig war, als daß er es hätte versäumen können. Er ging hinaus, und nachdem er sich vorher mit Wein überladen hatte, war er des Nachts in einer benachbarten Schenke mit seines Gleichen in Zwist gerathen, wobei er einen solchen Schlag auf den Kopf bekam, daß er den Morgen darauf in die Stadt gebracht werden mußte, und drei Tage darauf seinen Geist aufgab. In den kleinen Zwischenräumen von Besonnenheit, wo er seinen geführten Wandel bereuete, bejammerte er hauptsächlich seine Vernachlässigung des Besuches des Gotteshauses, weil er von der Zeit an, da er seine gottesdienstlichen Pflichten unterlassen und den Sonntag nicht mehr heilig gehalten, auch von einem Irrwege auf den andern gerathen sey.

2. Ein Richter in England, Namens Holt, einer der rechtschaffensten Männer, der wegen der ausgezeichneten Verwaltung seines Amtes in hoher Achtung stand, hatte in seiner Jugend das Unglück, in Gesellschaft schlechter Menschen zu gerathen, welche Religion und Tugend gering achteten. Hauptsächlich luden sie dadurch eine große Schuld auf ihr Gewissen,

daß sie den Tag des Herrn auf die unverantwortlichste Weise entheiligten, und statt den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, sich in Wein- und Bierhäusern umhertrieben, durch Spiel und andere für Geist und Herz nachtheilige Dinge den Tag verschwendeten, und Abends meist betrunken nach Hause kamen.

Eines Tages geschah es, daß Holt sich genöthigt sah, einen Mann, in dem er einen alten Spielgesellschafter erkannte, zum Tode zu verurtheilen. Der Anblick dieses Menschen ergriff sein ganzes Gemüth; und weil auch er einmal in Gefahr gewesen war, ein schlechter Mensch zu werden, so fragte er diesen, der vor ihm stand: wo denn die Uebrigen seiner Jugendfreunde geblieben wären? — »Ach!« antwortete der Unglückliche, »außer Ihnen und mir ist kein Einziger übrig, der nicht unter dem Schwerte der strafenden Gerechtigkeit gefallen oder sonst eines gewaltsamen Todes gestorben wäre.« Der Richter seufzte tief gerührt, hielt eine sehr erweckliche Rede, und zeigte die Gefahr böser Gesellschaften, besonders für die Jugend, in der so leicht das schlechte Beispiel die herrlichen Keime der Tugend ersticke, wo die Verschlimmerung mit Geringschätzung der Religion und des öffentlichen Gottesdienstes anfange, und sich mit einem schändlichen Leben und schmachvollen Tode endige.

3. Ein junger Handwerksbursche, Namens Leinert, pflegte zwar des Sonntags die kirchlichen Versammlungen zu besuchen, aber mehr mit seinem Körper als mit der Seele, denn er wußte selten, was der Prediger vorgetragen hatte, und für sein Gemüth war alle Erbauung verloren. Daher kam es auch, daß er die übrige Zeit des Sonntags nur der Lustbarkeit und dem Vergnügen widmete, und sich Dinge erlaubte, die an sich schon sehr unsittlich, aber der Feier des Ruhetages ganz besonders entgegen waren. — Eines Sonntags begab er sich, nach Beendigung des Gottesdienstes, auf das nächste Dorf, wo er eine lustige Gesellschaft im Wirthshause fand, und sich sogleich zu ihr gesellte. Um sich recht gütlich zu thun, wurde eine Flasche Branntwein nach der andern geleert, und dabei so wacker geschmaus't, gelärmt und

gesungen, daß Leinert seiner Sinne bald gänzlich beraubt war. — Er hatte einige Tage vorher von seinen Eltern vier Dukaten nachgeschickt bekommen; diese trug er, nebst dem ersparten Wochengelde, das er sich mit seiner Arbeit verdient hatte, bei sich. Als der Branntwein ihn bereits zu benebeln anfing, that er damit groß, und dies erregte die Habsucht seiner Trinkgenossen. Nach einer kleinen Weile ging der Eine hinaus, und winkte unvermerkt diesem und jenem, daß sie ihm folgen sollten. Nun verabredeten sie, dem armen Leinert tüchtig zuzutrinken und ihm dann sein Geld abzunehmen. Dies geschah auch. Sobald Leinert ohne Besinnung und Verstand da lag, zog ihm sein Nachbar unvermerkt den Geldbeutel aus der Tasche, worauf die Gesellschaft aufbrach, den Wirth bezahlte, und den Beraubten mit sich fortschleppte, ihn aber bald am Wege liegen ließ. Es war Abends im Winter, und in der Nacht fiel häufiger Schnee. Der Elende rang am folgenden Morgen mit dem Tode. Ein Bauer, der Getreide zum Verkaufe nach der Stadt fuhr, fand ihn, und kaum hatte er ihn mit seinem Knechte auf den Wagen gehoben, so starb er.

Ein wahrer Gottesdienst muß ganz von Irrthum rein
Und der Vollkommenheit des Christen würdig seyn.
Das Wesen, dessen Macht die Welt und Geister preisen,
Die höchste Majestät, den Weisesten der Weisen,
Die Güte, deren Maß der Himmel nicht umschließt,
Das Licht, aus dessen Schooß die Wahrheit sich ergießt,
Den Gott, der lohnt und straft, den laßt Euch, Menschen, lehren:
Nur, wer ihn recht erkennt, mag ihn auch recht verehren!

Fliehe die Scheinheiligkeit.

1 Chron. 30, 17. Ich weiß, mein Gott, daß Du das Herz prüfest, und Aufrichtigkeit ist Dir angenehm.

Matth. 15, 8. Dies Volk nahet sich zu mir mit seinem Munde, und ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir.

2 Tim. 3, 5. Die Lasterhaften haben den Schein eines gottseligen Wesens, aber seine Kraft verleugnen sie.

Hiob 20, 5. Die Freude des Heuchlers währet einen Augenblick.

1. Der berühmte jüdische Gelehrte Benedict Spinoza (starb 1677) erhielt als zehnjähriger Knabe von seinem Vater,

ter, der ihn schon früh auf den Unterschied wahrer Frömmigkeit und scheinheiliger Andächtelei aufmerksam gemacht hatte, den Auftrag, einiges Geld zu holen, welches ihm eine bejahrte Frau schuldig war. Da er in ihre Stube trat, las sie in der Bibel, und gab ihm ein Zeichen, zu warten, bis sie ihr Gebet verrichtet haben würde. Der Knabe that es, sagte ihr, als sie fertig war, den Zweck seiner Sendung, und die fromme Alte zählte ihm das Geld auf. »Sieh,« sprach sie, »das bin ich Deinem Vater schuldig; möchtest Du auch einmal ein so rechtschaffener Mann, wie er, werden! Nie ist er vom Gesetz Mosis gewichen, und der Himmel wird Dich nur segnen, wenn Du ihm nachahmst.« Da sie dies gesagt hatte, nahm sie das Geld, um es in den Beutel des Knaben zu stecken. Allein dieser erinnerte sich, daß sie alle Kennzeichen der falschen Frömmigkeit an sich habe, von der ihm sein Vater so viel gesagt hatte, ließ sich durch keine Versicherung abhalten, die Stücke zu zählen, und fand, daß zwei Dukaten fehlten, welche die scheinheilige Alte ausdrücklich durch eine zu solchem Behufe in den Tisch gemachte Spalte in einen Schubkasten hatte fallen lassen.

2. Nikolaus Stirzer diente bei einem Herrn in Pesth, dessen Beruf ihn den größten Theil des Tages außer dem Hause führte, und der nur zu gewissen Stunden nach seinen Leuten sehen konnte; diese Stunden bemerkte sich Nikolaus. Wenn er nun wußte, daß sein Herr kommen werde, so strengte er sich bei seinen Arbeiten nach allen seinen Kräften an; war derselbe aber ausgegangen, so ließ er die Arbeit liegen und that unnütze Dinge. Die Kirche besuchte er sonntäglich, stellte sich darin sehr fromm und andächtig, verrichtete auch zu Hause sein Morgen- und Abendgebet, aber so laut, daß man es draußen hören konnte. Sein Herr hielt ihn lange für einen treuen Diener, denn Nikolaus sprach oft mit ihm davon, wie unrecht und gottlos jede Art von Untreue und Faulheit sey, beklagte sich auch über die Andern, daß er von ihnen wegen seines Fleißes und seiner Treue viel leiden müßte. Einst aber traf ihn sein Herr unversehens, da er eben im Begriffe stand, aus der Kasse desselben zwei Rollen Kronenthaler

zu entwenden. Er ließ ihn gefangen setzen, und nun kamen bei der mit ihm angestellten Untersuchung alle seine bösen Streiche an den Tag, wodurch er noch härter gestraft wurde.

3. Bei einer ansehnlichen Stadt lebte ein Gärtner, der seinem äußern Verhalten nach ehrlich und fromm schien, mit den Seinigen fleißig arbeitete, und sich Gärten, Aecker und Wiesen ankaufte, ohne daß Jemand begreifen konnte, wo der Mann das Geld dazu herbekomme. Jeder hielt ihn für ehrlich, weil er keinen Sonntag die Kirche versäumte, und auch fleißig zum Abendmahle ging. Viele glaubten, der liebe Gott belohne dadurch sein Kirchen- und Abendmahlgehen. Das war indessen nicht der Fall, denn im Grunde war dieser scheinfromme Mann ein Erzdieb, der sich sein Geld und Gut zusammengestohlen hatte. Und dies kam auf folgende Weise an den Tag. Er hatte einen Lehrburschen bekommen, der in diesem Jahre zum ersten Mal zum heiligen Abendmahle zugelassen war. Diesen wollte er nun auch zu seinen Diebereien abrichten. Der Junge aber versah etwas, bekam Schläge, und lief davon. In der Seele des Entlaufenen wachte das Wort auf, welches der Prediger beim Abschiede zu ihm gesagt hatte: »Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot.« (Tob. 4, 6.) Dabei hatte er ihm noch dies gesagt: »Laß Dich zu keiner Sünde, auch zu keinem Diebstahl verführen, wenn es auch noch so heimlich wäre; es kommt gewiß einmal heraus.« Dies Wort ängstigte den Knaben so sehr, zumal da er sich schon zu einigen Diebereien hatte gebrauchen lassen, daß er den ganzen Handel seines gewesenen Herrn offenbarte. Da sah denn ein Jeder, was er für ein Mensch gewesen war.

4. Ein junger Mensch, der bei seinem Bruder in Kurland als Knecht diente, gerieth aus Stolz auf den thörichten Einfall, den Schein einer großen Frömmigkeit und einer besondern Heiligkeit anzunehmen. Er ging fleißig in die Kirche und stellte sich immer sehr andächtig. Aber er bediente sich auch noch anderer sehr schändlicher Mittel, um die Leute auf den Gedanken zu bringen, daß er bei Gott ganz besonders in

Gnaden stehe. Wenn er nämlich von Jemand beleidigt wurde, so ertrug er es mit der Miene der größten Geduld, doch warnte er bisweilen den Beleidiger, er möge sich vor Gottes Strafen fürchten. Hernach schlich er dem Viehe desselben nach, bis er ein Stück erreichen und erwürgen konnte, und nun verbarg er sich so lange, bis das todte Stück Vieh gefunden wurde. Dann kam er wie von ungefähr dazu, und erinnerte den Eigenthümer, wie derselbe ihn einst beleidigt, und wie er ihm die göttliche Strafe voraus verkündiget habe. »Seht Ihr,« pflegte er zu sagen, »daß Gott diejenigen nicht verläßt, die ihm dienen, aber auch diejenigen straft, die eines seiner Kinder antasten. Ich habe es schon mehrmals erfahren, daß er sich meiner so annimmt. Merkt Euch das!«

Einst wollte er am bevorstehenden Sonntage zum heiligen Abendmahl gehen. Im Laufe der Woche befahl ihm sein Bruder, mit Korn nach Libau auf den Markt zu fahren. Es war Winter und sehr unfreundliches Wetter, deshalb suchte er den Befehl abzulehnen und wandte vor: es schickte sich nicht für ihn, weil er am Sonntage zum heiligen Abendmahle zu gehen vorhabe. Da der Bruder seine Entschuldigung nicht gelten ließ, und er doch fahren mußte, so steckte er aus Rachsucht ihm heimlich die Scheune an, und ermahnte ihn dann, hierin die Strafe Gottes zu erkennen. — Am Sonntage ging er nun zum Abendmahl, und hier mußte sich durch eine wunderbare göttliche Fügung eine Begebenheit zutragen, die den schändlichen Heuchler entdeckte. Der Geistliche, ein hochbejahrter Greis, ließ nämlich, als der Heuchler zum Altare heran trat, das geweihte Brot fallen, welches dieser, ganz bestürzt in dem Bewußtseyn seines Verbrechens, wieder aufhob; bei der Austheilung des Weines wollte der alte Mann den Kelch recht fest halten, er fing aber vor Kälte an zu zittern, so daß der Wein verschüttet wurde. Nun gerieth der Heuchler auf den Gedanken, der Prediger habe absichtlich so gehandelt, weil er sein ganzes Verbrechen kenne und ihn des heiligen Abendmahls für unwürdig halte. Er folgte ihm deshalb von dem Altare in die Sakristei nach, und bekannte gegen ihn, wie er seines Bruders Haus angezündet und seiner Nachbaren Vieh

erwürgt habe. Der Geistliche zeigte ihn den Gerichten an, und er erhielt die verdiente Strafe. 1 Petr. 2, 1: »So leget nun ab alle Bosheit und allen Betrug und Heuchelei.«

Halte den Sonntag stets heilig und höre
Mit deinen Brüdern im frommen Verein,
Was dir verkündigt die göttliche Lehre;
Nimmer sey deine Verehrung nur Schein!
Wo man den Heiligen suchet und ehret,
Herzlich vereint durch Gesang und Gebet,
Da wird auch Glaube und Liebe vermehret,
Andacht wird Segen, der ewig besteht.

Entheilige den Namen Gottes nicht.

a) Durch Fluchen.

Jac. 1, 26. So aber Jemand unter euch sich läßt dünken, er diene Gott, und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern verführet sein Herz, deß Gottesdienst ist eitel.

Matth. 12, 34. Wie könnt ihr Gutes reden, dieweil ihr böse seyd? Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.

Sir. 34, 29. Wenn einer betet und wiederum flucht, wie soll den der Herr erhören?

1. Eine Magd zu Demmin in Pommern hatte nicht gleich früh Morgens Feuer angemacht, weil sie in die Kirche gehen wollte. Die Frau fing deswegen schrecklich an zu fluchen und sagte, daß sie in Teufels Namen brennen sollte. Als nun die Magd das Feuer kaum in Brand gebracht hatte und weggegangen war, brannte das Haus so geschwind und heftig, daß keine Rettung mehr möglich war, auch viele andere Häuser mit demselben in Aschenhaufen verwandelt wurden.

2. »Du magst an Deinen Sterbekittel denken!« Dies war die Antwort eines jungen Herrn von Adel, der sich das Laster des Fluchens nur zu sehr angewöhnt hatte, als ihm sein redlicher Landsmann, ein Engländer, in einer Gesellschaft, wo er häufig fluchte, eine gute Erinnerung gab. Dieser sagte darauf weiter nichts, als: ob er denn nicht glaube, daß er sterben würde? Jetzt fluchte der Edelmann noch viel ärger, stieg bald darauf zu Pferde, und kam an eine Brücke. Hier

that das Pferd einen Seitensprung und stürzte mit ihm ins Wasser. Beide ertranken.

3. Zu Maukendorf im Salzburgischen hatte ein Wirth seinen Knecht davon gejagt, und ihm keinen Lohn gegeben. Um dies zu beschönigen, beschuldigte er den Knecht, daß er dieses und jenes entwendet habe, und darum müsse er den Lohn zurückbehalten, um sich damit bezahlt zu machen. Als die Sache vor den Richter kam, fing der Wirth an zu fluchen, und um sein Recht zu beweisen, sagte er: »Wenn ich nicht Recht habe, so soll mich Gott strafen!« Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als er zu Boden fiel und plötzlich starb.

4. Im Jahre 1560 traf bei dem Dorfe Benavide einen Menschen der Blitz so, daß Arme und Füße ganz zermalmt, die Zunge aber, welche er zum Fluchen und Schwören gemißbraucht hatte, ganz und gar herausgerissen war, daß man auch nicht die geringste Spur mehr davon sah.

5. In einer Gegend Würtembergs steht einsam ein Jägerhaus, dessen vorderer Dachgiebel, wie man häufig an Jägerhäusern sieht, mit einem Hirschgeweih geziert ist. Der Jäger, der dies Haus bewohnte, hatte sich angewöhnt, bei jeder Gelegenheit gewaltig zu fluchen. — Einst saß er, während ein Gewitter heraufzog, auf seinem Lehnstuhl. An der Wand hingen geladene Gewehre, und in der Wiege, die im Zimmer stand, schlief ein holder Säugling. Eben war der Vater aufgestanden von seinem Stuhl und hinausgegangen, als ein Blitzstrahl den Nagel traf, womit das Hirschgeweih am Dache befestigt war. Die Gewehre an der Wand gingen los, und als der erschrockene Jäger wieder in das Zimmer stürzte, war es voll Rauch und Dampf. Der Strahl hatte sich auf beiden Seiten des Daches in mehrere Arme getheilt, die durch kleine Löcher, wie sie eine Büchsenkugel schlägt, sich Bahn in das Wohnzimmer und von da in das Erdgeschoß gebrochen hatten, wo sie sich wieder vereinigten, um den Schlußstein des Kellergewölbes zu zermalmen, und durch diese Oeffnung in die Tiefe zu fahren. Der Strahl hatte den Stuhl zerschmettert, auf welchem kurz zuvor der Jäger gesessen, der

Säugling in der Wiege aber schlief noch ruhig. — Dieser Vorfall hatte den Jäger so tief erschüttert, daß er, aus Ehrfurcht vor dem Herrn der Natur, in dessen Händen auch das Leben der Menschen steht, nie wieder einen Fluch über seine Lippen gehen ließ.

Dein Lob sey auf den Lippen mir,
Mein Dank erhebe sich zu Dir;
Doch Deinen Namen zu entweih'n,
Das müsse stets verhaßt mir seyn!

b) Durch Lästern.

3 Mos. 24, 16. Wer des Herrn Namen lästert, der soll des Todes sterben.

Ps. 10, 4. Der Gottlose ist stolz und zornig, daß er nach Niemand fragt; in allen seinen Tücken hält er Gott für nichts.

Hiob 15, 4. Du hast die Furcht fahren lassen, und redest verächtlich von Gott.

Gal. 6, 7. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten!

1. Als der nachmals berühmte Pfarrer der Stadt Driesen, Christoph Starke, noch zu Nennhausen, unweit Rathenow, in der Mark Brandenburg Prediger war, hatte sich eine Weibsperson seiner Gemeinde verleiten lassen, den Opferstock mit dem darin befindlichen Gelde zu bestehlen. Es waren die deutlichsten Merkmale vorhanden, daß Niemand, als sie, den Kirchenraub begangen hatte; aber sie leugnete es frech und dreist, ja, sie vermaß sich so schrecklich, daß sie sagte: »Gott soll ein Zeichen an mir thun, wenn ich den Diebstahl begangen habe!« Sobald sie jedoch nach Hause kam, wurde sie von einer außerordentlichen Angst befallen, so daß sie das Verbrechen gestehen mußte. Aber nicht genug, sie ward auch lahm an Händen und Füßen, und konnte durch alle Mittel nur so weit gebracht werden, daß sie an Krücken noch ihr Brot erbetteln konnte.

2. Im Jahre 1503 wollte ein Edelmann am grünen Donnerstage jagen. Sein Bedienter widerrieth ihm solches, mit Anführung des Grundes, weil er ja wüßte, daß er niemals an einem Sonn- oder Festtage Glück gehabt hätte. Der Edelmann, darüber unwillig und ihm fluchend, hieß ihn fort-

reiten. Als sie sich dem Dorfe Luczow, bei der Stadt Böhmischbrod, genähert hatten, entstand ein heftiges Gewitter. Sobald der Bediente dies bemerkte, rief er seinem Herrn zu: »Herr, hab' ich's nicht gesagt, wir haben heute kein Glück; hört, wie es donnert!« Der Edelmann ward nun noch unwilliger, und brach in die Worte aus: »Schlag' her, bist Du ein ehrlicher Gott!« Aber kaum hatte er das gesagt, so traf der Blitz ihn und sein Pferd. Beide fielen todt nieder. Der Bediente, der auch mit niedergestürzt war, richtete sich wieder auf und ritt unbeschädigt nach Hause.

3. Augustin erzählt: Ein Maurer rief, während eines Gewitters, seinen Mitarbeitern zu: »Hört, unser Herr Gott ist auch ein Maurer geworden, jetzt ladet er Steine ab!« allein kaum hatte er diese lästernden Worte ausgesprochen, als ihn der Blitz vom Gerüste hinabschlug.

4. Als die Oesterreicher im siebenjährigen Kriege den Ort Peitz, welcher am 27. August 1759 in ihre Hände gerathen war, wieder verlassen mußten, erhielt der Commandant Befehl, die Festungswerke vorher zu sprengen. Eben als dies geschehen sollte, kam ein erschreckliches Donnerwetter mit einem starken Regen. Ein Rittmeister wartete mit seiner Schwadron in einem nicht weit von der Festung gelegenen Garten auf den Ausgang der Sache, und hielt, um sich gegen den Regen zu schützen, unter einem Baume. Als eben ein starker Schlag geschah, ließ er, neben einem Fluche, die lästernden Worte hören: »Donnere nur, wir wollen bald besser donnern!« Kurz darauf geschah noch ein Schlag; der Blitz fuhr in den Baum, und — tödtete den Rittmeister, der auch hier begraben wurde. Die übrigen Krieger marschirten voll Furcht und Schrecken davon. Die Sprengung der Festung unterblieb, indem der Regen die Lunte auslöschte, die, um zu zünden, nur noch eine Spanne lang brennen durfte.

5. Im Jahre 1606 sagte ein Soldat, welcher in einer Stadt Schildwache stand, im Scherz: »Die Wache kommt zwar oft an uns, aber die Löhnung viel zu langsam.« Dies erfuhr der Oberst, und befahl, ihn als einen Aufwiegler zu hängen. Der Soldat lachte anfänglich darüber. Als er aber

sah, daß es ernstlich damit gemeint sey, sagte er: »Nun, Herr Oberst, innerhalb vier Wochen sollet Ihr vor Gottes Angesichte von meinem Blute Rechenschaft geben!« Der Oberst versetzte: »Du bist kein Prophet; ich fürchte mich weder vor Deiner Drohung, noch vor Gott!« Aber was geschah? Der Oberst, der eben die Wache visitiren wollte, that nach drei Wochen einen unglücklichen Fall von einer Brücke, und — blieb todt.

6. Im Jahre 1733 reiseten, im Monat Junius, zwei junge Soldaten, welche auf einige Zeit Urlaub erhalten hatten, in der Niederlausitz. Der Eine davon hieß Gräbe, der Andere Zimmermann. Indem sie ihren Weg fortsetzten, ereilte sie ein heftiges Gewitter. Während desselben kamen sie zu einem Hirtenknaben, der auf seinen Knieen, den Hut in der Hand haltend, brünstig zu Gott betete. So rührend auch dieser Anblick der betenden Unschuld seyn mußte, so war doch Gräbe so frech und unverschämt, daß er zu ihm sagte: »Junge, setze Deinen Hut auf, oder der Donner wird ihn in Stücke zerschlagen!« Kaum waren die beiden Soldaten zehn Schritte von dem Knaben entfernt, so traf ein Blitzstrahl den Spötter; sein Hut flog weit hinweg; er selbst aber fiel todt zur Erde.

Bewahre meinen Mund, so oft er, Gott, Dich nennet,
Dich, den mit heil'ger Furcht der Geister Heer bekennet,
Daß nie durch Unbedacht ich strafbar ihn entweih',
Daß nie mir Spiel und Spott Dein großer Name sey.

c) Durch Zaubern.

3 Mos. 19, 31. Ihr sollt euch nicht wenden zu den Wahrsagern, und forschet nicht von den Zeichendeutern, denn ich bin der Herr, euer Gott.

Mal. 3, 5. Ich will zu euch kommen, und euch strafen, und will ein schneller Zeuge seyn wider die Zauberer.

1. In Norwegen giebt es eine Art von Bergmäusen, die im Lande Lemminge heißen, welche ungefähr alle zwanzig Jahre eine Wanderung machen, und alle Früchte, auf welche sie treffen, verzehren. Sie ziehen in ungeheurer Menge. Die Jungen tragen sie im Maule oder auf dem Rücken.

Ueber Alles, was ihnen im Wege steht, klettern sie hinweg; ja, sie gehen durch die stärksten Flüsse gerade durch. Wenn sie nun so durch einen Strom durchziehen, so können sich die unwissenden Leute nicht darein finden, daß sie sich aus einem gewissen Naturtriebe zusammengesellen und wandern, wie auch die Zugvögel zu thun pflegen. Weil sie auch nicht begreifen können, wo sie gleich so geschwind und in so großer Menge herkommen, so machen sie sich selbst davon die wunderlichsten Erklärungen. Bald sind sie aus den Wolken gefallen, und mit dem Winde und Regen herunter gekommen. Andere sagen, der Teufel und die Hexen hätten sie herbeigeführt, noch Andere, der liebe Gott habe sie zur Strafe geschickt. Da wurde denn nun die Religion, die uns vernünftig machen und ein wahres Vertrauen zu Gott uns geben soll, auf die lächerlichste Art gemißbraucht. Der Name Gottes sollte nun helfen, und die Thiere vertreiben, die, nach ihrer Meinung, der Teufel herbeigeführt hatte. Die armen unschuldigen Thiere wurden beschworen, verwünscht, verflucht und in den Bann gethan; denn man glaubte steif und fest, durch solche Beschwörungen die weise Ordnung Gottes aufheben zu können, die er einmal in der Natur gemacht hat. Die Geistlichen hielten ordentliche Processionen mit Weihwasser, Crucifixen und Reliquien wider die Feldmäuse. Und nun sprachen sie folgende Beschwörungsformel gegen sie: »Ich beschwöre euch, ihr giftigen Gewürme, Mäuse, Vögel, Heuschrecken und andere Thiere, die ihr uns Schaden thut! Bei dem Namen Gottes, des allmächtigen Vaters †, bei dem Namen Jesu, seines hochgelobten Sohnes †, und bei dem des heiligen Geistes, der von Beiden ausgehet †, daß ihr den Augenblick aus unsern Feldern, Weinbergen und Wassern weichet, nicht mehr da wohnet, sondern an die Oerter hingehet, wo ihr Niemanden mehr schaden könnt. Und von Seiten des allmächtigen Gottes, der himmlischen Curie, und der heiligen Kirche Gottes auf Erden, verfluchen wir euch, daß ihr verflucht seyd, wo ihr hingehet; daß ihr von Tag zu Tag weniger werdet und abnehmet; daß an keinem Orte mehr von euch übrig bleibe, als was zum Besten und Nutzen der Menschen nöthig ist.

Das wolle er thun, der da kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten, und die Welt durchs Feuer. Amen!«

2. Vor etwa vierzig Jahren entstand in dem Städtchen W..., am Fuße des Fichtelberges, eine Feuersbrunst. Sobald Lärm wurde, setzte sich einer der Einwohner, der das Feuer besprechen zu können glaubte, zu Pferde, ritt drei Mal um das brennende Haus herum, sagte seinen Feuersegen her*), und machte seine Kreuze. Indessen stand die gaffende Menge unthätig da, und erwartete, daß nun das Feuer von selbst erlöschen würde. Dies geschah aber nicht; vielmehr gewann es mit jedem Augenblick mehr Stärke, und — 37 Gebäude wurden ein Raub der Flammen, die man vielleicht gleich anfangs hätte dämpfen können, wenn man schnell die rechten Mittel dazu angewendet hätte.

3. In der Gegend von O... gab es — im Jahre 1818 — außerordentlich viel Feldmäuse, die an Wiesen und an der, im Herbste aufgegangenen, Winterfrucht sehr viel Schaden verursachten. Ein alter abgedankter Husar, der in der Gegend lebte, und allgemein für einen rechten Zauberer gehalten wurde, ward von den Bauern herbei gerufen, und mit ihm ausgemacht, daß er die Mäuse vertreiben sollte. Er schloß den Handel ab, ließ sich einen Kronenthaler bezahlen, und begab sich nun auf die Felder und Wiesen, machte mit seinem Stabe Kreuze nach den vier Himmelsgegenden, sprach dabei allerlei Sprüchlein, die gar keinen vernünftigen Sinn hatten, und sagte nun den Bauern, daß sie binnen drei Tagen keine einzige Feldmaus mehr merken würden. — Die drei Tage vergingen, und die Mäuse verwüsteten nachher, wie vorher, Wiesen und Saatfelder!

---

*) Dieser Feuersegen lautete also:

Feuer, steh' still, um Gottes Will',
Um des Herrn Jesu Christi Willen!
Feuer, steh still in deiner Glut,
Wie Christus, der Herr, ist gestanden in seinem rosinfarbnen Blut!
Feuer und Glut, ich gebeu' dir in Gottes Namen,
Daß du nicht weiter kommest von dannen,
Sondern behaltest alle deine Funken und Flammen.
Amen! Amen! Amen!

Wie leicht, o Gott, kann Deine Macht
Des Menschen Wunsch erfüllen,
Wie leicht, noch eh' er es gedacht,
Des Herzens Klage stillen!
Doch dem, der Wunderkraft begehrt
Und Wunder hofft zu sehen,
Wird nie sein kühner Wunsch gewährt:
Er sündigt durch sein Flehen!

d) Durch falsches Schwören.

Sir. 23, 9. 12. Gewöhne deinen Mund nicht zum Schwören und Gottes Namen zu führen. Wer oft schwöret, der sündiget oft, und die Plage wird von seinem Hause nicht fern bleiben.

3. Mos. 19, 12. Ihr sollt nicht falsch schwören bei meinem Namen und entheiligen den Namen Deines Gottes; denn ich bin der Herr.

Matth. 5, 33. Du sollst keinen falschen Eid thun, und sollst Gott deinen Eid halten.

Zach. 8, 17. Liebet nicht falsche Eide!

1. Im Jahre 1559 kehrte ein Wechsler, Namens Anton, in einem Wirthshause zu Gerardsberg ein. Hier leugnete er gegen Jemand, der ihm Geld eingehändigt hatte, dasselbe erhalten zu haben. Er betheuerte seine Aussage eidlich, und fügte die Worte hinzu: wenn er das Geld empfangen habe, so wünsche er, daß ihn das Feuer im Kamine verbrenne! Nach eingenommener Mahlzeit ging er zu Bette, welches nicht weit vom Kamine stand, und bat den Wirth, noch etwas Holz in den Kamin zu legen, damit er desto wärmer und behaglicher schlafen könne. Der Wirth that dies. Als man indessen des Morgens in's Zimmer kam, fand man den Meineidigen in einem jämmerlichen Zustande. Der ganze Kopf war zu Asche gebrannt, sein Leib bis an die Schenkel abscheulich versengt, das Geld aber, worüber er den falschen Eid geschworen, unversehrt.

2. Ein junger Engländer mußte plötzlich auf längere Zeit verreisen, und da er gerade eine Menge Banknoten im Hause hatte, so glaubte er diese nicht sicherer aufbewahren zu können, als wenn er sie den Händen eines alten reichen Kaufmanns übergäbe, den er für seinen Freund und einen redlichen Mann hielt. Er reiste ab. Seine Rückkehr verspätete sich et-

was; indessen kam er glücklich wieder an, und ging noch denselben Tag zu seinem vermeinten Freunde, um seine Papiere wieder in Empfang zu nehmen. Aber wie erschrak er, als der Alte zu ihm sagte: »Was sprechen Sie von Banknoten? Ich weiß von nichts! Ich hätte Banknoten von Ihnen in Verwahr genommen? Sind Sie toll, oder wollen Sie mich zum Narren haben?« — Der junge Mann sah sich genöthigt, den Alten zu verklagen. Dieser sollte nun einen Reinigungseid schwören, daß er keine Banknoten von Jenem bekommen habe. Der angesetzte Termin erschien, und der Kaufmann schwur — indem er Hut und Stock so lange einem Gerichtsdiener einhändigte — einen leiblichen Eid: daß er die Banknoten, die Jener von ihm fordere, nicht habe. Die Feierlichkeit war vorüber, und er wollte von der Treppe des Gerichtshauses hinunter gehen, als er über seinen Stock stolperte und die Treppe hinunter stürzte. Durch den Fall war er selbst tödtlich verwundet, und der elfenbeinerne Knopf seines Stockes zersprungen, und alle Banknoten des jungen Engländers da heraus gefallen. Alle standen starr vor Schrecken; denn Jeder glaubte hier Gottes Gericht zu sehen. Der Unglückliche hatte die Banknoten in dem Stockknopfe verborgen und gemeint, daß, wenn er nun den Stock während des Eides einem Andern gäbe, so könnte er dreist schwören, daß er dieselben nicht habe. Er starb an den, durch den Fall erhaltenen, Wunden unter den schrecklichsten Gewissensbissen.

3. In einer Münze wurde neugeprägtes Geld vermißt. Man hatte Verdacht auf einen Arbeiter, welcher damit beauftragt war, die Münze unter den Stempel zu schieben. Er reinigte sich von dem Verdachte durch einen Eid, und setzte nun seine Arbeiten wieder fort. Aber an eben demselben Tage geschah es, daß ihm die drei Finger, die er beim Schwören aufgehoben hatte, durch den Stempel zerquetscht wurden. Er gerieth darüber in so große Gewissensangst, daß er bekannte, den Diebstahl begangen und falsch geschworen zu haben.

4. In einem preußischen Dorfe hatten einige Bauern Holz gestohlen. Einer von ihnen wurde angezeigt und vom Richter befragt: »ob er von dem Diebstahl wüßte und die An-

dern angeben könnte?« Er verneinte dies. Der Richter forderte ihn nun zum Schwur auf, stellte ihm aber zugleich auch die Wichtigkeit desselben vor, so wie die schrecklichen Folgen, welche der Meineid für ihn haben würde. Dessen ungeachtet leugnet der Bauer hartnäckig, und — schwört einen falschen Eid. Einige Zeit nachher, als er hierüber ernstlich nachdachte, fühlt er sich in seinem Gewissen beunruhigt, und entdeckt dem Richter sein Verbrechen. Auf die Frage: wie er eine so große Sünde habe begehen können? erzählte der Bauer, daß ein gewisser G... im Wirthshause öfters behauptet habe, es wäre kein Gott, kein Gericht und keine Ewigkeit; das habe er nun geglaubt und gedacht: wenn kein Gott wäre, so könnte ihm auch Niemand in's Herz sehen, seinen Betrug entdecken, und er also auch wider die Wahrheit einen Eid ablegen! — Dieser Vorfall wurde an das Hofgericht zu Berlin berichtet, welches den Bauer, weil er sich selbst angegeben, nur auf ein halbes Jahr zur Festungsstrafe verurtheilte, mit dem Willkommen beim Anfange und Ende der Strafe. — Willig und gelassen ertrug er diese Strafe, um nur sein Gewissen wieder zu beruhigen.

5. Der gottesfürchtige und gerechte Thomas Morus, welcher die Stelle eines Großkanzlers von England bekleidete (starb 1535), ließ sich lieber als ein unschuldiger Mann zum Tode verurtheilen, als daß er einen gewissen Eid, den ihm die Richter zu schwören vorlegten, thun wollte. »Ich thäte ihn gern,« sagte er; »aber er ist in solchen Worten abgefaßt, daß mein Gewissen sich dawider auflehnt, und ich ihn nicht, meiner Seele unbeschadet, thun kann!« Er hörte hierauf seine Verurtheilung ruhig und gelassen an, nahm von seinen Richtern auf eine edle, großmüthige Art Abschied, und — kehrte in sein Gefängniß zurück.

6. Der, im Jahre 1800 verstorbene, Pfarrer Mittenmajer, zu Gräfenhausen im Würtembergischen, erhielt 1792 den Auftrag, zwei, in einen Prozeß verwickelte, Partheien auf den Eid vorzubereiten. Jede Parthei hatte gebeten, sie den Eid schwören zu lassen, und behauptete, dies mit gutem Gewissen thun zu können. Der Prediger ließ beide Theile

nebst ihren Familien zusammen kommen, und erklärte ihnen, in Gegenwart des Ortsgerichts, die hohe Wichtigkeit des Eides, und sprach herzlich von Gottes Allgegenwart, Allwissenheit, von Vergeltungsrecht, Tod und Ewigkeit. Hierauf fragte er beide Partheien, jede einzeln: ob sie schwören könnten? Stammelnd erklärte jede: »Ja!« obwohl ihr Zittern deutlich genug »Nein!« sagte. »Kinder,« fuhr der Greis fort, »die Seele dessen, dem der Eid verstattet wird, ist verloren. Keines von Euch kann mit reinem Gewissen schwören. Um Eure Seelen zu retten, gebe ich aus meinem Vermögen 50 Gulden, wenn Ihr von dem Prozeß abstehet und Euch aussöhnet.« — Er schilderte ihnen nun die Vortheile dieses Antrags, sowohl in bürgerlicher Hinsicht, als besonders für ihre Seele, welche dann vor den schrecklichen Folgen des Meineids verwahrt bleibe, und gab ihnen die Nacht über Bedenkzeit. Am andern Morgen genehmigten beide Partheien den Antrag; Mittenmajer zahlte das Geld, und der Prozeß hatte ein Ende.

»Ich danke meinem Gott,« sprach der edle Pfarrer, »daß er mir diesen Gedanken eingab, ehe sie noch schwuren; gewiß werden sie es mir noch in der Ewigkeit danken!«

Der kennt und ehrt Gott nicht, in dem das Herz nicht schlägt,
So oft er sein gedenkt; der, wenn er bei ihm schwöret,
Nicht überzeugend glaubt, daß Gott ihn sieht und höret,
Und daß sein Strafgericht den Mann, der wissend irrt
Und wissend sündiget, einst treffen kann und wird!

Fürchte Gott in der Stimme deines Gewissens.

Apostgsch. 24, 16. Ich übe mich, zu haben ein unverletztes Gewissen, Beides gegen Gott und den Menschen.

Spr. Sal. 14, 32. Der Gottlose bestehet nicht in seinem Unglück.

Weish. Sal. 17, 10. 11. Daß einer so verzagt ist, das macht seine eigene Bosheit, die ihn überzeugt und verdammet, und ein erschrockenes Gewissen versieht sich immerdar des Aergsten.

Hiob 15, 20. Der Gottlose bebet sein Lebelang.

1. Ein englischer Soldat, der aus Irland zurückgekommen war, ging beständig traurig umher, zehrte sichtbar am Leibe ab, und floh allen Umgang mit Menschen. Sein Haupt-

mann fragte ihn nach der Ursache, und der Soldat, der seine Verzweiflung nicht verbergen konnte, gestand ihm: er habe einen Strumpfhändler, bei dem er ehemals in Diensten gestanden, ermordet und den Leichnam verscharrt; dann sey er nach vollbrachter That nach Irland geflohen und habe sich anwerben lassen, aber seitdem keinen Augenblick Ruhe gehabt. Nun bezeichnete er den Ort, wo er den Leichnam eingescharrt hatte. Derselbe ward auch gefunden, und der Soldat an der nämlichen Stelle gehängt.

2. Vor das Haus einer Dame in Cliffton kam ein unbekannter Mann mit einem ziemlich schweren Sacke und einem Briefe; Beides sollte unverzüglich an die Dame abgeliefert werden, und er bat sich eine halbe Krone für seine Mühe aus. Als der Bediente zurückkam, war der Ueberbringer fort, und hatte den Sack liegen lassen. Zum größten Erstaunen fand man darin über 400 Guineen (2600 Thlr.). Während der irländischen Rebellion war diese Dame sehr bestohlen worden, und laut des Briefes befand sich in dem Sacke ein Theil des Raubes, welchen ein aufgewachtes Gewissen dem rechtmäßigen Besitzer wieder erstatten wolle. Im Briefe wurde versprochen, daß man auch das Uebrige wieder herbeizuschaffen bemüht sey, und eben so ehrlich zurück besorgen werde.

3. In Nordheim lebte ein Weber, ein fleißiger und geschickter Mann, der aber die böse Gewohnheit hatte, daß er vom Garn seiner Kunden immer etwas zurückbehielt. Er hatte, da man dies merkte, bei aller Geschicklichkeit nicht den Zulauf, den er gehabt haben würde, wenn er ein ehrlicher Mann geblieben wäre; doch erhielt er noch immer Arbeit, und erwarb sich so viel, um mit einer Frau und drei Kindern gemächlich leben zu können. Einst kam ein Bote zu ihm, um ein Stück Tuch für eine entfernte Gutsherrschaft abzuholen. Der Mann war betrunken, unterschrieb den Empfang, ließ aber aus Unbesonnenheit das Tuch in der Werkstatt des Webers liegen. Der Weber eignete sich dasselbe zu, leugnete am andern Morgen standhaft, daß es da liegen geblieben sey, und der Bote verlor seinen Dienst und ward ein Bettler. Von dieser Zeit an war der Wohlstand des Webers dahin. Er verheirathete

eine Tochter, die bald in einer unglücklichen Ehe lebte, ihren Mann verließ, und sich mit einem Kinde bei ihren Eltern aufhielt. Von seinem ältesten Sohne, der in die Fremde gegangen war, hatte er nichts wieder erfahren, und der jüngste lag an einer langwierigen, beschwerlichen Krankheit darnieder. Endlich starb auch seine Frau, und er hatte kaum so viel, daß er sie konnte begraben lassen. Das böse Gewissen, das den Weber verfolgte, war, unter allen diesen Uebeln, das schlimmste. Um sich selbst zu vergessen, besuchte er öfters als sonst das Wirthshaus, und mischte sich unter die Spielenden; aber immer spielte der Mann mit ihm, den er um das Tuch betrogen hatte, und des Nachts hörte er an das Fenster klopfen, und die bekannte Stimme des Boten verlangte das Tuch zurück. Er zehrte sichtbar ab, und wenn auch der Arzt seinen Zustand zu verändern suchte, so errieth er den Sitz des Uebels nicht. Unabläſſig von dem bösen Gewissen gepeinigt, entdeckte er sich endlich dem Geistlichen des Orts, der ihn, bei der Leiche seines jüngsten Sohnes, besuchte. Er fand nicht eher Frieden, als bis er öffentlich seine Schuld mit bitterer Reue bekannt hatte. — Das ist die Macht des Gewissens, gegen die das Laster nichts vermag; der Richter in uns, der nicht schläft, dem nichts verborgen bleibt, und der, früher oder später, den Sünder straft.

4. Im Jahre 1783 ereignete sich im Militair-Hospital zu Prag folgender Vorfall. Ein Soldat, von Geburt ein Italiener, der in dem Hospital einige Zeit krank gelegen hatte, starb, und wurde der Gewohnheit nach, zuerst in die Todtenkammer gebracht. Nach Verlauf eines halben Tages bemerkte ein Krankenwärter einige Bewegung an dem vermeintlichen Todten. Man untersuchte ihn und fand, daß wirklich noch Leben in ihm sey; er ward also unverzüglich nach dem Krankenzimmer zurückgebracht, dort auf's neue verpflegt und mit Medicin versorgt. Indessen schritt seine Besserung nicht fort, und er starb den zweiten Tag darauf. Er ward abermals in die Todtenkammer gelegt, und über Nacht darin gelassen. Früh Morgens fand man ihn, fast ganz erstarrt, auf dem Fußboden kriechend. Man pflegte ihn, wie zuvor, und als er sich etwas

er-

erholt hatte, verlangte er einen Geistlichen. Diesem bekannte er, in Gegenwart aller Anwesenden, daß er in seinem Leben drei Todtschläge begangen, und nun vor Gewissensangst nicht habe sterben können. Mit Wehmuth und unter heftigen Thränen bezeugte er nun Reue, ward hierauf ruhiger und starb dann wirklich.

5. Ein Juwelier, ein Mann von gutem Rufe und großem Vermögen, in Holland, mußte, seiner Geschäfte wegen, nach einem andern Orte reisen, wohin er seinen Bedienten mitnahm. Jener hatte einige seiner kostbarsten Juwelen und eine ansehnliche Summe Geldes bei sich, welches sein Bedienter wußte. Dieser sah die Gelegenheit ab, als sein Herr einmal vom Pferde steigen mußte, nahm eine Pistole aus dessen Halfter, und — erschoß ihn. Hierauf nahm er dem Ermordeten die Juwelen und das Geld ab, hing ihm einen großen Stein an den Hals und warf ihn in den nächsten Kanal. Mit seinem Raube begab er sich nach einer kleinen Stadt in England, wo er Grund zu haben glaubte, daß weder er noch sein Herr daselbst bekannt wäre. Hier fing er einen ganz kleinen Handel an, um kein Aufsehen zu erregen, und mit zunehmenden Jahren schien er auf ganz natürliche Art zu Vermögen und Ansehen zu gelangen, so daß sein Wohlstand für Wirkung und Lohn seiner Einsicht und Thätigkeit galt. Durch seine Heirath kam er mit einer angesehenen Familie in Verbindung, gewann sich durch sein freundliches und gefälliges Betragen das Vertrauen der Bürger, ward zu einem Mitgliede des Magistrats der Stadt gewählt, und stieg nun von einer Würde zur andern bis zu der des Bürgermeisters. Diese Aemter verwaltete er mit großem Beifall, bis zu dem Tage, da er einmal mit seinen Amtsgenossen auf der Richterbank saß, und ein Missethäter vor ihnen erschien, den man beschuldigte, daß er seinen Herrn ermordet hätte. Die Zeugen wurden abgehört; die zwölf geschwornen Männer gaben ihr Urtheil, daß der Gefangene schuldig sey, und die ganze Versammlung erwartete mit Ungeduld, daß er, der heute den Vorsitz hatte, seinen Ausspruch thun sollte.

Unterdessen schien er sich in einer ungewöhnlich starken

Gemüthsbewegung zu befinden. Er veränderte seine Gesichtsfarbe, stand endlich von seinem Sitze auf, stellte sich neben den Angeklagten, und redete die andern Richter mit folgenden Worten an: »Ihr seht hier ein auffallendes Beispiel der gerechten Ahndung des Himmels; dieser Tag stellt Euch nach 33 Jahren Verhehlung einen größern Verbrecher dar, als dieser angeklagte Missethäter ist!« Und nun fing er eine vollständige Erzählung seines begangenen Mordes an, und bekannte dabei alle Umstände, die seine Greuelthat noch vergrößerten, indem sein Herr ihn aus dem Staube erhoben, erzogen und das größte Vertrauen auf ihn gesetzt habe. Er erklärte, wie er sich bisher der gerechten Strafe entzogen, und seine Schuld vor aller Welt verborgen gehalten. »Aber jetzt,« fuhr er fort, »ist meine Stunde gekommen; gefoltert von meinem Gewissen kann ich nicht anders Ruhe finden, als daß ich die Gerechtigkeit anflehe, auf die öffentlichste und feierlichste Weise diesen Mord, den ich begangen habe, an mir zu bestrafen. Ich bezeuge demnach hier vor dem allgegenwärtigen Gott, dem großen Zeugen und Richter meines Verbrechens, und vor dieser ganzen Versammlung, die Zeugin meiner bisherigen Heuchelei gewesen ist, daß ich schuldig bin, und fordere, daß über mich, als einen Missethäter, das Todesurtheil gefällt werde!« —

Der Unglückliche wurde in's Gefängniß gesetzt, und nachdem die Beweise seiner Selbstanklage durch schriftliche Zeugnisse aus Holland ihre Bestätigung gefunden, das Urtheil über ihn gesprochen und er als Verbrecher hingerichtet.

6. Simon Knöchel, der Sohn eines Pächters des Justizraths M... in B..., lernte das Maurerhandwerk, und war auch als ein geschickter Steinhauer in der Gegend bekannt. Vorzüglich wohlgelitten war er in dem Hause eines Rathsherrn, eines sehr vermögenden Mannes, der weder Frau noch Kinder mehr hatte, und half diesem vor der Ankunft der französischen Truppen Geld und Kostbarkeiten vergraben oder einmauern; auch leistete er ihm Beistand bei der lästigen Einquartierung, die ihn traf. Während des kriegerischen Tumults starb der Rathsherr an den Folgen erlittener Mißhandlungen. — Man untersuchte sein Hauswesen, fand aber weder Geld noch

Kostbarkeiten, und faßte Verdacht gegen Knöchel, der bisher immer in seinem Hause gewesen war. Dieser betheuerte seine Unschuld, und legte einen leiblichen Eid ab, daß er nichts entwendet habe. Hierauf brachte er den Garten des Rathsherrn an sich, wurde endlich auch Besitzer seines Hauses, zahlte Alles baar, bauete das Haus neu, errichtete ein schönes Gebäude in dem Garten, und Niemand wußte, woher er das Geld dazu bekommen. Ein Theil glaubte, er habe es den im Quartier gelegenen Soldaten abgenommen, und er widersprach dieser Vermuthung nicht; ein anderer blieb dabei, es sey das Vermögen des Rathsherrn, das er entwendet habe.

Als er den Garten und das Haus des Rathsherrn in Besitz genommen hatte, so fand er leicht wieder, was er mit ihm verborgen hatte, und er beruhigte sein Gewissen damit, daß er Haus und Garten gekauft habe; was in beiden verborgen gewesen, sey durch den Kauf sein rechtmäßiges Eigenthum geworden. Er habe blos geschworen, daß er den Mann nicht betrogen habe, und das könne er heilig versichern, daß er nur gethan, was sein Dienstverhältniß von ihm gefordert.

Diese Entschuldigungen beruhigten ihn zwar anfangs; aber sie konnten ihn doch von der Schuld nicht freisprechen. Das fühlte er bald, und seine Heiterkeit verlor sich immer mehr. Er heirathete ein braves, vermögendes Mädchen, die aber, als Frau, seine Launen, sein verschlossenes Wesen und sein ängstliches Benehmen nur schwer ertragen konnte, und bald vor Gram und Kummer starb. Er war über dies traurige Schicksal untröstlich, und der tiefste Lebensüberdruß bemächtigte sich seiner. Die Erinnerung an den verübten Betrug lag besonders schwer auf seinem Gewissen.

Nach einigen Jahren befiel ihn eine schwere Krankheit, in welcher er durch Schlaganfälle auf einer Seite gelähmt wurde. Ein ganzes Jahr konnte er nicht vernehmlich sprechen, und in der Angst seines Herzens bekannte er nun schriftlich Alles, was ihn drückte, gab die Summen an, die er einst verheimlicht hatte, drang auf Wiedererstattung, und endete, dann erst ruhig, sein trauriges Leben.

Nach innerem Bewußtseyn seiner That,
Der guten und der bösen, ruht das Herz
Bald auf der Hoffnung weichen Rosen, bald
Auf scharfen Dornen der erwachten Furcht. —

O es quält ein bös' Gewissen
Unerbittlich; überall
Wirst du es laut hören müssen
Schrecklich, wie mit Donnerschall.
Allem kannst du hier entrinnen,
Nur dem innern Richter nicht;
Er bestrafet dein Beginnen,
Strafet die verletzte Pflicht!

Fürchte die Strafgerechtigkeit Gottes, der das Verborgene an's Licht bringt.

1. Cor. 4, 5. Der Herr wird an's Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und den Rath der Herzen offenbaren.

Spr. Sal. 4, 19. Der Gottlosen Weg ist dunkel, und wissen nicht, wo sie fallen werden.

1. Tim. 5, 24. Etlicher Menschen Sünden sind offenbar, daß man sie vorhin richten kann, etlicher aber werden hernach offenbar werden.

Spr. Sal. 11, 5. Die Gerechtigkeit des Frommen machet seinen Weg eben, aber der Gottlose wird fallen durch sein gottlos Wesen.

1. Petr. 1, 17. Gott richtet ohne Ansehen der Person, nach eines Jeglichen Werk.

1. Ein Kaufmann in London brachte Jemanden, den er als seinen Gegner verfolgte, aus Rachsucht um's Leben. Um nicht entdeckt zu werden, zog er nach einem fernen Lande. Nachdem er zwanzig Jahr herumgestrichen war, entschloß er sich, unter verändertem Namen, nach England zurückzukehren. Noch an dem Tage, da er in London angekommen war, hörte er eine Stimme hinter sich rufen: »Haltet ihn! haltet ihn! er ist's!« Bei diesen Worten fing er an zu laufen, und eine Menge Volks lief hinter ihm drein. Bald sah er sich von vielen Leuten umringt, und in der Angst, erkannt zu werden, gab er sich für den Schuldigen an. Nun sollte er das Gestohlene herausgeben. Er schwur, daß er zwar seinen Nachbar umgebracht, aber ihm nichts gestohlen habe. Folglich war

er der Dieb nicht, den man verfolgen wollte, wurde aber als ein Mörder hingerichtet.

2. Smith und Gurnoy, zwei Schiffer von Gravesand in England, führten einen Ochsenhändler, der in der Grafschaft Essex Vieh einkaufen wollte, über das Wasser. Da sie wußten, daß er eine große Summe Geldes bei sich hatte, so faßten sie den Anschlag, ihn in das Meer zu stürzen und sich seines Geldes zu bemächtigen, was sie auch sogleich ausführten. Da der Mann, um nicht verrathen zu werden, bei seinen Reisen sehr heimlich that, oft des Nachts aufstand und fortging, ohne Jemand zu sagen wohin; da er sogar halbe Jahre von seiner Heimath wegblieb, so ließ man auch einige Zeit hingehen, bis man sich nach ihm erkundigte. Aber Niemand wollte etwas von ihm wissen, und die Räuber genossen lange Zeit die Frucht ihrer Bosheit. Doch endlich mußten sie sich selbst verrathen. Gewöhnlich ist Leichtsinn mit einem schlechten Erwerbe verbunden. So auch hier. Die beiden Schiffer lagen häufig in Wirthshäusern und ließen bedeutende Summen an Spieltischen; doch war Smith unglücklicher als Gurnoy. Als jener einstens klagte, antwortete der andere: »Es ist eben kein Glück bei solchem Gelde.« — »Was?« antwortete der erstere heftig, »was willst Du von dem Gelde sagen, ist wohl das deinige besser erworben?« — »Du,« versetzte der andere, »bist doch der Anstifter gewesen; ohne deinen Antrag hätte ich nicht daran gedacht, den Ochsenhändler in's Wasser zu stürzen; Dich trifft die Verantwortung, nicht mich.« — »Du theiltest die That mit mir!« sagte der erstere; »hättest Du sie gemißbilligt, so wäre sie unterblieben. Haben wir nicht etwa gleich getheilt? Verlangte ich oder erhielt ich einen Vorzug?« — »Ja wohl,« versetzte der andere, »hattest Du einen Vorzug, Du eigneteſt Dir die Pfeife des Ochsenhändlers zu, Du behieltest einige alte Goldstücke, auch eine neue Mütze auf Deinen Theil.« Dies bestritt der erstere wieder und sagte, daß er aus Vorsicht, um nicht verrathen zu werden, die Pfeife in's Wasser geworfen, auch die Goldstücke deswegen nicht habe benutzen dürfen. Diesen Streit, der sich mit den bittersten Drohungen endete, hörte einer der Gäste im

Nebenzimmer, und hielt die Sache für wichtig genug, um davon Anzeige zu machen. Man untersuchte, fand auch die Mütze des Ochsenhändlers, die durch seinen Namen, der hineingenähet war, besonders kenntlich ward, und die Sache wurde so klar erwiesen, daß alles weitere Leugnen nichts mehr nützte. — Ob diese beiden Mörder gleich glaubten, daß das Meer sie nicht verrathen könne, und daß man das Grab des Gemordeten hier nie finden werde, so dachten sie nicht an den Himmel, unter welchem ihre böse That verrichtet wurde, der es auch zu schicken wußte, daß sie sich selbst verrathen mußten.

3. In Stockholm erschlug ein Bedienter seinen Herrn, welcher Hauptmann bei einem schwedischen Regimente war. Er hatte ihm im Bette mit einem Holze einen Schlag gegeben, und ihm dann noch mehrere Stiche mit einem Messer beigebracht. Die ausgezeichnete Grausamkeit des Mordes veranlaßte mehrere deutsche Zeitungsschreiber, die Geschichte in ihre Blätter einzurücken. Der Mörder war indeß durch keine Nachsuchung zu entdecken. Etliche Jahre nachher fiel mitten in Deutschland einem Offiziere, der eben an dem Thore die Wache hatte, ein altes Zeitungsblatt in die Hand, worin eine Nachricht von diesem Morde stand. Kaum hatte er das Zeitungsblatt aus der Hand gelegt, so kam ein wandernder Handwerksbursche zum Thore herein, der seine Kundschaft vorzeigte und dann in die Stadt ging. Indem derselbe seinen Hut wieder aufsetzte, fiel ihm ein kleines Stück Papier auf die Erde, womit er seine Haare aufgewickelt gehabt hatte. Der Offizier bemerkte, daß auf dem Papiere rothe Linien gezogen waren, und hob es auf. Das Erste, was ihm in die Augen fiel, war der Name des Hauptmanns, von dessen Ermordung er gelesen hatte. Er ließ den Handwerksburschen zurückrufen, that einige Fragen an ihn, und brachte ihn auf der Stelle zum Bekenntniß des verübten Mordes, worauf er dann gefänglich eingesetzt wurde und seinen verdienten Lohn erhielt.

4. In B... wurde ein Forstbedienter im Walde erschossen gefunden, und man forschte lange nach dem Thäter, ohne ihn zu entdecken. Mehrere Personen, die in dieser Nacht sich Holzdiebereien hatten zu Schulden kommen lassen, wurden

später bestraft, aber keiner bekannte, bewaffnet im Walde gewesen zu seyn. Die Wittwe zog von dem Orte hinweg, und bewahrte unter andern die Kugel auf, die man in der Wunde des Ermordeten gefunden hatte. Späterhin ward sie das Spielzeug ihres Kindes, und Niemand achtete mehr darauf.

Einst kam ein Fremder zu dieser Wittwe, um in Familienangelegenheiten sich nach einer Person zu erkundigen. Während die Frau die verlangten Papiere suchte, hob der Fremde zufällig die Kugel auf, und fragte nach ihrer Zurückkunft neugierig, ob sie nicht unter der Hinterlassenschaft ihres Mannes die Form dieser Kugel hätte, sie würde ihm einen großen Dienst erweisen, wenn sie ihm solche gäbe. Sie erzählte weinend die traurige Begebenheit, wie sie zum Besitz dieser Kugel gekommen sey, und der Fremde nahm sie mit.

Ein englischer Mechaniker hatte dem Grafen von X... die Büchse sowohl, als die Kugelform gemacht, und er verlor beide bei einem Brand im Schlosse. Vor wenigen Tagen erst wurde der Lauf dieser Flinte unter dem alten Eisen, das man an ein Schmelzwerk verkaufte, gefunden, und da man nachforschte, wo er hergekommen, so fand sich in dem Hause eines alten Mannes auch ein Theil des Schaftes, auf dem das gräfliche Wappen eingegraben war. Der Mann gab seinen Sohn als Eigenthümer an, und dieser befand sich bereits als Wilddieb in einem Zuchthause. Man glaubte dem Mörder des Jägers auf der Spur zu seyn, und betrog sich nicht. Als man dem Manne, der vorher hartnäckig leugnete, nun die Kugel vorlegte, die dem getödteten Förster aus der Wunde gezogen worden war, erblaßte er sichtbar, und bekannte weinend, daß er der Dieb und der Mörder sey.

5. Der englische Kapitain Bellamy wurde im Jahre 1791 auf einer kleinen Reise, die er im Wagen machte, bei Epsom von drei Straßenräubern angefallen. Da er wegen des vielen Geldes, das er mit sich führte, geladene Pistolen im Wagen hatte, so griff er schnell nach denselben, um sich zu wehren; allein die Räuber waren ihm zuvorgekommen, und behandelten ihn so unmenschlich, daß er zeitlebens ein Krüppel blieb. Hierauf nahmen sie alle Sachen von Werth und die

sämmtlichen Geldsummen mit sich. — Die Thäter blieben, der sorgfältigsten Nachforschungen ungeachtet, unentdeckt, und das unglückliche Ehepaar hatte schon längst alle Hoffnung, die Bösewichter bestraft zu sehen, aufgegeben. Ein besonderer Zufall veranlaßte indeß die Entdeckung.

Im Mai des Jahres 1793 ging die Gemahlin des Kapitains nach dem neuen Gefängnisse, das in dem, an London gränzenden, Flecken Southwark liegt, um hier eine Freundin zu besuchen, die wegen einer Schuld verhaftet war. Indem sie mit ihrer Freundin spricht, ruft sie mitten in der Unterredung aus: »Ich höre im Hofe Jemand laut reden. Wer auch immer der dort sprechende Mann seyn mag, so ist er es und kein anderer, der meinen Gatten unglücklich gemacht hat.«

Man führte die Dame nach dem Theile des Gefängnisses hin, wo die Verbrecher sich befanden, als sie sogleich den Bösewicht erkannte. Er hieß Chamberlan, und war dies Mal blos, einer Schlägerei wegen, auf einige Wochen eingesperrt. Jetzt wurde er vor's Polizeigericht gebracht, des Straßenraubs überführt und zum Tode verurtheilt.

6. Im Jahre 1611 hatte zu Constantinopel, durch die Unvorsichtigkeit der Bedienten des englischen Gesandten, Ritters Glover, die sich mit Bällen warfen, ein vorübergehender Janitschar das Unglück, mit einem Balle so heftig in ein Auge geworfen zu werden, daß er todt zu Boden stürzte. Dieser Vorfall empörte die übrigen Janitscharen, und sie drangen auf Auslieferung und Bestrafung des Thäters. Der Gesandte mußte also seine Bedienten vortreten lassen; fünf Janitscharen fielen über den Einen, Namens Dibbins, mit Gewalt her, und behaupteten, daß er der Schuldige sey. Der Ritter glaubte von der Unschuld des Menschen überzeugt zu seyn, machte Einwendungen, und bot Geld für seine Entlassung, aber vergebens. In Erwägung, daß es besser sey, einen von seinen Leuten aufzuopfern, als durch Widersetzlichkeit vielleicht ihrer noch mehrere der Rache der erbitterten Türken Preis zu geben, ließ er es endlich geschehen, daß Dibbins für schuldig gehalten und in das Gefängniß abgeführt wurde.

Des andern Tages ließ er den Gefangenen durch seinen

Gesandtschaftsprediger besuchen. Diesem bekannte Dibbins, er sey zwar an dem gegenwärtigen Vorfalle unschuldig, habe aber in England vorsätzlicher Weise einen Mord begangen, sey deshalb nach Candia geflohen, und von da nach Constantinopel gekommen. Er erkenne, fügte er hinzu, in der Leitung der Umstände Gottes Rache, und wolle sich mit Gelassenheit seinem Schicksale unterwerfen.

7. In Irland kam einem Manne im Traume vor, daß er mit seinem Freunde, auf dem Sande, bei der Stadt Amesbury in England ritte, und daß sie Beide von zwei Räubern seyen angegriffen worden, deren Gesichtsbildung und Kleidung er auf das Genaueste beschreiben konnte. Von ihnen — träumte ihm — sey sein Gesellschafter ermordet worden. Dieser Traum machte, obgleich Andere darüber lächelten, einen so tiefen Eindruck auf sein Gemüth, daß er seinem Freunde schrieb und ihn bat, nicht vom Hause wegzureiten, wenn es nur ein wenig dunkel würde. Auch dieser hielt wenig auf Träume, und wollte in ihm keine Aufforderung finden, vorsichtig zu seyn. Er reis'te, und wurde wirklich an dem im Briefe bemerkten Orte beraubt und ermordet. Seine Frau, untröstlich über seinen Verlust, zeigte den Brief, worin die Mörder beschrieben waren, ihren Freunden. Es waren dies freilich Leute aus der Gegend, die wegen ihrer Schlechtigkeit berüchtigt waren, und die Sorge des Freundes, der auch sie kannte, mochte im Traum ihr Bild vergegenwärtiget und auf diesen Fall angewendet haben. — Sie wurden auf Ansuchen der Wittwe in Untersuchung gebracht, widersprachen sich gleich in ihren Aussagen, und wurden, da man auch endlich Sachen von dem Beraubten bei ihnen fand, als die Thäter überwiesen.

Immer bleibt auch hier der höhere Richter sichtbar, vor dem der Verbrecher sich nicht verbergen kann. Wenn auch die dunkle Nacht ihn nicht verräth, so muß sogar ein Traum hier das Mittel werden, die Verbrecher zu bezeichnen, daß sie der verdienten Strafe nicht entfliehen konnten.

Gedenke nicht, es sey geschenkt, was man verbricht!
Zeit decket Laster zu, Zeit bringet sie an's Licht. —

Unſelig, wer, ſchlecht handelnd, ſein Verbrechen
Auf immerdar in Nacht verborgen denkt!
Denn ſchweigt auch Alles: rings die Lüfte ſprechen,
Die Erde ſelbſt, in die er's eingeſenkt;
Und Gott, verſchob er lang' auch ſich zu rächen,
Macht, daß die Unthat oft den Thäter lenkt,
Und daß er ſelbſt, ob Keiner auch ihn frage,
Höchſt unverſeh'ner Weiſe ſich verklage.

Vertraue auf Gott bei deiner Unſchuld.

1. Joh. 3, 21. So uns unſer Herz nicht verdammet, ſo haben wir Freudigkeit zu Gott.

Pſ. 34, 20. Der Gerechte muß viel leiden, aber der Herr hilft ihm aus dem Allen.

Hebr. 13, 18. Unſer Troſt iſt der, daß wir ein gutes Gewiſſen haben.

Hiob 22, 30. Der Unſchuldige wird errettet werden.

Sir. 14, 2. Wohl dem, der kein böſes Gewiſſen hat, und dem ſeine Zuverſicht nicht entfallen iſt.

1. In Lauchſtädt lebte im Jahre 1771 ein Brunnenmeiſter, mit Namen Schmid. Dieſer Mann war vorher Hausmann im Dome zu Merſeburg geweſen, wo er wegen eines Verdachts in's Gefängniß gerieth. Bei einem großen Gaſtmahl nämlich, welches der Domdechant veranſtaltet, und wozu er ſich des, im Dom befindlichen, Silbergeſchirrs bedient hatte, kam viel Silber fort, und da er die Oberaufſicht führte, fiel der nächſte Verdacht auf ihn. Er wurde gefangen geſetzt und zur Unterſuchung gezogen. Im Gefühle ſeiner Unſchuld leugnete er ſtandhaft, das Silber entwendet zu haben; man glaubte aber ſeiner Verſicherung nicht, und brachte ihn auf die Tortur. Vier Grade derſelben ſtand er aus; endlich aber zwangen ihn die Schmerzen, etwas zu geſtehen, das er nicht begangen hatte, und nun verdammte ihn die Gerechtigkeit zum Strange. Schon nahete der Tag ſeiner Hinrichtung, als eine wunderbare Fügung der göttlichen Vorſehung ſeine Unſchuld an's Licht brachte.

Ein Sattler und ein Maurer wohnten als Nachbaren zuſammen. Beide hatten einen Sohn von gleichem Alter, die

oft mit einander zu spielen pflegten. Einst kam des Sattlers Sohn nach Hause und brachte etwas mit, das einem Deckel von einer Zuckerdose ähnlich sah, womit beide Knaben gespielt hatten. Der Vater nahm es dem Sohne aus den Händen, um es dem Maurer wieder zuzustellen; da er aber bei genauer Untersuchung fand, daß es Silber und stark vergoldet war, so zeigte er es einem Goldschmid, der es sogleich für ein Stück von dem im Dome entwendeten Silber hielt. Der Domdechant, hiervon benachrichtigt, ließ bei dem Maurer eine Nachsuchung anstellen, und man entdeckte nicht allein das ganze gestohlene Silber in einem Keller, wovon der Eingang zugemauert war, sondern auch noch andere in Merseburg gestohlene Sachen. Der Maurer wurde in Verhaft genommen, und gestand sogleich freiwillig sein Verbrechen. Bestürzt über das dem Hausmann Schmid zugefügte Unrecht, ging der Domdechant selbst ins Gefängniß, ließ dem Gefangenen seine Ketten abnehmen, beschenkte ihn mit 500 Thalern, und verschaffte ihm gleich darauf den einträglichen Posten eines Brunnenmeisters in Lauchstädt.

2. In England ist es Sitte, daß jeder Beklagte zwölf Geschworene von seinem Stande zu Richtern bekommt, deren Ausspruch einstimmig seyn muß, und die, damit die Entscheidung sich nicht zu sehr in die Länge ziehe, ohne Essen und Trinken so lange eingeschlossen bleiben, bis sie einerlei Meinung sind.

Zwei Herren, die einige Meilen von London lebten, hatten in Gegenwart mehrerer Zeugen einen lebhaften Streit mit einander. Der Eine drohete dem Andern und setzte hinzu, daß, ehe vier und zwanzig Stunden vergingen, ihn sein Betragen gereuen sollte. Gegen Abend ward dieser Herr erschossen gefunden. Der Verdacht fiel natürlich auf den, der die Drohung gegen ihn ausgestoßen hatte. Man brachte ihn zur gefänglichen Haft. Das Gericht ward nun gehalten; es fanden sich noch mehrere Bestätigungsgründe, und elf Beisitzer verurtheilten ihn zum Tode; allein der zwölfte bestand hartnäckig darauf, nicht einzuwilligen, weil er ihn für unschuldig halte. Seine Collegen baten ihn, die Gründe anzuführen, warum er

dies glaube; aber er ließ sich nicht darauf ein, sondern beharrte bei seiner Meinung. Es war schon spät in der Nacht, und der Hunger plagte die Richter unerträglich. Einer derselben stand endlich auf und stellte vor, daß es besser sey, einen Schuldigen loszusprechen, als elf Unschuldige verhungern zu lassen. Man entschied also, der Angeklagte werde für unschuldig gehalten, führte aber auch die Umstände an, welche die Richter zu diesem Ausspruche gedrungen hätten. Das ganze Publicum schalt auf diesen Starrkopf. Die Sache kam endlich vor den König, der ihn zu sprechen verlangte. Der Geschworne erschien, und nachdem der König ihm sein Wort gegeben hatte, daß sein aufrichtiges Bekenntniß von keinen nachtheiligen Folgen für ihn seyn sollte, so erzählte er, daß er selbst, als er im Dunkeln von der Jagd gekommen sey, sein Gewehr losgeschossen, und unglücklicher Weise den Erschossenen, der hinter einem Gesträuche gestanden, getödtet habe. »Da ich,« fuhr er fort, »weder Zeugen meiner That noch meiner Unschuld hatte, so beschloß ich, zu schweigen; da ich aber hörte, daß man einen Unschuldigen anklagte, so wandte ich Alles an, um einer von den Geschwornen zu werden, und war fest entschlossen, eher zu verhungern, als den Beklagten hinrichten zu lassen.« — Der König hielt sein Wort, und der Geschworne ward begnadigt.

3. In einem adeligen Hause wurden von Zeit zu Zeit mehrere Kostbarkeiten vermißt. Man hatte allerlei Muthmaßungen, ließ absichtlich Ringe oder Geldstücke da liegen, wo die Kammermädchen Geschäfte hatten, und da man sie nicht mehr fand, so wurden auf der Stelle ernste Untersuchungen angestellt, und ob man gleich nichts herausbrachte, so wurden Einige kurz nach einander aus dem Dienste geschickt.

Eine derselben, die Tochter einer alten ehrlichen Wittwe, war so unglücklich, daß die geraubten Gegenstände von mehreren Jahren in einem unbeachteten Körbchen, das hinter dem Spiegel ihres Zimmers hing, gefunden wurden. Die Frau, die zufällig dies ganz verstaubte Körbchen herunterstieß, war erstaunt, als sie die längst vermißten Gegenstände auf dem Boden liegen sah, und da das herbeigerufene Kammermädchen

sich sehr betreten zeigte, so war dies, nach der Meinung ihrer Herrschaft, ein Beweis der Schuld, und sie wurde zur Untersuchung der Obrigkeit übergeben. Da unter den wiedergefundenen Gegenständen sogar einige waren, die weg kamen, ehe das Mädchen noch im Hause war, so fiel ein großer Theil des Verdachtes auch auf ihre alte Mutter, die schon früher zur Aushülfe in das Haus kam, und die Tochter sollte unterrichtet haben.

Beide Personen konnten zu keinem Geständniß gebracht werden, wurden indessen für überwiesen angesehen, und in das Zuchthaus gebracht.

Nach einiger Zeit fingen die alten Diebstähle von neuem an; der Herr vermißte seinen Ring, es fehlten Goldstücke, die auf dem Tische lagen, und sogar einige bedeutende Wechsel verschwanden, während der Herr in ein anderes Zimmer ging. Alle Personen im Hause mußten sich eine Untersuchung gefallen lassen, und — es wurde nichts gefunden. Die Sache grenzte ans Wunderbare.

Einst da der Herr ruhig auf dem Sopha lag, kam die Elster, die frei im Zimmer herumflog, nahm den Ring vom Tische und entfernte sich. Der Herr ging ihr nach und bemerkte, daß sie in einen Stiefel des ältesten Junkers schlüpfte, und das Genommene daselbst verbarg. Er störte sie nicht, sondern ließ die Sache öfters wiederholen, bis er sich ganz von der Wahrheit überzeugt hatte. — Man fand Alles, was man bisher vermißte, und war nun besonders über die früheren Anschuldigungen äußerst verlegen. Die seit einem Jahre Gefangenen wurden befreit und ihnen Ehrenerklärung gethan; man behielt sie, zur Wiederherstellung ihres guten Namens, noch mehrere Monate im Hause, und belohnte sie reichlich, lernte auch Vorsicht in Beurtheilung des Aeußeren, um nicht voreilig zu urtheilen, und etwas als Zeichen eines bösen Gewissens anzusehen, was unter diesen Umständen natürliche Aeußerung des Entsetzens über Zumuthungen dieser Art seyn kann.

4. Ein Mann, den man, dem äußern Scheine nach,

für ehrlich hielt, trieb heimlich Straßenraub; besonders lauerte er den Kaufleuten auf, die nach der Messe reiseten.

Einst überfiel er auch einen Kaufmann auf der Straße. Da dieser sich wehrte, gab er ihm einige tödtliche Stiche. Nun nahm er ihm das Geld und die Uhr ab, und ließ ihn liegen. Um nicht entdeckt zu werden, leerte er den Geldgurt des Kaufmanns und warf ihn weg.

Bald hernach kam ein anderer Reisender dieselbe Straße, fand den ledigen Geldgurt, und weil derselbe noch gut war, hob er ihn auf und nahm ihn mit sich. Nun kam er an die Stelle, wo der verwundete Kaufmann lag. Er besah und befühlte ihn, und da er noch Wärme bei ihm spürte, nahm er sich seiner an, und versuchte, ob er ihn wieder zum Leben bringen könne. Ueber dieser wohlthätigen Bemühung ertappten ihn einige Bauern, hielten ihn für den Mörder, und führten ihn, trotz aller Versicherungen seiner Unschuld, gefangen vor Gericht. — Die Richter, die ihn visitiren ließen, fanden bei ihm den Geldgurt des ermordeten Kaufmanns, welchen die Verwandten desselben wohl kannten. Man schloß, etwas übereilt, daraus, daß er der Mörder sey, und ob er gleich nichts eingestand, so wurde er dennoch zur gesetzlichen Strafe verurtheilt.

Der wirkliche Mörder hatte indessen von der Sache gehört, und war so verwegen, daß er selbst ins Gefängniß ging, um den Unglücklichen zu sehen, der für seine That büßen sollte. In der Zeit aber, da er ins Gefängniß gegangen war, um den unschuldig Leidenden zu sehen, brach sein Knecht den Schrank auf, stahl die Uhr des ermordeten Kaufmanns, und verkaufte sie an einen Juden. Der Jude bot sie feil, und kam damit zufällig zu einem Manne, der sie kannte. Dadurch kam die ganze Sache an den Tag, und zwar noch eben zu rechter Zeit, denn der Unschuldige lebte noch. Dieser ward nun gerechtfertigt und freigesprochen, der wahre Thäter aber ins Gefängniß gebracht und die verdiente Strafe an ihm vollzogen.

5. Der im Jahre 1741 verstorbene Oberhofprediger zu Berlin und älteste Bischof der vereinigten böhmischen und mäh-

rischen Brüdergemeinde, Daniel Ernst Jablonsky, war nicht nur einer der größten Gelehrten seiner Zeit, sondern auch ein Mann von sehr edlem und achtungswerthen Charakter. Noch in seinem hohen Alter mußte er die traurige Erfahrung machen, daß er durch die Verleumdung eines schlechten Menschen die Ungnade des Königs Friedrich Wilhelm I., welcher ihn sehr hochschätzte, sich zuzog. Dieser erließ ein Schreiben an ihn, in welchem er ihn für einen Heuchler und Bösewicht erklärte, und ihm zugleich befahl, alle seine Ehrenämter ungesäumt niederzulegen.

Der edle Greis war eben in Gesellschaft einiger vertrauten Freunde, als man ihm das Schreiben des Königs überbrachte. Er erbrach dasselbe und las es mit solcher Gelassenheit und Ruhe, daß seine Freunde gar nicht ahnen konnten, er habe eine solche traurige und niederschlagende Nachricht erhalten. Als sie ihn fragten, was der König geschrieben habe, ob er etwa nach Potsdam kommen solle, um vor dem Könige zu predigen? antwortete er ganz ruhig und unbefangen: »Ich habe die Gnade meines Monarchen verloren; er nennt mich einen Heuchler und Betrüger, und befiehlt mir, alle meine Ehrenämter niederzulegen.« — Seine Freunde wurden über diese Nachricht äußerst bestürzt, und Keiner redete ein Wort. Jablonsky brach zuerst das Schweigen, und sprach seinen um ihn bekümmerten Freunden Muth zu. Den folgenden Tag legte er, dem Befehle zufolge, seine Aemter nieder, und erwartete, im Gefühl seiner Unschuld, still und gelassen die Zeit, welche ihn vor seinem Monarchen und der Welt rechtfertigen würde. Er täuschte sich auch nicht; denn nach wenigen Monaten wurden die Betrügereien, die der Bösewicht sowohl gegen ihn als gegen andere redliche Männer verübt hatte, entdeckt. Der gerechte König setzte den unschuldig gestürzten Jablonsky in seinen Rang und seine Aemter wieder ein, und erzeigte ihm neue Gnade; der Verleumder aber erhielt die verdiente Strafe.

6. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde in der Abtei St. Matthäus bei Trier ein silberner Löffel vermißt, worüber der Küchenmeister den Koch und dieser seine Gehülfen zur Rede stellte. Alle suchten sich dadurch des Ver-

dachtes zu entledigen, daß sie die Schuld auf den Küchenjungen, Karl Dikopp, warfen, der das Kind armer aber redlicher Fischersleute in der Vorstadt St. Medardus war. Die Eltern hielten ihren Sohn für unschuldig, da sich indessen von allen Seiten her Stimmen gegen ihn erhoben und er allenthalben geschmäht und geschimpft wurde, so behandelten auch sie ihn so hart, daß er sich entschloß, sich heimlich zu einem Verwandten nach Wien zu begeben. Hier langte der kaum funfzehnjährige Knabe nach mancherlei Drangsalen glücklich an, und fand bei seinem wohlhabenden Verwandten wegen seines unbefangenen und freimüthigen Wesens eine willige und freundliche Aufnahme. Jeder, der ihn kennen lernte und sein Schicksal erfuhr, gewann den offenen und verständigen Jüngling lieb. Von angesehenen Leuten unterstützt, widmete er sich den Wissenschaften, und da er mit vorzüglichen Naturgaben einen großen Fleiß bewies, so ward er auch in der Folge ein kenntnißreicher und geachteter Mann. Der reiche Graf von Schwarzenberg bestellte ihn zum Ober-Intendanten seines Hauses, und setzte ihn sogar bei seinem Tode zum Erben aller seiner Güter ein. Und Kaiser Ferdinand II. erhob den vormals armen, unschuldig verfolgten Küchenjungen in den Adelstand, benannte ihn Karl Eucharius Medardus von Rotenfeld, und bestellte ihn zum Geheimen-Rathe.

Sechzig Jahre, nachdem Dikopp aus seiner Heimath entflohen war, faßte der hochbetagte Greis den Entschluß, seinen Geburtsort im Moselthale noch einmal zu besuchen. Er kam nach Trier, und begab sich mit einem ansehnlichen Gefolge in die Abtei St. Matthäus. Des andern Tags bei Tafel, wo mehrere fremde Gäste anwesend waren, begann der unbekannte Fremde sich nach der Geschichte des armen Küchenknaben Dikopp zu erkundigen. Niemand konnte ihm Auskunft geben. Endlich trat ein acht und siebzigjähriger Greis des Klosters hervor, und erzählte den ganzen Hergang mit weinenden Augen, auch wie der silberne Löffel sich einige Tage nach des Knaben Flucht im Spülfasse wieder gefunden habe, und des Knaben Eltern bald darauf vor Gram gestorben seyen. Der Geheimerath schwieg einige Augenblicke, trocknete sich die

Thrä-

Thränen ab und sprach: »Wohlan, ich bin Karl Dikopp, der unschuldig verfolgte Küchenknabe. Die göttliche Vorsehung hat mich sehr geprüft, aber sie hat auch die Unschuld gekrönt.« — Die ganze Gesellschaft war darüber betroffen und gerührt, und der würdige Greis erheiterte sie wieder durch die Mittheilung seines Entschlusses, den Rest seiner Tage in der lieben Heimath zubringen zu wollen. Einige Jahre nachher starb er, und ward in der später zerstörten Medarduskirche zu St. Matthäus beigesetzt. In seinem letzten Willen vermachte er dem Hospital zu St. Matthäus und zu andern milden Stiftungen eine große Summe Geldes, und stiftete auch einen neuen Altar zu St. Medardus.

Der Weise hat ein Loos, das seinen Werth entscheidet:
Verdienste, wo er gilt, und Unschuld, wo er leidet! —

Der Unschuld Preis ist Ruhe der Gemüther,
Und ein gesichert Herz, das keinen Richter scheut;
Groß ohne Stand, reich ohne Erdengüter,
Von einer Lust erfüllt, die nie ein Schmerz bereut,
Wird immer in Geduld ihr Weh' sie still begraben,
Zu fürchten Nichts, zu hoffen — Alles haben.

Vertraue auf die Fügungen der göttlichen Vorsehung.

Jes. 48, 17. Ich bin der Herr, der dich leitet auf dem Wege, den du gehen sollst.

Ps. 147, 5. Unser Herr ist groß und von großer Kraft, und ist unbegreiflich, wie er regieret.

Hebr. 10, 35. Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat.

Ps. 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.

1. Ein Reisender stand eben im Begriff, durch einen Wald zu gehen, als er plötzlich von einer Krankheit überfallen, und dadurch genöthigt wurde, in das nächste Dorf zurückzukehren, und sich daselbst verpflegen zu lassen. Ob er nun gleich dadurch in seinen Geschäften sehr aufgehalten wurde, so war er doch mit diesem Schicksal zufrieden, weil er glaubte, daß Gott nicht ohne weise Absichten diesen Zufall über ihn

verhängt habe. Des Abends kam ein alter Bettler, und erhielt von dem Kranken ein Almosen. Dieser sagte zu ihm: »O wie glücklich sind Sie, daß Sie auf dem Wege krank geworden sind! Eine ganze Bande Räuber lauerte auf Sie, um Sie zu ermorden und auszuplündern.« — »Dies ist ein neuer Beweis,« sagte der Kranke, »von der Wahrheit dessen, was unser Heiland sagt, daß kein Vogel auf die Erde und kein Haar von unserm Haupte fällt, ohne Gottes Willen. Gott stärke mich in diesem Glauben an Deine Vorsehung, damit ich bei allen traurigen Schicksalen mit kindlichem Vertrauen bete: Du leitest mich nach Deinem Rath!«

2. Dörflinger, ein geborner Brandenburger, der Sohn armer Eltern, die ihn das Schneiderhandwerk hatten lernen lassen, wollte sich, nach überstandener Lehrzeit, auf seiner Wanderschaft von Tangermünde nach Berlin über die Elbe setzen lassen; aber er hatte kein Geld, und umsonst wollten ihn die Fährleute nicht mit hinüber nehmen. Er hielt dies für eine Beleidigung, und verachtete ein Handwerk, das er für die Ursache derselben ansah. Jetzt entstand der Entschluß in ihm, Soldat zu werden; er warf seinen Bündel in den Fluß, ging in die nächste Garnison zurück, und ließ sich hier anwerben. In dieser Laufbahn brachte er es bis zum Feldmarschall, und schlug, unter dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, die damals so furchtbare schwedische Infanterie in der Schlacht bei Fehrbellin.

3. Ein Waisenknabe, der sich durch Betteln ernährte, wurde in das Waisenhaus zu Erfurt gebracht, um daselbst ordentlich erzogen zu werden. Da er nun des Bettelns und Müßiggehens schon gewohnt war und zum Lernen und Arbeiten keine Lust hatte, so suchte er wieder zu entkommen, sprang zu einem Fenster hinaus und — brach ein Bein. Dieses Unglück führte zu seinem Glücke; denn er wurde wieder ins Waisenhaus gebracht, wo er ziemlich lange im Bette liegen mußte, Geduld lernte, und sich so an das Waisenhaus gewöhnte, daß es ihm endlich wohl darin gefiel. Er fing auch an, als er wieder gesund war, fleißig zu lernen, und betrug sich so

ordentlich, daß seine Lehrer und Aufseher mit ihm vollkommen zufrieden waren.

4. Der Lieutenant H... in Ruppin, vom Prinz Ferdinandschen Regimente, war, wie viele junge Leute seines Standes, dem Spiele so sehr ergeben, daß er bei aller Unterstützung seines Vaters niemals aus den Schulden kommen konnte. Sein guter Vater grämte sich sehr darüber, und versuchte Alles, ihn von seiner unglücklichen Leidenschaft zu heilen. Als er daher einmal zu ihm kam, gab er ihm zwar sechs und dreißig Dukaten, begleitete sie aber mit den beweglichsten Vorstellungen, und drohete dem Sohne sehr ernstlich, ihn nicht weiter zu unterstützen, wenn er diese Summe, wie gewöhnlich, verschleuderte. Allein dieser reis'te ab, ohne den mindesten Vorsatz, seiner bisherigen Lebensart zu entsagen. Unterweges nöthigte ihn ein natürliches Bedürfniß, vom Pferde zu steigen, und im nächsten Gasthofe, wo er einkehrte, wurde er erst gewahr, daß er bei dieser Gelegenheit seine Barschaft verloren hatte. Er ritt eiligst zurück, fand auch die Stelle wieder, wo er abgestiegen war, aber die Dukaten nicht. Dieser Zufall brachte ihn zum Nachdenken über seine bisherige Lebensart, und er änderte sie von dem Tage an ganz, so daß er nun der ordentlichste Mann in seinen Geschäften und dadurch noch liebenswürdiger ward, als er vorher war.

5. Als der schwedische General Torstensohn die Stadt Leipzig am 9. November 1642 mit Feuerkugeln ängstigte, und der damalige Superintendent, Martin Geyer, eben mit frohem Muthe aufgestanden war, und in seiner Studierstube ein Kapitel aus der Bibel zu lesen angefangen hatte, wurde er auf einmal von einer solchen Angst befallen, daß er, ohne es zu beendigen, aus der Stube gehen mußte. Und kaum hatte er die Stube verlassen, als eine Stückkugel in dasselbe Zimmer fiel, und die Bibel, worin er gelesen hatte, so wie die andern Bücher zerschlug.

6. Auf eine ähnliche Weise bewahrte die göttliche Vorsehung das Leben des Commissionraths K... Er schlief einst fest in seinem verschlossenen Zimmer. Gegen Mitternacht war es ihm, als wenn Jemand zu ihm träte und ihm stark zuriefe:

»Mache, stehe eilends auf; es ist Feuer in der Nähe!« — Er achtete es das erste Mal nicht; da er aber zum zweiten Male noch lauter geweckt wurde, stand er auf, ging ans Fenster, und roch wirklich Feuer. Sogleich weckte er seinen Hauswirth auf, und da man dem Feuergeruch nachging, fand sich die Gefahr an einem solchen Orte, wo die vielleicht später entdeckte Flamme in kurzem vielen Schaden gethan, und wahrscheinlich einen großen Theil der Stadt in Asche gelegt haben würde.

7. Als Thomas Platter (starb als Rector in Basel 1582) noch ein kleiner Ziegen- oder Geishirte ward, durchspähete er eines Tages einen tiefen Abgrund, um Krystalle oder, wie sie von den Hirten (Sennen) in der Schweiz genannt werden, Strahlsteinchen zu suchen. Während er so mit Suchen beschäftigt war, sah er weit über sich einen großen Stein, so groß wie ein irdener Ofen, herabrollen. Da er unmöglich ausweichen konnte, legte er sich auf den Boden, und glücklicherweise fiel das Felsenstück wenige Klafter über ihm nieder und schwang sich über sein Haupt weg, so daß diese Lebensgefahr ohne den mindesten Nachtheil für ihn vorüber ging.

8. Nicht minder sichtbar zeigte sich das Walten der göttlichen Vorsehung auch bei folgendem Ereigniß. — Im Jahre 1822 wurde in einem sehr gebirgigen und unwegsamen Theile des südlichen Schwarzwaldes eine neue Straße angelegt, die von einer bedeutenden Höhe über einen felsigen Berg in ein tiefes Thal gehen sollte. Ein armes Mädchen, welches eine kranke Mutter zu Hause hatte, war in die Nähe jener Straße gekommen, als es in den Wald gegangen, um dort Erdbeeren zu suchen, die es dann in einem benachbarten Landstädtchen verkaufen wollte, damit es Arzenei für die Mutter kaufen könne. Man sprengte gerade unten am Berge Felsen; sorglos suchte das Mädchen, und hatte schon eine ordentliche Ausbeute in einem Körbchen, als auf einmal ein Knall geschah, und ein in die Höhe geschleuderter Stein das Körbchen des Kindes zerriß und weit fortwarf, ohne dem Kinde selbst auch nur den mindesten Schaden zuzufügen. Es weinte und jam-

merte wegen der verlorenen Erdbeeren, ohne zu wissen, daß der Tod ihm so nahe war.

Beuge tief dein Knie dem Ursprung und Schöpfer der Wesen;
Gutes giebt er und nimmt's: Er nur vollendet es gut!

Nichts ist von Ungefähr; ein großer Gott regieret,
Der auch mich kennt und liebt, mit weiser Huld mich führet,
Was er beschließt und will, ist Alles recht und gut —
O wohl mir, daß mein Glück in seinen Händen ruht!

Vertraue auf Gott in Gefahren.

Sir. 2, 9. Ihr, so ihr den Herrn fürchtet, harret seiner Gnade, und weichet nicht, auf daß ihr nicht zu Grunde gehet.

Ephes. 3, 20. Gott kann überschwenglich thun über Alles, was wir bitten und verstehen.

1 Chron. 23, 13. Sey getrost und unverzagt, fürchte dich nicht und zage nicht.

Ps. 46, 2. 3. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in der größten Noth. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken.

1. In einem Frühjahre schmolzen Schnee und Eis bei einem heftigen Regen und warmen Winde so schnell, daß fast überall die schrecklichsten Ueberschwemmungen entstanden. Alle Flüsse und Bäche wuchsen zu reißenden Strömen an, und verbreiteten Schrecken und Verwüstungen in allen Gegenden, durch welche ihr Lauf ging. Hart am Ufer eines Flusses lag ein Fischerhäuschen, welches ein Mann nebst Frau und zwei Kindern bewohnte. Schon am Abend stieg der Fluß fast in jeder Minute; allein der Fischer, der schon oft großes Wasser, doch ohne Gefahr für sein Haus, erlebt hatte, legte sich ruhig mit den Seinigen zu Bette. Kaum eine Stunde mochte er geschlafen haben, als seine Frau ihn plötzlich weckte und händeringend ihm zurief: »Wir sind verloren! In diesem Augenblicke wird das Wasser unser Haus mit sich fortreißen. Die Eisschollen zertrümmern es!« Er sprang vom Lager auf. »Gütiger Gott!« rief er, »erbarme Dich!« — Sein Haus lag im Wasser, wie in einer offenbaren See, und nirgend war Menschenhülfe zu erwarten. Das leichtgebaute Haus, das er

bewohnte, konnte unmöglich noch lange der Gewalt der Wogen und dem Andrange der Eisschollen Widerstand leisten, und alles Rufen um Hülfe war bei der Größe des Wassers, bei dem Getöse der Wogen und dem Sturmgeläute, das er von allen benachbarten Oertern hörte, vergebens. Er weckte seine Kinder, und warf sich mit ihnen und seinem Weibe nieder auf die Erde, um da, wo alle menschliche Hülfe unmöglich schien, Hülfe von Gott zu erflehen. Sie lagen noch auf ihren Knieen, als mit einem Male das ganze Haus erbebte, ein Fach der Wand einstürzte, und mit dem eindringenden Wasser zugleich der Schnabel (die Spitze) eines ziemlich großen Kahnes durch die Wand drang. Seine Frau war in dem nämlichen Augenblicke ohnmächtig umgesunken, und er mußte sie eiligst von der Erde aufheben und mit seinen Kindern auf den Speicher des Hauses tragen, wenn sie nicht von dem eindringenden Wasser ersäuft werden sollten. Jetzt bemerkte er den Kahn, und mit lautem Freudengeschrei ergriff er seine Frau, die sich eben etwas erholte, und seine Kinder. »Geschwind! geschwind!« rief er; »Gott ist da mit seiner Hülfe!« und so riß er sie fort, und bestieg mit ihnen den Kahn. Er trat an das Steuerruder; der Strom trieb den Kahn, den er wieder losgemacht hatte, mit Blitzesschnelle fort, und in wenigen Minuten sah er sich gerettet an einem Orte, wo zahllose Menschen sich versammelt hatten. Alles staunte, als man das Fahrzeug auf den Wasserwogen daher fliegen sah, Alles bestürmte ihn nun mit Fragen, als er mit dem Kahn gelandet hatte. Ein glücklicher Zufall — hieß es allgemein —, der Strom muß den Kahn irgendwo losgerissen haben; aber der Fischer beugte seine Kniee, und blickte mit Freudenthränen gen Himmel und sprach: »Dir, der den Zufall lenkt, Dir danke ich, Dir will ich danken mein Lebelang!«

2. Michael Rodis war von seinem Dienstherrn, einem Gastwirth in einem am Fuße des Loibl belegenen Dorfe in Tyrol, ausgesandt, um einen zehnjährigen Sohn desselben, der sich seit einigen Wochen bei seiner ältesten, einige Meilen jenseit des Berges verheiratheten Schwester aufgehalten hatte, in das väterliche Haus zurückzuholen. Dort angelangt, beschloß

er, am folgenden Tage Nachmittags wieder aufzubrechen, um noch etwa einen Drittheil der ganzen Entfernung zurückzulegen, in einer ihm bekannten Waldschenke zu übernachten, und dann am nächsten Tage die Reise vollends zu vollenden. Diesen Vorsatz auszuführen, machten sie sich bei günstiger Witterung des Mittags auf den Weg; kaum mochten sie aber drei Stunden gewandert seyn, als sich ein heftiger Wind erhob, worauf es so stark zu schneien anfing, daß Beide, bei dem immer stärkeren Schneegestöber und der eingetretenen großen Dunkelheit, sich kaum noch erkennen, auch nicht mehr von der Stelle kommen konnten. Sie verweilten daher in einer kleinen Feldbucht wohl eine Stunde; da aber das Schneegestöber eher schlimmer als besser ward, so wanderten sie weiter, in der Hoffnung, bald unter Obdach zu kommen. Allein die Spur des Weges verlor sich immer mehr, und plötzlich sank der Knabe mit einem lauten Schrei in eine Tiefe hinab und — verstummte. Sogleich untersuchte der erschrockene Michael die Wände des Abgrundes, kletterte an dem Gestein mehrere Stockwerk tief hinab, fand den Knaben betäubt am Boden, band ihn mit seinem Schnupftuch sich auf den Rücken, und wagte es in Gottes Namen, die Höhe wieder emporzuklettern. Dies gelang, und nun suchte er den Geretteten durch Reiben und Bedecken mit seiner Kleidung zu erwärmen, und brachte ihn, nach einer fünfstündigen Anstrengung, glücklich in die Waldschenke.

3. Die bis auf 300 Mann zusammengeschmolzene baiersche Brigade Ströhl wurde im Oktober 1812 von dem 12,000 Mann starken Corps des Generals Steinheil bei Disna angegriffen, und zog sich, nach zweitägiger lebhafter Gegenwehr über die Uschatz zurück, um den Russen den Uebergang über dieses Flüßchen streitig zu machen. Die Schützen, welche den Rückzug deckten, erhielten den Auftrag, während die Pioniere die Brücke abtrugen, die Mühle und andere Nebengebäude von Pononia anzuzünden, um den Feind zu verhindern, sich hinter den Häusern festzusetzen. Die Bewohner, über diese harte Maßregel bestürzt, verließen wehklagend ihre Wohnungen, mit allem dem bepackt, was ihnen rettungswerth

schien. Schon loderten die Dächer in hellen Flammen auf, und noch hatte ein kranker Greis sein ärmliches Lager nicht verlassen; die Soldaten leiteten ihn aus dem brennenden Gebäude auf's freie Feld, und verließen ihn hier, um dem drängenden Feinde nicht in die Hände zu fallen. Die Russen naheten dem Flusse, und nun entspann sich ein sehr lebhaftes Gefecht, das mehrere Stunden dauerte. Vergebens strebte der schwache Greis, mit matten schleppenden Schritten aus der Gefechtslinie zu entkommen, — erschöpft sank er auf einen Abhang nieder, erhob die Hände betend zu Gott, und blieb mitten in dem wechselseitigen heftigen Feuer unverletzt, bis er, nachdem die Baiern umgangen und zum Rückzuge gezwungen waren, wie durch ein Wunder Gottes aus der seltenen Gefahr befreit wurde.

4. Im Jahre 1529, den 24. September, erhob sich zu Breslau in Schlesien eine Windsbraut, welche alle Einwohner daselbst in Schrecken setzte. Es befand sich zu St. Elisabeth, der Pfarrkirche der Stadt, ein hoher alter Thurm, dessen Spitze mit Blei und Kupfer bedeckt, und inwendig mit großen eisernen Balken unterstützt war, welche das Gewölbe so beschwerten, daß man öfters auf Mittel dachte, diesen Thurm abbrechen zu lassen, damit die nahe stehenden Häuser vor Schaden gesichert seyn möchten. Allein Niemand wollte sich, wegen der Gefahr, zur Abbrechung des Thurmes hergeben. Der Windsturm aber stürzte diesen gefahrdrohenden Thurm dergestalt herunter, daß er Nichts traf, sondern auf's Blei fiel, welches zu unterst auf die Erde kam. Die Kirche ist mit Häusern allenthalben umgeben, aber der fallende Thurm traf nicht ein einziges derselben, außer eins, dessen Dach er zerschlug, allein so still und geschwind, daß die Bewohner desselben es nicht gewahr wurden. Die Nachbarn um die Kirche herum hörten kein Krachen von diesem Einsturze, wiewohl man das Gepraſſel außer der Stadt vernahm. Die Einwohner der Stadt verwunderten sich am Morgen höchlich über den Fall, und dankten Gott herzlich für den geleisteten Beistand. Der Rath daselbst ließ nun den einfallenden Thurm malen, und

das Gemälde mit der Unterschrift versehen: »Wunderbar ist der Herr in der Höhe!«

5. Am 24. Januar 1831 kam durch das anhaltende Thauwetter und den starken Regen zu Trautenau in Schlesien plötzlich und eben vor Tagesanbruch eine solche Wasserfluth zusammen, daß die Aupa das ganze tiefere Aupenthal anfüllte, und mit Gewalt alle Dämme und Uferbefestigungen durchbrach. Bei der Stadt, besonders aber im Dorfe Parschnitz, war Alles mit Wasser bedeckt, und das Thal glich einem See, woraus nur die höchsten Baumspitzen hervorragten. Unterhalb der Stadt, zwischen derselben und dem Dorfe Parschnitz, nahe an dem Küchenwalde, faßte das Wasser mit besonderer Gewalt ein dort befindliches, noch zur Vorstadt Niederviertel gehöriges altes hölzernes Haus, doch so, daß die Fluth sich an dieser etwas erhöheten Stelle sichtbar rechts und links brach, und somit das Haus nur zur Hälfte überschwemmte. Der Besitzer dieses Hauses, Bernhard Nitsche, und seine Familie, zusammen vier Personen, retteten sich auf den Boden. Bei Tagesanbruch lief Alles zur Hülfe dieser Menschen herbei, und viele hundert Menschen waren beisammen, aber alle Rettungsversuche blieben fruchtlos. Jetzt stürzte der vordere Theil des Hauses ein, und da die Unglücklichen nicht vom Boden wichen, und zu besorgen stand, daß demnächst das ganze Haus mit der steinernen Feuereſſe einstürzen werde, und die Unglücklichen entweder erschlage, oder sie von der Fluth weggespült würden, so wurde bei dem ungeheuren Tosen des Stromes, wo einzelne Stimmen gar nicht hörbar waren, denselben mit vereinigter Stimme mehrerer Menschen zugerufen, herabzusteigen, und sich auf einen hinter dem Hause befindlichen, bedeutend erhöhten, daher von den Fluthen noch nicht erreichten Raum zu flüchten. Kaum daß diese Unglücklichen herabgestiegen waren, und den bemerkten freien Raum erreicht hatten, so stürzte das ganze Haus zusammen, und die Fluth, von diesem Widerstande befreit, bedeckte sogleich die Hausstelle so, daß nur der, dadurch zwar verengte, indeß noch immer etwa vier Quadratklafter betragende Raum, worauf die Unglücklichen standen, frei blieb.

Alle erneuerte Versuche, denselben zu Hülfe zu kommen, waren ohne Erfolg. Inzwischen brach die Nacht ein. Zwei Polizeidiener und eine Anzahl sachverständiger Männer wurden nun am Ufer aufgestellt, und beauftragt, Feuer zu unterhalten, die Unglücklichen von Zeit zu Zeit zu ermuntern, sich wach zu erhalten, und genau zu beobachten, wenn die Fluth so weit sinke, daß Hülfe möglich werde. Dies geschah aber erst am Morgen. Als die Fluth fast zwei Ellen gesunken war, versuchte der Fischer, Jakob Ringel, mit der Stange den Zugang, und gerade da, wo sonst der Fluß am tiefsten war, zeigte es sich, daß die Fluth den Sand angehäuft, und den Zugang möglich gemacht habe. Der Fischer erreichte, mit dem halben Leib im Wasser, die Unglücklichen, lud den zwölfjährigen Knaben auf die Schulter, und brachte ihn herüber. Jetzt begab sich der Fleischer, Ignaz Hampel, zu Pferde durch die schon bekannte Furth, und brachte die Frau zurück, und nun schickte der Stadtdechant seinen Wagen, welcher auch den Mann und den erwachsenen Sohn zurückbrachte. So wurden endlich alle vier Personen glücklich und wohlbehalten gerettet.

6. Johann Brenz, einer der verdienstvollsten Gottesgelehrten, welcher als Propst zu Stuttgart im Jahre 1570 starb, sollte einst durch eine Abtheilung spanischer Truppen in Stuttgart aufgehoben werden. Er erfuhr dies erst den Tag vor ihrer Ankunft, und wußte sich nirgends hin zu flüchten. In dieser Noth betete er zu Gott, und plötzlich kam ihm der Gedanke, in's sogenannte Landhaus, welches einige hundert Schritte von der Stadt entfernt war, zu gehen, und da zu erwarten, was Gott über ihn beschlossen haben würde. Er nahm ein Stück Brot mit, und ging des Abends dem Landhause zu, fand die Thür offen, und kam unbemerkt bis auf den Dachboden, wo er sich hinter eine Holzbeuge verbarg. Den Tag darauf rückten die Soldaten ein und durchsuchten alle Häuser Stuttgarts; auch in das Landhaus kamen sie, polterten selbst an der Beuge herum, hinter welcher Brenz lag und betete, doch ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht fanden. Vierzehn Tage hindurch blieben sie in Stuttgart und durchsuchten alle Häuser; Brenz hätte daher Hun-

gers sterben müssen, wenn Gott nicht auch für seine Nahrung gesorgt hätte. Alle Tage kam eine Henne an die Holzbeuge, legte in seiner Nähe ihr Ei nieder, und ging, ohne zu gackern, wieder fort. Zu diesem Ei aß er jeden Tag ein Stückchen von seinem Brote, und so wurde er erhalten. — Oft hörte er die Frau und die Magd im Hofe des Hauses über diese Henne zanken; aber da sie kein Geschrei machte, so konnten sie den Ort nicht finden, wohin sie ihre Eier verlegte. Endlich hörte Brenz sie eines Tages auch rufen: »Die Spanier sind abgezogen, und Gott sey Dank, sie haben den Brenz nicht gefunden!« Da machte er sich aus seinem Schlupfwinkel hervor, und mit ihm dankten Tausende in Stuttgart dem Herrn, der ihn so wunderbar errettet hatte.

Wer seinem Führer
Vertraut, ist auch im Sturme nicht
Verlassen, und erblickt in dunkler Nacht
Den Stern gewiß, der ihn an's Ufer leitet. —

Laß die Winde stürmen
Auf des Lebens Bahn;
Ob sich Wogen thürmen
Gegen deinen Kahn;
Schiffe ruhig weiter,
Wenn der Mast auch bricht:
Gott ist dein Begleiter —
Er verläßt dich nicht!

Vertrau' auf Gott in Noth und Widerwärtigkeit.

Ps. 31, 25. Seyd getrost und unverzagt Alle, die ihr des Herrn harret.

Spr. Sal. 24, 10. Der ist nicht stark, der in der Noth nicht fest ist.

Jerem. 17, 7. Gesegnet ist der Mann, der sich auf den Herrn verläßt, und der Herr seine Zuversicht ist.

Matth. 5, 4. Selig sind, die da Leide tragen, denn sie sollen getröstet werden.

1. In dem harten Winter des Jahres 1784 begegneten dem Könige Georg III. von England, als er ganz einsam bei Windsor spazieren ging, zwei Knaben, von welchen der

älteste etwa acht Jahr alt seyn mochte. Sie kannten den König nicht, knieeten aber vor ihm nieder, hoben ihre Hände zum Himmel und fleheten, vor Frost zitternd, um Hülfe. Der König beruhigte sie mit dem Versprechen, daß er ihnen helfen wolle, und erkundigte sich, wem sie angehörten. Nun erzählte der älteste, ihre Mutter sey vor drei Tagen gestorben, aber noch nicht begraben, ihr Vater liege krank neben ihr auf Stroh in einem elenden Kämmerchen, und sie fürchteten, auch ihn durch den Tod zu verlieren; es fehle ihm an Allem: an Geld, Brot und Holz. — Der König ließ sich dorthin führen, fand die Aussage des Knaben bestätigt, und ward tief erschüttert bei dem Anblicke des Jammers. Nachdem er die Unglücklichen getröstet und beruhigt, und ihnen seine Börse übergeben hatte, eilte er nach Windsor zurück, und schickte der hülflosen Familie sogleich Lebensmittel und was ihnen sonst noth that, auch einen Arzt, um für die Genesung des Kranken zu sorgen. Dadurch wurde auch der Vater wieder hergestellt, und Georg ließ, um sein Werk der Barmherzigkeit zu krönen, die beiden Knaben erziehen, und dem Vater die Zusicherung geben, er werde für ihr weiteres Fortkommen sorgen.

2. Der ehemalige Stadtphysikus **Dr.** Feller zu Bautzen ging ohne alle Unterstützung auf die Universität Leipzig. Sein Vater war ein armer Prediger gewesen, und ihm, als er noch Knabe war, abgestorben. Seine Mutter konnte sich selbst kaum kümmerlich ernähren, und so mußte er sein weiteres Fortkommen der göttlichen Vorsehung überlassen. Einst, an einem kalten Wintertage, erwachte er mit Sorgen im Herzen, und wußte nicht, wo er Nahrung für diesen Tag hernehmen sollte. Er war in seinem Bette liegen geblieben, weil er kein Holz hatte, seine Stube zu heizen. Auf einmal pochte man an seine Thür; er wollte nicht aufmachen, weil er glaubte, es würde ein Gläubiger seyn, der Geld von ihm eintreiben wolle. Da das Pochen aber immer stärker wurde, so öffnete er die Thür, und — ein Rathsdiener trat herein. Dieser Anblick befremdete ihn; aber der Mann redete ihn freundlich an, und bat ihn, um 9 Uhr auf das Rathhaus zu kommen, und daselbst um ein Stipendium zu loosen, wozu, nach der herge-

brachten Gewohnheit, die Aermsten unter den Studierenden eingeladen wurden; wen nun das Glück begünstige, der bekomme dasselbe sogleich ausgezahlt. — Feller ging mit neubelebtem Muthe zur bestimmten Stunde auf das Rathhaus, war so glücklich, das beste Loos zu ziehen, und sah sich nun im Besitz einer, für seine damaligen Umstände sehr großen, Summe von 24 Thalern. Seinen Bedürfnissen war auf lange Zeit abgeholfen, und nun fand er Freunde und Gönner, deren Unterstützung ihn auf immer jeder Nahrungssorge überhob.

3. Christoph Heyne, der als Prediger in Langenhennersdorf im Jahre 1731 starb, mußte sich auf der Universität Leipzig, weil seine Eltern, die ehrliche Landleute waren, ihn nicht unterstützen konnten, sehr kümmerlich durchzuhelfen suchen. Als er an einem Morgen nicht wußte, womit er an demselben Tage seinen Hunger stillen sollte, und sich voll Wehmuth und Traurigkeit durch das Grimmaische Thor in den offenstehenden Zwinger begab, sah er auf einmal etwas im Grase schimmern, und als er es aufhob, waren es gerade so viel neue Dreier, als er sich zur Anschaffung seiner, für diesen Tag nöthigen, Nahrung im Stillen gewünscht hatte.

4. Der Hofrath und Professor K. Ph. Moritz (starb 1793), der Sohn armer Eltern, ging beim Ausbruche des einjährigen Krieges (1778) als Candidat nach Potsdam, sich daselbst um eine Predigerstelle zu bewerben. Er wurde von dem damaligen Feldpropst Kletschke geprüft und erhielt dessen ganze Zufriedenheit. Sein Wunsch sollte nun erfüllt, und er bei einem Regimente angestellt werden; jedoch verlangte man zuvor die Beibringung seines Taufscheins. Da er diesen in so kurzer Zeit nicht herbeischaffen konnte, das Regiment aber schon nach wenigen Tagen aufbrechen sollte, so wurde diese Stelle einem andern Candidaten übergeben; der Feldpropst Kletschke versprach ihm dagegen eine baldige anderweitige Anstellung. Moritz blieb nun in Potsdam, wiewohl seine Baarschaft schon so sehr geschmolzen war, daß er kein Nachtlager mehr davon bezahlen konnte. Er ging daher des Abends aus dem Thore, und brachte die Nächte in einem Walde zu, wo er sich ein Lager von Baumblättern bereitete,

und sich auch mit solchen bedeckte. Von den wenigen Groschen, die er noch übrig hatte, verzehrte er täglich nur einen, wofür er sich des Morgens, im Laden einer Bierschänkerin, ein Glas Bier und eine Semmel kaufte. Da auch die wenigen Groschen ausgegeben waren, und seine Noth nun den höchsten Grad erreicht hatte, beschloß er, sich als Soldat anwerben zu lassen, obwohl er beständig den größten Widerwillen dagegen gehabt hatte. Auf dem Wege zum Werbehause fiel ihm ein, erst zum Feldpropst Kletschke zu gehen und von ihm Abschied zu nehmen, ihm jedoch von seiner Noth und von seinem Vorhaben nichts zu offenbaren. Er ward von diesem zwar sehr freundlich und wohlwollend empfangen, aber eine Aussicht zur Anstellung war noch nicht vorhanden, und Moritz wollte eben mit schwerem Herzen sich entfernen, als Jemand an die Thür klopfte und ein Waisenknabe hereintrat, welcher dem Propst einen Brief überbrachte. »So eben erhalte ich die Nachricht,« sagte Kletschke zu Moritz, als er den Brief gelesen hatte, »daß ein Lehrer an dem großen Waisenhause gestorben ist, wollen Sie die Stelle annehmen, so ist vorläufig für Sie gesorgt?« — Moritz willigte mit Freuden ein, denn er ward dadurch auf einmal aus seiner Noth befreit, und dankte Gott für seine Errettung vom Soldatenstande.

5. In dem Kriege von 1806 und 7 war an einem Wintertage Abends eine Abtheilung deutscher Contingentstruppen in ein Dorf in Schlesien eingerückt. Jedes Haus erhielt eine so starke Einquartierung, daß es nicht möglich war, die Forderungen der Soldaten so schnell, als man verlangte, zu befriedigen, zumal da die Vorräthe der Einwohner durch frühere Einquartierungen erschöpft waren. Am übelsten ging es im Pfarrhause zu, wo sich 30 Mann einquartiert hatten. Diese schienen eine eigene Lust daran zu haben, den hart bedrängten Pfarrer, einen Mann von 60 Jahren, zu ängstigen und zu quälen; auch die Offiziere schienen taub gegen seine Bitten und Vorstellungen zu seyn. Am zweiten Abend kam noch der kommandirende Obristlieutenant des Regiments mit einem Adjutanten und 6 Mann in's Pfarrhaus, und verlangte Quartier

und Erfrischung für sich und seine Leute. Jetzt stieg die Noth der armen Predigerfamilie auf's Höchste; denn es war durchaus nicht möglich, allen Forderungen zu genügen, und dennoch drohte der Obristlieutenant dem Pfarrer, daß, wenn er das Verlangte nicht augenblicklich herbeischaffte, man Gewalt gebrauchen würde. Man durchsuchte Boden und Keller, aber vergebens! Alles war aufgezehrt. Jammernd blickte der würdige Prediger zum Himmel, und flehte Gott an, daß er der Noth ein Ende machen möge.

Unterdessen war im Hause Alles still geworden und zur Ruhe gegangen. Da nahm Amalie, die fromme Tochter des Pfarrers, ihre Harfe, griff in die Saiten, und sang dazu das bekannte, schöne Trostlied: »Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt, u. s. w.« — Noch hatte sie den Gesang nicht beendet, als sich die Thür öffnete, und der Obristlieutenant leise hereintrat. Er winkte der Erschrockenen, fortzufahren, und als sie zu Ende war, sagte er: »Frommes Kind, ich danke Ihnen für den langentbehrten Genuß solcher Erbauung. Ich bin in jenem Zimmer Zeuge der Angst und Sorge Ihrer Eltern gewesen; seyen Sie aber ruhig, in Zeit von drei Stunden befreie ich Sie von Ihren Drängern, deren keiner mehr mit einer Drohung oder Forderung Sie belästigen soll. Ich bin selbst Vater — schloß er — trösten Sie die Ihrigen und erhalten Sie sich in der gläubigen Seele das hohe Vertrauen zu Gott lebendig, das Ihr rührender Gesang mir verkündete.«

Der Obristlieutenant hielt Wort; um vier Uhr Morgens zog er mit den Dragonern ab, nachdem er von dem Pfarrer herzlichen Abschied genommen hatte.

Beginne froh dein Werk, und hebe deine Blicke
Zu dem empor, der unser Schicksal lenkt! —
Wohl mir, ich trau' auf Gott! Es mag mir immer gehen,
Wie er, mein Vater, will: Ich bleibe d'rauf bestehen,
Daß Gott den nicht verläßt, der feste auf ihn baut,
Daß dem geholfen wird, der seinem Gott vertraut!

Verbinde mit deinem Vertrauen Geduld und Ergebung in Gottes Willen.

a) Bei Mißgeschicken.

Röm. 12, 12. Seyd fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.

Klagel. Jer. 3, 26. Es ist ein köstlich Ding, geduldig seyn und auf die Güte des Herrn hoffen.

Ebr. 12, 1. Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist.

Sir. 2, 4. Alles, was dir widerfährt, das leide, und sey geduldig in allerlei Trübsal.

Ps 62, 2. Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft.

1. Der fromme Prediger Schlipalius zu Dresden hatte das Unglück, bei der Belagerung dieser Stadt sein ganzes Haus in Flammen aufgehen zu sehen. Dieser schreckliche Anblick vermochte nicht, ihn aus seiner christlichen Gelassenheit zu bringen. Den Seinigen, die laut jammernd und händeringend um ihn standen, rief er zu: »Kinder, wir müssen auch im Feuer Gott loben! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat auch Macht, es wieder zu nehmen; sein Name sey ewig hochgelobt! Zum Seligwerden braucht Ihr das nicht, was Gott Euch im Feuer nimmt; wie er Euch aber durchbringen wird, das wird er schon wissen; auf ihn lasset uns denn trauen, und wir werden nicht zu Schanden werden!« —

2. Als der Churfürst Johann von Sachsen einst in's Gedränge gerieth, und seine Lage sehr unsicher war, sagte er gelassen und ruhig: »Will mich Gott einen Fürsten lassen bleiben, wie bisher, so geschehe sein Wille, und kein Feind wird mich überwältigen; hat er's anders beschlossen, so kann ich auch ein geringer Mann seyn.«

3. Bei dem Einfall der Franzosen in Würtemberg, im Jahre 1796, wurde auch das Pfarrdorf Möttlingen hart mitgenommen und größtentheils ausgeplündert. Die Plünderung traf besonders auch den Ortspfarrer Machtolf. Aber diesen gelassenen und genügsamen Mann, der auf Gott so fest vertraute, konnte auch dieser harte Verlust nicht niederschlagen;

er

er ehrte den Willen Gottes in Geduld und wurde auch noch der Tröster Anderer.

Die Bauern, gewohnt, bei ihrem Prediger in allen Nöthen Trost und Ermuthigung zu finden, hatten sich nach dem Abzuge der Franzosen, im tiefen Schmerze über ihren erlittenen Verlust, um das Pfarrhaus versammelt. Da stimmte Machtolf mit vollkommener Seelenruhe und unerschütterlicher Gottesergebenheit, unter Begleitung der Harfe, den dritten Vers aus dem Gesange: »Warum sollt' ich mich denn grämen?« an:

Gut und Blut, Leib, Seel' und Leben
Ist nicht mein,
Gott allein,
Hat es mir gegeben.
Soll's zu ihm auch wiederkehren,
Nehm' er's hin;
Ich will ihn
Dennoch fröhlich ehren.

Bald theilte sich die gleiche Gesinnung, von welcher der Pfarrer beseelt war, den Anwesenden mit; sie stimmten in die weiteren Verse des schönen Liedes mit ein, und Ruhe und Friede kehrte in ihre bekümmerte Seele zurück.

4. An dem schrecklichen Bartholomäustage (der sogenannten Pariser Bluthochzeit im Jahre 1572, in welcher an 30,000 Menschen hingeopfert wurden) fürchteten die Freunde des Herrn l'Hopital, Kanzlers von Frankreich, daß auch sein Leben zum Opfer bestimmt worden sey. Sie warnten und baten ihn, vorsichtig zu seyn. »Nichts, nichts!« antwortete er, »wenn meine Stunde gekommen ist, so ergehe es mir, wie es Gott gefällt.« Man brachte ihm den folgenden Tag die Nachricht, daß man einen Trupp Reiter gegen sein Haus anziehen sehe, und fragte ihn, ob man nicht die Thore versperren und Feuer auf sie geben sollte, im Fall sie dieselben mit Gewalt erbrechen wollten. »Nein,« sagte er, »und wenn sie durch das kleine Thor nicht herein können, so öffne man ihnen das große.«

5. Georg Matthias Bose, Professor der Physik in Wittenberg (starb 1761), war im siebenjährigen Kriege als

Geißel dieser Stadt nach Magdeburg geführt worden, und saß über ein Jahr lang daselbst gefangen. Indessen war bei der Belagerung und Einäscherung Wittenbergs durch die Reichsarmee, am 23. Oktober 1760, das Haus, die vortreffliche Bibliothek, der kostbare Vorrath mathematischer und physikalischer Instrumente und sämmtliches Hausgeräth des gefangenen Professors ein Raub der Flammen geworden. Als ihm sein Sohn die Nachricht davon nach Magdeburg meldete, nahm er sie mit ruhiger Gelassenheit auf, und schrieb ihm unter andern: »Ich murre nicht wider Gott über das uns betroffene harte Schicksal, nein, ich lobe ihn vielmehr! Ermanne Dich und bitte Gott für Dich. So lange als der noch lebt, was brauchst Du mich? Der das Kreuz schickt, hilft es auch tragen. Meine Seele ist noch eben so frei, als sie es in der vorigen Zeit war, da ich noch alle Ehren und Würden meines Amtes genoß.«

6. Als man gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Protestanten in Frankreich mit unglaublicher Härte verfolgte, traf dies traurige Schicksal auch den Advokaten Isaak le Febre, der aus einer der angesehensten Familien des Landes abstammte und in sehr glücklichen Umständen lebte. Um seines Glaubens willen mußte dieser, sonst so glückliche, Mann sechszehn Jahre lang in Gefängnissen, auf Galeeren und in schmutzigen Löchern die schrecklichste Behandlung erdulden. Mehr als zehn Jahre würde er in einem Gewölbe des Forts St. Jean zu Marseille, das ehedem ein feuchter, ungesunder Pferdestall gewesen war, eingesperrt gehalten, und er hatte hier weiter kein Licht, als das durch eine mit Gittern versehene Thür in das Gewölbe fiel. Die Speisen und Getränke, die man ihm reichte, waren voll Unrath, ungeachtet er sie selbst bezahlen mußte. Oft hatte er weder Wäsche noch Kleider, und eben so wenig eine Matratze und Decke. Kein Wunder, daß bei dieser harten und unmenschlichen Begegnung seine Gesundheit unendlich litt, und er oft von mancherlei schweren Krankheiten befallen wurde. Nichts aber konnte seinen Glauben wankend machen, nichts seine Geduld und sein Gottvertrauen erschüttern. »Allen meinen Leiden,« schreibt er

an einen seiner Freunde, »setze ich den Willen Gottes entgegen. Wenn Armuth, Krankheiten, Schmerzen und Gefängnisse die Mittel sind, deren sich Gott bedienen will, mich noch mehr zu läutern und selig zu machen, warum sollte ich sie verwerfen? Ich werde mit Freuden sterben, wenn es Gott gefallen wird, mich abzurufen. Mein Schicksal ist zwar hart; allein wenn mich Gott auch einen schmerzvollen Tod leiden lassen sollte, so will ich ihn dennoch loben, so lange ich hier bin.« — In diesen Gesinnungen beharrte er bis an sein Ende, welches in diesem elenden Gefängnisse in der Nacht zwischen dem 13. und 14. Junius des Jahres 1702 erfolgte.

Wir sind nicht arm, nicht freundlos und verlassen,
Blieb Gott nur und das eigne Herz uns Freund! —

Ergebung strahlt uns durch die Dunkelheit
Des Lebens klar wie eine Morgensonne,
Der Quell des Glücks ist die Zufriedenheit,
Des Schicksals Gang gerecht, der Zielpunkt — Wonne.

b) Bei körperlichen Leiden.

Hebr. 10, 36. Geduld ist euch Noth, daß ihr den Willen Gottes thut, und die Verheißung empfahet.

Ps. 46, 2. Gott ist meine Zuversicht und Stärke.

1. Petr. 4, 19. Welche da leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seelen befehlen.

Ps. 68, 20. Gelobet sey der Herr täglich; er leget uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.

1. Im December 1785 fuhr ein Weber zu Rüsselsheim, im Hessen-Darmstädtischen, mit seinem Bruder in den benachbarten Wald, um sich etwas Brennholz zu sammeln. Er stieg zu dem Ende auf einen hohen Eichbaum, dort einen dürren Ast abzuhauen. Der Ast brach, und er stürzte unglücklicher Weise herunter auf den hart gefrornen Boden. Sein Bruder hielt ihn für todt, brachte ihn in aller Eile nach Hause, um durch schleunige Hülfe ihn vielleicht wieder in's Leben zu bringen. Wirklich kam er auch wieder zu sich, aber, wie es schien, nur zu seiner Qual; denn jetzt fühlte er erst, was mit ihm vorgegangen war. Er hatte kein äußerliches Glied verletzt, und dennoch empfand er die entsetzlichsten Schmerzen

im Unterleibe. So groß nun seine Leiden waren, so ertrug er sie gleichwohl bis zum neunten Tage, wo er starb, mit einer unerschütterlichen Geduld, und mit einer so freudigen Ergebung in den Willen Gottes, daß alle Umstehende bekennen mußten: nur eine so innige Liebe und ein so starkes Vertrauen, wie ihn beseelte, nur ein reines, unbeflecktes Gewissen wären vermögend, unter solchen Schmerzen, den Muth des Menschen aufrecht zu erhalten, daß er fest stehe, wie ein Berg Gottes.

2. Der berühmte Kanzler der Universität Göttingen, Johann Lorenz von Mosheim (starb 1755) zeigte unter den langwierigsten und peinlichsten Schmerzen eine bewundernswürdige Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. Sein äußerst geschäftsvolles Leben und seine ununterbrochene, bis in's späte Alter fortgesetzte, Arbeitsamkeit zerstörten seine Gesundheit, so daß er hauptsächlich viel am Unterleib zu leiden hatte. Der letzte Winter seines Lebens war besonders sehr schmerzhaft. Jede Lage und Stellung des Körpers that ihm wehe. Selbst am Stocke konnte er nicht mehr gehen, und wenn er sich niederlegen wollte, mußte er, gegen die Natur, auf dem Bauche ruhen. Mosheim ertrug auch diese anhaltenden Leiden mit christlicher Gelassenheit, und unterwarf sich Gott, der ihm bei seinen Leiden gutgesinnte Verwandte, geschickte Aerzte und theilnehmende Freunde, die nicht müde wurden, ihn zu pflegen, hatte finden lassen.

3. Konrad G..., der brave Sohn eines rechtschaffenen Bürgers aus U..., wurde vor einigen Jahren in eine Mühle geschickt, um dort Hanf zu reiben. Dieses Hanfreiben geschieht in jener Gegend, indem ein großer Stein sich um eine Achse dreht, unter welchen sodann der Hanf gelegt und durch die sehr schnelle Bewegung und den Druck des Steins weicher gemacht wird. Konrad wendete mit Fleiß und Vorsicht den Hanf um; allein während der Stein sich mit außerordentlicher Schnelligkeit im Kreise herumdrehete wollte er etwas Hanf unter die Hanfreibe bringen, und hatte das Unglück, daß seine rechte Hand unter den Stein gerieth. Von Schreck überwältigt, hatte er doch noch so viel Besinnung, die

Hand schnell unter dem Stein hervorzuziehen, die aber schon ganz zerquetscht war. Als er wieder zu sich selbst kam, wandte er erst die Augen zum Himmel und sprach laut: »Großer Gott! Du hast mir eine große Prüfung auferlegt; aber ich will geduldig ausharren, unterstütze Du mich nur mit Deiner Kraft.« Seine Eltern wehklagten über sein schweres Leiden; er aber tröstete sie mit den Worten, daß Alles, was Gott thue oder zulasse, wohlgethan sey. — Bei den größten Schmerzen, die er auszustehen hatte, kam auch nicht ein Laut der Klage über seine Lippen. Nur das bedauerte er, daß, im Fall sein Leben gerettet werden sollte, er sein Brot nicht mehr durch fleißige Handarbeit verdienen könne, fügte jedoch hinzu, daß Gott ihm dann auch Mittel an die Hand geben werde, als ein redlicher Mensch sich das Nothwendige zu erwerben.

Die Aerzte beschlossen, die vordern Glieder der Hand abzunehmen. Konrad ertrug betend auch diese schmerzhafte Operation und fügte sich gelassen in Gottes heiligen Willen. Bald aber trat der Brand hinzu, und die Aerzte vermochten nicht mehr, ihn zu retten. Nachdem er das heilige Abendmahl empfangen, gab er seinen Geist in die Hände des Schöpfers, dessen Rathschlüsse zwar unerforschlich, aber immer von Weisheit und Liebe geleitet sind. —

4. Der Berggerichts-Director Johann Paul Trier (starb 1768) fiel in seinem 75sten Lebensjahre in seinem Garten und brach ein Bein gefährlich entzwei. Man befürchtete, dieser Zufall würde ihm, zumal bei seinem hohen Alter, den Tod zuziehen. Seine Frau war untröstlich, und Alle, die um ihn waren, beklagten seine Schmerzen. Er aber antwortete ihnen lächelnd:

Gott hat mich bei guten Tagen
Oft ergötzt,
Sollt' ich jetzt
Nicht auch Etwas tragen?

Und er ertrug die größten Schmerzen ruhig, gelassen und in Gott ergeben.

5. Die Gattin des Beamten Egelhof zu Adelmannsfelden in Schwaben, welche im September 1795 in einem

Alter von 39 Jahren starb, mußte die letzten elf Jahre ihres Lebens, gerade den schönsten Theil desselben, wo man zur Thätigkeit und zum Genusse am fähigsten ist, unter den empfindlichsten Gliederschmerzen zubringen, die ihr, besonders in der letzten Zeit, selbst die Erquickungen des Schlafes nicht vergönnten. Nie hörte man sie wider Gott murren, nie über körperliche Schmerzen sich beschweren; nur darüber war sie traurig und klagte, daß sie ihre Tage so unthätig hinbringen müßte, und den Ihrigen zur Last wäre. Unfähig, wirthschaftliche Angelegenheiten zu besorgen, beschäftigte sie sich viel mit dem Lesen der heiligen Schrift und anderer guten Bücher, und bestrebte sich, auch von Allem, was sie gelesen hatte, sogleich die rechte Anwendung zu machen. Dadurch stärkte sie sich in der Geduld und ruhigen Ergebung in den Willen der Vorsehung, und war zugleich eine weise Lehrerin für ihre Hausgenossen, Kinder und Freunde. Nun hat sie ausgekämpft, und die Siegeskrone ist ihr geworden.

Stille will ich Alles tragen,
Was mir Gott zu tragen giebt,
Niemals murren, niemals klagen,
Leidend auch bin ich geliebt.
Krank auch, bin ich doch nicht minder
Eins der lieben Gotteskinder;
Gott ist stets sich selber gleich:
Weise, machtvoll, gnadenreich.

c) Beim Tode geliebter Personen.

1. Joh. 2, 17. Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibt in Ewigkeit.

Offenb. Joh. 14, 13. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; ihre Werke folgen ihnen nach.

Sir. 44, 13. Sie sind im Frieden begraben, und ihr Name lebet ewiglich.

Hiob 1, 21. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobet.

1. Joh. 3, 14. Wir wissen, daß wir aus dem Tode in's Leben kommen sind.

1. Der große **Dr. Martin Luther** war ein eben so zärtlicher Vater, als er ein redlicher Gatte war. Er hatte

mehrere Kinder, und unter dieſen eine Tochter, Magdalena, die er vorzüglich liebte. Sein Herz litt daher unbeſchreiblich viel, als ſie durch eine gefährliche Krankheit, im vierzehnten Jahre ihres Alters, niedergeworfen, und ihm bald darauf auch wirklich entriſſen wurde. Schon bei der Krankheit dieſer ſeiner geliebten Magdalena ſagte er: »Ich habe ſie ſehr lieb; aber, lieber Gott, da es Dein Wille iſt, daß Du ſie hinnehmen willſt, ſo will ich ſie gern bei Dir wiſſen!« Zu ihr ſelbſt ſprach er: »Magdalenchen, mein Töchterchen! Du bliebeſt gern bei Deinem Vater, und ziehſt auch gern zu jenem Vater?« Sie antwortete: »Ja, wie Gott will!« — »Ja, liebes Kind,« verſetzte darauf Luther, »der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach!« Dann wandte er ſich um und ſagte: »Ich habe ſie gar ſehr lieb. Iſt das Fleiſch ſo ſtark, was wird dann der Geiſt ſeyn?« Er betete darauf um ihre Auflöſung, und ſie erfolgte in ſeinen Vaterarmen. — Als Luther ſie darauf im Sarge liegen ſah, ſagte er: »Du gutes Lenchen, wie wohl iſt Dir geſchehen! Auch Du wirſt wieder auferſtehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne. Ich bin wohl fröhlich im Geiſt, aber nach dem Fleiſche bin ich ſehr traurig. Das Fleiſch will ſich nicht engen, das Scheiden betrübt über die Maaße ſehr. Wunderding iſt es, wiſſen, daß ſie gewiß in Friede und ihr wohl iſt, und doch noch ſo traurig ſeyn!« — Da die Leichenbegleiter Luthern ihre Theilnehmung bezeigten, antwortete er ihnen: »Es ſoll Euch lieb ſeyn, ich habe einen Heiligen gen Himmel geſchickt, ja einen lebendigen Heiligen.« — Einer aus der Geſellſchaft ſagte: »Ja, es iſt wohl wahr, doch es behält ein Jeder gern die Seinigen.« — »Fleiſch iſt Fleiſch,« erwiederte Luther, »Blut iſt Blut. Ich bin froh, daß ſie hinüber iſt, ich ſpüre keine Traurigkeit, denn die des Fleiſches!« — Bei dem Begräbniß ſagte er voll Empfindung: »Es iſt die Auferſtehung des Fleiſches,« und nach demſelben: »Meine Tochter iſt nun beſchickt, und das an Leib und Seele. Wir Chriſten haben nichts zu klagen, und wiſſen, daß es ſo ſeyn muß. Wir ſind des ewigen Lebens auf's Gewiſſeſte; denn Gott, der uns das um ſeines lieben Sohnes willen zugeſagt hat, der kann ja nicht lügen.« —

2. Joachim Camerarius, einer der größten Gelehrten Deutschlands im sechszehnten Jahrhundert (starb zu Leipzig 1574), verlor schnell auf einander zwei verheirathete Töchter. Er empfand tief den Vaterschmerz über diesen Verlust, richtete sich aber durch die Trostgründe der Religion bald wieder auf, und sagte zu seinem Schwiegersohne: »Wir müssen darum unsern Glauben nicht verlieren. Meine Töchter starben zwar jung, aber in Tugend und Ehrbarkeit waren sie schon alt. Laßt uns Gott preisen, der sie aus ihren Trübsalen gerissen und ihre Seelen dahin gebracht hat, wohin ihre Gedanken gingen.«

3. Als der im Jahre 1534 als erster Rathsschreiber in Nürnberg verstorbene Lazarus Spengler den Tod seines Freundes Ebners — eines um Kirche und Staat sehr verdienten Mannes — erfuhr, beugte ihn dieser Verlust sehr tief, aber er beruhigte sich und sagte: »Daß uns fromme Freunde und erfahrene Christen absterben, dies sind Vorfälle, die mit Klagen, Sorgen und Trauern nicht gebessert oder wieder ersetzt werden, sondern die nach Gottes Willen und Ordnung erfolgen, dem wir billig in seine Hände sehen müssen.«

4. Philipp von Mornay, französischer Staatsminister, ein eben so ausgezeichneter Krieger, Staatsmann und Gelehrter, als aufgeklärter und tugendhafter Christ (starb 1623), verlor unter andern tiefbeugenden Unglücksfällen, die er immer mit gottvertrauender Geduld und ruhiger Ergebung trug, bei der Belagerung von Geldern seinen einzigen, hoffnungsvollen Sohn, und bald darauf seine vortreffliche Gattin, die er auf's Zärtlichste liebte. Der erste Schlag zwang ihn, wie er sich ausdrückte, zum Schreien, und der andere machte ihn ganz sprachlos. Seine Gottergebenheit siegte aber doch bald über die Natur, und statt sein Leben unthätig zu verseufzen, widmete er es jetzt von neuem ganz dem Dienste des Vaterlandes. »Gott hat — so tröstete er sich — gewiß weise und väterliche Absichten, warum er mir diese größten Glücksgüter des Lebens nimmt. Er will mich dadurch noch mehr vom Irdischen losziehen und meine Anhänglichkeit an ihn vermehren. Ich soll meine noch übrige Lebenszeit nun noch emsiger dem

Nachdenken über die Religion widmen, und mich noch ernstlicher, als vorher, mit der Vertheidigung ihrer Wahrheit beschäftigen.«

5. Als die Prinzessin von Oranien, Anna, älteste Tochter Georgs II. von England, (starb 1759), ihren theuren und großen Gemahl verlor, übermannte sie ein heftiges Schmerzgefühl, aber sie erhob sich bald aus ihrem tiefen Kummer, legte die Hände auf ihr Herz und sagte: »Ich habe einen Staat zu erhalten, und junge unschuldige Kinder zu erziehen; ich habe den, dessen mich nun der Tod beraubt hat, ein feierliches Versprechen gethan, keinem vergeblichen Kummer nachzuhängen. Laßt uns zeigen, was Religion und Ergebung in den göttlichen Willen vermag!«

6. Am 17. Februar 1790 starb die Erzherzogin Elisabeth, Gemahlin des damaligen Erzherzogs Franz, ältesten Sohnes des Kaisers Leopold II., der sie väterlich liebte, und eben auch auf dem Sterbebette darnieder lag. Man verbarg ihm so lange als möglich ihren Tod, bis es endlich sein Beichtvater übernahm, ihm den großen Verlust bekannt zu machen. Mit nassen gen Himmel gerichteten Augen empfing der erhabene Kranke die niederbeugende Nachricht, und mit einem tiefen Seufzer, der sich aus der beklommenen Brust hervordrängte, sagte er: »Herr, Dein Wille geschehe!«

7. Der als Dichter rühmlichst bekannte Graf Friedrich Leopold von Stolberg (geboren 1750, im Holsteinischen) verlor durch den Tod seine Gemahlin, die er mit innigster Zärtlichkeit liebte. Als er davon benachrichtiget ward, daß sie in die bessere Welt übergegangen und ihr Auge geschlossen sey, überließ er sich jammernd und wehklagend den ersten Gefühlen seines Schmerzes. »Ach, sie ist dahin!« rief er aus; »geschieden von mir, getrennt!« — »Und wer hat sie denn getrennt?« fiel eine Wärterin der entseelten Gräfin ihm in die Rede; »wer hat sie geschieden? War es nicht Gott, und ist nicht Alles wohlgethan, was Gott thut?« — Diese Frage griff den Grafen ans Herz. Er ermannte sich und sagte: »Sie hat Recht; Gott hat mir meine Gattin genommen; sein Wille sey mir heilig!«

Was Du mir einst gegeben,
Herr über Tod und Leben,
Es war mein höchstes Glück!
Doch blieb es ja das Deine,
Ob ich auch klag' und weine,
Geb' ich's doch willig Dir zurück.

Zum Himmel nun erkoren,
Seyd ihr uns nicht verloren,
Um die die Thräne fließt;
Hier trübten unsre Freuden
Doch Sorgen oft und Leiden,
Wir suchen nur, was ihr genießt!

Nicht die Gräber decken unsre Todten
Einem Seelenaug', das höher blickt;
Durch des schönern Lebens Friedensboten
Sind sie nur dem Irdischen entrückt.

d) Auf dem Sterbebette.

Ps. 39, 6. Siehe, Herr, meine Tage sind einer Hand breit bei Dir, und mein Leben ist wie Nichts vor Dir. Wie gar nichts sind alle Menschen, die doch so sicher leben.

Sir. 41, 5. Fürchte den Tod nicht. Gedenke, daß es also vom Herrn geordnet ist über alles Fleisch, beides derer, die vor Dir gewesen sind, und nach Dir kommen werden.

Ebr. 13, 14. Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern die zukünftige suchen wir.

Röm. 14, 8. Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

1 Cor. 15, 55. Der Tod ist verschlungen in den Sieg!

1. Als **Dr. Martin Luther** einst sein Leben in Todesgefahr sah, sprach er mit völliger Ergebung in Gottes Willen: »Dir befehl' ich mich, Du treuer Gott. Ich will gern sterben, wann, wo und auf welche Weise es Dir, mein Gott, gefällt, denn Dein Wille ist der allerbeste.«

2. Als der Churfürst **Friedrich der Weise** (starb 1525) auf dem Sterbebette lag und ihn Jemand wegen seines nahen Endes tröstete, sprach er: »Der Herr hat mir das Leben gegeben, und kann es auch wieder nehmen.« Man fragte ihn, ob er sonst noch ein Anliegen hätte? »Ich habe ein ruhiges Herz und ein gutes Gewissen,« antwortete er;

»die äußerlichen Schmerzen am Fleisch will ich gern um Christi willen ertragen.« Endlich verschied er mit den Worten: »Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd!«

3. Der berühmte französische Kriegsheld Peter Bayard, der bei seiner außerordentlichen Tapferkeit fromm, menschlich und sehr großherzig war, übernahm nach dem Tode des Admirals Bonnivet den Oberbefehl, und hielt die von Italien her eindringenden Spanier mit kühnem Muthe auf, wurde aber bei einem blutigen Gefechte in den Rückgrat tödtlich verwundet. Mit den Worten: »Jesus, mein Gott, ich bin des Todes!« sank der Held nieder. Man eilte herbei. »Setzt mich unter jenen Baum« — sagte er — »also, daß mein Gesicht den Feind sieht!« Dann küßte er, in Ermangelung eines Kreuzes, das Kreuz seines Schwertes, tröstete seine Diener und Freunde, befahl ihnen ein Lebewohl an seinen König und das Vaterland, und starb ruhig und ergeben, von Freunden und Feinden umringt, die sämmtlich Thränen der Bewunderung und Rührung vergossen, am 20. April 1524.

4. Herzog Christoph von Würtemberg hatte oft viel mit körperlichen Beschwerden zu kämpfen, und fühlte mehrere Jahre eine Abnahme seiner Kräfte. Muthig und unverzagt sah er dem Tode entgegen. »Wenn ich,« sagte er, »hundert Jahre Lebens mit einem Heller erkaufen könnte, ich würde es nicht thun; ich hoffe vielmehr, Gott wird mich bald zu seinen Gnaden annehmen; und der ist kein guter Christ, der solches nicht von Herzen wünscht und erbittet.

In seinen letzten Tagen äußerte er, daß er nur deswegen Arzenei brauche, damit es nicht schiene, als verachte er die Mittel, welche Gott darreiche. »Aber,« setzte er hinzu, »wenn das von Gott bestimmte Stündlein kommt, so hilft Alles nichts, es muß doch einmal gestorben seyn; und selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; unsere Bürgschaft ist im Himmel!« Eben so tröstete er seine Gemahlin. »Wenn das erwartete Stündlein kommt,« sagte er, »daß ich von hinnen scheiden soll, dann singet Alle mit einander: Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin.« Er starb den 28. December 1568, innig betrauert von allen seinen Unterthanen.

5. Im November 1793 verlor der verdiente Archidiakonus Kühnhard zu Stade einen Sohn an der Schwindsucht, dessen frühen Tod Alle, die ihn kannten, schmerzlich bedauerten. Mit stiller Gelassenheit ertrug der zwölfjährige Knabe seine Leiden und freute sich immer auf die Zeit, die sein ihn liebender Vater — die Mutter war vor einigen Jahren gestorben — bei ihm zubringen konnte. Wenige Tage vor seinem Ende sagte er zu ihm: »Sie haben mich so lieb, guter Vater, und da werden Sie wohl auch weinen, wenn ich sterbe; denken Sie aber doch daran, was Sie mir einst sagten: daß Gott gute Menschen dann am besten versorge, wenn er sie sterben läßt. Dies Wort tröstet mich, und wird auch Sie trösten, wenn ich todt bin. Nur das Einzige bekümmert mich, daß ich Sie zuweilen durch Ungehorsam betrübt habe, da Sie mich so sehr lieben. Vergeben Sie mir meine Fehltritte.« Mit rührender Standhaftigkeit nahm er noch von seinen Geschwistern Abschied, deren Jedem er ein Andenken bestimmt hatte. Er sah dann immer ruhiger, immer zufriedener sein Ende herannahen, bis er endlich entkräftet und sanft einschlummerte. Wohl dem, der also stirbt! Ein Solcher ist reif für die Ewigkeit, Gott mag ihn frühe oder spät dahin abfordern.

6. Der Abt und Vicepräsident des Consistoriums zu Wolfenbüttel, Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, ein wegen seines edlen Herzens und seiner ungeheuchelten Frömmigkeit höchst geachteter Mann, litt in den letzten Tagen seines Krankenlagers sehr an körperlichen Schmerzen, so daß er einmal lebhafter klagte, als er dies sonst zu thun pflegte. Als er sah, daß auch seine um ihn stehenden Kinder den Ausbruch ihrer Wehmuth nicht zurückhalten konnten, rief er ihnen mit starker Stimme zu: »Kinder, nicht so ängstlich! Freudigkeit, Freudigkeit! Freuet Euch doch meiner herannahenden Glückseligkeit!« Er vollendete in Gott den 2. September 1785.

7. Albrecht Heinrich, Prinz von Braunschweig-Lüneburg, lebte nur kurze Zeit auf Erden, aber sein junges Leben war reich an Werken der Tugend und Frömmigkeit. Geboren im Jahre 1742, ging er in dem Alter von neunzehn

Jahren zu der preußisch-hannöverischen Armee, die im siebenjährigen Kriege gegen die Franzosen focht. In einem der ersten Gefechte empfing er eine tödtliche Wunde, woran er nach vierzehn Tagen sterben mußte. Die ersten Worte, die er nach erhaltener Verwundung zu seinem Bruder, dem Erbprinzen, sprach, waren: »Ich weiß als Christ zu sterben.« Die kurze Zeit hindurch, die ihm noch zu leben vergönnt war, gab er der ganzen Armee das herrlichste Beispiel, wie froh Jeder auch in der Jugend stirbt, wenn er tugendhaft gelebt hat, und der Glaube an Unsterblichkeit in seiner Seele fest gegründet ist. Von denen, die um sein Sterbebette waren, ließ er sich aus der Bibel und andern religiösen Schriften vorlesen, und genoß das heilige Abendmahl, welches ihm immer sehr wichtig gewesen war. Alle, die ihn in seinen letzten Tagen sahen, bewunderten die Ruhe und Ergebung, mit welcher er seiner Vollendung entgegen sah. — Er ließ seinen letzten Willen schriftlich aufsetzen, worin er, bis auf seinen geringsten Bedienten, diejenigen der Fürsorge seines Vaters empfahl, denen er für ihre ihm bewiesene Liebe und Treue Erkenntlichkeit schuldig zu seyn glaubte; darauf fragte er den Arzt, wie lange sein Ende wohl noch entfernt sey? und als dieser es als nahe bezeichnete, reichte er den Umstehenden seine Hände, und empfahl seine Seele in die Hand des himmlischen Vaters. Er entschlief sanft und ruhig, wie er gelebt hatte.

Du hast den Sterblichen ihr Ziel gesetzt,
O laß sie sanft verscheiden, sanft vollenden;
Laß Deinen Engel still vorübergeh'n,
Und ihnen freundlich winken in die Kammer,
Dort, wo der Vorwelt graue Särge steh'n.
Verleihe Deinen Kindern jene Ahnung,
Die glaubensvoll die Gegenwart besiegt:,
Ach! einen Blick in Deine Paradiese,
Wann diese Welt auch mir dereinst verfliegt!

Tod und Verwesung schreckt mich nicht!
Bald, bald erhält mein Glaube Licht.
Der Tod ist Wohlthat, öffnet hier
Zur Seligkeit den Eingang mir.

Sey bei deinem Vertrauen nicht abergläubisch.

Sir. 19, 4. Wer bald glaubet, der ist leichtfertig, und thut sich, wenn er sich so verführen läßt, selbst Schaden.

Spr. Sal. 14, 15. Ein Thörichter glaubt Alles, aber ein Kluger merkt auf seinen Gang.

Sir. 34, 1. Unweise Leute betrügen sich selbst mit thörichten Hoffnungen, und Narren verlassen sich auf Träume.

Sir. 34, 5. Eigene Weissagung und Deutung und Träume sind nichts, und machen doch einem schwere Gedanken.

3 Mos. 19, 31. Ihr sollt euch nicht wenden zu den Wahrsagern, und forschen nicht nach Zeichendeutern.

1. Vor mehreren Jahren kam im Lippeschen eine Schatzgräberin in das Haus eines Landmanns zur Zeit der Ernte. Alle Hausgenossen waren auf dem Felde und beschäftigten sich mit Abmähen des Korns; nur die Frau war allein zu Hause. Die Schatzgräberin, die durch allerhand Künste, und besonders durch ihre Beredsamkeit, die Aufmerksamkeit der guten Bäuerin zu erregen wußte, versprach bald derselben mit wichtiger Miene, ihr einen Schatz zu heben, und beredete sie, um ihr zuvor etwas zu weissagen, mit ihr in eine Kammer zu gehen. Die Frau folgte ihr, und ließ sich Vieles prophezeien. Nach einigen Stunden besah sie ihr Haus, und fand daß es heimlich ausgeleert war. Während der Zeit nämlich, daß sie sich hatte Glück wahrsagen lassen, hatten die Gefährten der Wahrsagerin ihr Glück gemacht, und viele der besten Sachen aus dem Hause weggetragen.

2. Einige Bürger in B... ließen sich von einem Schatzgräber bereden, daß ihnen vom Geiste ein Schatz zugesagt sey, sie möchten nur mit ihm hinaus in einen Garten kommen, wo sie den Geist citiren und dann den Schatz heben wollten; dabei müßten sie sich aber gefallen lassen, ihre Kleider, und was sie sonst bei sich hätten, unter einen Baum zu legen, und sich darein fügen, daß der Geist Einen von ihnen mit Namen rufe, der den Schatz tragen müsse, oder auch von dem Bösen mit fortgenommen werden könne. Dies Letztere wurde ihnen zwar sehr schwer, aber die Liebe zum Gelde überwand Alles. Jeder glaubte, er werde der Gerufene nicht seyn.

Nun hatte der Betrüger mit einem Andern schon Alles abgeredet, der auf einem Baume saß. Als Alle in der gespanntesten Erwartung, den Schatz zu heben, waren, rief er mit gräßlicher Stimme den Einen beim Namen. Sogleich lief Alles, was laufen konnte, und Alle kamen in größter Angst fast ganz nackend in der Stadt an; inzwischen theilten sich die beiden Betrüger in die zurückgelassenen Sachen.

3. Ein Mann, Namens Klein, war äußerst abergläubisch, und hielt besonders viel auf Prophezeiungen; wo er einer Wahrsagerin begegnete, ließ er sich von ihr in die Hand sehen. Einst wurde ihm prophezeiet, daß er an dem und dem Tage in der und der Stunde sterben werde. Die entsetzlichste Angst überfällt ihn; er zählt die Tage, und endlich bricht der erschreckliche Morgen an. Die zunehmende Furcht vor dem Tode fängt an sich seiner Seele zu bemächtigen. Immer größer wird die Unordnung in der Bewegung des Blutes und der Säfte; sie wird größer und größer, je näher die prophezeiete Sterbestunde kommt. Jetzt schlägt sie, und Klein wird von den heftigsten Krämpfen befallen, die seinen Tod herbeiführen. So wurde der kerngesunde und lebenskräftige Mann vor der Zeit ein Opfer seines thörichten Aberglaubens.

4. Eine sonst gute, ehrliche Bauerfrau aus einem Dorfe unweit Jena war im Hause ihres neuen Schwiegersohnes Abends allein in einer Kammer, um da etwas zu besorgen. Hier fällt ihr plötzlich mit einem eiskalten Schauer der Gedanke ein: Wie, wenn dir jetzt die erste selige Frau deines Tochtermannes erschiene? Mit diesem Gedanken beschäftigt, kehrte sie bei einbrechender Nacht nach ihrem Wohnorte zurück. Unterweges schien es ihr, als lege sich etwas Schweres in ihren Korb, und als müsse sie dieses den ganzen Weg über durch ein Wäldchen bis nach Heilsberg — so hieß ihr Dorf — tragen. Mit der größten Herzensangst legt sie den Weg zurück, kommt leichenblaß bei den Ihrigen an, und stirbt wenige Tage darauf, ebenfalls als ein unglückliches Opfer ihrer abergläubischen Furcht.

5. Zu W... war eine Frau, die ihre Kühe Sommer und Winter gut fütterte, sie sehr reinlich hielt, den Stall flei-

ßig lüftete, und dadurch immer viele und gute Milch und Butter erhielt, die ihr Jedermann um so lieber abkaufte, da man bemerkte, daß sich auch nicht die geringste Unreinigkeit darin vorfand. Die Frau hatte eine gute Kundschaft, und ihr Wohlstand nahm, da sie übrigens auch sehr fleißig und sparsam war, immer zu. Anstatt nun ihre Nachbarinnen es auch, wie sie, hätten machen sollen, wodurch sie gleiche Vortheile würden erlangt haben, behaupteten sie, die Frau sey eine Hexe, sie melke alle Tage ein Handtuch, das hinter ihrer Küchenthür hange, und dadurch bekomme sie alle Milch von den Kühen ihrer Nachbarinnen, die nun nichts herausmelken könnten, in ihre Töpfe. Als dies Gerede ruchbar wurde, scheuete man sich, der Frau ferner etwas von ihrer Milch und Butter abzukaufen, weil man vor Hexenmilch und Hexenbutter einen Ekel hatte. Dadurch kam das Hauswesen dieser Frau nach und nach in Verfall, und sie wußte sich endlich nicht anders zu helfen, als in eine andere Gegend zu ziehen.

6. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts starb zu Helmstädt der dortige Professor, **Dr.** Heinrich Andreas Butemeister. Das Gewölbe, worin die Leiche aufbewahrt werden sollte, war räumlich und für mehrere Särge eingerichtet, hatte aber oben eine Oeffnung, die nur nach Verhältniß der Länge eines gewöhnlichen Sarges eingerichtet war. Da nun dieser Verstorbene eine ziemliche Größe gehabt, und der Sarg gleichfalls eine ansehnliche Länge hatte, so konnten die Träger diese Leiche auf die gewöhnliche Art nicht einsenken, und wollten dies nicht eher thun, als bis das Gewölbe in seiner Oeffnung durch Maurer vergrößert wäre. Da dies nun große Weitläufigkeiten verursacht hätte, so zeigte ihnen einer der Anwesenden, daß das Hinderniß auf einmal gehoben sey, wenn sie das Fußende des Sarges bei dem Einsenken etwas tiefer hinabließen, als das Kopfende. Allein die Träger weigerten sich aus dem Grunde, daß alsdann der Todte leicht ein Tuch vor den Mund bekommen, und dadurch Gelegenheit erhalten könnte, an demselben zu kauen wodurch die ganze Familie schleunigst aussterben müßte. Alle Bemühungen, diese Menschen von ihrer Thorheit zu überzeugen, waren umsonst,

bis

bis endlich der Abt Seidel und Mosheim darauf beſtanden, daß die Leiche auf die oben vorgeſchlagene Art eingeſenkt werden mußte.

7. Ein junger Gelehrter, welcher bei den Kindern eines Edelmanns im Braunſchweigiſchen als Hofmeiſter angeſtellt war, machte mit ſeinem älteſten Zöglinge eine kleine Reiſe in das Harzgebirge. Eines Abends kehrten ſie in einem Gaſthofe ein, um daſelbſt zu übernachten. Sie erfuhren, daß ein paar Stunden vor ihrer Ankunft des Wirths Tochter geſtorben ſey. Der junge Menſch, der ſehr furchtſam war, hätte gern das Wirthshaus ſogleich wieder verlaſſen, denn es grauete ihn, in einem Hauſe zu ſeyn, wo eine Leiche ſich befand. Sein Lehrer aber, der ihm ſchon oft ſeine thörichte Furchtſamkeit verwieſen hatte, blieb jedoch, und Beide erhielten eine Stube mit zwei Betten zum Schlafen. In der Nacht wacht der junge Menſch auf, und da ſeinem Bette gerade gegenüber eine Thür iſt, die nach einer andern Stube führt, ſo fallen ſeine Augen zuerſt darauf, und er erblickt in der Thür eine weiße weibliche Figur, die ſich langſam bewegt und auf ſein Bett zuzukommen ſcheint. Da befällt ihn ein Zittern, und der Angſtſchweiß bricht an ihm aus, wie er in der Folge nicht ohne Scham ſelbſt geſtand. Mit ängſtlicher Stimme ruft er ſo lange ſeinem Hofmeiſter zu, bis dieſer erwacht. »Ach, ſehen Sie doch,« ſagt er dann zitternd; »ſehen Sie doch, da kommt ſie!« Er hatte nämlich, bei ſeiner übertriebenen Furcht, nichts gewiſſer geglaubt, als die todte Wirthstochter käme herbei. Der Hofmeiſter rafft ſich auf, blickt zur Thür hin und ruft: »Wer iſt da?« Als Niemand antwortet, ſpringt er aus dem Bette, um zu unterſuchen, was da iſt. Er fand nun, daß das, was dem Knaben ſo grauenvoll vorgekommen, nichts anderes war, als ein kleiner runder, mit einer weißen Gardine behangener Tiſch, auf welchem ein weißer Haubenſtock mit einer Haube ſtand. Die Thür war nicht zugemacht geweſen, folglich hatte ſie ſich nach und nach geöffnet, und weil ein Fenſter offen ſtand, hatte der Wind die Gardine und das Band auf der Haube in Bewegung geſetzt, und ſo ſchien es, als käme die Figur gegangen. — Der junge Menſch erholte ſich nun von

seinem Schrecken, und überzeugte sich selbst, wie eitel und grundlos seine Furcht gewesen war.

8. Maria Witte, ein junges Dienstmädchen auf dem Lande, besuchte eines Abends ihre Eltern, die am Ende des Dorfes wohnten. Der nächste Weg dahin führte über den Kirchhof. Bei ihrer Rückkehr bemerkte sie auf einem frischen Grabe etwas Weißes. Sie erschrickt darüber, und als sie sich dem Grabe nähert, richtet sich das weiße Etwas auf, erscheint als sitzende Menschengestalt, und blickt die Vorübergehende starr an, ohne ein Wort zu sagen. Von Angst und Furcht getrieben, kommt das Mädchen leichenblaß im Hause ihrer Herrschaft an, und erzählt die sonderbare Erscheinung, die sie auf dem Kirchhofe gehabt habe. Man eilt sogleich dahin, das Gespenst zu sehen, aber keine Spur war davon zu finden. Am andern Morgen klärte sich die Sache auf. Man hatte nämlich dem Schmid Wolter, welcher an heftigen Zahnschmerzen litt, gerathen, er solle sich mit dem kranken Backen auf ein frisches Grab legen, so würde er von seinem Uebel befreit werden, indem der Verstorbene alsdann an der Stelle des Kranken die Zahnschmerzen bekomme; dies müsse jedoch schweigend geschehen, wenn das Mittel anschlagen solle. Diesen Rath hatte der Schmid pünktlich befolgt, und war so die unschuldige Ursache des Erschreckens geworden.

Wie, Sterbliche, vom Aberglauben,
Laßt ihr euch stets den Vorzug rauben,
Der euch allein zu Menschen macht?
Wollt ihr von ihm euch nie entfernen,
Nie euren Adel kennen lernen,
Stets Sklaven, stets umhüllt mit Nacht?
Soll er stets unbekämpft regieren?
Stets eurer Seelen Werth entweih'n?
Den wollt ihr lieber ganz verlieren,
Als euch des Lichts der Wahrheit freu'n?

Nimm, Vater, unser Herz in Acht,
Vor alles Aberglaubens Macht,
Hilf uns, der Wahrheit stets uns weih'n,
So täuschet uns kein leerer Schein.

Gehorche Gott mehr als den Menschen.

Apostgesch. 5, 29. Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.

1 Sam. 15, 22. Gehorsam ist besser, denn Opfer.

5 Mos. 11, 26—28. Siehe, ich lege euch vor den Segen und den Fluch: den Segen, so ihr gehorchet den Geboten eures Gottes; den Fluch aber, so ihr ihnen nicht gehorchen werdet.

Ps. 119, 4. Du hast geboten, fleißig zu halten Deine Befehle; o daß mein Leben Deine Rechte (Gesetze) mit ganzem Ernste hielte.

1 Chron. 23, 13. Glückselig wirst du seyn, wenn du dich hältst nach Gottes Geboten.

1. Franz von Assisi, der im Jahre 1226 gestorbene Stifter des Franciscaner- oder Minoritenordens, pflegte zu sagen: »Wenn Dir Jemand Deine Hände, Augen, Füße oder andere Glieder, die Du verloren hättest, wiedergäbe, würdest Du ihm nicht lebenslang von Herzen gern dienen? Und siehe! Gott gab uns unsere Hände, Augen, Füße sammt allen geistlichen und leiblichen Gütern, und wir wollten ihm doch nicht dienen?«

2. Der Hirtenknabe Pascal wurde vom Oberhirten angereizt, in einen Weingarten zu steigen und einige Trauben abzureißen, um sich den Durst damit zu löschen. Als der Knabe dies verweigerte, wollte ihn der Oberhirt mit Drohungen dazu zwingen, allein Pascal sagte: »Die Trauben gehören einem Andern; ohne dessen Vorwissen werde ich keine nehmen, sondern mich lieber todtschlagen lassen.« Nun steigt der Oberhirt selbst hinein, nimmt etliche Trauben, und ladet den Knaben ein, davon zu essen. Aber auch dies wollte er nicht, und sagte bescheiden seinem Herrn: »Man muß Gott gehorchen und jede Sünde meiden!«

3. Carl der Zweite, König von England, ertheilte den Befehl, daß man sich des Sonntags recht vergnügen und lustig machen sollte. Die Geistlichen mußten diesen Befehl auch von den Kanzeln ablesen. Als der Pfarrer zu Salisbury denselben verlesen hatte, sagte er: »So lautet des Königs Befehl!« Darauf verlas er das dritte Gebot, und setzte hinzu: »Dieses ist Gottes Befehl! Nun entscheidet selbst,

welchem von beiden Befehlen ihr am meisten Gehorsam schuldig seyd!«

4. Als der Kardinal Wolsey, der Liebling Heinrichs **VII.**, Königs von England, durch dessen Gunst er wichtige Aemter und große Gewalt erhielt, späterhin unter Heinrich **VIII.** in Ungnade fiel, legte er wenige Augenblicke vor seinem Tode (1530) folgendes merkwürdige Geständniß ab: »Hätte ich nur dem Könige des Himmels mit eben der Sorgfalt gedient, als meinem Könige und Herrn auf Erden, so würde er mich in meinem Alter nicht so verlassen, wie jetzt mein Fürst es thut. Aber das ist nun mein gerechter Lohn, da ich weniger auf den Dienst meines himmlischen Herrn als des irdischen bedacht war.«

5. Der Kalif Mutewekul hatte einen Leibarzt, mit Namen Honain, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, ob er gleich ein Christ war, und sich zur griechischen Kirche bekannte. Bald aber verfiel der Kalif auf den argwöhnischen Gedanken, Honain möchte von dem griechischen Kaiser, unter dem scheinbaren Gewande der Religion, gedungen seyn, Angriffe auf das Leben seines Herrn zu machen. Um sich von der Treue oder Untreue des Arztes zu überzeugen, beschloß er, seine Tugend auf eine schwere Probe zu setzen. »Honain,« sagte er eines Tages zu ihm, »ich habe einen Feind, den ich gern heimlich möchte umbringen lassen; Du sollst mir ein feines Gift zubereiten, daß man bei dem, für welchen ich es bestimme, nachher auch nicht die geringste Spur entdecken kann.« — »Großer Beherrscher!« antwortete Honain mit einer edlen Zuversicht, »ich habe nur die Zubereitung heilsamer Mittel gelernt; hätte ich mir je denken können, daß Du ein Mittel von entgegengesetzter Art von mir verlangen würdest? Willst Du indessen, daß ich Deinen Befehlen gehorsam seyn soll, so muß es mir erlaubt seyn, Deinen Hof zu verlassen, und erst in einem andern Lande Kenntnisse einzusammeln, die mir bisher noch gänzlich unbekannt geblieben sind.« — Mutewekul antwortete ihm: er verlange, daß sein Befehl auf der Stelle vollzogen würde, und fügte Bitten, Drohungen und Versprechungen hinzu, ohne jedoch den Honain zur Befolgung

seines Befehls geneigt zu machen. Aufgebracht durch diesen Widerstand, ließ er ihn ins Gefängniß werfen, und ein Spion mußte ihm Alles, auch die kleinsten Handlungen des Arztes hinterbringen. Honain, fest überzeugt, daß nur Verbrechen Schande sey, aber nicht, wenn man um des Guten willen leidet, ertrug dies Leiden, eben weil er es nicht verdient hatte, mit der größten Standhaftigkeit. — Nach Verlauf eines Jahres ließ ihn der Kalif vor sich fordern. Man hatte Gold, Diamanten und kostbare Zeuge auf eine Tafel hingelegt; daneben auf demselben Tische sah man Peitschen und alle zur Folter nöthigen Werkzeuge. »Du hast lange Zeit zur Ueberlegung gehabt,« redete ihn Mutewekul an; »ich will nicht glauben, daß Du ein so großer Feind von Dir selbst seyn kannst, daß Du meinem Begehren noch länger widerstehen solltest; übrigens erwähle Dir entweder diese Reichthümer, die hier vor Deinen Augen liegen, oder Deine Strafe, zu welcher Du hier die schrecklichsten Zurüstungen siehest.« — »Ich habe Dir schon vorgestellt,« erwiederte Honain ganz unerschrocken, »daß ich nur diejenigen Arzeneimittel kenne, die zur Verlängerung des menschlichen Lebens dienen, und von denjenigen nichts weiß, die es verkürzen können; gebiete nur über mein Schicksal, ich bin bereit, mich ganz zu unterwerfen.«

Jetzt legte der Kalif die Verstellung ab; alle Härte, die sich bis dahin auf seinem Gesichte gezeigt hatte, verschwand, und mit freundlicher Miene sprach er zu Honain: »Beruhige Dich, mein Freund; man hatte mir Argwohn wegen Deiner Treue eingeflößt; es bedurfte daher gerade dieser harten Probe, wenn ich jenen ganz fahren lassen sollte. Ich schenke Dir von jetzt an mein ganzes Vertrauen wieder, verlange aber, daß Du mir die Gründe sagst, welche Dich haben bewegen können, mir ungehorsam zu seyn.«

»Erhabener Beherrscher!« antwortete Honain; »sehr ungern habe ich mich Deinem Befehle widersetzt, aber meine Religion und mein Stand haben mich dazu verpflichtet. Die christliche Religion, welche befiehlt, daß man selbst seinen Feinden Gutes thun soll, gebietet noch mit größerem Nachdrucke, denen, die uns nicht beleidiget haben, auch nicht das geringste

Uebel zuzufügen; und die Arzeneikunst, diese göttliche Wissenschaft, die nur zur Erhaltung der Menschen erfunden ist, soll nicht zu ihrem Verderben dienen. Die Aerzte bei den Christen verpflichten sich durch einen feierlichen Eid, bevor sie diese erhabene Kunst ausüben, niemals schädliche Mittel gebrauchen zu wollen. Dies sind die Gründe, warum ich glaubte, Gott und meiner Religion mehr gehorchen zu müssen, als Deinem Befehle.«

»Ich stimme Dir bei, mein lieber Honain!« sagte der Kalif; »einer Religion, die auf solchen Gesetzen beruht, kann ich meine ganze Bewunderung, und einem Stande, wie der Stand christlicher Aerzte ist, meinen vollen Beifall nicht versagen. Sey von jetzt an mein bester Freund, und weiche nie von meiner Seite!«

6. Unter dem Heere der Römer, zu den Zeiten der Kaiser Maximilian und Diocletian, befand sich eine Legion, die thebanische genannt, welche, an der Zahl jeder andern Legion gleich, aus 6600 Christen bestand. Diese Legion war die tapferste im Felde, die pünktlichste im Dienste, die musterhafteste im Lebenswandel. Dem Befehle ihres Gesetzbuches getreu: »Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat!« gehorchte sie willig ihrem heidnischen Beherrscher, und war zufrieden, dem Gott der Christen im Stillen dienen zu dürfen. Ihr Anführer hieß Mauritius, war unter den Waffen grau geworden, und ein Greis ohne Tadel.

Als aber der Kaiser Maximilian diese Legion einst zur Ausrottung der Christen brauchen wollte, versagte sie ihm den Gehorsam. Der Kaiser gerieth in Wuth, und befahl, den zehnten Mann hinzurichten. Die Legion stand mit den Waffen in der Hand, sah ihre Brüder einen nach dem andern zum Tode führen, machte keinen Versuch, sie zu befreien, und pries sie glücklich, Märtyrer der guten Sache zu werden. Sie erhielt von neuem Befehl zu fechten, und — widersetzte sich von neuem. Maximilian gebot zum zweiten Male, den zehnten Mann hinzurichten. Es geschah ohne Widerstand, wie das erste Mal. Jetzt erging nochmals der Befehl zum Anrücken

gegen die Christen; aber die Legion blieb bei ihrer Weigerung, und begleitete dieselbe mit folgender Vorstellung an den Kaiser:

»Herr, wir sind Deine Kriegsknechte, aber auch die Knechte Gottes, den wir freudig bekennen. Dir ist unser Arm, ihm unser Herz geweiht; Du giebst uns Brot, er gab uns das Leben; Du bist unser Herr, Gott ist auch der Deinige. Wir haben Dir gehorcht, und wir wollen Dir gehorchen; gebietest Du uns aber, was mit seinen Gesetzen streitet, so gehorchen wir Gott mehr als Dir. Gezückt sind unsre Säbel gegen Deine Feinde, doch verlange nicht von uns, daß wir sie mit dem Blute unserer Brüder färben sollen. Wir schwuren Gott unsere Treue, ehe wir sie Dir schwuren; wir würden sie brechen gegen Dich, wenn wir gegen ihn sie brechen würden. — Hier stehen wir, und bekennen ohne Furcht Gott dem Vater und seinem einzigen Sohne Jesum Christum! hier stehen wir mit den Waffen in der Hand, könnten uns retten und — wollen es nicht; denn besser ist es, schuldlos zu sterben, als schuldig zu leben.«

Die Legion legte ohne Widerstand die Waffen nieder, und ging zum Tode, wie in die Arme eines Freundes.

Ein Mensch, der Gott gehorcht, erwählt das beste Theil,
Ein Mensch, der Gott verläßt, verläßt sein eignes Heil!

Gehorsam ist die beste Gabe,
Die Dein Geschöpf Dir opfern kann,
Wenn ich sie Dir geopfert habe,
O welche Freud' empfind' ich dann!
Nur müss' ich Dir's, zum Preis und Dank,
Aus Liebe thun, und nicht aus Zwang.

Bleibe Gott und deinem Bekenntniß getreu.

Hebr. 13, 9. Lasset euch nicht von vielerlei und fremden Lehren umhertreiben, denn es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde.

Matth. 24, 13. Wer ausharret bis ans Ende, der wird selig seyn.

Matth. 10, 32. Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater.

Matth. 10, 28. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.

Offenb. Joh. 2, 10. Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

1. Ein heidnischer König ließ einen frommen Bischof vor sich führen und verlangte, daß er seinen Glauben verleugnen und den Göttern opfern sollte. Der Bischof aber sprach: »Mein Herr und mein König! das thue ich nicht.« Darüber entrüstet, sagte der König: »Weißt Du nicht, daß Dein Leben in meiner Gewalt stehet, und ich Dich tödten kann? Ein Wink, und es geschiehet!« — »Das weiß ich,« antwortete der Bischof; »aber gestatte mir zuvor, daß ich Dir ein Gleichniß vorlege und eine Frage zur Entscheidung. Gesetzt, einer Deiner treusten Diener fiele in die Gewalt Deiner Feinde, und sie suchten ihn zur Untreue gegen Dich zu bewegen, damit er ein Verräther an Dir würde. Als aber Dein Diener unverrückt in seiner Treue beharrete, nahmen ihn die Feinde, zogen ihm alle seine Kleider aus, und jagten ihn nackend mit Spott von dannen. Sage, o König, wirst du, wenn er also zu Dir kommt, ihm nicht von Deinen besten Kleidern geben, und ihm die Schande mit Ehre vergelten?« — »Ja wohl!« entgegnete der König; »aber was soll dies, und wo ist Solches geschehen?« Der fromme Bischof erwiederte: »Siehe, Du kannst mich auch entkleiden von diesem irdischen Gewande; aber ich habe einen Herrn, der wird mich neu bekleiden. Sollte ich denn des Kleides achten, und die Treue dafür hingeben?« — Da sprach der heidnische König: »Geh', ich schenke Dir das Leben!«

2. Als der Graf Moritz von Sachsen dem Tode nahe war, so suchte man ihn noch zum Uebertritt zur römisch-katholischen Religion zu bewegen, und zwar unter der schmei-

chelhaften Hoffnung, daß er dann an der Seite der Könige ruhen könnte. Allein Moritz erwiederte in gesetztem Ton dem schmeichelnden Katholiken: »Beleidiget mich mit diesem Antrage nicht; bald gehe ich in die Ewigkeit über. Ich bin meines Glaubens gewiß!«

3. Ignatius, ein Schüler des heiligen Apostels Johannes und Bischof zu Antiochien, einer der berühmtesten Städte Asiens, mußte, mit Ketten beschwert, über 400 Meilen weit, nämlich von Antiochien nach Rom reisen, wo er am 20. December 107 n. Chr. Geb., auf Befehl des Kaisers Trajan, den Löwen vorgeworfen wurde. Vor seiner Hinrichtung wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um diesen frommen, ehrwürdigen Greis zu bewegen, daß er den Göttern opfern sollte. Unter andern befahl Trajan: »Thut ihm seine Hände auf, und füllet sie mit Feuer, laßt ihn mit bloßen Füßen auf glühenden Kohlen gehen!« Hierauf gab Ignatius die Antwort: »Weder brennendes Feuer, noch siedendes Wasser kann die Liebe Gottes in mir erlöschen.« — In einem der sieben Briefe, die er auf der Reise von Antiochien nach Rom an christliche Gemeinden schrieb, lies't man folgende rührende Stelle: »Preiset Gott durch Christum, daß er den Bischof in Syrien (er meinte sich selbst) hat wollen hervorsuchen zum Märtyrertode. Es ist besser, sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Nach dem Herrn verlanget mich, nach Jesu Christo, dem Sohne Gottes; denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist. Ich bin jetzt noch ein Knecht, wenn ich aber werde ein Märtyrer geworden seyn, da werde ich ein Freier Jesu Christi.«

4. Leonhard Kaiser, aus Rab, vier Meilen von Passau gebürtig, führte von Jugend auf ein frommes und tugendhaftes Leben. Ein Domherr zu Passau machte ihn, da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, zu seinem Vikarius in Wazenkirchen, welches Amt er sieben Jahre verwaltete. Da er durch Lesung der Schriften Luthers zur Erkenntniß der reinen evangelischen Lehre gekommen war, so verkündete er dieselbe auch in seiner Gemeinde. Der Domherr zeigte ihn dieserhalb bei dem Bischof zu Passau als einen

Ketzer an, und Kaiſer ward ſogleich in's Gefängniß geſetzt. Auf Fürbitte ſeiner Freunde erhielt er die Freiheit und auch ſein Amt wieder, jedoch nur unter dem Angelöbniß, nie wieder nach Luthers Lehre zu predigen. Dies war indeſſen wider ſein Gewiſſen; er legte daher nach einem halben Jahre ſein Amt freiwillig nieder, und ging 1525 nach Wittenberg, um Luthern ſelbſt zu hören und ſich in der reinen Lehre des göttlichen Wortes immer feſter zu gründen. Zwei Jahre darauf reiſte er nach Rab, um ſeinen kranken Vater zu beſuchen, und mußte, da er ſelbſt zu kränkeln anfing, ſich einige Wochen daſelbſt aufhalten. Jetzt wurde er auf's neue als ein Ketzer angeklagt und nach Paſſau in Verhaft gebracht. Seine Freunde gaben ſich wieder alle Mühe, ihn zu befreien; ſogar der Churfürſt von Sachſen bat für ihn bei dem zu Paſſau; aber vergebens! Er wurde, da er die reine evangeliſche Lehre ſtandhaft bekannte und vertheidigte, als ein Ketzer zum Scheiterhaufen verdammt. Auf dem Wege nach der Richtſtätte tröſteten ihn ſeine Freunde und ermahnten ihn zur Standhaftigkeit, was auch ſchon Luther durch Briefe gethan hatte. — Hier angelangt, fragte man ihn nochmals: ob er die Lutheriſche Lehre widerrufen wolle? »Ich kann das nicht widerrufen,« antwortete er feſt, »was in der heiligen Schrift ſteht, ich müßte denn zuvor Gott und Chriſtum verleugnen, und das iſt doch nicht möglich!« Hierauf ſprach der Biſchof das Todesurtheil über ihn, ließ ihn mit vielen Ceremonien entweihen, und ihn als einen Laien — nicht mehr zum geiſtlichen Stande gehörend — dem Stadtrichter übergeben. Dieſer ſchickte ihn in's Gefängniß, aus welchem er, nach einigen Wochen, nach Scherding, einer Stadt, zu deren Gerichtsbarkeit Rab gehörte, abgeführt wurde, um hier verbrannt zu werden. Mit bewundernswürdiger Geduld und Standhaftigkeit ging er dem Flammentode entgegen. Als ihn die Henker binden wollten und in Flüche ausbrachen, weil ſich die Stricke verwickelt hatten, ſagte er ganz gelaſſen: »Lieben Brüder, fluchet nicht; ich entlaufe euch nicht; ihr thut mir keinen Zug, es wolle denn Chriſtus, mein Herr, haben.« Im Kreiſe hielt er noch eine rührende Rede an die Zuſchauer, bat Alle, die er etwa möchte

beleidigt haben, um Vergebung, bat für seine Feinde und für Alle, die noch ohne Licht und Erkenntniß des reinen göttlichen Wortes lebten. Hierauf ließ er vom Volke das Lied anstimmen: »Komm, heil'ger Geist, Herre Gott u. s. w.,« und als das Feuer emporloderte, rief er einige Male laut: »Jesu, um Dein Wort sterb' ich — ich bin Dein!« und verschied. Dies geschah am 16. August 1527.

5. Ansver, ein Sohn Aswalds, der zu den angesehensten Männern Schleswigs gehörte, wählte — zur Zeit des Königs Canut von Dänemark — freiwillig den Beruf eines Verkündigers des Christenthums unter den Heiden. Seine Eltern suchten ihn von diesem Vorsatze abzubringen, da jener Beruf bei der damals noch herrschenden wilden Denkungsart mit großen Gefahren verbunden war. Allein Ansver folgte seiner Ueberzeugung, und begab sich in das Kloster zu Ratzeburg, dessen Mönche größtentheils kundige Religionslehrer waren, und sich, ohne Rücksicht auf irdische Vortheile, eifrigst bemüheten, ihre Landsleute mit den heilsamen Wahrheiten des Christenthums bekannt zu machen. In kurzer Zeit zeichnete sich Ansver vor seinen Ordensbrüdern durch Kenntnisse, Rechtschaffenheit und Thätigkeit aus. Er predigte dem Volke in den umherliegenden Orten, und hatte die Freude, manche Seele für die himmlische Lehre Jesu zu gewinnen. Aber nicht lange, so verschwand die Ruhe, welche die Christen einige Zeit genossen hatten, als die wilden slavischen Völker in's Land kamen, und die Christen ganz auszurotten suchten. Sie bestürmten auch das Kloster, ergriffen Ansver und seine Gehülfen und schleppten sie heraus, um sie zu steinigen. Als Ansver sah, daß hier keine Rettung zu hoffen war, bat er seine wüthenden Feinde nur noch um den Gefallen, daß er zuletzt hingerichtet werden möchte. Es wurde ihm gewährt. Ansver nützte diese wenigen Augenblicke, um seine leidenden Brüder zur standhaften Ergebung in den Willen Gottes zu ermuntern. Als keiner mehr übrig war, knieete er selbst hin, breitete seine Hände gen Himmel und ließ sich tödten, ohne in seinem Glauben und seiner Christen-Hoffnung zu wanken.

6. Augustin Parma, aus dem Genuesischen, ging

als ein funfzehnjähriger Jüngling zur See, wurde mit seinen Schiffsgefährten von einem algierischen Seeräuber weggenommen, und von diesem an einen türkischen Kaufmann zu Constantine, einer großen Stadt im Königreiche Algier, verkauft. Dieser Kaufmann gab sich alle Mühe, den Knaben zur muhamedanischen Religion zu bewegen, und wollte ihn deswegen nach Mekka führen, einer berühmten Stadt im glücklichen Arabien, wohin, als dem Geburtsorte Muhameds, die Muhamedaner wenigstens ein Mal in ihrem Leben wallfahrten. Der Knabe aber kam unterwegs, zu Cairo in Aegypten, in Bekanntschaft mit einem Christen, der seine Sprache verstand. Diesem offenbarte er sein Unglück, und zugleich sein festes Vorhaben, auch bei Verluste seines Lebens, der christlichen Religion treu zu bleiben. Durch diesen guten Freund wurde der Knabe bei dem Vorsteher des Mauth- und Zollwesens bekannt, dem seine Glaubensstandhaftigkeit sehr wohl gefiel, der ihn deswegen liebgewann und von dem Algierer Kaufmann loskaufen wollte. Ehe dies aber vor sich ging, wendete der Kaufmann alles Mögliche an, um den Knaben zum Abfall von seinem Glauben zu bewegen. Anfänglich wurden ihm Geld, Kostbarkeiten und noch mancherlei andere Geschenke angeboten, die er aber alle ausschlug; hierauf versuchte man, ihn durch Drohungen dahin zu bringen, zückte einen bloßen Säbel gegen ihn, und kündigte ihm den Tod an. Aber auch dies war vergebens. Der Knabe streckte willig seinen Hals dar, und bezeigte, daß er lieber sterben, als seinen Glauben abschwören wolle. Da nun der türkische Kaufmann nichts mit ihm ausrichten konnte, wollte er doch wenigstens einigen Nutzen von ihm ziehen, und verkaufte ihn dem Obermauth-Beamten für 500 Zechinen (Dukaten), der ihn sodann zu sich in sein Haus nahm, ihn wohl hielt und in der arabischen Sprache unterrichten ließ.

7. Als Wolfgang, Fürst zu Anhalt, nach der verlornen Schlacht bei Mühlhausen, gegen die Katholiken, vom Kaiser geächtet worden war, und schutzlos umherirrte, erhielt er einen Brief vom Herzog Franz von Braunschweig, worin dieser unter andern schrieb: »Es wird nun heißen, das

Kreuz beweisen mit der That; doch versehe ich mich, Ihr werdet auch bei dem lieben Gott bleiben (aushalten). So Ihr allda verfolgt seyd und zu mir kommt, will ich mit Euch theilen, so lange ich einen Bissen Brots habe, denn wir sind alte Gesellen, und geschiehet billig, was ich Euch entbiete.«

Eben dieser Wolfgang war es, der, gemeinschaftlich mit Markgraf Georg, dem Kaiser erklärte: sie würden sich gegen des Kaisers Majestät in aller Unterthänigkeit verhalten, wenn er sie bei ihrem Glauben und Bekenntniß belassen würde; aber ehe sie Gott und sein Evangelium verleugneten, möchte er ihnen die Köpfe abschlagen lassen. Darum schrieb Luther an Wolfgang, als dieser nach Regensburg zog: »Der liebe Gott gebe Euch ein Herz, das da fühle und erfahre, daß Ihr Gottes Legat seyd, so wird's fröhlich und getrost seyn!«

Sey Gott getreu bis in den Tod!
Laß nichts von ihm dich scheiden;
Er ist mit dir in jeder Noth,
Er schützt im Glück und Leiden.
Und seine Macht wird durch die Nacht
Des Grabes selbst dich leiten;
Dann lohnen dich einst ewiglich
Des Himmels Seligkeiten. —

Sey stark, mein Geist, in jedem Leiden;
Dein Glaube kämpfe ritterlich!
Sey stark, das Laster stets zu meiden:
Im Kampf die Kraft vollendet sich.
Sey stark! Gott nennt die Ueberwinder
An jenem Tage seine Kinder,
Setzt sie auf seines Sohnes Thron.
Kein Engel kann die Freude denken,
Die Jesus wird dem Sieger schenken.
Sey stark! Gott selber ist dein Lohn! —

II.

Von der Liebe zu uns selbst,

oder

Von den Pflichten, die wir in Rücksicht auf uns selbst zu erfüllen haben.

1. Joh. 3, 1. Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder heißen sollen.

Philip. 2, 12. Schaffet, daß ihr selig werdet.

Spr. Sal. 24, 8. Wer sich selbst Schaden thut, den nennt man billig einen Erzbösewicht.

Dein Wille ist es, Gott, ich soll mich selber lieben;
O laß mich diese Pflicht nach Deiner Vorschrift üben,
Und schränke selbst den Trieb, froh und beglückt zu seyn,
Den Du mir eingepflanzt, in weise Gränzen ein.

Nicht Neid, nicht Eigennutz beherrsche meine Seele,
Laß mich bei dem, was ich zu meinem Glücke wähle,
Auf Wahrheit, Billigkeit, auf Recht und Treue schau'n,
Und nie mein Wohlergehn auf fremdes Elend bau'n!

1. Sorge für die Bildung deines Geistes. Strebe nach Erkenntniß und Wahrheit.

Matth. 16, 26. Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Philip. 1, 9. Und darum bete ich, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde in allerlei Erkenntniß und Erfahrung.

Philip. 3, 12. Nicht, daß ich's schon ergriffen hätte, oder schon vollkommen sey; ich jage ihm aber nach, ob ich's auch ergreifen möchte.

1. Kaiser Karl V. — zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts — ein vorzüglicher Menschenkenner und ein sehr kluger Regent, ließ sich in seiner Jugend von einigen Schmeich-

lern verleiten, sich den Ergötzlichkeiten des Hofes so sehr zu ergeben, daß er darüber die Erwerbung nützlicher Kenntnisse oft vernachlässigte. Sein Lehrer, Adrian von Utrecht, der nachher Papst wurde, ermahnte ihn daher häufig, mehr den Wissenschaften obzuliegen, und setzte dann gewöhnlich hinzu: »Ich bin überzeugt, daß einst eine Zeit kommen wird, wo Sie es bereuen werden, meinem Rathe nicht gefolgt zu seyn.« — Lange Zeit nachher, als Karl den kaiserlichen Thron bestiegen, wurde er einst zu Genua von einem Gelehrten mit einer zierlichen lateinischen Rede begrüßt. Er hörte aufmerksam zu, verstand aber nur einzelne Worte, und sagte darauf tief bekümmert: »Nun erst verstehe ich die treue Warnung meines Lehrers, die er mir so wohlmeinend gegeben hat. Wollte Gott, ich wäre derselben gefolgt, so dürfte ich jetzt nicht mit fremden Ohren hören und mit fremdem Munde reden!«

2. Isidor, der Sohn angesehener Eltern in Karthago, wurde frühzeitig zur Schule angehalten; doch fand der Knabe im Lernen so große Schwierigkeiten, daß er seinen Muth beinahe ganz sinken ließ, und sich mit Büchern gar nicht mehr beschäftigen wollte. Einst ging er bei einem Brunnen vorüber, und sah, wie die Kette durch öfteres Auf- und Absteigen des Wassereimers eine tiefe Furche in den harten Stein verursacht hatte. Bei dieser Bemerkung stieg der Gedanke in ihm auf: ob er wohl nicht die Schwierigkeiten bei seinem Lernen durch anhaltenden Fleiß überwinden könnte? — Mit neuem Muthe ergriff er seine Bücher, und studierte mit so regem Eifer, daß er sich bald ausgezeichnete Kenntnisse erwarb, besonders in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, worin er die nützlichsten Bücher schrieb. Er wurde zum Erzbischof von Hispali ernannt, errichtete mehrere Schulen, denen er selbst vorstand, und starb, nachdem er seinem Amte 40 Jahre lang mit hohem Ruhme vorgestanden, im Jahre 636.

3. Peter der Große, Czar von Rußland (starb 1725), kam einst dazu, als seine Tochter Elisabeth, die nachherige Kaiserin, unterrichtet wurde. Er bezeigte ihr seine Freude über ihren Fleiß, und ermunterte sie, ihre Jugendzeit gut an-

zuwenden, um ihren Verstand und ihr Herz zu bilden. »Wie viel,« setzte er hinzu, »wollte ich darum geben, wenn ich in jüngern Jahren dazu Gelegenheit gehabt und angehalten worden wäre.« Seine Schwester, die Prinzessin Sophie, hatte ihn aus eigennützigen Absichten Allem, was der Jugend gefällt, überlassen, und ihn geflissentlich in der Unwissenheit erhalten, um die Regierung an sich zu ziehen. Alles also, was er wußte, hatte er als Mann mit verdoppelter Kraftanstrengung und Mühe erlernt, und doch konnte er nicht Alles nachholen, und so manchen Fehler nie ablegen.

4. Johann Franz Marmontel, der Sohn eines Schneiders zu Bort in Limousin (geboren 1719), lernte als Knabe von freundlichen Nonnen das Lesen und von einem wohlhabenden Geistlichen Latein. Er besuchte alsdann, durch Verwendung edler Wohlthäter, die Jesuitenschule zu Mauriol, wo er eine solche Liebe zu den Wissenschaften und Künsten faßte, daß er nun um keinen Preis mehr im Comtoir eines reichen Kaufmanns zu Clermont, wohin ihn der alte Vater gebracht hatte, auf die Länge geblieben wäre. Er eilte nach Mauriol zurück, ergriff seine lieben Bücher mit erneuerter Liebe, sorgte für die nöthigsten Bedürfnisse durch Unterricht, welchen er Schwächern ertheilte, und hatte, als kaum zwanzigjähriger Jüngling, bereits solche Fortschritte gemacht, daß er zu Toulouse als öffentlicher Lehrer auftreten, und von den Ersparnissen seiner Einkünfte, der alten, verwittweten Mutter und den übrigen armen Verwandten zu Bort eine, für diese sehr bedeutende, Unterstützung konnte zukommen lassen.

5. Der Kaiser Karl IV., ein Freund der Wissenschaften und Gelehrten, besuchte einst zu Prag den Hörsaal der Professoren, und hörte deren Vorlesungen sehr aufmerksam zu. Den Hofleuten wurde dabei die Zeit lang; sie erinnerten daher den Kaiser, daß es Zeit zur Tafel wäre. Dieser aber gab ihnen zur Antwort: »Bei mir ist es noch nicht Zeit dazu; hier genieße ich die schönste Mahlzeit.«

6. Ein gewisser Lucius, welcher seit Kurzem in Rom lebte, begegnete eines Tages dem Kaiser Marcus Aurelius, der von seinem Palaste zu Fuß ging. Lucius fragte ihn, wo-

wohin er wolle? »Ich gehe zum Philosophen Sextus, um zu lernen,« antwortete der Kaiser. »Was?« erwiederte Lucius mit aufgehobenen Händen: »Ein römischer Kaiser geht noch als Greis in die Schule?« — »Und Du kannst Dich noch wundern?« entgegnete der Kaiser; »man darf in keinem Alter sich schämen, zu lernen, was man noch nicht weiß.«

Gott, laß uns Wahrheit heilig seyn,
Und laß es uns gelingen,
Des Irrthums Wolken zu zerstreu'n,
Und Licht uns zu erringen,
Um auf erhellter Lebensbahn,
Mit festerm Schritt zum Ziel hinan,
Der Tugend treu, zu wandeln.

Beweise Fleiß und Eifer im Lernen.

Pred. Sal. 10, 10. Weisheit folgt dem Fleiße.

Pred. Sal. 9, 10. Alles, was Dir vorhanden kommt zu thun, das thue frisch.

1. Der Papst Adrian VI. war der Sohn eines Handwerkers und geboren zu Utrecht in den Niederlanden, im Jahre 1459. Nach dem Tode seines frommen und rechtschaffenen Vaters führte die Mutter die Erziehung ihres Sohnes glücklich fort. Dieser zeigte schon in seiner frühesten Jugend einen außerordentlichen Trieb zum Lernen und eine große Begierde nach Kenntnissen. Als ein Knabe von fünf Jahren lernte er mit vielem Eifer und sehr schnell das Lesen. Da er dem Lehrer alle Buchstaben fertig zu nennen gewußt hatte, warf er das Buch, worin sie standen, fort, und versicherte seinem Vater, sein Lehrmeister kenne die Namen der Buchstaben nicht so fertig, als er, und brauche nun selbst Unterweisung. Dieser gab ihm daher den scherzhaften Namen Magister Adrian, der ihm lange verblieb. In Deventer oder zu Zwoll lernte er mit gleichem Fortgange die Anfangsgründe der Gelehrsamkeit, und zeigte hierbei eine so große Wißbegierde, daß er seine Mitschüler bald hinter sich zurückließ. Hierauf ward er auf die hohe Schule zu Löwen geschickt, wo er denselben regen Fleiß bewies; man sah ihn oft des Nachts im

Scheine der Lichter, welche die Kirchen und Straßen erleuchteten, lesen. Als der gelehrte Hermolaus Barbarus, einer von den Wiederherstellern der Wissenschaften in Italien, nach Löwen kam, und verlangte, man möchte ihm irgend einen scharfsinnigen Philosophen zur Unterredung aussuchen, so empfahl man ihm den jungen Adrian. Dieselbe Fertigkeit erlangte er auch in der Gottesgelahrtheit. Im Jahre 1522 ward er zum Papst erwählt, starb aber schon 1523 am 14. September, nach kaum anderthalbjähriger Regierung.

2. Paul Sarpi, geboren zu Venedig im Jahre 1552, kam als Knabe unter die Aufsicht eines seiner Verwandten, der mit strenger Sorgfalt seinen vortrefflichen Kopf und sein gutes Herz auszubilden suchte. Der kleine Sarpi benutzte diese Unterweisung mit außerordentlichem Fleiße. Er war sehr zeitgeizig, liebte keine tändelnden Spiele und leichtfertigen Possen, sondern suchte sich immer nützlich zu beschäftigen. Bei einem solchen jugendlichen Fleiße machte er schnelle Fortschritte in den Wissenschaften. Von seiner Aufmerksamkeit auf den Unterricht und von dem eigenen Nachdenken dient dies zum Beweise, daß er seinem Lehrer Capella, einem Manne von vielen Kenntnissen, manche Einwürfe machte, die diesen oft bewogen, seine Meinung zu ändern. Auch als Mönch fuhr er unablässig fort, seine Einsichten zu erweitern. So oft er nicht angewiesene Geschäfte hatte, ließ er keinen Tag vergehen, an welchem er nicht mehrere Stunden studierte. Er starb am 14. Januar 1623, als einer der edelsten und wahrheitliebendsten Männer seiner Zeit und Kirche und einer der würdigsten Geschichtsschreiber Italiens.

3. Valentin Jamerai Düval war ein sehr armer Knabe, und nahm in seinem funfzehnten Jahre Dienste bei einem Schäfer. Zufällig bekam er hier Aesop's Fabeln mit Bildern zu Gesichte. Es schmerzte ihn, daß er nicht lesen konnte, was die Bilder vorstellten. Er bat daher einen andern Schäfer, ihm das Lesen zu lehren, und in kurzer Zeit übertraf er seinen Meister. Bald waren alle Bücher des Dörfchens durchgelesen. In seinem sechszehnten Lebensjahre trat er in den Dienst der Einsiedler von St. Anna bei Lüneville.

Er konnte damals zu seinem Leidwesen noch nicht schreiben und rechnen. Ein alter Einsiedler zeichnete ihm die ersten Züge der Buchstaben mit seiner abgelebten und zitternden Hand vor. Dem alten Manne kam das Vorschreiben aber sehr sauer an, und um ihn mit dem Unterrichte nicht länger zu belästigen, erfand Düval selbst ein Mittel, welches ihm den Unterricht entbehrlich machte. Er nahm eine Glasscheibe, legte diese auf eine Vorschrift, und malte die durchscheinenden Buchstaben so lange nach, bis er darin eine Fertigkeit erlangte. Eben so lernte er auch nach einigen Regeln, die er auf dem Umschlage eines Buches fand, von selbst rechnen. Dies gab ihm anfangs eine hinlängliche Beschäftigung. Dabei ließ er es aber nicht bewenden; sein Durst nach Kenntnissen leitete ihn immer weiter, und er fand auch immer Mittel, seine Lernbegierde zu befriedigen. Als endlich der Herzog von Lothringen ihn lieb gewann und studieren ließ, machte er in den Wissenschaften, besonders in der Geschichte, Länderkunde und in Kenntniß der Alterthümer Riesenschritte, und wurde ein sehr gelehrter, wackerer Mann. Er starb am 3. November 1775, in einem Alter von beinahe 81 Jahren, als kaiserlicher Bibliothekar und Aufseher über das Münzkabinet zu Wien.

4. Der berühmte französische Prälat Peter von Marka verrieth als Knabe keine besonders ausgezeichnete natürliche Anlagen, aber er ersetzte dieselben durch einen ungemeinen Fleiß und regen Eifer, sich alles das anzueignen und zu erlernen, was wissenswerth und nützlich ist. Ohne sich von seinen Altersgenossen abzusondern, oder ein erlaubtes Vergnügen zu verschmähen, wählte er jedoch selbst bei seinen Erholungen solche Gegenstände zu seiner Unterhaltung, bei denen die Zeit nicht blos getödtet, sondern auch Gutes mit dem Angenehmen verbunden war. Nie ließ er sich zu seinen Arbeiten antreiben, nie bedurfte es bei ihm weitläufiger Vorstellungen der Eltern oder Lehrer über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit des Gegenstandes, den er erlernen sollte; nie waren Erinnerungen zum Fleiße und zur Ordnung bei ihm nöthig, — er war vielmehr überall sein eigener Antrieb. Daher schritt er auch vor, wo Andere zurückblieben, und übertraf bald, ohne es zu wis-

sen, Gereiftere an Alter. Ihn lockte keine Leidenschaft auf Abwege; er behielt das Ziel des Strebens immer vor Augen. Statt, daß seine Mitschüler ein Beispiel an ihm hätten nehmen, oder sich doch wenigstens durch ihn beschämt finden sollen, trieben sie vielmehr ihr Gespötte mit ihm. »Du bist ein wahrer Todter,« sprachen sie einst zu ihm, »kein Mensch kennt Dich, kein Mensch redet von Dir.« — »Nur Geduld,« erwiederte er ihnen, »die Zeit wird kommen, wo alle Welt von mir reden wird, während daß kein Mensch von Euch eine Sylbe spricht.« Marka hielt Wort. In einem Alter von 20 Jahren erhielt er schon eine ansehnliche Bedienung; dann stieg er von Stufe zu Stufe, und ward zuletzt sogar Erzbischof zu Paris. Allgemein bewundert stand er an der Spitze der französischen Kirche, während seine gewesenen Mitschüler auf ihren Dorfpfarren in Vergessenheit begraben saßen.

5. Johann Gotthold Ephraim Lessing, einer der größten Gelehrten unter den Deutschen, dessen Schriften von Kennern noch lange werden geschätzt werden (starb 1781), besaß neben vorzüglichen Geistesgaben auch einen ungemeinen Fleiß und Eifer in Erlernung der Sprachen und Wissenschaften. Er war zu Kamenz in Obersachsen, wo sein Vater Prediger war, geboren, und besuchte die Fürstenschule zu Meißen. Sein Vater bekam nicht nur alle halbe Jahre die rühmlichsten Zeugnisse von Lehrern über den Fleiß und das Betragen desselben, sondern der damalige Rektor der Schule, Grabener, schrieb ihm auch: »Ihr Sohn ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Was Andern schwer wird, ist ihm bei seinem Eifer kinderleicht; wir werden ihn bald nicht mehr behalten können.«

6. Adrian Ballot (starb 1706) ward von armen Eltern in Frankreich geboren, die nichts auf seine Erziehung verwenden konnten. Nicht weit von dem Dorfe, worin sie wohnten, lag ein Franziskanerkloster, das der junge Ballot öfters besuchte. Er wartete daselbst des Vormittags den Priestern vor dem Altare auf, und leistete nachher die übrige Zeit des Tages, sowohl ihnen, als auch den andern Patern des Klosters, alle kleinen Dienste, wozu er nach seinem Alter fähig

war. Einer derſelben, dem dieſe Dienſtfertigkeit beſonders gefiel, gewann den Knaben lieb, und lehrte ihn leſen und ſchreiben. Er bewies hierbei große Aufmerkſamkeit und ungemeinen Fleiß, und wenn ſeine Kameraden umherliefen, ſchlich er ſich in ein Kämmerlein, um ungeſtört zu leſen und zu ſchreiben. Der Pfarrer des Orts hatte ſeine Freude darüber, und nachdem er die Fähigkeiten des jungen Ballot geprüft, nahm er ihn zu ſich, und unterrichtete ihn in den Anfangsgründen der lateiniſchen Sprache. Hierauf ſchickte er ihn in die Schule zu Beauvais, in welcher zwar wenig für eine wahre Ausbildung geleiſtet wurde, indeſſen blieb er auch hier nicht unthätig, und ſuchte durch häuslichen Fleiß zu erſetzen, was ihm der Schulunterricht nicht gewährte. Nach Vollendung ſeiner Schulſtudien zeigte er auch durch eine Disputation (gelehrte Unterredung), die er mit vielem Beifall hielt, wie wohl er ſeine Zeit angewendet habe. Noch ehe er 23 Jahr alt war, konnte er ſchon in eben der Schule, die er zwei Jahr vorher als Schüler beſucht hatte, eine Lehrerſtelle übernehmen und rühmlich bekleiden.

Wohl dir, wenn ſich dein Geiſt ſtets übt,
In Allem, was dich hier umgiebt,
Belehrungen zu finden;
Laß ohne Fleiß und Unterricht,
Und ohn' Ermunterung zur Pflicht,
Dir keinen Tag verſchwinden! —

Alles iſt dein Geſchenk, o Fleiß, was immer das Leben erhöht, verſchönert und freudevoll macht!

Lies gute Bücher.

Hiob 6, 24. Lehret mich, ich will ſchweigen, und was ich nicht weiß, das unterweiſet mich.

Joh. 5, 39. Forſchet in der Schrift.

Sir. 8, 9. Verachte nicht, was die Weiſen reden, und richte dich nach ihren Sprüchen.

1. Cato von Utika, der durch ſeinen Patriotismus bekannte Römer (ſtarb im J. 46 v. Chr. Geb.), fuhr auch als Mann fort, ſich nützliche Kenntniſſe, beſonders durch das

Lesen guter Bücher zu verschaffen. Er war immer der Erste, der in den Senat kam, und der Letzte, der hinausging. Oft, wenn sich die Senatoren langsam versammelten, saß er allein und las in der Stille in einem Buche, das er unter dem Rocke versteckt hatte. »Einst,« erzählt Cicero, »als ich auf einem Landgute war, und aus der Bibliothek des Lucullus einige Bücher benutzen wollte, ging ich hin auf seine Villa, um sie mir, wie ich gewöhnlich that, selbst zu holen. Hier fand ich den Cato. Er saß in der Bibliothek und hatte eine Menge von Büchern um sich her liegen. Kaum bemerkte er mich, so vertieft war er im Lesen, und so eifrig suchte er seine unersättliche Begierde nach Kenntnissen zu befriedigen.«

2. Der römische Kaiser Claudius Julianus, mit dem Beinamen Apostata (der Abtrünnige), fand schon als Knabe am Lesen und Studieren so vielen Geschmack, daß man ihn oft seine Studierstube und seine Bücher mitten unter den Vergnügungen, woran er Theil nehmen mußte, bedauern hörte. — Als man ihn eines Tages, nach einer Pfeife, den sogenannten pyrrischen Tanz tanzen lehrte, der bei den Römern und Griechen einen Theil der Kriegsübungen ausmachte, rief er aus: »Plato, Plato! was für ein Geschäft für einen Philosophen!« — Er erwarb sich durch seinen Eifer in dem Studium der schönen Wissenschaften und der Weltweisheit eine hohe wissenschaftliche Bildung, und als er im Jahre 365 starb, setzte man ihm die Grabschrift: »Hier liegt Julian, welcher an den Ufern des Tigris sein Leben verlor. Er war ein vortrefflicher Regent und ein tapferer Krieger.«

3. Philipp Doddridge, dieser gelehrte und rechtschaffene englische Prediger (starb 1751), bewies von Jugend auf einen sehr rühmlichen häuslichen Fleiß. Er wohnte nicht nur dem Unterrichte seiner Lehrer ununterbrochen aufmerksam bei, sondern er las auch für sich sehr viel. Er las aber so, daß er dadurch zugleich seine Kenntnisse erweiterte. Von dem Inhalte einiger Bücher verfaßte er sich kurze Zusammenstellungen, aus andern machte er sich Auszüge, die er in ein eigends dazu bestimmtes Buch eintrug. So sammelte er sich unvermerkt einen großen Vorrath von Kenntnissen, und machte

schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, denen er sich gewidmet hatte. Auch legte er sich mit regem Eifer auf die Lectüre der vorzüglichsten lateinischen und griechischen Schriftsteller, und gelangte dadurch zu der Gründlichkeit, Stärke und Richtigkeit, sowohl in Gedanken als im Ausdrucke, die man in seinen Schriften wahrnimmt.

4. Dietrich von Ende, ein hoffnungsvoller Knabe von feinem moralischen Gefühle, der schon im elften Jahre seines schönen Lebens starb (1782), besaß eine große Wißbegierde, und getrieben von ihr, beschäftigte er seine Lehrer und die um ihn waren, mit bescheidenen Fragen nach Allem, was ihm vorkam. Alle Stunden, darin er nicht eine bestimmte Arbeit hatte, widmete er dem Lesen nützlicher Schriften, und es machte ihm viel Freude, seinem jüngern Bruder wieder mitzutheilen, was er gelesen hatte. Alles, was er in solchen Nebenstunden las, las er auch mit Ueberlegung und Anwendung, und suchte es seinem Gedächtniß tief einzuprägen, um bleibenden Nutzen davon zu haben.

5. Gottfried Wilhelm von Leibnitz, geheimer Justizrath in Hannover, einer der größten Geister und Gelehrten unter den Deutschen (starb 1716), war noch nicht sieben Jahr alt, als er seinen Vater verlor. Dieser Verlust wurde ihm aber durch die Sorge seiner Mutter für seine weitere Bildung und Erziehung ersetzt. Sie übergab ihn der besondern Aufsicht zweier einsichtsvoller Männer, die ihm die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache beibrachten. Kaum war er beider Sprachen einigermaßen mächtig, als er alle Bücher, die er in der zahlreichen Bibliothek seines verstorbenen Vaters fand, Dichter, Redner, Geschichtsschreiber, Rechtsgelehrte, Philosophen, Mathematiker und Gottesgelehrte, nach der Reihe durchlas. Dies war freilich eine Art zu lesen, die einen Minderbefähigten, als Leibnitz war, leicht hätte verwirren können. Er scheint auch selbst gefühlt zu haben, daß es nicht gut sey, so verschiedene Bücher durch einander zu lesen, und daß man weit mehr Nutzen davon habe, wenn man eine gute Auswahl treffe, und sich an wenige vorzügliche Schriften halte. Er wählte sich daher unter der gro-

ßen Menge von Schriftstellern vorzüglich zwei aus, die er recht studierte, und, wie man zu sagen pflegt, in Saft und Blut zu verwandeln suchte. Es waren der Livius und der Virgil. Mit diesen machte er sich so bekannt, daß er sogar noch in seinem hohen Alter ganze Stellen daraus hersagen konnte.

Lies mit gespanntem Geist und übe
Zugleich Gedächtniß und Verstand;
Wer flüchtig lies't, schreibt in den Sand,
Und schöpfet Wasser in dem Siebe.

Denk' über Alles nach, was du lieseſt und höreſt.

Sprüch. 4, 1. Merket auf, daß ihr lernet und klug werdet.
Luc. 8, 8. Wer Ohren hat zu hören, der höre!
Sir. 19, 4. Wer bald glaubt, ist leichtfertig und thut sich selbst Schaden.
1. Thess. 5, 21. Prüfet Alles, und das Gute behaltet.

1. Aristippus, ein griechischer Philosoph und Schüler des Socrates (etwa 400 v. Chr. Geb.), las die besten Werke damaliger Zeit mit großem Fleiße, und gewöhnte sich, über das Gelesene auch reiflich nachzudenken. Als sich Jemand in seiner Gegenwart rühmte, daß er viel gelesen habe, sagte Aristippus: »Es giebt Leute, die viel essen und sich starke Bewegung machen; sind sie aber deswegen gesünder, als Andere, die mäßig essen und mäßig sich bewegen? Wenig lesen und über das Gelesene viel nachdenken, ist das beste Mittel, von seinem Lesen Nutzen zu haben.«

So sagt auch Seneca, der berühmte Weltweise (starb 65 n. Chr. Geb.): »Wenn die Nahrungsmittel, die wir genießen, durch die Verdauung sich verwandelt haben, geben sie erst Saft und Blut. So müssen wir es auch mit dem, was unsern Verstand nährt, machen: wir müssen es verdauen.«

2. Der Römer Cato von Utika gab in früher Jugend vielfältige Beweise, daß er über Alles, was er hörte und las, auch nachdachte. Es ward ihm zwar nicht leicht, etwas zu behalten, allein das rührte nicht blos von seinem langsamen Kopfe her, sondern auch davon, daß es ihm schwer wurde, etwas zu glauben. Es fielen ihm Zweifel bei den

Dingen ein, wogegen andere junge Leute nichts einzuwenden hatten. Wenn daher sein Lehrer ihn unterrichtete, so hörte er zwar aufmerksam zu, aber er wollte nun auch die Gründe wissen, und forschte immer nach dem »Warum?«

3. Der junge Dacier, ein Sohn der Anna le Fevre, einer Tochter des berühmten le Fevre (zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts), wußte in seinem zehnten Jahre mehr, als viele Andere im zwanzigsten. Er nahm oft heimlich Bücher weg, um sie verstohlen zu lesen. Auf diese Weise hatte er den Herodot und Polybius gelesen. Dacier las aber nicht nur, sondern er las auch mit Nachdenken. Das erhellet auch aus der Antwort, die er einst gab, als man ihn fragte, was für ein Urtheil er über jene beiden griechischen Geschichtschreiber fälle. »Herodot,« sagte er, »ist ein Zauberer, Polybius aber ein Mann von großem Verstande.« Dies Urtheil war sehr gegründet; denn der Vortrag des Herodot ist sehr anziehend, fällt aber oft ins Mährchenhafte; Polybius hingegen schreibt sehr gründlich, und erfüllt alle Pflichten eines denkenden Geschichtsschreibers.

4. Renē Descartes (Cartesius), ein berühmter Philosoph (starb 1650 in Stockholm), zeichnete sich als Knabe durch einen seltenen Scharfsinn aus, und machte große Fortschritte in den Wissenschaften. Er nahm nicht Alles sogleich an, was man ihn lehrte, weil er den Grundsatz hatte, daß man nur das richtig verstehe, worüber man ernstlich nachgedacht habe. Anstatt also blindlings zu glauben, zweifelte er, dachte er ernstlich nach, und man nannte ihn schon den Philosophen, als er noch sehr jung war. Man erlaubte ihm, wegen seiner schwächlichen Gesundheit, des Morgens etwas länger im Bette zu bleiben. Diese Zeit wandte er zum Nachdenken über das an, was er studierte, und es entstand daraus eine Gewohnheit für seine ganze übrige Lebenszeit. Dadurch ward er in der Folge ein großer Selbstdenker und Gelehrter, der sich große Verdienste um die Wissenschaften erwarb.

5. Johann Harrison, ein berühmter englischer Mechanikus (starb 1776), war der Sohn eines Zimmermanns, und trieb, unter der Anleitung seines Vaters, dasselbe Hand-

werk; zugleich lernte er ein wenig Feldmeßkunst, auch Stuben- und Taschenuhren auszubessern, wie dies auf dem Lande in England bei dieser Profession herkömmlich ist. Er hatte von seiner frühen Jugend an ein außerordentliches Wohlgefallen an allen durch Räderwerk getriebenen Maschinen. Schon in seinem sechsten Jahre, als er an den Kinderblattern krank lag, hatte er beständig eine aufgemachte Uhr vor sich auf dem Bette stehen, um sich mit dem Gange des Räderwerks zu beschäftigen. Kurz darauf begab sich sein Vater mit ihm in eine andere Gegend Englands, wo er, so wenig Gelegenheit sich ihm auch darbot, seine Kenntnisse zu vermehren, doch jeden Augenblick, den er, um etwas zu lernen, abmüßigen konnte, auf das Sorgfältigste benutzte, ja oft ganze Nächte zum Schreiben und Zeichnen anwandte. Ein Geistlicher in der Nachbarschaft lieh ihm Saundersons, eines Mathematikers, Vorlesungen in der Schrift, welche der junge Harrison nicht allein mit der größten Sorgfalt abschrieb, sondern auch alle darin befindlichen Risse und Zeichnungen mit der genauesten Pünktlichkeit nachzeichnete. — Er war etwas über zwanzig Jahr alt, als er es schon durch sein Nachsinnen so weit gebracht hatte, daß er eine Stundenuhr, größtentheils von Holz, mit einem nach seiner eigenen Erfindung zusammengesetzten Hängegewicht verfertigte, welche damals alle ähnliche Werke sehr übertraf, weil sie in einem ganzen Monate kaum eine Sekunde fehlte. Endlich erfand er den berühmten Zeitmesser, um die Meereslänge zu bestimmen.

6. Peter Gassendi, ein berühmter Professor an der Universität zu Aix (starb 1755), zeigte schon in seiner Kindheit, was für ein Mann aus ihm werden würde. Seine Eltern wandten daher, wiewohl sie arm waren, Alles auf seine Erziehung. Sein Geschmack an der Kenntniß der Gestirne des Himmels entwickelte sich sehr frühzeitig bei ihm, und wurde so heftig, daß er sich oft den Schlaf entzog, um das Schauspiel des gestirnten Himmels zu genießen. Mit außerordentlichem Eifer dachte er über alles Gelesene, Gehörte und Beobachtete nach. An einem Abend erhob sich zwischen ihm und seinen Kameraden ein Streit über die Bewegung des Mondes

und der Wolken. Diese behaupteten, die Wolken blieben unbeweglich stehen, und der Mond liefe fort; der junge Gassendi hingegen sagte, man werde keine Bewegung am Monde gewahr, und die Wolken wären es, die so geschwind fortliefen. So sehr er sich nun auch bemühte, sie durch Gründe zu überzeugen, daß sie bei dem, was sie wahrzunehmen glaubten, durch ihre Augen betrogen würden, so wollten sie doch nicht darauf hören. Er suchte sie daher durch ihre Augen zu überzeugen, führte sie unter einen Baum, und zeigte ihnen, daß man den Mond zwischen einerlei Blättern sähe, indessen die Wolken ihnen bald aus dem Gesichte verschwänden.

Forschung des Wahren! geb' ich Dir mich hin:
Ernt' ich Kenntniß, die mir den Geist erhellt,
Löscht des Herzens Durst; zwar nicht Garben ernt' ich,
Aber doch Halme.

Laß mir den Stern, der Dir auf Deinem Scheitel
Funkelt, Hesperus gleich, erscheinen, daß ich
Froh im Suchen bleibe und nicht zu wenig
Finde der Halme!

Fleiß und Uebung vermögen viel.*)

Sir. 7, 16. Ob dir's auch sauer wird, das laß dich nicht verdrießen.
Weish. Sal. 3, 15. Gute Arbeit giebt herrlichen Lohn.

1. Demosthenes, der größte Redner der Griechen (geboren 375 v. Chr. Geb.), ward durch seine Vormünder um einen großen Theil seines Vermögens gebracht. Er vertheidigte in einem Alter von sechzehn Jahren seine Sache selbst, und brachte es so weit, daß sie ihm eine Summe von 30 Talenten herauszahlen mußten, um welche sie ihn zu hintergehen gehofft hatten. Er hegte nun den edlen Wunsch, durch Ueberzeugung über die Herzen der Menschen zu herrschen. Um ihn erfüllt zu sehen, faßte er den Entschluß, ein Redner zu werden. Nun aber zeigte sich ihm ein großes Hinderniß, das

*) Hiermit ist eigentlich keine Pflicht näher bestimmt; es soll auch nur zur Ermunterung in Wahrnehmung der vorgenannten Pflichten dienen.

erst beseitigt werden mußte. Seine Sprachwerkzeuge waren nämlich so fehlerhaft, daß er heftig stotterte, und verschiedene Buchstaben, unter andern das R, gar nicht aussprechen konnte. Er verbesserte aber durch anhaltenden Fleiß den Fehler seiner Zunge so sehr, daß Niemand diesen Buchstaben deutlicher aussprach, als er. Seine Stimme war von Natur schwach, daher auch dem Ohre unangenehm. Durch anhaltende Uebung brachte er es dahin, mit dem größten Wohllaut zu sprechen. Um das, was ihm die Natur versagt hatte, durch Kunst zu ersetzen, sagte er in einem Oden viele Sätze her, besonders indem er mit schnellen Schritten einen steilen Berg hinanstieg. Er hielt seine Reden an den Ufern der Flüsse, wo das Geräusch der Wellen ertönte, um sein Ohr an das Geräusch der kommenden und gehenden Zuhörer zu gewöhnen. Auch soll er kleine Steine in den Mund genommen und so geredet haben, um dann mit leerem Munde desto geläufiger reden zu können. So kämpfte er mit der Natur, und trug über die Mängel derselben, durch anhaltenden Fleiß und Uebung, den Sieg davon.

2. Maximilian der Erste, Kaiser von Deutschland (starb 1519), hatte ebenfalls von Natur einen Fehler in der Aussprache, er stotterte; aber auch er brachte es durch unabläßige Bemühung dahin, daß ihn nachher an schöner und kräftiger Rede Niemand übertraf. Sein Vater selbst sagte daher: »Ich weiß nicht, woher es kommt, daß dieser Jüngling so trefflich lies't und redet, von dem ich, da er zwölf Jahr alt war, befürchtete, er möchte dumm oder stumm bleiben.« — So glücklich war Maximilian auch in der Ausbildung seines Geistes. Von einem finstern Lehrer zurückgeschreckt, machte er anfangs in Sprachen und Wissenschaften wenig Fortschritte; doch während seines Aufenthalts bei seinem Vetter, dem Erzherzog Sigmund, in Tyrol, holte er das Versäumte nach, so daß er in der Folge neun Sprachen schrieb und sprach, und in verschiedenen, auch ernsteren Wissenschaften wohl bewandert war.

3. Kaiser Karl der Große (starb 814) hatte in seiner Jugend nur wenig Gelegenheit zum Lernen gefunden, und

in männlichen Jahren mußte er einen großen Theil seines Lebens an der Spitze seiner Heere zubringen. Aber sein Beispiel zeigt, daß einem festen Entschlusse und unverdrossenem, nie ermüdendem Fleiße sehr Vieles möglich ist, was der Träge und Unbeharrliche für unmöglich hält. Er lernte sich seiner Unwissenheit schämen, beschloß, ihr abzuhelfen, und ward einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. — Da er in der Jugend nicht schreiben gelernt hatte, so setzte er, der Held, dem halb Europa gehorchte, sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreibtisch, um die Buchstaben nachmachen zu lernen, was seiner des Schwertes gewohnten, abgehärteten Hand nicht ganz leicht werden mußte. Ja, er war so emsig, sich darin zu vervollkommnen, daß er auf seinen Feldzügen und auf seinen Reisen immer die Schreibmaterialien bei sich führte, und unter seinem Kopfkissen verwahrte, um die Augenblicke, welche er von Geschäften frei hatte, sogleich zur Uebung in dieser Kunst benutzen zu können.

4. Der berühmte Rechtsgelehrte Johann Jakob Moser (starb 1785) leistete schon in seiner Jugend durch einen anhaltenden Fleiß ungemein viel. In der Regel überreichte er, ohne daß er dazu angehalten worden wäre, zwei Mal in der Woche seinen Lehrern mehr denn hundert lateinische Verse, die er zu seiner eigenen Uebung aufgesetzt hatte. Gleichzeitig übersetzte er lateinische Schriftsteller, machte Auszüge aus unglaublich vielen Büchern, und schrieb, kaum zum Jüngling herangewachsen, ein Antiquitäten- und Münzkabinet, und eine weitläufige philosophische Abhandlung. In seinem siebzehnten Jahre ward er bereits ein beliebter Schriftsteller, im neunzehnten Professor der Rechte in Tübingen, und im sechs und zwanzigsten Regierungsrath. Aus seinen Jugendjahren war ihm Geistesthätigkeit zu einem so großen Bedürfniß geworden, daß, als er während seiner fünfjährigen Gefangenschaft auf der Festung Hohentwiel (von 1759—1764) weder Feder, Papier noch Dinte erhielt, und ihm keine Bücher, als eine Bibel, eine Sammlung Predigten und ein Gesangbuch erlaubt wurden, er dennoch, erst mit der Spitze seiner Schnallen, dann mit der Lichtscheere, und endlich, als auch diese abgenutzt war, mit

einer Scheere, deren Spitzen er allmälig polirte, eine Schreibtafel, die Ränder der zuvor angeführten drei Bücher, alle weißen Stellen der Maculaturbogen, die man ihm gelassen, und zuletzt die Wände seines Zimmers ganz vollzuschreiben wußte. Auf diese Weise schrieb er so viele Lieder, daß sie nachher auf hundert und vierzehn Bogen gedruckt erschienen; ferner neun theologische Abhandlungen und vier und dreißig Abhandlungen vermischten politischen Inhalts. Ueberhaupt war er ein für sein Vaterland und die Welt unermüdet thätiger Mann.

5. Peter Anich (starb 1766), ein geborner Tyroler, hütete in seiner Jugend das Vieh, und beschäftigte sich bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr mit Feldbau. Die Betrachtung der Gestirne aber hatte für ihn so viel Anziehendes, daß er oft vor Sonnenuntergang auf das Feld ging, und nicht eher als bis nach Sonnenaufgang wieder nach Hause kam, da er denn auf den Stand der Gestirne und ihre Bewegung genau Achtung gegeben hatte. Er konnte weder lesen noch schreiben; seine Beobachtungen aber und die Maschinen, die er sich dazu erdachte, machten ihn gewissermaßen vor der Zeit zu einem Gelehrten. Er wunderte sich sehr, als man ihm sagte, daß es zu Inspruck Gelehrte gäbe, die von dem, was er untersuchte, vollkommen unterrichtet wären; und als man hinzusetzte, daß diese Gelehrten einem Jeden, der von den Gestirnen Kenntniß haben wollte, Unterricht ertheilten, eilte er sogleich nach Inspruck, um Einen aufzusuchen, der ihm seine Fragen beantworten könnte. Der Professor Ignaz Weinhart, der die Astronomie zu Inspruck lehrte, fand an diesem Bauerknaben einen muntern und scharfsinnigen Kopf, und erbot sich sogleich, ihm den nöthigen Unterricht zu geben. Anich hatte bei seiner Armuth große Hindernisse zu übersteigen; was vermag aber der Mensch nicht, wenn er nur Fleiß, Ausdauer und Beharrlichkeit besitzt! Er lernte in kurzer Zeit lesen, und ging alle Sonn- und Feiertage nach Inspruck, um Weinharts mathematischen Unterricht zu genießen. Derselbe dauerte vier Jahre, während welcher Anich sowohl unter Anleitung seines Lehrers verschiedene mathematische Bücher nebenbei studierte, als auch mehrere ihm vorgelegte mathematische

Instrumente sehr geschickt und fleißig nachmachte. Am Ende dieses vierjährigen Lehrcursus (1756) verfertigte er eine große astronomische Himmelskugel, die allgemeines Staunen erregte, und für würdig gehalten wurde, in das Kabinet der Kaiserin Königin Maria Theresia gesetzt zu werden. Eine Landkarte von dem damaligen Kriegstheater zwischen Oesterreich und Preußen, welche er mit der Feder gearbeitet hatte, war so ausgezeichnet schön gerathen, daß man sie für gestochen hätte halten sollen. Im Jahre 1759 vollendete er seinen Erdglobus, nachdem ein Jahr vorher die von ihm verfertigten und von ihm selbst in Kupfer gestochenen kleinen Karten der Himmels- und Erdkugel, die an Feinheit auch die sonst schönsten und besten übertrafen, große Bewunderung erregt hatten. Er starb im drei und vierzigsten Jahre seines Alters, erschöpft von Arbeit, überhäuft von Verdiensten. Ein Monument von Marmor zeigt jetzt die Stelle, wo Anich ruht.

6. Jouvenet, einer der besten französischen Maler (starb 1717), hatte das Unglück, daß die Gicht ihm die rechte Hand lähmte, und sie dadurch zur Ausübung seiner Kunst völlig unfähig machte. Für jeden andern Maler würde dies ein unersetzlicher Verlust gewesen seyn; nicht so für ihn. Durch anhaltende Uebung und Fleiß brachte er es bald dahin, daß er mit der linken Hand eben so gut malen lernte, als vorher mit der rechten. Man zeigt noch jetzt Stücke von ihm, die er nach jenem Unfalle verfertigte, deren keinem man die später geübte Hand anzusehen vermag. — Sein Meisterstück ist »die Abnahme Christi vom Kreuze«.

Um das zu können, was wir sollen,
Ist's allerdings kein leichtes Spiel;
Indeß man muß nur kräftig wollen,
Dann, wahrlich! kann der Mensch sehr viel.

Verzweifle nicht, wenn Schwierigkeiten nah'n!
Beharrlichseyn und reger Fleiß besiegt,
Was noch so schwer, ja, was unmöglich schien.

2. Sorge für die Veredelung deines Herzens. Strebe nach Weisheit und Tugend.

Spr. Sal. 16, 16. Nimm an die Weisheit, denn sie ist besser als Gold, und Verstand haben ist besser als Silber.

Sir. 6, 18. Laß dich die Weisheit ziehen von Jugend auf, so wird ein weiser Mann aus dir.

2 Petr. 1, 5. Wendet allen Fleiß daran, und reichet dar in eurem Glauben Tugend.

Matt. 5, 48. Ihr sollt vollkommen seyn, wie der Vater im Himmel vollkommen ist.

1. Der griechische Philosoph Diogenes (starb 324 v. Chr. Geb.) ermunterte einen Jüngling, die Weisheit zu lernen. »Ich habe hierzu keine Fähigkeiten!« antwortete dieser. »Wozu lebst Du also,« fragte ihn der Weltweise, »da Du die Wissenschaft nicht besitzest, Dein Leben gut anzuwenden? Die Natur giebt das Leben, die Weisheit lehrt uns leben; die Natur macht uns zur Tugend fähig, aber die Weisheit tugendhaft.«

Auf die Frage, die man an den Hieron richtete: »Welchen Nutzen ihm die Weisheit gebracht hätte?« antwortete er: »Diesen, daß ich freiwillig und ohne Zwang das Gute thue, das Andere nur aus Zwang vor den Gesetzen ausüben.«

Man fragte einst den spartanischen König Agesilaus: »Wodurch ein junger Mensch sich Hochachtung erwerben und emporkommen könne?« — »Dadurch,« antwortete er, »daß er gut reden, und noch besser handeln lernt.«

Der Grieche Gorgias fragte den Socrates: »Ob er den König von Persien für glücklich halte?« Der Philosoph antwortete ihm: »Ich weiß es wahrhaftig nicht, wie groß seine Weisheit und Tugend ist.«

2. Der macedonische König Demetrius hatte die Stadt Megara geplündert und in einen Schutthaufen verwandelt. Bei dieser Gelegenheit fragte er den Weltweisen Stilpo, welchen Verlust er erlitten habe? »Keinen,« antwortete der Philosoph, »der Krieg kann der Tugend nichts rauben.«

Alexander, König von Macedonien, schickte dem Pho-

Phocion ein Geschenk von hundert Talenten. Der Feldherr fragte die Abgeordneten, was den König bewogen hätte, ihm vor allen andern Athenienſern dies Geſchenk zu machen? Sie antworteten: »Weil er ihn für den einzigen Tugendhaften halte.« — »Wohlan denn,« erwiederte Phocion, »ſo erlaube mir der König, auch in Zukunft tugendhaft zu bleiben.« Mit dieſen Worten gab er das Geſchenk den Abgeordneten wieder zurück.

3. Ein Kaiſer von Conſtantinopel ſchrieb an den König von Aegypten: »Der Weiſe ſetzt ſein Vertrauen nicht auf die Güter dieſer Welt, die Unbeſtand, Verſchwendung und tauſend Unfälle in wenigen Tagen zerſtreuen können. Mein Sohn wird nach meinem Tode weit beſtändigere Schätze finden: ich habe ſeinen Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen bereichert, und ſein Herz zur Tugend gebildet.«

4. Der vortreffliche italieniſche Dichter Torquato Taſſo (ſtarb 1595) zeichnete ſich, neben großen Talenten, auch durch eine ſtrenge Tugend aus. Er war noch ſehr jung, als er den Urtheilsſpruch vernahm, nach welchem ſein Vater, der dem Prinzen von Salerno anhing, für einen Rebellen erklärt und aller ſeiner Güter beraubt wurde. Da dieſes Urtheil ſich auf ſeine ganze Familie erſtreckte, ſagte Taſſo mit einer ſeltenen Faſſung: »Ich danke dir, Glück, daß du mir alle meine Güter entzogſt; mir bleibt doch die Freiheit, jene beſſern Güter zu erwerben, welche die Tugend uns beut.«

5. Ein Edelmann richtete an Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel (ſtarb 1524), die Frage: »Was für Güter ein Adeliger ſeinen Kindern hinterlaſſen ſolle?« — »Solche,« antwortete Bayard, »denen weder Zeit noch menſchliche Gewalt ſchaden kann: Weisheit und Tugend.«

6. Als einſt den Kaiſer Maximilian I. (ſtarb 1519) ein Bürger von gemeiner Herkunft aber großem Vermögen um einen Adelsbrief bat, gab ihm der Kaiſer zur Antwort: »Reicher kann ich Dich wohl machen, als Du ſchon biſt, aber den Adel vermag ich Dir nicht zu geben, dieſen kann Dir nur die Tugend erwerben.«

7. Lady Gratia Gethin (ſtarb 1697) machte in ihren

Jugendjahren bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften; je weiter sie aber in dieselben eindrang, desto mehr erkannte sie, daß das Hauptziel ihres Strebens die Tugend seyn müsse. Als der Tod sie in ihrem zwanzigsten Jahre ereilte, sprach sie in dem Bewußtseyn eines tugendhaft geführten Lebens mit Ruhe und Heiterkeit: »Wer tugendhaft lebt, stirbt beherzt; wer elend lebt, stirbt willig; wer den Tod kennt, stirbt fröhlich und sieghaft.

— — Wohl dem, der seinen Gang
Früh nach dem wahren Ziele hin
Zu richten strebt; zur Führerin
Die Weisheit wählet; dem Panier
Der Tugend folgt, und die Begier
Bekämpft; dem kein Triumph genügt,
Als der, wenn er sich selbst besiegt.

Gieb mir Weisheit, Herr, und Tugend;
Bilde früh schon meine Jugend;
Mich dem Edleren zu weih'n,
Laß stets meine Freude seyn!

Lerne dich selbst kennen.

1 Timoth. 4, 16. Habe Acht auf dich selbst.

Klagel. 3, 40. Lasset uns unser Wesen erforschen, und uns zum Herrn bekehren.

Marc. 13, 37. Was ich aber Euch sage, das sage ich Allen: Wachet!

1. Man fragte den griechischen Philosophen Demonax: wenn er angefangen hätte, vernünftig zu denken und zu handeln? Er antwortete: »Als ich anfing, mich selbst kennen zu lernen.«

Als Crösus, König von Lydien, einst Abgeordnete nach Delphi sandte, um das Orakel des Apollo zu fragen, wie er glücklich werden könne? erhielt er zur Antwort: »Lerne Dich selbst kennen, das wird Dich glücklich machen.«

Damit die Menschen zur Erkenntniß ihrer selbst gelangen möchten, gab ihnen der Weltweise Bias den Rath: ihre Handlungen im Spiegel zu betrachten, um die anständigen zu verschönern, die unanständigen aber zu verbessern.

2. Man sagte dem Telekrus, daß sein Vater Uebles von ihm rede. »Mein Vater würde es nicht thun,« erwiederte der Jüngling, »wenn er nicht Grund dazu hätte.«

3. Der griechische Weltweise Socrates wurde von den Griechen seiner Zeit für den weisesten Mann ihrer Nation gehalten und erklärt. Er allein hielt sich dieses großen Ehrennamens nicht würdig. »Warum,« so fragte er sich selbst, »warum mag man mir wohl diesen Namen ertheilt haben? Mir, der ich doch, wie andere Menschen, dem Irrthume und der Unwissenheit unterworfen bin, und Fehler genug an mir habe?« — Endlich gab er folgenden Unterschied zwischen sich und Andern an: »Andere Menschen,« sagte er, »glauben fälschlich, daß sie viel wissen; ich aber weiß es, daß ich nichts weiß.«

4. Der nachmalige englische Minister Fox (starb 1806) zeigte als Jüngling einen so großen Hang zur Verschwendung, daß sein Vater, der Lord Holland, sich genöthigt sah, da gütliche Ermahnungen und ernste Vorwürfe nichts fruchteten, seinem Liebling endlich jede Unterstützung zu versagen. »Sieh Dich einmal unter allen Deinen Bekannten und Freunden um,« schrieb Lord Holland bei dieser Gelegenheit, »ob Du unter ihnen nur Einen finden wirst, der halb so liederlich ist, als Du?« — »Ich habe gethan, was Sie mir gerathen haben, lieber Vater!« antwortete Fox darauf; »aber ich muß ehrlich gestehen, ich habe nicht gefunden, was ich suchte.«

5. Ludwig XV., König von Frankreich, hatte in den letzten Jahren seines Lebens einen Regierungsplan schriftlich entworfen, unter der Aufschrift: »An denjenigen von meinen Söhnen, der zum Throne gelangen wird: Von den Mitteln, sein Volk glücklich zu machen.« Er hatte diese Schrift seiner Gemahlin anvertraut, und diese hatte sie, als sie sich dem Tode nahe fühlte, dem Bischof von Verdün übergeben. Dieser Prälat eilte auf die erste Nachricht von dem Tode Ludwigs XV. nach Hofe, und übergab dem jungen Monarchen (Ludwig XVI.) den ihm aufbewahrten Schatz. Er verschloß sich damit fünf Stunden lang in sein Cabinet, und beim Heraustreten fertigte er einen Eilboten ab, um den Gra-

sen von Maurepas, einen der würdigsten Minister seines Großvaters, der durch Kabalen verdrängt worden war, zurück zu berufen. Er schrieb ihm unter andern: »Ich bin König, und dieser Name legt mir große Verbindlichkeiten auf. Allein ich bin erst zwanzig Jahre alt, und habe noch nicht alle Kenntnisse, die ich haben muß. Meine Ueberzeugung von Ihrer Rechtschaffenheit und tiefen Einsicht in den Geschäften bewegt mich daher, Sie zu bitten, daß Sie mir mit Ihrem Rathe beistehen.«

Der Tugend Pfad allein ist's, dem wir folgen müssen:
Sich selbst zu kennen ist das höchste Wissen,
Was Menschenkraft vermag, ist Gottes gerecht zu finden,
Des Menschen höchster Ruhm — den Menschen zu ergründen.

Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die Andern es treiben,
Willst du die Andern versteh'n, blick in dein eigenes Herz!

Prüfe oft dein Herz und deinen Wandel.

2 Cor. 13, 5. Prüfet euch selbst.
Gal. 6, 4. Ein Jeglicher prüfe sein Selbstwerk.
Sprüch. Sal. 14, 8. Die Weisheit des Klugen besteht darin, daß er auf seine Wege merket.

1. Der berühmte griechische Philosoph Pythagoras (um 600 vor Chr. Geb.) lehrte: Laß den Schlaf nicht in Deine Augen kommen, ehe Du jede Handlung des Tages sorgfältig überdacht hast. Frage Dich: »Worin war ich heute nachlässig? Was habe ich verrichtet? Welche von meinen Pflichten habe ich unerfüllt gelassen?« Auf diese Weise fange von der ersten That des Tages an, und gehe bis zur letzten fort, und freue Dich über das Gute.«

Sextius, ein Schüler des Pythagoras, war stets der Lehre seines Meisters eingedenk, und schlief keinen Abend ein, ohne sich zu fragen: »Von welchem Fehler hast du dich befreit? Welchem Laster hast du widerstanden? Worin bist du besser geworden?«

Auch der ältere Cato, der so strenge nach den Vorschrif-

ten der Tugend, Gerechtigkeit und Mäßigkeit lebte, hielt es für eine heilige Pflicht, jeden Abend sich daran zu erinnern, was er am Tage gehört, gesagt und gethan hatte.

2. Einer der edelsten und besten römischen Kaiser, Marc Aurel, der auch den Beinamen Antonin der Philosoph erhielt (geb. 121 n. Chr. Geb.), führte seit seinem zwölften Jahre ein sehr mäßiges Leben, und suchte nicht nur seinen Körper abzuhärten, sondern vorzüglich auch sein Herz zu veredeln. Er gewöhnte sich daher schon früh, täglich Alles zu beobachten, was er dachte, sprach und that. Um sich von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben, hielt er ein Tagebuch, worin er niederschrieb, wie er erzogen, wie er weiter in guten Gesinnungen und Kenntnissen fortgeschritten sey, und welche Fehler er noch an sich habe und folglich verbessern müsse. Dies Tagebuch ist unter dem Titel: »Betrachtungen über sich selbst,« bis auf uns gekommen. »Immer,« sagte er darin, »findet der schwache Sterbliche Etwas an sich, was ihm Anlaß zum Nachdenken und einen Wink zur Verbesserung, einen Fingerzeig zur Vervollkommnung geben kann.«

3. Der Professor Gellert zu Leipzig (starb 1769) befliß sich einer großen Sorgfalt und Strenge in der Prüfung seiner Gedanken und innern Neigungen. Er war aufmerksam auf Alles, was er that und sprach, um sich keinen Fehler zu übersehen, und gegen die Empfindlichkeit, welche bei einem siechen Leben so gewöhnlich ist, immer auf seiner Hut zu seyn, damit unter seinen körperlichen Uebeln Niemand als er leiden möchte. Er hielt sich ein Tagebuch, worin er seine guten Empfindungen, Gedanken, Reden und Handlungen, wie seine Fehler, mit gleicher Aufrichtigkeit und als vor Gottes Augen bemerkte. Durch diese Aufmerksamkeit auf sich selbst wurde er auch in der Erkenntniß seiner selbst gefördert, und in dem Eifer, besser zu werden, täglich mehr gestärkt.

4. Eulalie W..., die Tochter eines Beamten in S..., befliß sich von Jugend auf einer besondern Strenge und Prüfung ihrer Gedanken, Worte und Handlungen. Von ihrem zwölften Jahre an hielt sie ein Tagebuch, in welches sie Alles schrieb, was sie jeden Tag gedacht und gethan hatte.

Vor diesem Tagebuche standen die Worte mit großen Buchstaben: »Lerne dich selbst kennen;« dann folgten Betrachtungen über die Nothwendigkeit, seinen innern sittlichen Zustand recht genau zu erforschen. »Wenn,« heißt es darin, »der Gärtner nicht recht sorgfältig in seinem Garten umhersieht, die zarten Pflanzen pflegt und schützt, das Unkraut aber mit emsiger Hand vertilgt; wenn er gleichgültig über den Zustand seines Gartens ist, so wird bald das wuchernde Unkraut die Oberhand gewinnen, und von ihm das Gute vollends noch erstickt werden. Darum will ich sorgfältig den Zustand meines Innern kennen lernen, die Quellen meiner Fehltritte aufsuchen, um sie dann verstopfen, und mit der Hülfe des lieben Gottes nach und nach alles Böse ablegen zu können.«

5. Der als großer Gelehrte berühmt gewordene Hugo Grotius (starb 1645) gab einem Jünglinge, der ihn bat, er möchte ihm ein Buch vorschlagen, aus welchem er Lebensweisheit schöpfen könne, folgenden Rath: »Nehmen Sie ein Buch weißes Papier und zeichnen Sie Alles auf, was Ihnen in Ihrem Leben Merkwürdiges vorkommt. Die Welt ist die beste Schule für den Beobachter und den denkenden Kopf.«

Was ist des Menschen Ruhm, des Weisen wahre Größe?
Die Kenntniß Seiner selbst, die Kenntniß seiner Blöße.

Wer sich erkennt und seine Pflicht erwäget,
Das Wahre sucht aus Menschentand und Schein:
O diesem wird die ewige Beschauung
Des Lebens niemals überdrüssig seyn.

Höre und rede gern die Wahrheit.

Sprüch. Sal. 23, 23. Kaufe Wahrheit und verkaufe sie nicht.

Tob. 14, 10. Dienet dem Herrn in der Wahrheit, und haltet euch zu ihm rechtschaffen.

Sir. 4, 33. Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott, der Herr, für dich streiten.

Sprüch. Sal. 8, 7. Mein Mund soll die Wahrheit reden, und meine Lippen sollen hassen, das gottlos ist.

1. Als einst die Hofleute des römischen Kaisers Julian ihn wegen seiner Gerechtigkeit und Bescheidenheit lobten, sagte

er zu ihnen: »Hört auf, mich zu loben, oder habt auch das Herz, mich zu tadeln, wenn ich's verdiene.«

2. Antigonus, ein General Alexanders des Großen, Königs von Macedonien, und demnächst einer seiner Nachfolger, hatte eine solche erhabene Seele, die alle niedern Schmeicheleien verachtete. Als ihm ein Dichter in seinen Werken den Beinamen des »Göttlichen« beigelegt hatte, sagte er: »Mein Kammerdiener weiß das Gegentheil.«

3. Marcus Portius Cato, einer der berühmtesten römischen Staatsmänner, und besonders geachtet wegen seiner strengen Wahrheitsliebe (starb 148 v. Chr. Geb.), pflegte zu sagen: daß erbitterte Feinde manchen Leuten dennoch mehr Gutes erweisen als niedrige Schmeichler, die nur angenehme und süße Dinge im Munde führten, indem die Ersteren doch häufig, die Andern aber niemals die Wahrheit sagten.

4. Epaminondas, der berühmte thebanische Feldherr (starb 363 v. Chr. Geb.), war auch ein ausgezeichneter Verehrer der Aufrichtigkeit und Wahrheit. Die Geschichte sagt von ihm: »Er hörte viel, und redete wenig. Anvertraute Geheimnisse plauderte er nie aus, und die Wahrheit liebte er so sehr, daß er nie, auch nicht einmal im Scherze, eine Lüge sagte.«

5. Der Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XV., war schon als ein Kind ein Feind aller Schmeichelei, und schätzte nur diejenigen, welche ihm die Wahrheit sagten. Einst fragte man ihn, welche von seinen Kammerdienern er am liebsten hätte? »Die und die« — gab er zur Antwort — »weil sie mich nicht schonen und mir es frei heraussagen, wenn ich etwas thue, das nicht recht ist, damit ich mich bessere.«

6. Einst lobte Jemand an einem Prinzen Tugenden, von denen sich dieser sehr wohl bewußt war, daß sie ihm fehlten. »Es thut mir leid,« sagte der Prinz zu dem Schmeichler, »daß Sie an mir zum Lügner werden; ich will mir Mühe geben, Sie zum wahrhaften Manne zu machen.«

7. Die im Jahre 1817 verstorbene Erbprinzessin von England, Charlotte Auguste, Tochter Georgs IV. von

England, liebte die Aufrichtigkeit und Wahrheit über Alles, und konnte es durchaus nicht leiden, wenn ihr Jemand, wider seine bessere Ueberzeugung, schmeichelte. Einst war ihr Singmeister, ein Ausländer, zugegen, als sie vor einer zahlreichen Gesellschaft sang und spielte, und obwohl sie von allen Seiten den lautesten Beifall hörte, sich selbst im Stillen tadelte. Sie fragte nun auch ihren Lehrer um sein Urtheil. Dieser rief entzückt aus: »Eure Königliche Hoheit haben unvergleichlich gesungen und bewundernswürdig gespielt.« Charlotte schwieg. Bei der nächsten Singestunde ließ sie aber dem Meister sagen, daß sie sich keinen glücklichen Erfolg von dem Unterrichte eines Mannes verspreche, der so schwach gegen sie wäre, um ihr, wider sein besseres Wissen, zu schmeicheln, und dem es an Aufrichtigkeit fehle, ihr die Fehler bemerklich zu machen, welche sie selbst erkenne, und welche allen Kunstverständigen auffallen müßten.«

Ein anderes Mal spielte sie dem Bischof von Salisbury, der ein großer Musikkenner war, ein schweres Stück auf dem Pianoforte vor, vernachlässigte geflissentlich ihr Spiel, und bat dann ihren Zuhörer um sein Urtheil über ihren Vortrag. Der Bischof war aufrichtig genug, sie auf die Fehler aufmerksam zu machen, die er wahrgenommen hatte. Darüber war die Prinzessin so erfreut, daß sie von ihrem Sessel aufsprang, dem ehrwürdigen Geistlichen die Hand drückte und zu ihm sagte: »Nun habe ich in Ihnen einen wahren Freund geprüft und erkannt! Sie schmeicheln mir nicht, auch wenn Sie glauben könnten, daß es mir angenehm sey.«

Ein edler Geist bleibt stets der Wahrheit treu,
Und fraget nie, wer sie ihm zeiget,
Tritt ohne falsche Scham und niedre Heuchelei,
Durch einen schönen Schritt ihr heldenmüthig bei:
Der sieget auch, der überwiesen schweiget.

— — Man kann auf Erden
Durch Zufall viel, und viel durch Mühe werden;
Durch Wahrheit nur wird man ein edler Mann!

Fliehe böse Gesellschaften.

2. Thess. 2, 3. Lasset euch Niemand verführen in keinerlei Weise.
Joh. 3, 11. Folget nicht nach dem Bösen, sondern dem Guten.
Sprüch. Sal. 4, 14. Tritt nicht auf den Weg der Bösen.
Sir. 9, 13. Geselle dich zu frommen Leuten und sey fröhlich, doch mit Gottesfurcht.
1. Timoth. 5, 22. Machet euch nicht fremder Sünden theilhaftig.
Tob. 4, 6. Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot.

1. Marcus Antonius, ein berühmter Unterfeldherr Cäsars (um das Jahr 50 v. Chr. Geb.), hatte in seiner Jugend eine sehr vortheilhafte äußere Bildung, und würde vielleicht auch tugendhaft geworden seyn, wenn er nicht in die Bekanntschaft und den Umgang mit einem jungen liederlichen Römer gekommen wäre, der ihn ganz verdarb. Dieser Mensch war allen Lastern ergeben, und verführte auch den jungen Antonius, um ihn sich desto mehr verbindlich zu machen, zu allerlei Ausschweifungen und zu der schändlichsten Verschwendung. Hierdurch gerieth Antonius in eine schwere Schuldenlast, für welche sein Verführer gut sagte; der Vater desselben jagte aber, als er dies erfuhr, den Antonius aus dem Hause. Dieser warf sich in der Folge, gemeinschaftlich mit Octavius und Lepidus, zum römischen Volksherrscher auf, und konnte nun um so mehr seine Neigung zur Verschwendung befriedigen.

2. Matthäus Hale, Oberrichter von England (starb 1676), ward schon sehr früh seiner Eltern beraubt. Ein rechtschaffener Onkel nahm sich seiner an, und trug für die Bildung seines Anverwandten die größte Sorge. Anfänglich schien dieser sehr fleißig zu seyn, und sich dem Erlernen der Sprachen und Wissenschaften mit allem Eifer zu widmen; allein in kurzer Zeit ward er in die Fallstricke der jugendlichen Lüste verwickelt, und sein Verderben würde unvermeidlich gewesen seyn, wenn es nicht die über ihn waltende Vorsehung abgewendet hätte. Er nahm an allen Vergnügungen Theil, so ausschweifend und unanständig sie auch seyn mochten. Um

ihn aber vom Verderben zu retten, an dessen Rande er sich schon befand, benutzte Gott folgenden traurigen Vorfall. Als er zu Oxford studierte, wurde er eines Tages, nebst andern Studenten, zu einem Gastgebot auf das Land gebeten. Einer aus der Gesellschaft forderte, als die Gesundheiten getrunken wurden, ein Mal über das andere so viel Wein, daß er, aller Bemühungen ungeachtet, die Hale anwendete, es zu verhindern, für todt zur Erde fiel. Dies setzte die ganze Gesellschaft in Schrecken, und man versuchte alle mögliche Mittel, den unglücklichen Menschen wieder zu sich selbst zu bringen. Besonders machte dieser Zufall auf den jungen Hale einen so tiefen Eindruck, daß er sich alsbald auf sein Zimmer begab, auf sein Knie fiel, und sowohl für seinen Freund betete, daß er das Leben wieder erhalten möchte, als auch für sich selbst, daß ihm die Sünde, dergleichen Ausschweifungen begünstigt zu haben, möchte vergeben werden. Zugleich gelobte er Gott, niemals in seinem Leben dergleichen Trinkgesellschaften wieder beiwohnen zu wollen. Sein Freund ward indessen wieder hergestellt, und Hale hielt sein Gelübde treu und gewissenhaft.

3. Johann Wilmot, Graf von Rochester, war in seinem achtzehnten Jahre ein liebenswürdiger Jüngling. Er war wohlgestaltet, genoß einer blühenden Gesundheit, und sein ganzes Betragen war bescheiden und einnehmend. Um seinem Vaterlande nützlich zu werden, diente er als Freiwilliger zur See, und zeichnete sich in dem Kriege seines Königs, Karls II., gegen die Holländer (1672) durch seine Klugheit und Tapferkeit gleich sehr aus. Leider aber gerieth er in die Gesellschaft schlechter junger Leute, die in der Völlerei und in schändlichen Ausschweifnngen ihr Vergnügen fanden, und er ergab sich, gleich ihnen, der Schwelgerei und andern Lastern so sehr, daß er fünf Jahre hindurch fast niemals zu sich selbst kam. Dadurch schwächte er seine Gesundheit und stürzte sich frühzeitig in's Grab. Denn nach einer heftigen Krankheit endete er schon im zwei und dreißigsten Jahre seines Alters ein Leben, dessen er recht froh hätte genießen, und in dem er noch sehr nützlich hätte werden können.

4. Benjamin Franklin, einer der größten Gelehrten und Staatsmänner seiner Zeit (starb 1790), verließ schon als Jüngling das väterliche Haus in Boston, um sich zu Philadelphia, unter dem Schutze und der Begünstigung des dasigen Statthalters, der Buchdruckerkunst zu widmen. Auf seiner Reise dahin befanden sich auf dem Schiffe zwei junge Frauenzimmer, die sein höfliches Betragen mit großem Wohlgefallen aufzunehmen schienen, ihm sehr weit entgegen kamen, und ihn baten, sie in Neuyork zu besuchen. Er würde auch gewiß ihrer Einladung gefolgt seyn, wenn nicht eine alte verständige Quäkerin ihn bei Seite gerufen und ermahnt hätte, diese Gesellschaft zu meiden. »Du hast,« sagte sie, »keine Verwandte, die Dich warnen, und kennst die Welt noch nicht. Ich sehe aus den Handlungen dieser Mädchen, daß sie ein schlechtes Leben führen, und Dich gewiß in einen schlimmen Handel verwickeln werden, ich rathe Dir also, Dich ja nicht mit ihnen einzulassen.« Anfangs schien ihm das Urtheil der Frau zu hart, aber es fand sich, daß sie Recht hatte. Denn kaum war man in Neuyork gelandet, und die Mädchen schon aus dem Schiffe entfernt, als der Kapitain in seiner Kajüte einen silbernen Löffel und andere Sachen von Werth vermißte. Er hielt Haussuchung bei den Mädchen, fand das Gestohlene und ließ Beide bestrafen.

5. Der nachherige, rühmlichst bekannt gewordene Abt Steinmetz zu Kloster-Bergen bei Magdeburg (starb 1762) hatte in seinem elterlichen Hause eine christliche Erziehung genossen, und kam, nach dem Tode seines Vaters, als ein Knabe auf das Gymnasium zu Brieg. In den ersten Jahren seines dortigen Aufenthalts gewann er sich, durch sein sittlich gutes Betragen und durch seine glücklichen Talente im Lernen, den Beifall und die Liebe seiner Lehrer. Allein die Macht des Beispiels von ungesitteten Mitschülern hatte bald einen so nachtheiligen Einfluß auf den Jüngling, daß er auf Abwege gerieth, und Jeder, der es gut mit ihm meinte, die innigsten Besorgnisse um ihn hegte. In diesem unglücklichen Zeitpunkte — es war im sechszehnten Jahre seines Alters — wurde einer seiner Mitschüler sein Retter. Dieser beobachtete die Aus-

schweifungen des so fähigen Jünglings, und redete ihn also an: »Im Innersten schmerzt es mich, Sie an dem Rande eines so tiefen sittlichen Verderbens zu erblicken. Wie können Sie Ihrem eigenen Glücke so muthwillig zuwider handeln! Hätte ich das Talent von Gott erhalten, das Sie besitzen, so würde ich recht fleißig studieren und meine Zeit recht weise auskaufen; aus Ihnen könnte einmal ein recht brauchbares Werkzeug in der Kirche Gottes werden.« — Diese treuherzige Anrede fand bei dem, noch nicht ganz verdorbenen, Jünglinge Eingang. »Hast Du — dachte er — ein Talent von Gott, so mußt Du es besser anwenden, als bisher.« Und dieser Gedanke wurde in ihm so lebhaft, und die Rührung durch das wiederholte herzliche Zureden seines jugendlichen Freundes so stark, daß er es sich nun fest vornahm, seinen Lebenswandel zu ändern, die bösen Gesellschaften zu meiden, und aus allen Kräften seinen Studien obzuliegen. Diesem Vorsatze blieb er auch getreu, und erwarb sich durch seine Fortschritte in Wissenschaften und Sprachen auf's neue die Werthschätzung seiner Lehrer, die sich seine so schnelle und glückliche Veränderung kaum erklären konnten.

Gürte dich früh mit der Kraft und der männlichen Würde des Alters,
Daß du den schmeichelnden Kampf jeder Verführung bestehst;
Spät dann schmücke der Sieg mit dem Maikranz ewiger Jugend
Noch dein fröhliches Haupt, wenn es zur Urne sich neigt! —

Vereint mit Deinen guten Kindern,
Will ich der Bösen Umgang flieh'n;
Verführern und vermeß'nen Sündern
Mich, wo ich kann und darf, entzieh'n:
Ihr Beispiel bringt Gefahr und Schmerz,
Und ist ein Gift für unser Herz.

Widerstehe der Versuchung.

Spr. Sal. 4, 23. Behüte Dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus gehet das Leben.

1. Cor. 10, 12. Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehen, daß er nicht falle.

Jac. 1, 14. Ein Jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird.

1. Petr. 5, 8. Seyd nüchtern und wachet.

Matth. 26, 41. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet, der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

2. Timoth. 2, 5. So Jemand auch kämpfe, so wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.

1. Aristagoras, Fürst von Milet, hatte die Jonier zu einer Empörung gegen den König von Persien verleitet, und durchreis'te die vornehmsten Städte Griechenlands, um diese zu bewegen, der Empörung beizutreten. So kam er auch nach Lacedämon, und erbat sich das Gehör des Königs Kleomenes. Dieser aber weigerte sich, in das Bündniß zu treten, und befahl dem Bevollmächtigten der Jonier, noch vor Sonnenuntergang Sparta zu verlassen. Aristagoras ließ sich durch diese Weisung nicht abschrecken. Er folgte dem Könige nach seiner Wohnung, und schlug einen andern Weg ein, diesen für seine Sache zu gewinnen. Er bot ihm Geschenke, und zwar anfänglich zehn Talente an; und da Kleomenes bei seiner Weigerung blieb, stieg er allmälig bis auf funfzig Talente. Des Königs Tochter, Gorgo, ein Kind von ungefähr neun Jahren, auf welche Aristagoras nicht gemerkt hatte, rief jetzt, als sie alle diese Anerbietungen hörte, plötzlich aus: »Fliehe mein Vater, fliehe! sonst könnte der Fremdling Dich doch noch bestechen.« Kleomenes folgte dem Rathe seines Kindes; er stand lächelnd auf und entfernte sich; Aristagoras aber mußte unverrichteter Sache wieder abreisen.

2. Der nachmalige Kardinal und Erzbischof von Mailand, Carl Borromäus (starb 1584), war einer der trefflichsten Menschen. Von seiner zartesten Kindheit an blieb er der Tugend und Frömmigkeit treu ergeben. Um die Rechte zu studieren, wurde er schon in seinem sechszehnten Jahre auf die Universität nach Pavia geschickt, wo man sich damals den grenzenlosesten Ausschweifungen überließ. Es hielten sich dort Studenten aus allen Ländern auf, und die Verführung drang bis in die Hörsäle. Man legte den Jünglingen von allen Seiten, an allen Orten, zu allen Stunden die gefährlichsten Schlingen, und es gehörte eine ungemeine Vorsicht und Geisteskraft dazu, um denselben zu entgehen. Borromäus

erkannte die Gefahr für sich; aber er rüstete sich dagegen, und war so glücklich, Leib und Seele rein zu bewahren. Wenn Andere in Vergnügungen und Lustbarkeiten ihre Zeit verschwendeten, arbeitete und betete er. Er lieh keiner faden Tändelei sein Ohr, und bei unanständigen und zweideutigen Reden war er sichtlich bewegt. Sein ganzer Körper zitterte bei einer Gefahr, seine Schuldlosigkeit einzubüßen. Er kannte die Schwäche der menschlichen Natur zu gut, als daß er ihr hätte Trotz bieten sollen; sein Sieg bestand darin, die drohende Gefahr zu fliehen.

3. Franz Xaver Bronner, der Sohn eines Landmannes zu Höchstädt, im Fürstenthum Pfalz-Neuburg (geboren 1758), war zum geistlichen Stande bestimmt. Er besuchte an verschiedenen Orten die niedern Schulen, und kam dann auf das Seminarium zu Neuburg, wo der Herzog von Zweibrücken, Carl August, residirte. Gewöhnlich alle vierzehn Tage zogen die Seminaristen einmal nach Hofe, um dort Musikstücke aufzuführen. Oefters würdigte uns — erzählt Bronner in seiner Lebensbeschreibung — die Herzogin, eine Arie oder ein Duett mit ihr zu singen. Wir hatten sie alle wegen ihrer ausgezeichneten Leutseligkeit, Sanftmuth und edlen Gestalt sehr lieb. Sobald wir Sänger Muße fanden, vom Haufen wegzuschleichen, tändelten wir entweder mit des Prinzen Hunden, zahmen Damhirschen, Rehen, Füchsen, Uhu's u. s. w., oder liefen in den Zimmern umher. Selbst in die Zimmer der Herzogin drangen wir, und durchblätterten ihre Bücher. Einst fand ich ganz allein einen großen Saal geöffnet, in dem alte merkwürdige Waffen, Schilde, Panzer und andere Sonderbarkeiten aufbewahrt wurden. Niemand war zugegen. Mitten darin stand ein Tisch mit allerlei kleinern kostbaren Dingen; unter andern ein längliches Schächtelchen mit niedlich gearbeiteten silbernen Gewehren, die ganz die Form großer Flinten hatten, aber nicht länger waren, als etwa fünf Zoll. Eins dieser Gewehrchen gefiel mir vorzüglich; ich nahm es heraus, spannte den Hahn und drückte es ab. Die Begierde, es zu haben, stieg zu einem so hohen Grade, daß ich wirklich versuchte, ob es auch leicht in die Tasche gesteckt

werden könnte. Geschwind zog ich es aber wieder hervor, bebte vor dem Gedanken, ein Dieb zu werden, legte es in das Schächtelchen und ging davon. Aber plötzlich öffnete sich eine Wandtapete, ein Hofherr trat hervor und rief: »Es ist Dein Glück, Junge, daß Du nichts entwendet hast, sonst hätte ich Dich mit der Hundspeitsche geißeln und dann noch in's Zuchthaus stecken lassen!« — Ich lief ängstlich zur Gesellschaft zurück, und dankte Gott, daß ich der Versuchung glücklich entronnen war. —

4. Ein Jüngling von rechtschaffenen Eltern, wohl erzogen, kam in der Fremde in ein Haus, worin sich eine unsittliche Weibsperson aufhielt. Diese gab sich alle Mühe, den braven, unschuldigen Jüngling zum Bösen zu verleiten; allein er wußte ihren Nachstellungen immer glücklich zu entgehen. Einmal, da er ihr nicht gut auszuweichen vermochte, sagte er: »Ich will Dir folgen, Du mußt mich aber an einen Ort führen, wo wir sicher sind und uns Niemand sieht.« Sie führte ihn an einen dunkeln Ort; aber er erklärte, daß dieser Ort noch nicht sicher genug sey. Hierauf suchte sie einen andern Ort, und auch diesen wollte er noch nicht gelten lassen. Da sie ihn nun immer weiter in's Dunkel und in die Einsamkeit führte, sagte er endlich: »Ich kann Dir nicht weiter folgen, es sey denn, daß Du mich an einen Ort führtest, wo Gott nicht ist und uns nicht sieht, da erst sind wir sicher!« — Bei diesen Worten stutzte das Mädchen, verließ den Jüngling, und wagte es nie wieder, ihn zu einer Sünde zu überreden.

Ernstlich beten, redlich wachen,
Die Versuchung weislich flieh'n,
Sich die Pflicht zur Freude machen,
Und mit Sorgfalt sich bemüh'n,
Selbst beim Spott und Hohn der Welt,
Das zu thun, was Gott gefällt:
Dies stets wollen und vollbringen,
Heißt — nach Gottes Himmel ringen. —

Der Mensch ist frei und keine Leidenschaft
Und keine Macht kann seinen Willen binden;
Die Gottheit gab ihm eine hohe Kraft,
Die Kraft, in jedem Kampf zu überwinden.

Lies keine verführerische Bücher.

1. Joh. 4, 1. Glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind.

Col. 2, 8. Sehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung, nach der Menschen Lehre.

Weish. Sal. 4, 12. Die bösen Exempel verderben einem das Gute, und die reizende Lust verkehret unschuldige Herzen.

Röm. 16, 19. Ich will aber, daß ihr weise seyd auf's Gute, aber einfältig auf's Böse.

1. Die Lacedämonier, welche wohl einsahen, wie sehr schlechte Schriften zum Schaden derer, die sie lesen, gereichen können, ließen die Schriften des Archilochus, welcher um das Jahr 660 v. Chr. Geb. lebte, aus Sparta wegschaffen, weil sie glaubten, daß das Lesen derselben nicht ohne Verletzung der Schamhaftigkeit und Menschenliebe geschehen könne. Sie wollten nicht, daß ihrer Kinder Herzen dadurch verdorben werden sollten, und sie hielten es für wichtiger, die Sitten rein zu erhalten, als auf Unkosten dieser ihren Witz zu üben. Daher bestraften sie diesen großen Dichter, weil er eine Familie, die ihm verhaßt war, durch schmutzige Spottreden sehr gekränkt hatte, damit, daß sie seine Gedichte aus ihrem Staate entfernen ließen.

2. Philopömen, der in seinen Jünglingsjahren seinen Körper abhärtete, und zur Ertragung von mancherlei Ungemächlichkeiten sich geschickt machte, war auch ein Freund vom Lesen. Allein es war ihm nicht einerlei, was er las, sondern er traf dabei eine weise Wahl. Nur solche Bücher liebte er, welche das Herz bessern oder zur Tapferkeit anfeuern, oder ihn in der Kriegskunst unterrichten konnten; hingegen achtete er die Schriften nicht, welche blos zum Vergnügen dienen.

3. Grentemesnil, ein eben so gelehrter als tapferer französischer Edelmann, wurde zu Sedan von einem Andern seines Standes zur Romanenlectüre verleitet, und er fand sich bei Lesung dieser Schriften so hingerissen, daß von der Zeit an fast seine ganze Beschäftigung darin bestand. Ein volles Jahr verstrich, ehe er den Unwerth und Nachtheil seiner Lectüre erkannte; endlich aber war er so glücklich, wieder zu

ſich ſelbſt zu kommen, und nun erſtaunte er über ſeine Thorheit, die er ſo ſehr zu bereuen Urſach hatte. Es ſchmerzte ihn nur, daß er ſein Gedächtniß mit ſolchen unnützen und eiteln Dingen angefüllt, dagegen die wahre Geſchichte gering geachtet, daß er, ſtatt zuverläſſig geſchehener ruhmvoller Thaten von tugendhaften und großen Männern, Blendwerke der Einbildungskraft mit ſo vielem Zeitverluſte bewundert habe. Und von der Zeit an mochte er ſolche Schriften weder ſehen noch leſen.

4. Johann Racine, berühmter franzöſiſcher Dichter (ſtarb 1699), erwarb ſich durch ſeine Aufmerkſamkeit beim Unterricht und durch ſeinen eigenen Fleiß die Liebe ſeines Lehrers Lancelot. Dieſer nahm ſich des jungen Menſchen vorzüglich an, und achtete ſorgfältig darauf, daß er, bei ſeiner Neigung zum Leſen, nicht auf ſolche Bücher verfallen möchte, die, wenn ſie auch gerade nicht ſchädlich wären, doch ſeinen Geſchmack an dem, was blos Vergnügen macht, zu ſehr befördern könnten. Allein Racine folgte hierin ſeinem Lehrer nicht immer. Einſt fand er Gelegenheit, den griechiſchen Roman Theagenes und Chariklea zu bekommen, der zwar nichts Unanſtändiges enthält, von welchem jedoch Lancelot mit Recht urtheilte, daß Racine beſſer thäte, wenn er ſolche Schriften des Alterthums läſe, aus welchen er nicht nur die Sprache, ſondern auch die wirkliche Geſchichte der Vorzeit und die großen Männer, die in derſelben gelebt haben, kennen lernte. Er nahm ihm alſo das Buch weg, als er ihn darin leſen ſah, und warf es in's Feuer, nachdem er ihm begreiflich zu machen geſucht hatte, warum er es nicht leſen ſollte. Allein das war in den Wind geredet. Acht Tage darauf hatte Racine wieder ein anderes Exemplar von eben dieſer Schrift, dem es denn, wie billig, eben ſo ging, als dem erſten. Er kaufte es ſich zum dritten Male und lernte es auswendig; darauf gab er es ſeinem Lehrer, um es auch zu verbrennen.

5. Der berühmte franzöſiſche Gelehrte Jakob Joſeph Duguet (ſtarb 1733) gab ſchon in ſeiner frühen Jugend ſo viel Schärfe des Verſtandes und der Beurtheilungskraft und einen ſo lebhaften Eifer im Lernen zu erkennen, daß man ſich

von seinem reiferen Alter viel Außerordentliches versprach. Seine Mutter, eine sehr einsichtsvolle und rechtschaffene Frau, war weder gegen die seltenen Fähigkeiten ihres Sohnes, noch gegen die Lobsprüche, welche er deswegen erhielt, unempfindlich. Allein weil sie wünschte, daß ihr Sohn einst brauchbar und gut werden möchte, so ging ihre vornehmste Sorge dahin, die üble Anwendung seiner Naturgaben bei ihm zu verhüten. Denn da er noch in die niedere Schule ging, so war der Hang zum Romanlesen bei ihm ungemein stark, und die Gefahr nicht gering, daß er durch diese Lectüre Geschmack und Sitten verderben möchte. Einst fiel ihm von ungefähr ein Roman in die Hände, der damals in Frankreich sehr beliebt war. Auch ihm gefiel er ungemein. Er setzte sich vor, ob er gleich erst zwölf Jahr alt war, eine Geschichte in eben dem Geschmacke zu schreiben, und den Stoff dazu von einigen Familienvorfällen seiner Vaterstadt herzunehmen. Er führte sein Vorhaben in kurzer Zeit auf eine Art aus, die über sein Alter zu seyn schien. Voller Freude erzählte er es seiner Mutter. Diese verständige Frau hörte ihm ruhig zu, als er ihr einen Theil seines Romans vorlas. Allein statt über die Geschicklichkeit ihres Sohnes Freude zu äußern, sagte sie vielmehr in einem ernsthaften Tone: »Du würdest sehr unglücklich seyn, mein Sohn, wenn Du die Talente, die Gott Dir gegeben hat, nicht besser anwenden, und Deine Jugendzeit, in der Du noch so viel Nützliches zu lernen hast, mit Romanlesen und schreiben hinbringen wolltest.« Duguet hörte diese Ermahnung ohne Murren an, und war auch geneigt, dem vernünftigen Rathe seiner Mutter zu folgen. Er warf seine Schrift sogleich in's Feuer, beschloß, nie wieder einen Roman zu lesen, und legte sich dagegen mit allem Fleiß und Eifer auf die ernsthaften Wissenschaften, worin er nun in kurzer Zeit solche Fortschritte machte, daß er schon als Jüngling von zwanzig Jahren viele Männer in den nützlichsten Kenntnissen übertraf.

6. Der Lieutenant G... von dem herzoglich Braunschweigschen Leibregimente, dem der Prinz Leopold damals als Oberster vorstand (starb 1787), war aus Mangel eines hinreichenden Religionsunterrichts in der Jugend, und durch

Lesung vieler Schriften von Voltaire und anderer Freigeister ein Religionsverächter geworden. Er fiel in eine tödtliche Krankheit, in welcher er große Furcht vor dem Tode zeigte, und sich durch seine freigeisterischen Meinungen durchaus nicht beruhigen konnte. Der Prinz Leopold erfuhr den Zustand des, an Körper und Seele leidenden, jungen Mannes, trug es dem Garnisonprediger K... auf, denselben als Freund zu besuchen, und ließ den Kranken bitten, ihn als einen solchen zum Besuch anzunehmen, da er von dem Besuche eines Geistlichen nichts wissen wollte. Gerührt von der Fürsorge des gütigen Fürsten, nahm er ihn an, und entdeckte ihm seine Zweifel wider die Religion, die er nun auch mit fester Ueberzeugung bekannte, sich hierauf in seinem Innern ruhig fühlte, und sein Ende mit christlicher Geduld und völliger Ergebung in den Willen Gottes erwartete.

7. Der gelehrte französische Philosoph Johann Jakob Rousseau (starb 1778) hatte, wie er selbst sagt, in seinem zwölften Jahre alle Romane durchgelesen. Daher kamen, nach seiner eigenen Aeußerung, die vielen fremden Vorstellungen, die sich mit dem wirklichen Leben nicht vertrugen; daher seine entzündete Einbildungskraft, vermöge welcher er sich Abenteuer schuf, und gegen Ungeheuer kämpfte, die außer ihm nicht wirklich da waren. Daher kam es, daß er, als er verfolgt ward, noch größere Verfolgungen träumte; daß er den Umgang mit Menschen floh, und nur dann vergnügt war, wenn er den Tag einsam in Wäldern und Gärten zugebracht hatte, und am Abend mit seinem Hunde und mit seiner Katze allein essen konnte; daher rührte es, daß er, obgleich sein Herz der Freundschaft nicht verschlossen war, doch durch Argwohn seine vertrautesten Verbindungen auflös'te; daß er nicht das menschliche Geschlecht, aber jeden einzelnen Menschen haßte; daß er alle gesellschaftlichen Verbindungen, weil Eigennutz und Ehrgeiz sich einmischen, für verwerflich erklärte; daß er kein öffentliches Amt suchte, und alle Abhängigkeit von Andern als ganz unverträglich ansah. Gewiß hat das frühe Lesen von Romanen dazu beigetragen, diesen, in so manchem Betracht großen Mann, bei seinem melancholischen Temperamente, unglücklich

zu machen, und sehr wahrscheinlich hat eben diese Lectüre ihn so manche Vergehungen als unbedeutend betrachten gelehrt, in welche er, nach seinem eignen Geständnisse, verfallen ist.

8. Der Schlesier Quirinus Kuhlmann (im 17ten Jahrhundert) gehörte zu jenen Religionsschwärmern, die durch eine verdorbene und erhitzte Einbildungskraft sich selbst überreden, im geheimen Umgange mit höhern Geistern, mit Jesus und mit Gott selbst zu stehen, und sich daher rühmen, Dinge zu wissen, die kein Mensch wissen kann. Er war durch das viele Lesen schwärmerischer Schriften in diese unglückliche Verirrung gerathen, in welcher er schon als ein Knabe von dreizehn Jahren, als er noch das Gymnasium zu Breslau besuchte, ein Buch herausgab, das er »den himmlischen Liebeskuß« nannte, und das aus geistlichen Sonetten bestand. Nachher nahm er die, von einem Amsterdamer Schwärmer, Johann Roth, ersonnene Grille an, daß im Jahre 1674 Jesus sichtbar auf Erden herrschen würde, suchte sie selbst unter den Türken und Russen auszubreiten, und reis'te deswegen nach Constantinopel und Moskau, wurde aber am letztern Orte 1690 verbrannt.

Um deines Herzens Muth, des Geistes Recht zu stärken,
Ersammle Weisheit dir aus weiser Männer Werken;
Die Hinterlassenschaft, der Schatz der Geisterwelt,
Die vor dir lebt', ist da, als Erbtheil ausgestellt.

Jedoch mit Vorsicht nimm, und lies und prüf' und wähle,
Daß, statt der Wahrheit, nicht sich Irrthum zu dir stehle;
Denn auch der Thorheit, auch den Lastern dient die Schrift,
Und beut, statt Honig, dir des Todes süßes Gift.

Sey vorsichtig und behutsam im Reden und Handeln.

Ephes. 5, 15. Sehet zu, wie ihr vorsichtig wandelt, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen.

Spr. Sal. 14, 18. Es ist der Weisen Krone, vorsichtiglich handeln.

Matth. 10, 16. Seyd vorsichtig wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben.

Spr. Sal. 3, 5. 6. Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand; sondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen: so wird er dich recht führen.

1. Der römische Kaiser Augustus (starb im J. 14 n. Chr. Geb.) schärfte sich selbst und Andern bei jeder Gelegenheit den Grundsatz ein: daß es der Klugheit angemessen sey, langsam und mit Ueberlegung zu Werke zu gehen. Er richtete auch, diesem Grundsatz gemäß, seine mehrsten Unternehmungen ein, und handelte, so oft er das that, nicht nur so, wie es, um seine Absichten zu erreichen, nothwendig war, sondern trat auch dann, indem er solchergestalt einer ihm obliegenden Pflicht ein Genüge leistete, keiner höhern zu nahe.

2. Der griechische Weise Sokrates hatte eine sehr löbliche Gewohnheit, die wohl verdiente, nachgeahmt zu werden. Wenn er nämlich durch einen Wettlauf oder andere, bei den Griechen gewöhnliche, Leibesübungen sich erhitzt hatte, so trank er nicht gleich, wenn er an einen Brunnen kam, sondern füllte erst ganz langsam einen Eimer mit Wasser und goß ihn wieder aus. Dies that der Philosoph nicht bloß deswegen, weil es gefährlich ist, in der Hitze zu trinken, sondern vielmehr, um sich überhaupt anzugewöhnen, keine Begierde eher zu befriedigen, als bis man sich Zeit genommen hat, die Sache in reifliche Ueberlegung zu ziehen.

3. Der durch die vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens berühmte Papst Clemens XIV. (starb 1774) hatte sich in allen Vorfällen seines Lebens die größte Vorsichtigkeit eigen zu machen gesucht. Wenn man ihm anlag, in irgend einer Sache zu eilen, so pflegte er zu sagen: »Die Stunde ist noch nicht gekommen.« — Als einst der Kardinal Stoppani ihn in einer gewissen Angelegenheit um baldige Mittheilung seiner Gedanken gebeten hatte, schrieb er demselben: »Ich traue meiner Lebhaftigkeit nicht, deswegen werde ich, hinsichtlich dessen, was Euer Eminenz an mich haben ergehen lassen, nicht eher, als am Ende der Woche, antworten. Unsere Einbildungskraft ist oft unsere größte Feindin, und ich bemühe mich, die meinige vorher zu ermüden, ehe ich handle. Geschäfte haben, wie Früchte, den Zeitpunkt ihrer Reife, und

wir wollen uns nicht einfallen lassen, sie vollenden zu wollen, wenn sie erst halb reif sind.«

4. Franciscus Xaverius sagt: »Gegen Leute, mit welchen Du einen geistlichen oder bürgerlichen, einen häuslichen oder öffentlichen Umgang hast, sie mögen gegen Dich eine mittelmäßige oder sehr große Vertraulichkeit äußern, benimm Dich allezeit so, als hättest Du zu fürchten, daß sie aus Freunden einst Deine Feinde werden könnten. Und so wirst Du nie etwas thun oder reden, wodurch Du Dir, wenn sie wirklich gegen Dich aufgebracht werden sollten, eine Beschämung oder irgend einen Nachtheil zuziehen könntest.«

5. Der Bürgermeister Heidegger in Zürich (starb 1778) war von Jugend auf gewohnt, sich Alles richtig vorzustellen, sich seine Begriffe von jeder Sache so deutlich als möglich zu machen, feste Grundsätze darauf zu bauen, und aus diesen die Mittel zu bestimmen, seinen Endzweck zu erreichen. Die ruhige Ueberlegung, an die er sich gewöhnt, machte ihn auch im Handeln behutsam, vorsichtig und sehr verschwiegen. Er setzte sich nie der Gefahr aus, durch die Schwatzhaftigkeit Anderer die gute Sache zu verrathen. Er sagte oft: »Man muß nichts als Wahrheit reden, aber niemals alle Wahrheit!« Und diese Regel beobachtete er auch in dem Umgange mit seinen vertrautesten Freunden. —

6. Eine vornehme Dame besuchte mit einer Gesellschaft die kaiserliche Schatzkammer in Wien. Unter andern Seltenheiten wurde ihr auch ein sehr kostbares Gefäß von Porzellan gezeigt. Sie nahm es leichtsinnig in die Hand, ohne daran zu denken, daß man an solchen Orten zwar Alles besehen, aber nicht anrühren dürfe. Plötzlich entfiel ihr das Gefäß und — zerbrach in Scherben. Sie erbot sich, den ganzen Werth zu ersetzen, indessen wollte sich der Schatzmeister darauf nicht einlassen, und erklärte, er müsse schlechterdings den Unfall an den Kaiser berichten. Dies geschah. Der Kaiser befahl darauf, daß der Dame kein Schadenersatz abgenommen, wohl aber das zerbrochene Gefäß ihr zugestellt werden solle, um sie durch die Scherben desselben an die Pflicht zu erinnern, künftig vorsichtiger zu seyn.

Denk' Alles, was du thuſt, noch zehnmal ernſthaft über;
Eh' du dich übereilſt, ſteh' ſtill und — zweifle lieber.

Wer Alles mit Vernunft betrachtet, wie
Es an ſich ſelbſt, und nicht für ihn nur, ſey,
Empfängt das Glück und hält das Unglück fern.

Mäßige deine ſinnlichen Begierden und Neigungen.

1. Petri 2, 11. Enthaltet euch von fleiſchlichen Lüſten, welche wider die Seele ſtreiten.

Galat. 5, 16. Wandelt im Geiſte, ſo werdet ihr die Lüſte des Fleiſches nicht vollbringen.

2. Tim. 2, 22. Fliehe die Lüſte der Jugend; jage aber nach der Gerechtigkeit, dem Glauben, der Liebe und dem Frieden.

Galat. 5, 24. Welche Chriſto angehören, die kreuzigen ihr Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden.

1. Ein durch die Heiligkeit ſeines Lebens berühmter Derwiſch (Mönch) ging in die Bude eines Zuckerbäckers. Der Herr derſelben ſetzte ihm ein Gefäß voll Honig vor. Kaum hatte er es geöffnet, als eine unzählige Menge Fliegen ſich auf daſſelbe ſetzten. Der Zuckerbäcker ſuchte ſie zu verjagen; die Fliegen, welche ſich am Rande des Gefäßes aufhielten, retteten ſich mit leichter Mühe, allein diejenigen, die ſich in die Mitte gewagt hatten, wurden von dem Honig zurückgehalten und an ihrer Flucht verhindert. Der Derwiſch ſah dieſem Schauſpiele mit einem aufmerkſamen Auge zu und — ſeufzte. Der Zuckerbäcker, dem dieſer Seufzer ſonderbar vorkam, fragte nach der Urſache deſſelben. »Dies Gefäß,« antwortete der Derwiſch, »ſtellt die Welt vor, und dieſe Fliegen ſind ihre Einwohner. Die, welche ſich am Rande des Gefäßes aufhalten, ſind den Weiſen ähnlich, welche ihren Begierden Grenzen ſetzen, nicht wie Sinnloſe den Vergnügungen zueilen, und zufrieden ſind, wenn ſie dieſelben berührt haben. Die Fliegen, die ſich in die Mitte des Gefäßes hineingewagt, gleichen denen, die ihren unordentlichen Neigungen den Zügel laſſen, und ſich allen Arten von Wollüſten aufopfern.«

2. Als die auf der Küste von Kleinasien wohnenden Griechen, welche dem persischen Reiche unterworfen waren, nach dortiger Landessitte den Monarchen Persiens den großen König nannten, sagte der spartanische König Agesilaus: »Ist er größer als ich, wenn er nicht gerechter ist und seine Leidenschaften und Begierden mehr zu beherrschen weiß?«

3. Der Graf Tilly, Oberbefehlshaber der österreichischen Armee unter dem Kaiser Matthias, hatte auch die tapfersten Krieger im dreißigjährigen Kriege besiegt. Aber eben so, wie er hier Sieger war, so war er auch Sieger über alle Reize der Sinnlichkeit. Und so wie er am Ziele seiner Laufbahn sagte: »Ich habe nie eine Schlacht verloren,« so sagte er auch: »Ich habe nie ein Weib berührt und habe mich nie betrunken.«

4. Der deutsche Kaiser Heinrich I. (starb 936) machte glückliche Verbesserungen für Deutschland; er hielt zuerst eine ordentliche und beständige Armee, besiegte die Feinde des Staats, die Slaven und Hunnen, baute, befestigte und bevölkerte Städte, und milderte zum Theil die Wildheit der deutschen Sitten durch weise Gesetze und durch sein eigenes Beispiel. Er liebte sonst den Wein, und überließ sich oft den Ausschweifungen des Zorns. Aber er erkannte seine Fehler, war über sich selbst wachsam, mäßigte seine Neigung zum Trunke und bezähmte sein von Natur zur Aufwallung geneigtes Temperament.

5. Der französische General Desaix (starb 1800) hatte sich an die größte Entbehrung gewöhnt, und erlaubte sich keine sinnlichen Genüsse und Vortheile, um seinen Soldaten mit einem guten Beispiele voranzugehen. In der schlimmsten Zeit, als ein schrecklicher Krieg Frankreich drückte, war Kommißbrot und Wasser seine einzige Nahrung. Einige Kriegscommissaire versuchten einmal, sich seine Gunst dadurch zu erwerben, daß sie ihm feine Weine und besseres Brot, als dasjenige schickten, was seine Truppen bekamen. Desaix nahm das Geschenk mit kalter Höflichkeit an, und ließ es sogleich unter die Kranken in den Hospitälern vertheilen. Durch der-

gleichen Züge hatte er sich die höchste Liebe und Achtung erworben — Einst hatte ein deutscher Reichsfürst bei seiner Annäherung die Flucht ergriffen, und der Silberkasten mit den Baarschaften, den dieser zurückgelassen, ward in Desaix's Zelt gebracht. Dieser befahl sogleich, daß man ihn zum Zahlmeister bringen sollte. Die Soldaten hatten Mühe, ihn zu heben. Desaix warf ihnen ihre Langsamkeit vor; sie antworteten ihm: »Der Kasten ist so schwer, Herr General, weil er aus Ihren Händen kommt.« — Als er mit seinen Truppen ganz unerwartet in eine Gegend von Süddeutschland einrückte, glaubten die Bauern, die für ihr Leben zitterten, mit ihren Familien ihre Hütten verlassen zu müssen. Sobald man aber erfuhr, daß es der General Desaix sey, ließ man alle Furcht fahren und sagte: »Nun können wir bleiben, Desaix wird unsere Hütten beschützen.«

Wer den Sinnen wird gefangen,
Der gefället sich in ihnen;
Aus Gefallen wird Begierde,
Aus Begierde Angst und Thorheit.

Zähme durch Ordnung und Maaß die gern dich beherrschenden Triebe;
Dich und die ewige Welt leitet ein hohes Gesetz:
Und dann blicke voll Hoffnung in deine selige Zukunft,
Freien Gehorsam belohnt gütig die weise Natur.

Beherrsche dich selbst.

Röm. 7, 18. Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes; Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht.

Joh. 3, 6. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren wird, das ist Geist.

Röm. 8, 7. Fleischlich gesinnet seyn ist eine Feindschaft wider Gott.

Spr. Sal. 16, 32. Wer seines Muthes Herr ist, ist besser, denn der Städte erobert.

1 Cor. 16, 13. Wachet, stehet im Glauben, seyd männlich und seyd stark.

1. Der berühmte Weltweise Sokrates (um 400 vor Chr. Geb.) suchte stets Herr über sich selbst zu bleiben, damit er in der Hitze der Leidenschaften nicht die Rechte seiner Ne-

benmenschen kränken möchte. Mit Sanftmuth und Nachsicht begegnete er immer seiner jähzornigen Frau, mit Nachsicht und Geduld ertrug er die Beleidigungen seiner Feinde. Wenn er öffentlich lehrte, übten sie bisweilen allerlei Muthwillen und Frevel an ihm aus; Einige zerrten ihn an dem Mantel, Andere lachten ihn aus. Ein unverschämter Bube stieß ihn sogar mit dem Fuße; man rieth ihm, dies nicht zu leiden, er aber antwortete: »Könnt Ihr es mir wohl zumuthen, daß ich mit einem Pferde, wenn es mich schlüge, einen Streit anfinge?« — An einem Abende lauerten ihm einige wilde Jünglinge auf; sie hatten sich fürchterlich verkleidet, und traten ihm plötzlich mit ihren Fackeln vor die Augen, um ihn dadurch zu erschrecken; er blieb ruhig stehen, kam nicht aus der Fassung, und redete sie kaltblütig an.

2. Ehe Alexander der Große, König von Macedonien, nach Asien auszog, saß er lange gedankenvoll. »Was säumst Du, o König?« fragte ihn Aristoteles; »Dein Schatz ist gefüllt, Deine Heere sind gewaffnet, Alles lacht Dir entgegen.« — »Ich dachte,« antwortete Alexander, »ob das Bischen Ruhm und ganz Asien, das ich erobern werde, wohl der Mühe werth sey, einen Schritt vors Haus hinaus zu machen?« — »Du magst wohl Recht haben,« entgegnete Aristoteles; »aber dem ist leicht geholfen. Weil Dir die Herrschaft der Welt Deiner Bemühungen nicht werth dünkt, so stecke Dir ein höheres Ziel vor: die Herrschaft über Dich selbst, und das Glück des andern Lebens.« — Alexander hörte zwar diesen weisen Rath an, aber er befolgte ihn nicht; seine Eroberungssucht und Ruhmbegierde endete erst mit seinem Tode, der in seinem zwei und dreißigsten Jahre zu Babylon erfolgte.

3. Peter der Große, Kaiser von Rußland, welcher sehr jähzornig war, wurde einst bei einem Gastmahl gegen seinen Liebling, den General Lefort, so aufgebracht, daß er den Degen gegen ihn zog, und ihn umgebracht haben würde, wenn dieser sich nicht, von den Anwesenden beschützt, schnell durch die Flucht gerettet hätte. Bald darauf wurde er Herr seines Zorns, ließ den General zu sich rufen, bat ihn um Ver-

zeihung und ſagte: »Ich wünſche meine Unterthanen zu beſſern, und kann nicht einmal meine eigenen Fehler beherrſchen!«

4. Der Fürſt Menzikoff (ſtarb 1729) kommandirte eine ruſſiſche Armee, bei welcher ſich durch ſeine Nachläſſigkeit verſchiedene ſehr große Unordnungen eingeſchlichen hatten. Ein deutſcher Offizier, der hierüber ſehr unwillig war, gab dem Kaiſer, Peter dem Großen, von Allem Nachricht, der ſeinen Günſtling dieſerhalb ſehr hart behandelte. Menzikoff brachte nach vielen Bemühungen ſeinen Ankläger heraus. »Ihr müßt,« redete er ihn, ſich ſelbſt überwindend, ganz gelaſſen an: »Ihr müßt ein achtbarer Mann ſeyn, weil Ihr Euch lieber meiner Empfindlichkeit ausſetzen, als dem Czar (Kaiſer) eine Sache habt unentdeckt laſſen wollen, die ihm ſehr angelegentlich war. Seyd mein Freund, und nehmet hier 2000 Dukaten als einen Beweis meiner Hochachtung an.«

5. Ein Feldherr, der den Feind in einer blutigen Schlacht überwunden, und das Land deſſelben zur Hälfte der Gewalt der Waffen unterworfen hatte, benachrichtigte ſeine Mutter hiervon und bemerkte zugleich, daß er die Güter ſeines Familienfeindes in ſeine Gewalt gebracht, dieſelben geplündert und zerſtört, und auf dieſe Art die beleidigte Familie gerächt habe. Da ſchrieb die Mutter an ihren Sohn zurück: »Ich freue mich nicht Deines Sieges in der Schlacht, weil Du der Ueberwundene biſt. Feinde kannſt Du ſchlagen, aber Dich ſelbſt nicht beſiegen. Sich ſelbſt überwinden, das iſt der wahre Sieg.«

6. Der deutſche Kaiſer Albrecht II. (ſtarb 1439) ſah ſich genöthigt, gegen die aufrühreriſchen Böhmen, die ſich mit gewaffneter Hand gegen ihn aufgelehnt hatten, ins Feld zu ziehen. Er war ſo glücklich, ſie zu beſiegen und zum Gehorſam zurückzuführen. »Wir haben ein großes Werk vollendet,« ſprach er darauf zu ſeinen Soldaten, »ein noch größeres aber bleibt uns zu thun übrig, nämlich: uns ſelbſt zu beſiegen, und weder Geiz noch Rachgier, noch ſonſt eine entehrende Leidenſchaft über uns herrſchen zu laſſen.«

Gehorche der Pflicht,
Beherrsche dich selbst
Durch Unterwerfung unter ihr Gebot.
Der schönste Edelstein
In deiner Freiheitskrone,
Sey dieser Gehorsam!

Der lebt beglückt, der sich in Alles weiß zu finden,
Der Herr von seinem Herzen bleibt
Und herzhaft sich kann überwinden!

Befleißige dich der Gewissenhaftigkeit.

1 Petr. 3, 16. Habt ein gutes Gewissen.

Apostgesch. 24, 16. Ich übe mich zu haben ein unverletztes Gewissen allenthalben, beides vor Gott und den Menschen.

2 Cor. 1, 12. Unser Ruhm ist der, nämlich das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit auf der Welt gewandelt haben.

Hiob 27, 6. Von meiner Gerechtigkeit, die ich habe, will ich nicht lassen, mein Gewissen beißt mich nicht meines ganzen Lebens halber.

1. Den Kaiser Taitson von China fragten einst seine Hofleute, als sie ihn sehr niedergeschlagen und tiefsinnig fanden, um die Ursache davon. »Glaubt Ihr,« antwortete er ihnen, »daß es so etwas Leichtes für einen Regenten sey, seine Pflichten gut zu erfüllen? Alles, was er thut, hat Folgen. Diesen Morgen fiel mir ein, daß ich eine Sache schlecht entschieden habe, und das raubt mir vor meinem Gewissen alle Freudigkeit.«

2. Zu dem Kaufmann Roos in München kam eine Frauensperson, deren Anzug schon ihre Umstände verrieth. Sie sagte ihm, daß ihre Mutter vor vielen Jahren für 1 Thaler 12 Groschen Waaren bei seinem Vater ausgenommen habe, die noch zu bezahlen wären. Der Kaufmann erstaunte über diesen unerwarteten Vorfall, schlug seine Handlungsbücher nach, und konnte den Namen der Schuldnerin nicht finden. Aber die gewissenhafte Arme blieb dabei, die Schuld sey ganz gewiß, bat ihn, das Geld anzunehmen, und eilte davon.

3. Ein ehemaliger Zögling des strasburgischen Waisenhauses, der zu einem Handwerksmann in die Lehre kam,

entdeckte seinem Meister eines Tages, daß er den vorigen Tag, an welchem er abwesend gewesen, einen Bogen Papier aus der Schublade genommen habe, in der Absicht, ein Morgengebet aus einem Andachtsbuche für sich abzuschreiben. Er hätte es thun wollen, daß sein Meister nichts davon wüßte, fände sich aber jetzt im Gewissen gedrungen, es ihm zu offenbaren, weil er fremdes Eigenthum entwendet habe. Dies aufrichtige Geständniß erfreute den Meister sehr; er lobte den Knaben wegen seiner Aufrichtigkeit, und ermunterte ihn, sein Gewissen immer so rein zu bewahren.

4. Im siebenjährigen Kriege, als in der Gegend zwischen Peterswalde und Pirna ein Theil der kaiserlichen Armee die Winterquartiere bezogen hatte, kam der General, Graf von K..., mit seinem Regimente in ein sächsisches Dorf zu stehen. Er gab auch da, wie gewöhnlich, den gemessensten Befehl, den Einwohnern nicht das Geringste zu entwenden. Nach geendigtem Kriege verließ er Sachsen mit der vollen Befriedigung seines Herzens, daß mit seinem Willen in diesem Lande Niemanden das geringste Leid widerfahren sey. Es ereignete sich aber, daß im Jahre 1774 einer seiner Bedienten krank wurde, und durch alle angewandte Vorsorge dem Tode nicht entrissen werden konnte. Eine begangene böse That beunruhigte diesen Menschen noch auf dem Sterbebette. Er bekannte nämlich, er habe in dem letzten Kriege in oben genanntem Dorfe seines Herrn Befehl übertreten, und den Bauer, bei welchem er in Quartier gelegen, genöthigt, ihm allerlei zu geben; Manches hätte er ihm mit Gewalt genommen. Beides, das Geständniß des Sterbenden und das Schicksal des Bauern, rührte den würdigen General. Er sagte dem Kranken, daß dieses Vergehen nicht anders als durch den Ersatz des Geraubten wieder gut zu machen sey, und um sein Gewissen zu beruhigen, wolle er ihm nicht nur verzeihen, sondern auch, da sein Vermögen nicht dazu hinreiche, selbst dem Bauer den verursachten Schaden ersetzen. Nach vielen mühsam angestellten Nachforschungen mittelte man das Dorf und den Wirth aus, erfuhr aber, daß der Letztere bereits gestorben, und seine Wittwe und Kinder sich in großer Dürftigkeit be-

fänden. Der General ließ sogleich durch einen Bekannten den verarmten Hinterlassenen den genau berechneten Verlust sehr reichlich und baar ersetzen, wodurch die Umstände derselben bedeutend wieder verbessert wurden.

5. Das Mädchen eines Bürgers in B... sollte seiner Mutter Milch holen. Unterweges war sie so unglücklich, ihren Groschen zu verlieren. Unter lautem Weinen suchte sie ihn auf der Straße. Eine mitleidige Frau sah ihr durch das Fenster zu, und schenkte ihr einen andern Groschen, mit der Warnung, in Zukunft achtsamer zu seyn. Vergnügt eilte das Mädchen fort, suchte noch ein Mal, und fand das Geld. Sogleich lief sie zu ihrer Wohlthäterin zurück, und brachte ihr den geschenkten Groschen wieder.

Halte rein dein Gewissen, so hast du die Stütze des Lebens,
Die dir niemals zerbricht; so hast du den Engel des Trostes,
Der dich niemals verläßt; so hast du die Quelle der Freuden,
Die dir nimmer versiegt! —

Wohl dem, der in sich selber findet,
Was ihm die Welt nicht geben kann,
Sein Glück auf das Bewußtseyn gründet,
Daß er nach seiner Pflicht gethan,
Der höher, als den Ruhm der Welt,
Ein freudiges Gewissen hält.

Ueber eine edle Selbstverleugnung.

Ephes. 5, 9. 10. Wandelt wie die Kinder des Lichts. Die Frucht des Geistes ist allerlei Gütigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit; und prüfet, was da sey wohlgefällig dem Herrn.

Jac. 4. 17. Wer da weiß, Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ist's Sünde.

Luc. 6, 32. So ihr liebet, die euch lieben, was Dank's habt ihr davon?

Gal. 5, 22. Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Keuschheit.

1. Ein wohlhabender Bürger aus einer Reichsstadt in Schwaben wollte mit seiner Frau nach Stuttgart reisen, um die Feierlichkeiten zu sehen, die bei dem Jubelfeste des Herzogs von Würtemberg daselbst angestellt werden sollten.

Er nahm ein beträchtliches Reisegeld mit, denn er wußte, daß dergleichen Vergnügungen ziemlich theuer sind. Als er unterweges in die kurz vorher abgebrannte Stadt Göppingen kam, und daselbst eine Menge unglücklicher Menschen sah, die das Ihrige verloren hatten, und in Mangel und Elend unter freiem Himmel oder in Hütten umher lagen, gab er sogleich sein Vorhaben auf, nach Stuttgart zu reisen, nahm alles Geld, das er zu seiner Vergnügungsreise bestimmt hatte, theilte es unter die Unglücklichen aus, und kehrte mit dem schönen Bewußtseyn, ein Werk edler Barmherzigkeit gethan zu haben, nach Hause zurück.

2. Im siebenjährigen Kriege wurden auch die Anhalt-Dessauischen Lande sehr mitgenommen, indem der König von Preußen starke Contributionen in denselben eintreiben ließ. Der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, dessen Regierungsantritt in diese Zeit fiel, sah wohl ein, daß die Bezahlung der geforderten Kriegssteuer und Brandschatzung seine armen Unterthanen völlig zu Grunde richten würde, und da ihm jetzt dies Elend so nahe zu Herzen ging, so verkaufte er sein Silberzeug, seine Juwelen und andere Kostbarkeiten, und bezahlte die Summen selbst, um seine Unterthanen zu schonen. Und als dies Alles noch nicht hinreichend war, verließ er im Jahre 1774 sein Land, und hielt sich einige Jahre als bloßer Edelmann im Auslande auf, in der edlen Absicht, seinem Volke die Abgaben zu ersparen, und sie unterdessen wieder zu Kräften kommen zu lassen, zugleich aber auch Schulden, die er gemacht hatte, abzutragen.

3. Am persischen Hofe wurde der Sohn des Statthalters einer Provinz erzogen, und zeigte schon als Knabe in allen seinen Handlungen außerordentlichen Scharfsinn und viele Ueberlegung. Er war mit dem Sohne des Königs aufgewachsen, und zwischen beiden Knaben entstand eine innige Freundschaft, die auch dann noch fortdauerte, als der junge Prinz schon den Thron bestiegen hatte. Die Hofbeamten aber, die dem Jünglinge sein Glück beneideten, suchten ihn bei seinem erhabenen Freunde zu verdächtigen und ins Verderben zu bringen. Dieser fragte ihn darauf, wodurch er sich den Haß der

Hofleute zugezogen, und ob er denſelben nicht wieder entfernen könnte? »Ich habe mich Deiner Gnade bisher nur zum Glücke Deiner Unterthanen und zu Deinem Ruhme bedient,« erwiederte der Jüngling; »je mehr ich aber die Gunſt Deines Volkes und Dein Herz gewann, deſto mehr erregte ich den Neid und Haß Deiner Hofleute. Ich weiß kein anderes Mittel, ſie wieder für mich zu gewinnen, als daß ich die Bahn verlaſſe, auf der ich bis jetzt wandelte; entziehe mir daher Deine Freundſchaft, die für mich ſtets ſo ehrenvoll und beglückend war.« — Der König, gerührt über die edle Selbſtverleugnung des Jünglings, reichte dieſem die Hand und ſagte: »Fahre in Deinem Wandel fort und fürchte nichts. Die Sonne hört deswegen nicht auf zu ſcheinen, weil ihr Glanz die Augen der Nachtvögel blendet.«

4. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte in einer deutſchen Reichsſtadt ein frommer, aber armer Geiſtlicher, der weiter nichts hatte, als was ihm das Halten von Predigten, die ihm von andern Geiſtlichen gelegentlich aufgetragen wurden, einbrachte. Durch ſeine Sparſamkeit hatte er ſich nach und nach vierzig Gulden geſammelt. Mit dieſem Gelde ging er aus, um ſich ein ſchwarzes Kleid und etwas Wäſche anzuſchaffen. Auf dem Wege begegnete ihm ein ganz abgezehrter Knabe, der ihn um ein Almoſen für ſeine kranken Eltern und Geſchwiſter bat. »Hier haſt Du einen Batzen (Groſchen),« ſagte der Geiſtliche, »vernaſche ihn auch nicht.« — »Nein, lieber Herr!« verſicherte der Knabe, »ich kaufe gleich Brot dafür und trage es heim.« — Der Geiſtliche ging nun in einen Laden und ließ ſich Tuch zeigen, das ihm aber zu theuer ſchien. Er überlegt den Preis, ſieht dabei ſeinen ſchwarzen Rock noch ein Mal an, und denkt: »Ei, der und die Wäſche dienen dir wohl noch ein Jahr!« und ſogleich entſchließt er ſich, den Kauf für jetzt zu unterlaſſen. Das Jammerbild des Knaben und die traurige Schilderung, welche dieſer von der Krankheit ſeiner Eltern machte, traten vor ſeine Seele; er giebt ſich alle Mühe, den Knaben wieder aufzuſuchen, und läßt ſich von ihm in die elterliche Wohnung führen. Hier fand er die Eltern in den Winkeln eines Zimmers, welches

die

die Gläubiger, um sich bezahlt zu machen, von allem Geräthe entblößt hatten, auf plattem Boden und auf Lumpen liegend; ihre Krankheit schien bloß vom Mangel an guten Nahrungsmitteln herzurühren. Sogleich besorgte er ihnen kräftige Brühen und nahrhafte Speisen, besuchte sie täglich, nahm sich ihrer nach Kräften an, und hatte nach etlichen Tagen das Vergnügen, sie wieder hergestellt zu sehen. Der Mann war ein Seiler von Profession, aber von Allem entblößt. Um sich durch Arbeit etwas verdienen zu können, unterstützte ihn der Geistliche mit seinen noch übrigen Gulden, wodurch diese äußerst verarmte Familie von sechs Personen wieder in einigen Wohlstand kam. Die Vorsehung, die so gern das Gute belohnt, that es auch hier. Als der Geistliche einst vom Besuche bei diesen Leuten heim kam, fand er unerwartet ein Schreiben, das ihm die kostenfreie Vokation zu einer entfernten Pfarre, sammt einem Wechsel zum Reisegelde, gebracht hatte.

5. In China verlor ein Mann von geringem Stande durch den Tod sein braves Weib, das ihm einen Sohn geboren hatte. Einige Zeit nachher verheirathete er sich wieder, und bekam von dieser zweiten Frau wiederum zwei Kinder. Das Kind erster Ehe wurde nun von seiner Stiefmutter oft grausam gemißhandelt; es ertrug jedoch alles geduldig und ohne Murren. Eines Tages, als es wieder den Haß der Stiefmutter auf eine unbarmherzige Weise an sich erfahren mußte, fiel es bewußtlos zu den Füßen seines Vaters nieder. Dieser, da er die Sache untersucht und gefunden hatte, daß das arme Kind wieder unschuldigerweise so übel behandelt worden war, wollte die grausame Stiefmutter sogleich aus dem Hause jagen. »Thue das nicht,« bat flehentlich der gemißhandelte Knabe: Siehe, unser sind drei Kinder; jetzt leide ich nur allein, verstoßest Du aber die Mutter, so werden wir alle drei leiden, und wer wird Dich nachher verpflegen?« — Der Vater, innigst gerührt über diese Liebe und den Edelmuth seines Sohnes, willigte in seine Bitte. Die Stiefmutter aber, welche des Kindes Rede mit angehört hatte, ging in sich, und erlaubte sich nie wieder eine Härte oder Ungerechtigkeit gegen dasselbe.

6. Die Königin Chriſtine Eliſabeth, Gemahlin Friedrichs des Großen, hatte ein beſonderes Wohlgefallen an ſchönen echten Perlen. Einſt wurde ihr ein Halsſchmuck davon zum Verkauf angeboten, und ſie äußerte, als ſie ihn beſah, daß ſie dergleichen ſelten ſo ſchön geſehen habe. Sie behielt ihn zurück, verſchob aber ihre Erklärung. Einige Tage darauf kam, im Beiſeyn einiger ihrer Kammerfrauen, das Geſpräch auf dieſe Perlen. Die Königin beſah ſie nochmals mit vielem Vergnügen, und ſagte dann freundlich lächelnd: »Ob ich ſie kaufe?« — »Eure Majeſtät können es ja,« äußerte eine der Kammerfrauen; »warum wollen Sie nicht das Geld an Etwas wenden, das Ihnen ſo viel Vergnügen macht?« — »Nein!« ſagte die Königin nach einigem Beſinnen; »tragt ſie weg! ſie gefallen mir zwar außerordentlich, aber für das Geld, das ſie mir koſten würden, kann ich vielen Armen Gutes thun.«

Tief in dem Heiligthum von unſrer Seele liegt
Der Liebe Quell, der Zug zum Guten und zum Schönen,
Und in der Harmonie, die unſre Triebe wiegt,
Die Seligkeit, nach der ſich unſre Herzen ſehnen.

Kennſt du den Prüfſtein, der des Herzens Gold
Bewährt? — Selbſtverleugnung heißt er.

Sey auf wahre Ehre bedacht.

Sir. 33, 23. Laß dir deine Ehre nicht nehmen.

Sprüch. Sal. 22, 1. Das Gerücht iſt köſtlicher, denn großer Reichthum, und Gunſt beſſer, denn Silber und Gold.

Sir. 41, 15. 16. Siehe zu, daß du einen guten Namen behalteſt, der bleibt gewiſſer, denn tauſend große Schätze Gold. Ein Leben, es ſey ſo gut es wolle, währet eine kleine Zeit, aber ein guter Name bleibet ewiglich.

1 Cor. 9, 15. Es wäre mir lieber, ich ſtürbe, denn daß mir Jemand meinen Ruhm ſollte zu nichte machen.

1. Einſt fragte Jemand den ſpartaniſchen König Leonidas: warum der Held ſeiner Ehre einen größeren Werth beilege, als ſeinem Leben? — »Das Leben,« antwortete der König, »verdankt er dem Schickſale, die Ehre aber ſeiner innern Güte und Tugend.«

2. Heinrich Franz d'Agueſſeau, Generalprokurator des Parlaments zu Paris zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, hatte ſich dem überhand nehmenden Einfluſſe des Papſtes und der Geiſtlichkeit widerſetzt. Als er eines Tages zum Könige gerufen ward, ſich dieſerhalb zu vertheidigen, rief ihm ſeine Gattin, die mit ihm gleich edel dachte, zu: »Geh', vergiß vor dem Könige Frau und Kinder, ſetze Alles auf's Spiel, aber die Ehre nicht!«

3. Einem Offizier ward bei einem gefährlichen Unternehmen das Kommando ertheilt. Man gab ihm verſchiedene Ausflüchte an die Hand, ſich dieſes Auftrages zu entledigen. »Das Leben,« antwortete er, »könnte ich dann freilich wohl retten, wie aber — meine Ehre?«

4. Sebaſtian, König von Portugal, wurde einſt auf der Straße von einer Frau gebeten, ihren Mann zu begnadigen. Der König antwortete, daß er ſehen wolle, was in der Sache zu thun ſey. »Nein, Sire!« fuhr ſie fort, »es muß auf der Stelle ſeyn, und ich bitte Eure Majeſtät zu berückſichtigen, daß ich arm und in der größten Noth bin; mein Mann wird mir entriſſen, und die Ehre meiner Familie iſt in Gefahr. Der König forderte ſogleich, mitten auf der Straße, Dinte und Feder, und da Einige ihm vorſtellten, daß er die Sache ja im Palaſte ausfertigen könne, antwortete er: »Wo die Ehre in Gefahr iſt, da iſt keine Zeit zu verlieren.«

5. Als ſich der König Ludwig **XII.** (ſtarb **1515**) gegen den römiſchen König Philipp — des Kaiſers Maximilian des Erſten Sohn, und Tochtermann Ferdinands des Katholiſchen, Königs von Spanien — über Letzteren beſchwerte, von dem er behauptete, daß er das Königreich Neapel durch deſſen Untreue verloren habe, ſagte er: »Wenn Ihr Schwiegervater nicht aufrichtig gegen mich gehandelt hat, ſo mag ich ihm darin nicht gleichen. Ich will lieber ein Königreich verloren haben, das ich auch wohl wieder erobern kann, als die Ehre, die man nie wieder bekommt.«

6. Der römiſche Kaiſer Theodoſius der Große (ſtarb 395 n. Chr. Geb.) hatte einigen Richtern aufgetragen,

eine Verschwörung, die, wie es hieß, gegen ihn gemacht war, zu untersuchen. Als er nun die Richter ermahnte, mit Billigkeit und Schonung zu Werke zu gehen, sagte Einer von ihnen: »Es ist billig unsere vornehmste Sorge, auf die Erhaltung des Fürsten bedacht zu seyn.« — »Seyd lieber auf seinen guten Namen bedacht,« erwiederte Theodosius; »bei einem Kaiser ist nicht das Wesentlichste, daß er lange lebe, sondern daß er so lebe, wie sich's gebührt.«

7. »Wo sind die Kirschen, die hier vor Kurzem gestanden haben?« fragte einst Friedrich der Große einen Pagen, der bei ihm die Aufwartung hatte. »Ew. Majestät haben sie gegessen!« — »Das ist nicht wahr,« entgegnete der König. — »Ich habe es aber doch mit meinen Augen gesehen!« — »Willst Du mehr wissen, als ich?« fuhr der König ihn an. »Das wohl nicht,« erwiederte stotternd der Page; »aber —« Indem hatte sich's der König erinnert, und sprach in sanfterm Tone: »Du mußt mir niemals widersprechen; das schickt sich nicht.« — »Ja, Ihro Majestät,« antwortete der Page, »ich that's aber doch, um meine Ehre zu retten. Sie könnten wohl denken, ich hätte die Kirschen gegessen, und — davor bewahre mich Gott!« — »Ja, wenn Du es Deiner Ehre wegen gethan hast,« sagte der König lächelnd, »dann ist es freilich etwas Anderes. Bei solchen Gelegenheiten kann ich Dir das Recht nicht streitig machen, mir Deine Meinung zu sagen.«

8. Ein Jude hatte einem Offizier 100 Louisd'or gegen eine Handschrift geliehen. Als er nach einiger Zeit dieselben zurückforderte, weigerte sich der Offizier, und verlangte erst die Schuldverschreibung zu sehen. Der Jude eilte nach Hause zurück, sie zu holen; zu seinem großen Erstaunen konnte er sie aber nirgends finden. Er erklärt dies offen seinem Schuldner, versichert jedoch, daß sein Handlungsbuch den Tag des Darlehens genau nachweisen könne. »Es thut mir leid,« fügte er hinzu, »die Sache rege gemacht zu haben, da der Schuldschein verloren gegangen, und Sie die Schuld ableugnen wollen. Jetzt kann ich freilich nicht mehr davon abstehen; die Sache ist zu bekannt, und mein guter Name würde darunter

leiden.« — Der Jude verklagte den Offizier, und es ward dem Schuldner die Bezahlung zuerkannt, wenn der Gläubiger die Richtigkeit seines Handlungsbuches beschwören würde. Der Jude bat den Offizier, es nicht zum Eide kommen zu lassen; da indessen alle Bitten und Vorstellungen vergebens waren, so schwur der Jude, und der Richter übergab ihm das Geld. »Nein,« sagte er; »ich nehme keinen Pfennig von diesem Gelde; es gehört den Armen, ich schwur bloß meines ehrlichen Namens wegen.«

Nur eine echte Ehre giebt's hienieden:
Wenn man die Wahrheit stets zum Führer wählt,
Stets der Vernunft und dem Gesetz gehorcht,
Streng über sich, mild über Andre richtet,
Das Gute thut, was uns die Pflicht gebeut,
Kurz: rechtlich lebt! Dies Wort schließt Alles ein.

Achte und schätze dich selbst.

1 Mos. 1, 27. Gott schuf den Menschen ihn zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.

Apostgesch. 17, 28. Wir sind göttlichen Geschlechts!

1 Cor. 7, 23. Ihr seyd theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.

1 Petr. 5, 10. Der Gott aller Gnaden hat uns berufen zu einer ewigen Herrlichkeit.

1. Stilpo, der als Philosoph so allgemeines Aufsehen erregte, daß man schaarenweise aus andern philosophischen Schulen nach Megara eilte, um ihn zu hören, machte eine Reise nach Athen. Kaum ward es bekannt, daß er daselbst angelangt sey, so drängte sich Alles hinzu, den weltberühmten Mann zu sehen; sogar die Handwerksleute verließen deshalb ihre Werkstätten. Einige, die hierüber neidisch waren, sagten spöttelnd zum Stilpo: »Man läuft Dir nach, wie einem ausländischen Thiere.« — »Mit nichten,« erwiederte er; »man läuft mir nach als einem wahrhaften Menschen.«

2. Als einst Alphonsus V., König von Aragonien und Sicilien (starb 1458) hörte, daß man ihn deswegen lobe und rühme, weil er der Sohn, der Enkel und der Bruder

eines Königs sey, sagte er zu dem Schmeichler: »Alles, was Du an mir hochschätzest, achte ich für Nichts! Das ist Größe meiner Vorfahren, und nicht die meinige; die wahre Hoheit ist kein Erbgut, sie ist eine Frucht und Belohnung der Tugend.«

3. Peter Jeamim hatte sich durch seine Geschicklichkeit, Klugheit und Rechtschaffenheit aus einem geringen und dürftigen Stande bis zu der Würde eines Oberpräsidenten des Parlaments zu Bourgogne und Staatsministers Heinrichs des Vierten, Königs von Frankreich, emporgeschwungen. So wenig er sich seiner Abkunft schämte, so sehr fühlte er doch, daß er Verdienste besaß. Als ihn daher ein gewisser Prinz beschämen wollte, und ihn fragte, wessen Sohn er sey, gab er zur Antwort: »Meiner Tugenden!«

4. Bernhard, Herzog von Weimar, welcher nach dem Tode des großen Königs Gustav Adolph von Schweden mit ausgezeichnetem Ruhme die Stelle eines obersten Anführers der Alliirten übernommen hatte, fing zu Ende des Jahres 1635 an, mit dem Könige von Frankreich in Unterhandlungen zu treten, und begab sich, um dieselben fortzusetzen, 1636 selbst nach Paris. Der König Ludwig XIII., welcher kurz vorher den Herzog von Parma auf das freundschaftlichste empfangen hatte, nahm den deutschen Herzog mit einem beleidigenden Hochmuthe auf, und wollte ihn wie einen gewöhnlichen Offizier behandeln. Bernhard aber behauptete einen edlen Stolz gegen diese Anmaßungen des französischen Königs. Als Ludwig sich bedeckte, in der Erwartung, der Herzog müsse mit entblößtem Haupte vor ihm stehen, so setzte Bernhard ungeheißen seinen Hut vor ihm auf; und als der König sich niedersetzte, ohne dem Herzoge einen Stuhl anzubieten, sah sich dieser selbst nach einem Stuhl um, und setzte sich neben ihn. Schon wollte sich der König, entrüstet hierüber, entfernen, aber die Vorstellungen seines Ministers Richelieu bewogen ihn, zurückzukehren, seinen Hut abzunehmen, und in der größten Höflichkeit sich mit dem Herzoge zu unterhalten. Augenblicklich entblößte Bernhard sein Haupt, und erwiederte des Königs Höflichkeit. Von nun an wurde er,

während seines Aufenthaltes in Paris, mit der größten Achtung behandelt.

5. Schon in seinem sechzehnten Jahre gelangte Alexander Severus auf den kaiserlichen Thron. Allein der junge Prinz war dadurch so wenig übermüthig geworden, daß, als man ihm den Titel »des Großen« ertheilen wollte, er, im Gefühle einer richtigen Selbstschätzung, die Antwort gab: »Jetzt ist noch nicht die Zeit da; mein reiferes Alter und meine Thaten müssen mich erst dieses Namens würdig machen.«

6. Baldus, einer von den Rechtsgelehrten des vierzehnten Jahrhunderts, die sich großen Ruhm erwarben, war klein von Person. Er lehrte die Rechte zu Perugia, zu Padua und zu Pavia. Als er zum ersten Male zu Pavia in den Hörsaal trat, rief man von allen Seiten: »Ach, wie verkleinert der Anblick den Ruf!« Sogleich erwiederte er: »Nur Geduld, die Geschicklichkeit wird bald den Ruf noch vergrößern!« — Baldus hatte nicht zu viel von sich gesagt, wie die Folgezeit bewies. Er fand viele Nebenbuhler, aber er überwand sie alle.

7. Der als großer Feldherr berühmte Prinz von Condē (geb. 1686) verlangte von einem seiner Generale einen Mann, der ihm eine ganz genaue Nachricht von der Stellung des Feindes verschaffen sollte, und dieser brachte ihm einen Soldaten, dessen Miene eben nicht viel versprach. Der Prinz trauete ihm nichts zu, und verlangte einen andern. Der General ließ erst einen, und dann einen zweiten kommen, die auch angenommen wurden, aber die Sache schlecht ausführten. Man kam wieder auf den Ersten zurück, und dieser legte eine so genaue Rechenschaft ab, daß der Prinz in der Zufriedenheit, die er darüber hatte, ihm eine jede Gnade zu erweisen versprach, die er verlangen würde. Der Soldat bat sogleich um seinen Abschied. Der Prinz, der damit nicht zufrieden war, erbot sich, ihn zum Hauptmann zu machen. »Gnädiger Herr,« antwortete ihm der Soldat: »Sie haben mich verachtet; ich diene dem Könige nicht mehr.« Condē, der sein Wort zu halten pflegte, willigte in die Bitte des Soldaten, bezeugte aber frei, wie leid es ihm thäte.

Ein Jeder giebt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir.
So hoch gestellt ist Keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte!
Den Menschen macht sein Wille groß und klein.

Oft ist dem Menschen nichts ersprießlicher
Als Achtung vor sich selbst, die, auf Vernunft
Und Recht gegründet, wohl geleitet wird.

Ehrgeiz laß ferne von dir seyn.

Gal. 5, 26. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig seyn.

Phil. 2, 3. Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander.

Sir. 1, 35. Suchet nicht Ruhm bei den Leuten.

1 Sam. 2, 3. Lasset euer großes Rühmen.

Röm. 12, 3. Niemand halte weiter von sich, denn sich's gebühret zu halten.

1. Der Prinz Philipp von Darmstadt ging zu dem Heere des Königs Karl in Spanien, um ein großer und berühmter General zu werden. Der oberste Befehlshaber jenes Heeres, der Graf von Stahrenberg, gab einem alten erfahrenen General, Wenzel, den Befehl, mit einer großen Anzahl Truppen Gironne, welches die Franzosen angreifen wollten, zu besetzen. Diesen Auftrag hatte sich auch der Prinz gewünscht, weil er sich gern auszeichnen und seinen Ehrgeiz befriedigen wollte; der Graf konnte und wollte ihm aber dergleichen wichtige Unternehmungen nicht eher anvertrauen, als bis er bei weniger gefährlichen Gelegenheiten Proben seines Muthes und seiner Einsicht gegeben hätte. Hierüber ward der ehrgeizige Prinz so aufgebracht, daß er erklärte, er wolle nicht mehr beim Heere bleiben, und den General Stahrenberg auch zum Zweikampfe herausforderte. Der König Karl, hiervon benachrichtigt, untersagte alle feindselige Handlungen, und ertheilte dem Prinzen seinen Abschied. In der Folge wurde er zwar wieder im Heere angestellt, aber er ist nie ein großer und berühmter Feldherr geworden.

2. Friedrich Freiherr von der Trenck erhielt von seinem Vater, der preußischer General-Major war, eine Erziehung, die ganz darauf angelegt war, ihn tapfer und ehrgeizig zu machen. Beleidigungen und Beschimpfungen der Brüder unter einander mußten sogleich wieder mit hölzernen Säbeln ausgeglichen werden, wobei der Alte wohlgefällig und lächelnd zusah. — Nichts konnte den jungen ehrgeizigen Trenck mehr aufbringen, als wenn er einen andern Jüngling loben hörte. Er wollte mehr wissen, als ein Anderer, und gleich waren Händel da, wo die jungen Leute zusammen kamen. Dieser, schon in der Jugend genährte, Fehler und die Gewohnheit, daß er bei allen öffentlichen Prüfungen immer der Erste blieb, hatten einen so nachtheiligen Einfluß auf ihn, daß er in allen Begebenheiten seines Lebens keinem Andern ausweichen oder nachgeben wollte, Jeden angriff und beleidigte, welcher ihn zu verachten schien, und sich selbst in tausend Händel und Streitigkeiten verwickelte, denen er durch Enthaltsamkeit und Mäßigung hätte entgehen können. War der Angriff erst einmal geschehen, so gestattete ihm der Ehrgeiz nicht mehr, nachzugeben und die Sache gütlich abzumachen. Hierdurch zog er sich viele Verfolgungen zu, und starb, nach einem unruhig geführten Leben, durch die Guillotine zu Paris im Jahre 1794.

3. Der Graf Kronstadt war Obristlieutenant bei dem Reiterregimente des Herzogs von Südermannland. Dieses Regiment sollte nach Finnland marschiren. Die vier Eskadrons vom rechten Flügel brachen auf, um den Sammelplatz zu beziehen, und der Major erhielt das Commando darüber. Dies kränkte den Ehrgeiz des Obristlieutenants, der sich wegen Zurücksetzung bitter beschwerte. Man stellte ihm vor, daß nicht das ganze Regiment, sondern nur ein Theil davon in Marsch wäre, und nach der Natur des Dienstes dem Major das Commando zustehe; vergebens. In der Meinung, seiner Ehre nichts vergeben zu können, stellte sich der Graf eigenmächtig an die Spitze der Reiter, um sie anzuführen. Hierüber wurde er vor ein Kriegsgericht gefordert, das ihn zum Tode verurtheilte. Der König milderte diese Strafe in einen zwanzigjährigen Festungsarrest zu Warberg,

wohin der Graf im April 1788 abgeführt wurde. Durch die Vermittelung des Herzogs von Südermannland, nach dem siegreichen Treffen auf der Höhe von Hogrood, wurde er auch dieser Strafe entbunden, nachdem er Zeit genug gehabt hatte, sein Vergehen als eine Folge seines übertriebenen Ehrgeizes zu bereuen.

Weh' dir, wenn deine Brust von eitlem Ehrgeiz glüht!
Die Ceder auf dem Berg wird leicht vom Wetterstrahle
Und vom Orkan zerstört, indeß im dunklen Thale
Das niedre Büschlein ruhig blüht. —

Regiert dich Stolz und Ruhmbegier,
Sieh zu, wer liegt vor deiner Thür?
Die That, schlecht, schwarz und gottverflucht,
Die dich zu ihrem Thäter sucht.

Bewahre dein Herz vor Stolz und Eitelkeit.

Röm. 15, 1. Wir sollen nicht Gefallen an uns selber haben.

Spr. Sal. 18, 12. Wenn einer zu Grunde gehen soll, so wird sein Herz zuvor stolz.

Hiob 12, 5. Der Gerechte ist ein verachtetes Lichtlein vor den Gedanken der Stolzen.

Sir. 11, 4. Erhebe dich nicht deiner Kleider, und sey nicht stolz in deinen Ehren.

Spr. Sal. 27, 2. Laß dich einen Andern loben, und nicht deinen eigenen Mund, einen Fremden, und nicht deine eigene Lippen.

1. Themistokles, ein berühmter griechischer Feldherr (400 J. v. Chr. Geb.), ging mit einem Freunde am Ufer des Meeres spazieren. Hier sah er einige Leichname, die das Meer an's Land geworfen, und die mit goldenen Armbändern und Ketten geschmückt waren. »Nimm sie für Dich,« sagte er zu seinem Begleiter, »denn Du bist nicht Themistokles.«

2. Karl Dümoulin, oder, wie er gewöhnlich heißt, Molinäus, war ein berühmter Rechtsgelehrter unter Heinrich II. in Frankreich. Er hat seinem Vaterlande durch seine Schriften gegen die Anmaßungen der Päpste wichtige Dienste geleistet. Allein er war auch in einem hohen Grade eitel und eingebildet, denn er fing seine Urtheile immer mit den Worten

an: »Ich, der ich Niemand weiche, und der ich von Niemand etwas lernen kann.«

3. Karl Jervas, ein engliſcher Maler, ſtand zu ſeiner Zeit in einigem Rufe, iſt aber jetzt vollkommen vergeſſen. Die meiſten ſeiner Gemälde gehören nur zu den mittelmäßigen, und fehlen gleich ſtark gegen Zeichnung, Colorit und Darſtellung. Jervas hielt ſich aber gleichwohl für einen außerordentlich geſchickten Maler, und ſein Künſtlerſtolz ging nicht ſelten in's Lächerliche über. So copirte er einmal ein Gemälde von dem großen Titian, und wettete auf den beſſern Erfolg. Er ſelbſt war auch, ſowohl während der Arbeit, als nach der Vollendung, feſt überzeugt, daß er nicht allein ſein Original erreicht, ſondern noch übertroffen habe. Er ſtellte letzteres neben die Copie, betrachtete beide und rief mit mitleidigem Lächeln: »O kleiner, armer Titian!«

4. Der Kardinal und Biſchof zu Brescia, Angelius Maria Querini (ſtarb 1755), bewies ſtets eine freigebige Großmuth, und war unermüdet beſchäftigt, der Religion und Gelehrſamkeit durch bleibende Denkmäler nützlich zu werden. Allein der verſteckte Grund ſeiner meiſten Handlungen war Stolz und Eitelkeit. So gefällig und beſcheiden er ſich gegen Andere zeigte, ſo wünſchte er doch zugleich nichts ſehnlicher, als ſeine rühmlichen Handlungen von ihnen gekannt und gelobt zu ſehen, und er wußte es ſchon ſo einzurichten, daß es ihnen an Gelegenheit dazu nicht fehlen möchte. Koſtbare Gebäude, Stiftungen, Geſchenke, gütige und herablaſſende Briefe waren es, durch die er ſeine Abſicht erreichte, und indem er die glänzendſten Lobſprüche, Gedichte, Zuſchriften und andere Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit empfing, ſo hielt er ſich für alle ſeine Mühe und Koſten hinlänglich belohnt. Er breitete ſelbſt dieſe Beweiſe des Ruhms und der Hochachtung, in der er ſtand, fleißig aus, ließ in dieſer Abſicht eine Menge von Briefen vornehmer und gelehrter Männer an ihn drucken, und glaubte nicht, daß die Welt zu oft und von zu Vielem unterrichtet werden könnte, wie groß und ruhmwürdig er ſey.

5. Wilhelm Poſtel, ein gelehrter Franzoſe im ſechs-

zehnten Jahrhundert, bildete sich ein, daß er einen Verstand besäße, der den Verstand aller Menschen überträfe, und deswegen äußerte er auch die Hoffnung, der Lehrer aller Nationen zu werden. Als einst Carl IX. einen Brief von dem Könige von Ormus erhalten hatte, mußte Postel ihn erklären. Er that es in Gegenwart des ganzen Hofes und sagte zum Könige: »Sire, ich kann aus Frankreich bis nach Sina reisen, ohne einen Dolmetscher nöthig zu haben; die Sprachen aller Völker sind mir so bekannt, als die Wahrheit.«

6. Sadi, ein berühmter persischer Philosoph und Dichter (starb 1292 n. Chr. Geb.), las einst, als er noch sehr jung war, an einem Abend im Koran (Religionsbuch der Muhamedaner). Seine Brüder saßen dabei und schliefen. Sadi sagte daher zu seinem Vater: »Sieh doch, mein Vater, sie schlafen und ich — bete.« Der Vater entgegnete: »Wäre es nicht besser, mein Sohn, Du schliefest auch, als daß Du so stolz auf das bist, was Du thust?«

7. Ein verdienstvoller Gottesgelehrter hatte einen Sohn, den man mehr aus Achtung für seinen Vater, als seiner eigenen Gelehrsamkeit wegen, zum Doctor machte. Stolz und eingebildet über seine Größe und Vorzüge verließ er die Universität und kehrte zu seinem Vater zurück. Als dieser eines Tages mit ihm spazieren ging, verlangte er obenan zu gehen, weil er Doctor, der Vater aber nur Prediger sey. — »Du hast Recht, mein Sohn,« erwiederte ihm kurz der Vater, »der Esel geht immer vor seinem Treiber her.«

O holde Jugend, wenn im Lebenskreise
Der frische Mai dich noch mit Blumen schmückt,
Dann jage nicht nach eitlem Ruhm und Preise,
Der dein Gemüth mit falschem Glanz berückt!
Wer dem Vergnügen folgt, nur der ist weise,
Der, wie sie reift, die Frucht der Jahre pflückt! —

— Wir steigen, wie wir an Hochmuth
Fallen, an Ruhm; wo Prahlen sich endigt, beginnt die Würde.

Befleiße dich der Demuth.

Jac. 4, 6. Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade.

Matth. 11, 29. Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig.

1. Petri 5, 5. Alleſammt ſeyd unter einander unterthan, und haltet feſt an der Demuth.

1. Der Kaiſer Decius, welcher 250 n. Chr. Geb. regierte, wollte ſeinen Sohn noch bei ſeinen Lebzeiten krönen laſſen. Schon waren große Veranſtaltungen dazu getroffen; aber der junge Prinz achtete die Verdienſte ſeines Vaters zu ſehr und fühlte ſeine Schwachheit noch zu tief, als daß er hätte einwilligen ſollen. Er verbat ſich daher, ihm die kaiſerliche Würde zu übergeben. »Würde man mich zum Kaiſer machen,« ſagte er, »ſo müßte ich befürchten, es zu vergeſſen, daß ich der Sohn eines erhabenen Vaters bin. Mein Vater ſoll Regent ſeyn, mein Regiment aber ſoll in Demuth und Gehorſam beſtehen.«

2. Trajan, einer der beſten und größten römiſchen Kaiſer (ſtarb 117 n. Chr. Geb.), der nicht durch die trügeriſchen Vorrechte der Geburt, ſondern durch ſeine Verdienſte zur höchſten Würde gelangte, hatte kurz vorher, ehe Nerva, der ihn zu ſeinem Nachfolger ernannt, verſtarb, die Stadt Rom als ein Privatmann verlaſſen, und kehrte in dieſelbe als Kaiſer zurück. Die veränderte Lage, in welche er ſich verſetzt ſah, machte keinen nachtheiligen Eindruck auf ſein Herz. Er grüßte noch als Kaiſer ſeine alten Bekannten, und freuete ſich, wenn er ſich von ihnen nicht vergeſſen ſah.

3. Der Graf Stickonelly, den der Herzog von Braunſchweig, Anton Ulrich, in Venedig als einen armen Knaben, der ihn um ein Almoſen bat, kennen gelernt, und den er nicht nur erziehen ließ, ſondern auch zu den angeſehenſten Ehrenſtellen beförderte, ließ in Braunſchweig ein großes Haus bauen, und außerhalb an allen Fenſtern, und innerhalb über allen Kaminen einen ſolchen Hut, wie er ehemals als Bettlerknabe getragen, in Stein hauen. Dies that er, um ſich ſelbſt und Andere an ihren armſeligen Zuſtand ſtets zu erinnern.

4. Als man den tapfern Kreuzritter Gottfried von Bouillon (ſtarb 1100) zum König von Jeruſalem machen wollte, nahm er weder den königlichen Titel an, noch ließ er ſich eine goldene Krone aufſetzen, »weil es ſich nicht zieme, an dem Orte, wo Chriſtus mit einer Dornenkrone geſchmähet und zum Spott ein König genannt worden ſey, königlichen Titel und Krone zu führen.«

5. Auguſt, König in Polen und Churfürſt von Sachſen, hatte erfahren, daß viele reiche und angeſehene Gutsbeſitzer ſich in dem Gebete in der Kirche große Titel geben ließen, und daß ſie in dieſer öffentlichen Bitte zu Gott, vor dem wir demüthig und beſcheiden ſeyn müſſen, mit ihren irdiſchen hinfälligen Vorzügen prangen wollten. Er gab ſogleich den weiſen Befehl, ſowohl bei der Fürbitte für ihn ſelbſt und ſein ganzes Haus den vollſtändigen Titel wegzulaſſen, und die übrigen Beinamen bei Erwähnung anderer Perſonen ganz aus dem Kirchengebete und andern Bitten zu Gott, »vor dem wir Alle Kinder ſind, die mit gleicher Liebe von ihm geliebt werden,« abzuſchaffen.

6. Der berühmte däniſche Reichsrath Holger Roſenkrands, ein Mann von vortrefflichem Charakter und großen Verdienſten unter dem Könige Chriſtian IV., betrachtete den Vorzug, den Gott ihm vor armen und geringen Leuten gegeben, als einen Bewegungsgrund, ihnen mit Leutſeligkeit und Herablaſſung zu begegnen. »Sie ſind ſo gut meine Nebenmenſchen — ſagte er oft — als die Vornehmſten. Bewahre mich Gott davor, daß ich es mir je einfallen ließe, mich ſtolz über ſie zu erheben.«

7. Als der König Ludwig XIV. von Frankreich dem le Notre, Controlleur der königlichen Gebäude, im Jahre 1675 einen Adelsbrief und den Orden St. Michael gegeben hatte, ſollte ihm auch ein Wappen ertheilt werden. Er zeigte aber an, daß er bereits eines habe, nämlich drei Grabſcheite und oben darüber eine Kohlſtaude. »Sire,« ſetzte er hinzu, »ſollte ich mein Grabſcheit verachten, da ich ihm alle die Gnade ſchuldig bin, womit Sie mich beehren?«

8. Der Kardinal von Bragni war in ſeiner Jugend

ein Schweinhirt gewesen. Einige Mönche, die ihn bei der Heerde auf dem Felde antrafen, und bei ihm viel Geist und Lebhaftigkeit wahrnahmen, riethen ihm, nach Rom zu gehen und daselbst zu studieren. Der Jüngling folgte diesem Rathe, und ging gleich zu einem Schuster, sich zu seiner Reise ein Paar Schuhe zu kaufen. Dieser borgte ihm einen Theil des Geldes, das er dafür forderte, und setzte lächelnd hinzu: er könne ihm den Rest bezahlen, wenn er Kardinal würde. — Bragni machte sehr rasche Fortschritte, stieg von Stufe zu Stufe, und wurde endlich wirklich Kardinal. In diesem hohen Stande vergäß er aber so wenig seinen frühern niedrigen Stand, daß er das Andenken daran durch allerlei Erinnerungsmittel in sich zu erhalten suchte. In einer Kapelle, die er in Genf erbaute, ließ er die vornehmsten Schicksale seines Lebens in Stein hauen. Er war hier vorgestellt, als ein junger Mensch, der barfuß ging und eine Heerde Schweine, die unter einem Baume lag, ansah. Rund an der Mauer herum ließ er Figuren von Schuhen anbringen, zur dankbaren Erinnerung an die Güte, die ihm der Schuster erwiesen hatte, dem er auch, so wie dessen Familie, sich auf die thätigste Art dankbar bewies.

Nie vergeß' es der Mensch, daß, was sein eigen er nennet,
Nur gelieh'n ist von Gott, Weisheit und schaffende Kraft,
Darum vermeß' er sich nie, des Guten sich prahlend zu rühmen,
Still erforsch' er sein Herz, bleibe in Demuth vor Gott.

Ein Weiser ist, wer in der Brust,
Sich Hab' und Gut verwahrt,
Und Unschuld mit Genuß der Lust,
Verdienst mit Demuth paart.

Sey bescheiden und anspruchslos.

Röm. 12, 16. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen.

Jerem. 9, 23. Ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums.

Spr. Sal. 8, 13. Die Furcht des Herrn hasset das Arge, die Hoffahrt, den Hochmuth und den bösen Weg.

1. Der berühmte griechiſche Dichter Sophokles (um 400 v. Chr. Geb.) war einer von den Anführern ſeiner Landsleute bei ihrer kriegeriſchen Unternehmung gegen die Syrakuſer, die einen ſo unglücklichen Ausgang hatte. Nicias, der nach der Abreiſe des Alcibiades das Obercommando führte, hielt einſt einen Kriegsrath mit ſeinen vornehmſten Offizieren, um ſich mit ihnen über die zu nehmenden Maßregeln zu beſprechen. Er forderte nun den Dichter Sophokles auf, daß er, als der Aelteſte, ſeine Meinung zuerſt ſagen ſollte. Der beſcheidene Greis gab zur Antwort: »Ich bin zwar an Jahren, Du aber an Anſehen der vorzüglichſte.«

2. Ariſtides — wegen ſeiner ſtrengen Rechtſchaffenheit der Gerechte genannt — war einer von den zehn athenienſiſchen Generalen in dem Kriege gegen den perſiſchen König Darius Hiſtaspis, über deſſen zahlreiches Heer ſie bei Marathon (490 v. Chr. Geb.) einen berühmten Sieg erhielten. Es war ausgemacht, daß der Oberbefehl unter den zehn Generalen täglich abwechſeln ſollte. Als die Reihe an den Ariſtides kam, überließ er dem Miltiades den Oberbefehl. Dies Beiſpiel der Beſcheidenheit veranlaßte auch die übrigen Generale, dem Miltiades das Obercommando gänzlich zu überlaſſen, und dieſem Umſtande war vorzüglich der Gewinn der marathoniſchen Schlacht zuzuſchreiben.

3. Der griechiſche Philoſoph Plato (geb. um 438 v. Chr. Geb.) begab ſich einſt nach Olympia, um die Spiele anzuſehen, die bei dieſer Stadt vorgenommen und nach ihr genannt wurden. Er wohnte daſelbſt mit angeſehenen Fremden in einem Hauſe, er aß mit ihnen an demſelben Tiſche, brachte ganze Tage in ihrer Geſellſchaft zu, lebte aber auf eine ſo gewöhnliche Art, und ſprach ſo wenig vom Sokrates und der Akademie, daß ſie Alle nichts weiter wußten, als daß er Plato heiße. Die Fremden hatten ihn als einen gefälligen Mann und guten Geſellſchafter lieb; da er aber von nichts als alltäglichen Dingen ſprach, ſo glaubten ſie nicht, daß er der Philoſoph ſey, der überall in ſo großem Anſehen ſtand. Als die Spiele geendigt waren, reiſ'ten ſie mit ihm nach Athen und nahmen ihre Wohnung bei ihm. Kaum waren ſie angelangt,

langt, so baten sie ihn, sie zu dem berühmten Philosophen zu führen, der seinen Namen führe und ein Schüler des Sokrates sey. »Der bin ich,« antwortete ihnen Plato. Die Fremden erstaunten und machten sich Vorwürfe, daß sie diesen großen Mann nicht durch den Schleier der Einfalt und Bescheidenheit, hinter welchem er sich verbarg, erkannt hätten; sie bewunderten und schätzten ihn nun um so viel mehr.

4. Archidize, eine Tochter des Hippias und Gemahlin des Lampsakus, war von allem Stolze entfernt. Sie gewann dadurch so sehr die Herzen aller Unterthanen, daß diese ihr, nach ihrem Tode, ein schönes Monument errichteten, und dasselbe mit der Inschrift zierten: »Diese Erde bedeckt Archidizens Asche. Sie war die Tochter des Hippias, der zu seiner Zeit (um 500 v. Chr. Geb.) berühmt in Griechenland war. Obgleich ihr Vater, ihr Gemahl und ihr Bruder Fürsten waren, so war dennoch Niemand mehr bescheiden, als sie.«

5. Als der deutsche Kaiser Friedrich zu Rom gekrönt worden war, wollte er einen Besuch bei dem Könige Alphonsus von Neapel abstatten. Man stellte ihm vor, daß sich dies nicht thun lassen werde, weil er Kaiser, Alphonsus nur König sey. »Es ist wahr,« erwiederte er, »daß ich im Range über ihm stehe; aber ich muß es einräumen, daß Alphonsus weit größer als Friedrich ist.«

6. Der König Ludwig XIV. hatte dem General-Advokaten Talon eine Pension von 6000 Livres gegeben. Ein anderer General-Advokat, Lamoignon, bat den König um eben diese Gnade, und der König versprach sie ihm auch. Sechs Monate vergingen, während welcher Lamoignon dem Könige oft zu Gesichte kam, ohne daß dieser weiter an sein Versprechen dachte. Endlich sagte der König zu ihm: »Mein Herr von Lamoignon, Sie sagen mir nichts mehr von Ihrer Besoldung?« — »Sire,« antwortete dieser, »ich warte, bis ich sie werde verdient haben.« — »Wenn das ist,« fuhr der König fort, »so bin ich lange Ihr Schuldner.« Der König gab sogleich Befehl, daß dem Lamoignon die Besoldung

von dem Tage an, wo er darum gebeten hatte, bezahlt werden sollte.

7. Der Papst Benedict XII. war der Sohn eines Bäckers, und hieß mit seinem Familiennamen Jakob Fournier. Er hatte eine Nichte, welche viele vornehme Herren zur Gemahlin wünschten, aus Bescheidenheit wollte er sie aber nicht über ihren Stand erheben, und verheirathete sie an einen Kaufmann in Toulouse. Als die beiden Verlobten dem Papste einen Besuch machten, empfing er sie freundlich, behielt sie vierzehn Tage bei sich und machte ihnen bei der Abreise ein Geschenk an Gelde, welches jedoch nur mäßig war, und wobei er ihnen sagte: »Euer Oheim Jakob Fournier macht Euch dies Geschenk, denn als Papst habe ich keine andere Freunde und Verwandte, als die Armen und Unglücklichen.«

8. Friedrich Wilhelm von Seydlitz, preußischer General der Reiterei (starb 1773), hatte in der Schlacht bei Zorndorf (25. Aug. 1773), an der Spitze der Reiterei Wunder der Tapferkeit gethan, und seinem Muth und seiner Entschlossenheit verdankte der König größtentheils den glorreich errungenen Sieg. Dieser, welcher den Plan zur Schlacht selber entworfen und während derselben sich auch nicht geschont hatte, umarmte nach gewonnenem Siege den General Seydlitz auf dem Schlachtfelde mit den Worten: »Ich verdanke Ihnen diesen Sieg.« Voll edler Bescheidenheit erwiederte Seydlitz: »Nicht mir, sondern den braven Männern, die ich anführe, verdanken Ew. Majestät den Sieg, vorzüglich den Gardes du Corps und dem Hauptmann von Wacknitz, der wie ein Löwe gefochten hat, und dem Ew. Majestät eine ganz außerordentliche Belohnung schuldig sind.«

9. Als der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., im Monat Juni 1798 zu seiner Huldigung in Königsberg in Preußen anwesend war, statteten ihm auch die Abgeordneten der dortigen französischen Colonie ihre Glückwünsche ab. Ihr Sprecher, der Prediger Lefort, schloß seine Anrede an den König mit den Worten: Jeder Unterthan müsse den König um so mehr lieben und verehren, weil jeder Zug

seines Charakters ihn als den besten Fürsten und Vater seines Volkes verkündige. »Noch bin ich dies nicht,« antwortete der König, »aber ich fühle, daß es meine Schuldigkeit ist, es zu werden.«

10. Ein Kaufmann in Ubdewella, Namens Knape, kam im Jahre 1774 um die königliche Genehmhaltung zur Errichtuug eines neuen Erziehungshauses, welchem er sogleich 100,000 Thaler zu schenken sich erbot, und eine gleiche Summe in seinem Testamente zu vermachen sich verpflichtete, mit einer Bittschrift ein. Der König von Schweden faßte, sobald er von diesem edlen Vorsatze benachrichtigt ward, den Entschluß, dem Kaufmann den Wasaorden zu ertheilen. Allein dieser — verbat sich diese Ehre, und erklärte, wie er nichts weiter wünsche, als daß der König seine Einrichtung in seinen Schutz nehmen möge, damit solche dem Vaterlande nützlich werde.

Wem ist auf dieser Welt Vollkommenheit beschieden?
Ist nicht die Schwachheit unser Loos?
Nur jenes eifrige Bestreben,
Uns immer mehr empor zu heben,
Macht uns're Seelen gut und groß.

O laß nur stille, gute Thaten,
Nicht prahlerische Eitelkeit,
Das Plätzchen, wo du lebst, verrathen!
Sey nützlich mit Bescheidenheit!

Erlaube dir nichts Schlechtes und Unanständiges.

Röm. 16, 19. Seyd weise auf's Gute, aber einfältig auf's Böse.

Phil. 4, 8. Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.

Röm. 6, 19. Begebet eure Glieder zum Dienste der Gerechtigkeit, daß sie heilig werden.

Spr. Sal. 21, 3. Wohl und recht thun ist dem Herrn lieber als Opfer.

1. Einem Lacedämonier, der die Aufsicht über einen jungen Menschen führte, wurde die Frage aufgeworfen: was er ihn lehren wolle? »Ich will ihn,« antwortete er, »dahin zu

bringen suchen, daß er ein Vergnügen an wohlanständigen, und einen Abscheu vor schändlichen Dingen habe.«

Ein junger Mensch äußerte gegen den Menedemus: »Es ist vortrefflich, wenn man Alles, was man begehrt, erlangen kann.« — »Noch trefflicher aber ist es,« erwiederte Menedemus, »nichts Unerlaubtes zu begehren.«

Pythagoras ertheilte seinen Schülern die Lehre: »Thut dasjenige, was Ihr für rechtschaffen und wohlanständig haltet, gesetzt auch, daß Ihr, wenn Ihr so gehandelt habt, wenig Ehre davon ernten solltet. Der Pöbel urtheilt von dem Wohlanständigen stets unrichtig, und da Ihr gelernt habt, das Lob des Pöbels gering achten, so achtet auch nicht auf seinen Tadel.«

2. Den griechischen Philosophen Xenophanes (um 450 v. Chr. Geb.) forderte Jemand auf, mit ihm Würfel zu spielen; er schlug es ihm ab. »Du bist eine feige Memme!« sprach dieser. »Ja, das bin ich,« antwortete Xenophanes, »sobald es Dinge betrifft, deren ich mich zu schämen hätte. Mit Würfeln können auch Kinder spielen; wer ein Mann von Kopf seyn will, überläßt dies den Kindern und wendet seine Zeit edler an, oder vergnügt sich wenigstens männlicher.«

3. Der edle Römer Cato von Utika (starb im J. 46 v. Chr. Geb.) legte sich mit allem Fleiß auf die Beredsamkeit, um eine Rüstung mehr zur Vertheidigung der Gerechtigkeit zu haben. Blos zu reden, um dadurch Ruhm zu erwerben, hielt er zu niedrig für sich. — »Man tadelt Dein Stillschweigen,« sagte eines Tages einer seiner Freunde zu ihm. »Laß es seyn,« gab Cato zur Antwort, »wenn man nur an meiner Aufführung nichts zu tadeln findet.« — Als er einst von einem im üblen Rufe stehenden Manne angegriffen wurde, antwortete er: »Der Streit zwischen mir und Dir ist ungleich; Deine Gewohnheit ist es, schändliche Dinge zu sagen und zu thun; ich aber mag dergleichen weder sagen noch thun.«

4. Als ein Jüngling von neunzehn Jahren trat Plinius der Jüngere (geb. im J. 62 n. Chr. Geb.) schon öffentlich vor Gericht auf. Er redete nie für etwas Anderes,

als für das allgemeine Beste, für seine Freunde und für diejenigen, die sonst keine Stütze hatten. Der Ruhm, ein Vertheidiger rechtschaffener Leute zu seyn, war seine einzige Belohnung, während andere Sachwalter ihre Beredsamkeit oft an Jeden verkauften, der sie bezahlen konnte. Endlich verbot der Kaiser Trajan diesen Handel gänzlich. Plinius war mit sich selbst sehr zufrieden, daß dieses Verbot ihn nichts anging, und schreibt in einem seiner Briefe: »Es ist wahr, daß man alles Unanständige vermeiden muß, nicht weil es verboten, sondern weil es schimpflich ist; es ist aber doch, ich weiß nicht was für ein Vergnügen, das öffentlich verboten zu sehen, was man sich selbst nie erlaubt hat.«

5. Baco von Verulam, Großkanzler von England (starb 1626), sagte: »Eine äußerliche Wohlanständigkeit ist für den Leib eben das, was ein gesunder Verstand in Ansehung der Seele ist. Man sey also immer sittsam und beobachte auch gegen sich selbst eine gewisse Ehrerbietung, die man niemals verlieren darf, wenn man will, daß auch Andere uns dieselbe nie versagen sollen. Diese Ehrerbietung ist selbst ein Zaum für das Laster.« — Er selbst war der schönste Beweis dieser schönen Lehre; sogar seine Feinde fanden nichts an ihm zu tadeln, so sittsam und eben darum höchst angenehm war seine ganze Person. Man durfte ihn nur sehen, um für ihn eingenommen zu werden und ihn zu lieben, auch ehe man noch seine Verdienste kannte.

6. Ein junger Spartaner wurde von dem Könige Antigonus zum Gefangenen gemacht und als Sklave verkauft. Der Jüngling leistete seinem Herrn in allen Stücken pünktlichen Gehorsam, die er für einen Freigebornen anständig hielt. Als aber sein Herr ihn mit einer entehrenden Sache beauftragte, sagte er: »Ich will kein Sklave seyn!« In diesem Entschluß blieb er fest, und äußerte endlich, da der Herr den ihm ertheilten Befehl nicht zurücknehmen wollte: »Du sollst sehen, was für einen Menschen Du gekauft hast.« Er begab sich nun auf die Zinne des Hauses und stürzte sich von da hinab.

7. Crillon, einer der tapfersten und größten Feldherren

Frankreichs (starb 1615), ließ sich, als ein Mann von Ehre, zu nichts bewegen, was schlecht und erniedrigend war, wenn es auch der König selbst verlangte. — Der schwache Heinrich III. hatte den Entschluß gefaßt, den Herzog von Guise hinterlistiger Weise auf die Seite zu schaffen. Dieser stand mit seinen Brüdern an der Spitze des heiligen Bündnisses oder der heiligen Ligue, welche die Katholiken gegen ihren König und gegen die Evangelischen, die Heinrich begünstigte, geschlossen hatte. Crillon wurde vom Könige beauftragt, jenen widerspänstigen Unterthan, den Herzog von Guise, heimlich umbringen zu lassen. Voll Abscheu gegen diesen Befehl antwortete Crillon: »Sire, erlauben Sie mir, weit vom Hofe entfernt zu erröthen, meinen König so reden gehört zu haben, von meinem Könige, für den ich tausend Mal das Leben lassen wollte, einen Befehl gehört zu haben, dessen Ausrichtung mich um seine Hochachtung bringen würde.

8. Der biedere und rechtschaffene d'Aubigné, ein französischer Edelmann und Freund des Königs Heinrich IV. (starb 1631), war, als ihn die verfolgten Protestanten seines Vaterlandes nach Rochelle verlangten, welche Stadt gerade von der Armee der Ligue belagert wurde, wegen Mangels an Gelde gerade in großer Verlegenheit. Herr von Talcy, dem er seine Umstände vorstellte, sagte zu ihm: »Sie haben ein von dem Kanzler l'Hopital, der jetzt vom Hofe entfernt, aller Welt unnütz und Ihrer Partei untreu geworden ist, unterschriebenes, für ihn jetzt sehr gefährliches Papier in Händen. Erlauben Sie mir, ihm davon Nachricht zu geben, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie 2000 Thaler, entweder von ihm selbst, oder von denen, die seinen Untergang suchen, dafür erhalten sollen.« D'Aubigné ging sogleich, diese Schrift herbeizuholen, und — warf sie vor den Augen Talcy's in's Feuer, mit den Worten: »Ich bin arm, und könnte mich verleiten lassen, niederträchtig zu handeln. Lieber will ich die Papiere verbrennen, damit sie mich nicht verbrennen!«

Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das Unrecht darf. —
Das Unrecht dürfen und — nicht wollen,
Es flieh'n, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt. —

Kühnes und Großes vermag der mit Kraft ausdauernde Wille;
Aber es wolle der Geist nie, was das Herz ihm verbeut!

Sey fest und beharrlich im Guten.

Offenb. Joh. 22, 11. Wer fromm ist, der sey immerhin fromm, und wer heilig ist, der sey immerhin heilig.

Sir. 2, 3. Halte dich an Gott und weiche nicht, auf daß du immer stärker werdest.

Ps. 37, 37. Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen.

1. Der Kardinal Campegius schickte Jemanden an Philipp Melanchton (Professor in Wittenberg und Luthers Freund und Gehülfe am Reformationswerke, starb 1560), der ihm große Versprechungen machte, wenn er seine Meinung ändern und es mit ihm halten wollte; aber Melanchton fertigte denselben mit der Antwort ab: »Was ich behaupte, halte ich für wahr. Um keines Menschen und um keines Vortheils willen habe ich es angenommen, und vertheidige es. Ich werde daher auch nicht wieder davon abgehen. Was ich bisher gethan habe, nämlich, daß ich die reine und wahre Lehre mit Fleiß studiert und behauptet, das werde ich ferner thun.«

2. Chateauneuf, Siegelbewahrer unter Ludwig XIV. in Frankreich, wurde im Jahre 1633 verhaftet und gefangen gesetzt, weil man ihn im Verdacht hatte, daß er an dem Plane einer Flucht der Königin Mutter und des Königs Bruder nach England Antheil habe. Sein vertrauter Freund, Chevalier du Jars, sollte gegen ihn zeugen; er wollte aber nicht. Man setzte ihn in die Bastille; er beharrte bei seiner Weigerung. Man machte ihm den Criminalprozeß; er sagte weiter nichts, als: »Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!« Um ihn zu schrecken, sprach man zum Schein das Todesurtheil

über ihn; er erschrak nicht und — schwieg. Man führte ihn zum Schaffot, und er ging ohne Zagen. Man bot ihm Gnade, wenn er gegen seinen Freund aussagen würde; er sagte: »Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!« Man entkleidete ihn zur Hinrichtung; er knieete standhaft nieder. Plötzlich rief man: »Gnade! Gnade!« Dü Jars stand schweigend auf. »Wie werden Sie dem Könige ihre Dankbarkeit beweisen können?« fragte man ihn. »Sagt dem Könige,« versetzte er, ohne eine Miene zu verändern, »daß Chateauneuf ein ehrlicher Mann ist!«

3. Thomas Morus, Großkanzler von England (starb 1535), war ein Mann von ausgezeichneter Rechtschaffenheit, und verwaltete seine wichtigen Aemter mit der strengsten Gerechtigkeit. Er besaß die Gunst des Königs Heinrich **VIII.** im höchsten Grade; gleichwohl legte er sein Amt als Großkanzler nieder, als der König, der eine heftige Leidenschaft für Anna Boleyn gefaßt hatte, die Bande brach, die ihn an die römische Kirche knüpften; denn nach den Grundsätzen der katholischen Religion, zu der er sich bekannte, glaubte er, den König als alleinigen Oberherrn der Kirche nicht anerkennen zu dürfen. Morus war durch nichts zu bewegen, dem Könige beizupflichten und wider sein Gewissen zu handeln. Man warf ihn in's Gefängniß. Seine Freunde stellten ihm vor, daß er Unrecht habe, anderer Meinung seyn zu wollen, als der Staatsrath. »Ich habe für mich,« antwortete er ihnen, »die Kirche; sie ist der Staatsrath der Christenheit.« Seine Gattin beschwor ihn, dem Könige zu gehorchen, um sein Leben für seine Kinder zu erhalten. »Wie viel Jahre — fragte er sie — glaubst Du wohl, daß ich noch leben könnte?« — »Ueber zwanzig Jahre,« antwortete sie. »Willst Du,« erwiederte er darauf, »daß ich die Ewigkeit für zwanzig Jahre hingebe?« — Sein Todesurtheil wurde ausgesprochen; er hörte es mit der größten Gelassenheit an, nahm von seinen ungerechten Richtern auf die edelste Art Abschied, bat Gott, daß er den König vor ähnlichen Ungerechtigkeiten bewahren möchte, und kehrte wieder in sein Gefängniß zurück. Hier fand er seine Tochter, die er zärtlich liebte, die Frau von Roxer, welche

in das Gefängniß gekommen war, um ihren unglücklichen Vater noch ein Mal zu sehen. Unfähig zu reden, stürzte sie ihm in die Arme, und blieb wie leblos an ihm hangen. »Mein Vater! o, mein Vater!« Dies war Alles, was sie von Zeit zu Zeit mit schwacher bebender Stimme hervorbringen konnte. Morus, ihr Vater, umarmte sie auf das Innigste, und suchte sie zu trösten. »Mein Leiden,« sprach er, »kommt von Gott; denn ich habe es nicht verschuldet. Mein Gewissen ist ruhig, und so muß es mir gut seyn, wenn wir es auch nicht einsehen.« — So tröstete er seine Tochter, und ging mit Unerschrockenheit, ja mit Freudigkeit, seinem Tode entgegen.

4. Karl Leopold, Herzog von Meklenburg (geb. 1679), wollte sich der Stadt Rostock, die bisher sehr viele Freiheiten genossen hatte, bemächtigen, und ihr viele neue und beschwerliche Abgaben aufdringen. Mehrere Versuche, seine Absichten zu erreichen, waren vergeblich gewesen. Endlich glaubte er, mit Gewalt die Stadtobrigkeit zwingen zu können, seine unumschränkte Herrschaft sich gefallen zu lassen. Die Zeitumstände waren ihm sehr günstig; durch die Verbindung mit einer russischen Großfürstin war er in die Verwandtschaft des russischen Kaisers gekommen, und dieser hatte damals Kriegsvölker in der Nähe — in Pommern — um die Schweden zu bekriegen.

Auf Befehl des Herzogs rückten also die Soldaten in die Stadt ein, mit einem Rathe, der das Geschäft beendigen sollte. Man ließ die Bürgermeister und die Hundertmänner aufs Rathhaus fordern, und gab ihnen vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, nach welcher sie ihre Einwilligung zu dem, was von ihnen verlangt wurde, geben sollten. Allein da diese nicht erfolgte, wurden die drei Bürgermeister nach Schwerin, der eigentlichen Residenz der Herzoge von Meklenburg-Schwerin, aufs Schloß gebracht und bewacht. Hier waren sie ohne Betten, ja ohne Stroh; Niemand durfte zu ihnen kommen; die Briefe an sie wurden ihnen nicht überliefert, selbst das Essen, das man ihnen schickte, wurde unten im Schlosse abgenommen. Sie aber blieben fest und standhaft in

der Weigerung, ihrer Bürgerschaft Rechte zu vergeben, die sie von jeher behauptet hatte. — Noch mehr mußten sich die Hundertmänner gefallen lassen. Sie wurden in die sogenannte blaue Stube eingesperrt, wo die Hitze und das Ungemach so groß war, daß Einer zu rasen anfing. Endlich wurden sie nach Bützow gebracht, mußten hier in dem ekelhaftesten Schmutz und Gestank schmachten, und wurden überhaupt so unmenschlich behandelt, daß Einige von ihnen erkrankten, ohne daß man ihnen weder Arzenei noch eine besondere Pflege angedeihen ließ. Kaufmann Watthenſten erhielt die Nachricht, daß sein Bruder gestorben, seine Frau krank und sein einziges Kind vom Schlage getroffen sey; er bat, daß man ihm nur erlaube, sich wegen dieses Schreckens zur Ader lassen zu dürfen; aber umsonst.

Dieses standhafte Betragen erweckte die Theilnahme auch der entfernten Personen. Der Herzog von Meklenburg-Strelitz bat den Herzog Karl Leopold dringend, von seinem harten Vorhaben abzulassen; auch der Kaiser mißbilligte seine Schritte, und verlangte, diese Angelegenheiten sollten bei den Reichsgerichten ausgemacht werden. Die Stadt behauptete ihre bisherigen Freiheiten, und Karl Leopold mußte, nach dem Abmarsch der russischen Regimenter aus der Nähe, die Folgen seiner Vergehungen büßen.

5. Ludwig, Freiherr von Holberg, der sich als berühmter dänischer Schriftsteller große Verdienste um die Sitten und den Geschmack seiner Landsleute erworben (starb 1754), verlor schon frühzeitig seine Eltern. Ohne Vermögen und ohne Zuflucht war er sich selbst überlassen, und mußte sein eigner Erzieher werden. Seine große Begierde, sich nützliche Kenntnisse zu sammeln, ließ ihn die größten Hindernisse und Schwierigkeiten dabei besiegen. Er lernte ohne Lehrmeister lesen, und als er kaum neun oder zehn Jahr alt war, wollte er nichts Anderes, als die Studien, zu seiner Beschäftigung erwählen. Er wanderte von einer Schule zur andern, und bettelte sein Brot und seine Wissenschaften. In seinem siebzehnten Jahre, anstatt sich auf Etwas zu legen, wodurch er sich aus der Armuth, in der er sich befand, hätte herausreißen können, faßte

er den Entschluß, seine Kenntnisse auf Reisen zu vermehren. Von seiner Geburtsstadt Bergen, in Norwegen, ging er nach Kopenhagen, und lehrte daselbst die französische Sprache, das einzige Mittel, welches ihm das Glück darbot, seinen Unterhalt zu finden. In den freien Stunden, welche ihm dieser sein mühsamer Nahrungsstand erlaubte, ließ er, so viel ihm sein geringes Einkommen gestattete, keine Gelegenheit unbenutzt, bei welcher er sich in seinen Kenntnissen vervollkommnen konnte. Seine Umstände ließ er sich keinen Augenblick hindern, sein Vorhaben auszuführen. Ohne Geld und ohne Empfehlungsschreiben unternahm er eine Reise durch Europa. Eine gute Stimme und ein wenig Musik waren die Mittel, welche ihm die Kosten zu dieser Reise verschafften. Des Tages über reisete er, und des Nachts sang er vor den Thüren der Bauern, um sich ein Nachtlager und eine mäßige Mahlzeit zu verschaffen. Auf diese Weise kam der junge Holberg bis nach England, hielt sich einige Tage in London auf, und reisete von da nach Oxford. Hier gab er in der Musik und in der französischen Sprache Unterricht, zwar nur in so weit und in so vielen Stunden, als er zum Erwerb eines mittelmäßigen Unterhaltes nöthig hatte. Die übrige Zeit widmete er der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und der Weltweisheit. Bereichert mit allen Kenntnissen, die er sich auf seinen Reisen durch Europa gesammelt hatte, ging er zurück nach Kopenhagen, wo seine Verdienste alsbald erkannt wurden, und wo er in der Folge, bereichert durch die Wohlthaten seines Königs, ein glänzendes Glück machte, und durch seine rühmlichen Kenntnisse sich allgemeine Hochachtung erwarb.

Von allen Opfern ist das höchst' und beste,
Durch die man sich dem Himmel kann verbinden,
Ein reiner Geist, ein Wille treu und feste!

Sey fest in dem, was Du für Recht erkannt,
Und reine Einfalt wohn' in Deinem Herzen;
Sey nur der Wahrheit treuer Freund, doch lerne
Mit mildem Sinn dem Irrthum zu verzeih'n!

Bist du auf böse Wege gerathen, so kehre um und bessere dich.

Sir. 21, 1. Hast du gesündiget, so höre auf und bitte, daß dir die vorigen Sünden auch vergeben werden.

Sir. 17, 20. Die sich bessern, läßt Gott zu Gnaden kommen, und die da müde werden, tröstet er, daß sie nicht verzagen.

Sir. 18, 22. Spare deine Buße nicht, bis daß du krank werdest, sondern bessere dich, weil du noch sündigen kannst.

Spr. Sal. 2, 7. Gott lässet es dem Aufrichtigen gelingen, und beschirmet die Frommen.

Ps. 51, 12. Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz, und gieb mir einen neuen gewissen Geist.

1. Franziskus Junius, ein Jüngling, dessen Geschlecht von gutem Adel abstammte, war so unglücklich, in mancherlei Sünden, und endlich selbst in eine gänzliche Gottesverleugnung zu verfallen, ungeachtet er von seinem eben so gelehrten als frommen Vater, der ein Rechtsgelehrter war, die beste Erziehung genossen, und den vortrefflichsten Unterricht erhalten hatte. Dieser verbarg zwar anfangs seinen Kummer, den er darüber empfand, indessen war er um so viel nagender, da sein Sohn sonst zu großen Hoffnungen berechtigte. Er versuchte daher alles Mögliche, ihn auf bessere Wege zu leiten, ließ es an guten Ermahnungen nicht fehlen, und empfahl ihm besonders das Lesen der heiligen Schrift. Der Jüngling folgte dem Rathe des redlichen Vaters, und las die Bibel, anfangs aus Neugierde, dann aber mit so aufrichtigem Herzen, daß er die seligsten Wirkungen davon bei sich wahrnahm. Er wurde nicht nur von seinem Unglauben gänzlich befreit, sondern vertauschte auch die Rechtswissenschaft mit der Gottesgelahrtheit, um sich mit nichts mehr, als mit der heiligen Schrift beschäftigen zu können. Durch seinen Fleiß brachte er es dahin, daß er ein sehr geachteter Religionslehrer ward, der an mehreren Orten sein Amt mit großer Treue, in Demuth und Aufrichtigkeit des Herzens, verwaltete.

2. Ein junger Engländer, der eine gute und sorgfältige Erziehung genossen hatte, ging nach Ostindien, und gerieth hier in einen großen sittlichen Verfall. Endlich ward er krank,

und weil er sonst zur Kirche gekommen war, besuchte ihn einer der dortigen Missionarien, und unterhielt sich und betete mit ihm auf sein Verlangen. Es ward besser mit ihm, und der folgende Besuch des Predigers war ihm gleichgültiger; nach einiger Zeit aber ward es mit ihm so schlimm, daß er die Hoffnung zur Genesung aufgeben mußte. Er wies alle seine Freunde von sich, und erbat sich nur den Besuch des Predigers. Diesem gestand er nun, daß er sich in Indien fast in keiner Sache so sehr geübt habe, als in der Betäubung seines Gewissens, und es doch nie ganz habe einschläfern können. »Jetzt will kein Trost mehr bei mir haften,« seufzte er reuevoll; »ach daß ich eher Buße gethan hätte, — o daß ich treu und beständig in dem ersten Guten, in meinen jungen Jahren geblieben wäre! Ach, möchte doch meine Buße rechtschaffen seyn! Wenn ich davon könnte überzeugt werden, dann würde der Trost aus den Verheißungen Gottes bei mir Platz finden. Aber sie ist es nicht!« — Mit dieser Besorgniß verschied er, und sie war um so größer, da er eben vor einem Jahre, in einer andern Krankheit, Besserung angelobt, aber sein Versprechen nicht gehalten hatte.

3. Fulco, Graf von Anjou, übergab noch bei Lebzeiten die Regierung seines Landes seinem Sohne Gottfried, unter folgenden Ermahnungen: »Dadurch, daß ich Dir mein Reich übertrage, mache ich Dich zum Vater aller Deiner Unterthanen. Gebrauche Deine Macht nur zu ihrem Wohle, zum Schutze der Unschuld, zur Bestrafung des Lasters. Deinen Vortheil mußt Du dem allgemeinen Besten zum Opfer bringen, den Unterthanen ein Muster und Vorbild aller Tugenden seyn, und ihnen zeigen, daß Du durch Weisheit eben so sehr als durch die Geburt über sie erhaben bist. Dies sind Deine Pflichten! Solltest Du sie verletzen, so würde ich Dich nicht mehr als meinen Sohn erkennen, und aus Pflicht eben so strenge gegen Dich seyn, als ich Dich jetzt liebe und Dir Gutes erweise.« Hierauf begab sich der alte Fulco in ein Kloster, um die letzten Tage seines Lebens mit Andachtsübungen zuzubringen. — Gottfried vergaß bald des väterlichen Rathes und seiner Pflichten. Er belegte seine

Unterthanen mit drückenden Auflagen, und behandelte sie mit unmenschlicher Grausamkeit. Als der rechtschaffene Fulco hiervon Kunde erhalten, verließ er sogleich das Kloster, sammelte sein Volk um sich, und bot alle Kräfte auf, es von dieser harten und unverdienten Sklaverei zu befreien. Gottfried, der durch diesen Schritt seines Vaters wieder zur Besinnung kam, ging ihm eiligst entgegen, warf sich reuevoll zu seinen Füßen, und flehete um Gnade. Der alte Vater vermochte anfangs kaum die Aufwallungen seines gerechten Zornes zu unterdrücken; als aber Gottfried Besserung und Treue in der Erfüllung seiner Regentenpflichten auf das Heiligste angelobte, verzieh er ihm, mit der Weisung, künftig dankbarer, gerechter und menschenfreundlicher zu handeln. — Gottfried hielt, was er versprach. Das Glück seiner Unterthanen war von nun an sein höchster Wunsch, und es zu befördern, seine einzige Beschäftigung.

4. Ein Musquetier hatte bei der Rosbacher Schlacht (5. Novemb. 1757) ungefähr vierzig Thaler in Golde erbeutet, und sie nachher heimlich in sein Unterzeug vernäht, worauf er seinen Marsch mit stiller Freude bis nach Prachwitz, kurz vor der Schlacht bei Leuthen, machte. Hier ward er von einigen seiner Kameraden in ein Spiel gezogen, worin er verlor. Nun setzte er sich vor, das Verlorene wieder zu gewinnen, spielte weiter, und zwar so unglücklich, daß er von seinem eingenäheten Gelde ein Stück nach dem andern aus seiner Uniform hervorlangen mußte, und nichts mehr übrig blieb. Hierüber gerieth er in die größte Verzweiflung. Sein erster Gedanke war, sich sogleich zu erschießen, und hierauf nahm er ein geladenes Gewehr nebst noch einer scharfen Patrone, ging still nach seinem Quartier, durch den Garten, hinter eine Scheune, um hier seinen Vorsatz auszuführen. In einer kleinen Entfernung davon war der König recognosciren geritten, bemerkte diesen Soldaten, sprengte schnell an ihn heran und sagte: »Du, was machst Du hier?« Dieser, ganz erschrokken, ließ sein Gewehr fallen, und stand verstummt vor dem König. Der Monarch, der sogleich sein Vorhaben merkte, fragte: »Warum hast Du das thun wollen?« — Hier er-

zählte der Musquetier Alles, und setzte noch hinzu, daß er dieses erbeutete Geld, wenn er würde in die Winterquartiere gekommen seyn, seinem alten Vater und seiner blinden Schwester zum Unterhalt habe schicken wollen, da er nun aber alles verspielt habe, und seine Freude vereitelt sey, so habe er aus Verzweiflung diesen Schritt thun wollen. Der König ward hierüber sehr gerührt, befahl dem damaligen Obristlieutenant von Krusemark, dem Soldaten das verlorene Geld sogleich zu geben, und sagte: »Du bist noch jung, und kannst mir noch lange dienen; schäme Dich Deines jetzigen Fehlers, den ich Dir vergeben will. Geh' still nach Deinem Quartier; Deine Schwester will ich versorgen lassen.« — »Ach, Ihro Majestät, ich werde, wenn ich zurückkomme, gestraft werden,« erwiederte der Soldat. Der König drehte sich nach der Suite und sagte: »Niemand erzähle diesen Auftritt!« — und zum Soldaten: »Diene mir treu, und führe Dich gut auf, so werde ich für Dich sorgen.« — Das that auch der Soldat, und ist nachher im Jahre 1773 als Feldwebel gestorben.

5. Quad, ein Bauer zu Mäschenbach in der Grafschaft Hachenburg, hatte sich dem Branntwein ergeben, und es war nach und nach so weit mit ihm gekommen, daß er sich beinahe um Gesundheit und Vermögen dadurch gebracht hatte. Sein Pflug stand, sein Vieh verdarb, seine Frau und Kinder waren ohne Brot, die Obrigkeit strafte ihn wegen Ausschweifungen, und dennoch blieb Quad, wie er war. Man hatte schon alle Hoffnung zu seiner Besserung aufgegeben, als er durch die Stille einer schönen Sommernacht zur Reue erweckt und zur gänzlichen Umkehr von seinem bisherigen Betragen geleitet ward. Er ging nämlich einst des Abends spät von Hachenburg nach seinem Dorfe zurück. Es war eine der schönsten Sommernächte, und der Mond beleuchtete die Gegend um ihn her, die mit reichem Segen prangte. Er war ganz allein; die feierliche Nacht, die Stille — Alles erweckte in ihm ganz ungewohnte Empfindungen. Er verfiel in ernsthafte Betrachtungen. Um ihn her war Alles stille, und sein Herz und Gewissen war in der größten Unruhe; überall in der Natur erblickte er Schönheit und Ordnung, und in seinem

Betragen und seinem Hauswesen fand er nichts als Verwirrung und Unordnung. Die ganze Natur zeigte ihm so viel herrliche Gaben des gütigen Schöpfers, der alle seine Geschöpfe so gern froh und glücklich machen will, und er hatte sich und die Seinigen durch seine Laster so unglücklich gemacht. Jetzt prüfte er seinen ganzen Zustand, und fand mit Beschämung, wie glücklich er mit Weib und Kindern hätte seyn können, wenn er als ein rechtschaffener Hausvater gelebt hätte. Er überlegte alle die traurigen Folgen, die noch in Zukunft ihn und seine Familie treffen würden, wenn er nicht sogleich die bisher betretene Bahn verließe, und einen neuen bessern Lebensweg einschlüge. Jetzt ermannte er sich, und voll Reue über sein wildes zügelloses Leben verwünschte er den Branntwein, und schwur, nun nicht länger sein ärgster Feind zu seyn. Mit diesem Gelübde ging er nach Hause — und von der Stunde an trank er keinen Tropfen Branntwein mehr. Sein Fleiß verdoppelte sich, und sein Zustand verbesserte sich mit jedem Tage; seine Frau erhielt einen rechtschaffenen Mann, und seine Kinder einen redlichen Vater wieder. Seit Jahr und Tag ist er einer der ordentlichsten Unterthanen, und nie wieder seinem Gelübde untreu geworden.

6. Der gräflich M...sche Oberförster in N..., ein Mann von einem unbescholtenen liebenswürdigen Charakter, hatte das Unglück, mit einem ungerathenen Sohne gestraft zu seyn. Zwar wurde Alles angewandt, ihn zu einem brauchbaren rechtschaffenen Manne zu bilden, aber nichts wollte fruchten. Ohne an die Zukunft zu denken, und die traurigen Folgen seiner Ausschweifungen zu überlegen, setzte er sein zügelloses Leben fort, und verließ endlich sogar das Haus des gekränkten Vaters. — Einige Jahre vergingen, ohne daß der Förster etwas von dem Verirrten in Erfahrung bringen konnte. Nun geschah es, daß man eines Tages in den herrschaftlichen Forsten Wilddieben auf die Spur kam, und so glücklich war, zwei derselben zu ergreifen. Als die Jäger sie binden und der Gerechtigkeit überliefern wollten, erkannten sie in einem derselben den Sohn des Oberförsters. Aus Rücksicht auf den alten Vater, dem sie gern den Verdruß und die Schande ersparen moch-

mochten, befreiten sie ihn sogleich von den Banden, und riethen ihm, sich in einem nicht weit entfernten Dorfe so lange verborgen zu halten, bis sie den Vater auf das Vorgefallene vorbereitet, und ihm bei demselben Verzeihung ausgewirkt hätten. Der junge Wüstling nahm diesen Vorschlag nicht an, sondern verlangte, wie sein Kamerad bestraft zu werden. Beide wurden also in den herrschaftlichen Hof geführt. Kaum aber erblickte der ungerathene Sohn seinen Vater, so fiel er demselben zu Füßen, und bat flehentlich um Vergebung. »Wenn noch ein Fünkchen Ihrer ehemaligen Liebe in Ihrem Herzen für mich glimmt,« sprach er unter einem Strom von Thränen, »wenn meine Ausschweifungen Ihr väterliches Gefühl noch nicht ganz erkaltet haben, so lassen Sie Ihren verirrten, aber reuigen Sohn wieder Gnade finden, und in den Schooß des Besten der Väter zurückkehren; auch für den Mitschuldigen meiner Verbrechen flehe ich um Verzeihung und Gnade!« Sprachlos und seiner Sinne beraubt stand der alte würdige Mann da; er wußte sich lange nicht zu fassen. Endlich, als das Bewußtseyn zurückkehrte, erwachte mit demselben zugleich auch die väterliche Liebe. Tiefbewegt schloß er den Knieenden in seine Arme, und sagte mit zitternder Stimme: »Sofern Deine Thränen — Thränen einer aufrichtigen Reue und einer ernstlichen Besserung sind, will ich Dir vergeben, Dir wieder mein Herz öffnen, und mich für Dich und Deinen unglücklichen Gefährten bei der Behörde aus allen Kräften verwenden.« — Er that's, und der menschenfreundliche Graf, der an dem traurigen Schicksale seines braven Oberförsters schon lange den herzlichsten Antheil genommen und das Ende seiner Leiden gewünscht hatte, gewährte die Bitte des Vaters, und begnadigte Beide. — Ein Strahl des Lichtes durchfuhr ihr Herz, und getilgt wurden die Sünden ihrer Jugend durch Reue und standhafte Besserung.

7. Norbert ***, der Sohn adeliger sehr angesehener Eltern, kam als ein Jüngling mit einem hellen Verstande und einem für alles Gute empfänglichen Herzen an den Hof des Kaisers Heinrich IV., wo sich ihm der Gelegenheiten und Reizungen zur Eitelkeit der Welt und zur sinnlichen Wollust

unzählige darboten. Er überließ sich den verführerischen Lokkungen, und war so unglücklich, sich von der Bahn der Tugend auf den Weg der Sünde und des Lasters zu verirren. Lange lebte er in dieser traurigen Verblendung, bis er endlich, schon nahe am Rande des Verderbens, dem Elende noch zeitig genug entrissen wurde. Er machte nämlich mit seinem Diener eine Reise zu Pferde, als sich ein fürchterliches Ungewitter erhob, und ein zuckender Blitzstrahl gerade vor ihm niederschlug. Norbert sank vom Pferde herab, verlor alles Bewußtseyn, und lag eine Stunde in Ohnmacht. Als er wieder zu sich selbst kam, regte sich sein Gewissen, und er sprach zu sich selbst: »O, wie habe ich bisher gelebt! Gott kennet mein Herz, und keine Verstellung decket mich vor ihm. Ich habe durch meine bisherigen Sünden sein Mißfallen verdient. Könnte ich doch alle meine jugendlichen Thorheiten vernichten, wie gern wollte ich es thun! Allein das Vergangene ist nicht ungeschehen zu machen. Doch ich kann mich bessern, und zur Tugend zurückkehren, und das will ich redlich thun; jeder Augenblick meines Lebens soll der Tugend geweiht seyn!« — Norbert hielt Wort. Er verließ den kaiserlichen Hof, der ihm so gefährlich war, und begab sich nach Xanten. Hier bewahrte er sein Herz vor allen Reizen der Verführung, stärkte sich in der Uebung des Guten, und ist nie wieder der Tugend untreu geworden.

»Wachet auf!« ruft uns die Stimme
Des Herrn, des Weltenrichters Stimme;
»Zum Kampf und Sieg macht euch bereit!«

Lohn und Strafe, Tod und Leben,
Hat Gott in eure Hand gegeben:
Erwacht! noch ist's zur Buße Zeit!

Daß der Mensch sich frei entschließe,
Ringend mit der Leidenschaft,
Gab ihm Gott des Willens Kraft!

3. Sorge für deine Gesundheit und die Erhaltung deines Lebens.

Härte deinen Körper ab.

Sir. 30, 17. Der Tod ist besser, denn ein sieches Leben oder stete Krankheit.

Sir. 30, 15. Gesund und frisch seyn ist besser denn Gold, und ein gesunder Leib ist besser denn großes Gut.

1. Marcus Cato, der römische Censor (starb 147 v. Chr. Geb.), machte seinen Körper in der Jugend durch Arbeitsamkeit und Abhärtung stark und dauerhaft. Von seinem kleinen Landgute ging er des Morgens nach Rom, und stand den Parteien, wenn sie es verlangten, vor Gericht bei. Nachher begab er sich auf seinen Acker, arbeitete im Winter in einer Jacke, wie die Sklaven trugen, im Sommer aber ohne Rock, mit seinen Knechten. Schon früh that er Kriegsdienste. Auf dem Marsche trug er seine Waffen immer selbst, und bloß ein Knecht trug seine Lebensmittel. Im Felde trank er beständig Wasser, bei heftigem Durste Essig, und nur, wenn er eine Schwächlichkeit bemerkte, ein wenig Wein. — So wie er sich selbst gewöhnt hatte, erzog er auch seinen Sohn. Er lehrte ihn selbst den Wurfspieß werfen, fechten, reiten, ringen, Hitze und Kälte ertragen, und schwimmen. Dadurch brachte er es dahin, daß sein Sohn, der sehr schwächlich war, doch ziemlich gesund und stark wurde.

2. Der Grieche Philopömen (etwa 150 J. v. Chr. Geb.) übte als Jüngling seinen Leib entweder durch die Jagd oder durch den Gartenbau, um ihn zugleich gelenkig und stark zu machen. Täglich pflegte er nach dem Essen auf sein Landgut zu gehen, welches nicht weit von seiner Vaterstadt Megalopolis lag. Hier schlief er auf eben so schlechter Streu, als seine Arbeiter, stand sehr früh wieder auf, und half seinen Weingärtnern und Knechten so lange arbeiten, bis er sich wieder in die Stadt begab, um die öffentlichen Geschäfte für seine Freunde oder vor den Gerichtsstühlen zu führen.

3. Graf Ernst von Mansfeld, welcher im Anfange des dreißigjährigen Krieges den Evangelischen gegen den Kaiser

Ferdinand I., der sie unterdrücken wollte, wichtige Dienste leistete, verdankte sein langes Leben, seine feste Gesundheit und seine Stärke noch in den letzten Augenblicken der Uebung, wodurch er sich von Jugend auf zur Arbeit, zu Beschwerden, zum Wachen, zum Frost, Hunger und Durst abgehärtet hatte. Er starb stehend, indem er sich von zwei Bedienten halten ließ.

4. Karl XII., König von Schweden (starb 1718) erhielt in seiner Jugend eine strenge und harte körperliche Erziehung, die seinen Körper gegen alle Beschwerden abhärtete. Er bekam nichts Anderes als Wasser zu trinken, wurde sehr mäßig im Essen gehalten, mußte auf einem harten Lager schlummern, und allerlei Leibesübungen anstellen. Dies machte ihn gleichgültig gegen alle Strapazen des Krieges, so daß er Hitze und Kälte, Hunger und Durst weit besser ertragen konnte, als ein gemeiner Mann. Im Winter marschirte er über Eis und Schnee so munter hinweg, wie ein Anderer über blumige Wiesen. Er kam öfters einen ganzen Monat nicht aus seinen Kleidern, und schlief häufig ganze Monate hindurch auf bloßer Erde unter freiem Himmel. Einmal zeigte ihm ein gemeiner Soldat ein Stück Haferbrot, welches zugleich schon schimmlig war, und beklagte sich über diese schlechte Kost. Der König nahm das Brot ihm aus der Hand, aß das ganze Stück vor seinen Augen, und nachdem er es aufgegessen hatte, sagte er zum Soldaten: »Gut ist das Brot freilich nicht, es ist aber doch zu essen.«

5. Volney Beckner, der Sohn eines irländischen Seemannes, lernte schon frühzeitig die Kunst zu schwimmen, und er schwamm schon muthig und beherzt hinter dem Schiffe her, als er erst vier Jahr alt war. Seine Nahrung war sehr einfach; sie bestand nur aus Schiffszwieback und Wasser, und dennoch war er frisch und kräftig. Er schlief auf hartem Bretterboden des Schiffes, und wurde öfters aus dem Schlafe zu anstrengenden Arbeiten gerufen. In aller Art abgehärtet, ertrug er die größten Anstrengungen mit lachendem Muthe. Als er zwölf Jahr alt war, wurde er bereits, seiner seltenen Geschicklichkeit und Thätigkeit wegen, im Dienste des Schiffes mit Sold angestellt, der ihm bald nachher verdoppelt ward.

Mein Leib ist Dein Geschenk; Du hast sein Leben
Zum Dienste meiner Seele mir gegeben,
Ihn soll ich, Gott, erhalten, vor Gefahren
Ihn treu bewahren.

Ich soll, daß er zum Dienste Kraft gewinne,
Ihn härten, männlich jede Lust der Sinne
Beherrschen, daß er nicht der Tugend Mühe
Verzärtelt fliehe.

Gönne deinem Körper die nöthige Ruhe und Erholung.

Ephes. 5, 29. Niemand hat jemals sein eigen Fleisch gehasset, sondern er nähret und pfleget sein.
Sir. 33, 30. Halte Maaß in allen Dingen.

1. Der griechische Philosoph Aristoteles (etwa 350 J. v. Chr. Geb.) war so unersättlich im Studieren, daß er darüber seine Gesundheit und sein Leben vernachlässigte. Wenn er sich schlafen legte, so nahm er eine Kugel in die Hand, und hielt sie über ein Becken, damit er wieder aufwachen möchte, wenn er die Kugel fallen ließe. Da er übrigens mäßig lebte, so hielt er diese Anstrengungen länger aus, als es sonst möglich gewesen wäre; aber er starb doch schon in seinem drei und sechszigsten Jahre, von Arbeit und Wachen abgezehrt, da er sonst ein weit höheres Alter hätte erreichen können.

2. Der durch seine edle Thätigkeit zur Zeit der Glaubens- und Kirchenverbesserung berühmt gewordene würtembergische Gottesgelehrte Johann Brenz bewies sich schon in seiner Jugend unermüdet fleißig, ohne zu bedenken, daß er auch für seine Gesundheit sorgen müsse. Er beschäftigte sich nämlich nicht nur den Tag über mit Lernen und Lesen, sondern pflegte auch bald nach Mitternacht wieder aufzustehen und fortzuarbeiten. Diese Gewohnheit zog ihm nachher eine Schlaflosigkeit zu, an welcher er in seinem ganzen Leben zu leiden hatte.

3. Wilhelm Cecil, der einsichtsvollste und rechtschaf-

fenſte Staatsminiſter der berühmten Königin Eliſabeth von England, ging im vierzehnten Jahre ſeines Alters nach Cambridge, um dort zu ſtudieren. Um recht viel lernen zu können, ließ er ſich jeden Morgen um vier Uhr wecken. Sobald er aufgeſtanden war, eilte er zu ſeinen Büchern, und ſaß dabei den Tag über, ohne ſich die nöthige Bewegung zu verſchaffen. Aber er bereuete es bald, daß er nicht mehr auf ſeine Geſundheit geachtet hatte; denn von dem Wachen und anhaltenden Sitzen liefen ihm die Beine dergeſtalt an, daß er kaum wieder hergeſtellt werden konnte, und von der Zeit an beſtändig gichtiſchen Zufällen unterworfen war.

4. Der berühmte jüdiſche Philoſoph Moſes Mendelsſohn (ſtarb 1786) hatte einen ſo unerſättlichen Durſt nach Kenntniſſen, daß er, beſonders in früheren Jahren, oft ganze Nächte durchwachte, weil er am Tage zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen keine Zeit hatte. Oft war es ihm unmöglich, ſeine Lampe eher auszulöſchen, als bis der Morgen ſchon wieder in ſein Zimmer blickte. — Er zog ſich aber durch dieſe häufigen Nachtwachen ſeine nachherige langwierige Nervenſchwäche zu, ſo daß er ſchon im ſechs und funfzigſten Jahre ſeines Lebens ſtarb.

5. Johann Friedrich Nagel, vierter Lehrer am reformirten Gymnaſium zu Halle, ſtarb als ein Opfer einer zu angeſtrengten Thätigkeit. Er bezog von ſeinem Amte nur einen geringen Gehalt, und da dieſer nicht hinreichend war, ſeine Gattin, vier Kinder und zwei alte hülfloſe Schwiegereltern zu ernähren, ſo ſah er ſich genöthigt, alle ſeine Kräfte aufzubieten, ſeiner zahlreichen Familie hinlänglichen Unterhalt zu verſchaffen. Er gab deswegen Privatunterricht mit ſo unermüdetem Fleiße, daß man ihn noch des Abends um neun Uhr von Schülern umgeben, ja ſogar ſeine letzten Privatſtunden aus dem Bette geben ſah. Dabei beſchäftigte er ſich noch mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, die mit Beifall aufgenommen wurden. Durch dieſe ununterbrochenen Anſtrengungen, wobei ihm keine Stunden zur Erholung übrig blieben, erſchöpfte er ſeine Kräfte ſo ſehr, daß er ſchon in ſeinem zwei und dreißigſten Lebensjahre (1791) eines frühzeitigen Todes ſtarb.

Der Arbeit Uebermaaß erschöpft des Körpers Kraft:
Stärk' ihn durch weise Ruh, sie stählt der Seele Schwingen;
Doch auch der Müßiggang verzehrt des Lebens Saft,
Entnervt den Geist, und legt der Tugend Schlingen.

So will ich denn mit Sorgfalt meiden,
Was meines Körpers Wohlseyn stört,
Daß nicht, wenn seine Kräfte leiden,
Mein Geist den innern Vorwurf hört:
Du selbst bist Störer deiner Ruh,
Du zogst dir deine Leiden zu!

Meide jede plötzliche Abkühlung nach einer Erhitzung.

Spr. Sal. 19, 8. Wer klug ist, liebt sein Leben.

Luc. 9, 25. Was für Nutzen hätte der Mensch, ob er die ganze Welt gewönne, und verlöre sich selbst, oder beschädigte sich selbst.

Sir. 7, 40. Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebles thun.

1. Philipp I., der Schöne, war der Sohn des deutschen Kaisers Maximilian I., und der Vater des deutschen Kaisers Karl V. Er vermählte sich mit der Prinzessin Johanna, einzigen Tochter Ferdinands des Katholischen und der Isabella, die Aragonien und Kastilien mit einander vereinigten, und ganz Spanien beherrschten. Nach dem Tode der Isabella trat er mit seiner Gemahlin die Regierung von Kastilien an, und wäre nach dem Ableben Ferdinands Herr der großen spanischen Monarchie geworden; aber er verlor die Aussicht auf alle die Freuden, die er hätte genießen, auf alles Gute, das er hätte stiften können, durch eine Unbesonnenheit. Nach der starken Erhitzung bei einem Ballspiele zu Burgos suchte er sich schnell abzukühlen, und sechs Tage nachher mußte er, schon im acht und zwanzigsten Jahre seines Lebens, seinen Geist aufgeben.

2. Karl, der Sohn eines Beamten in G..., hatte sich durch das Laufen mit seinen Gespielen sehr erhitzt. Um sich abzukühlen, entblößte er sich bis aufs Hemde, trank schnell ein Glas kaltes Wasser, und stellte sich, um dem Spiel der

Uebrigen zuzusehen, an ein Fenster, wo starke Zugluft war. Bald trat sein Schweiß zurück. Am Abend fing er an über Kopfweh und Schmerzen in der Brust zu klagen. Man brachte ihn zu Bette, und hoffte, daß er den andern Tag wieder gesund seyn würde; aber das Uebel verschlimmerte sich von Tage zu Tage, und man sah nach einiger Zeit, daß er die Auszehrung hatte. Unter beständigen Schmerzen mußte er fast ein halbes Jahr zu Bette liegen, bis endlich der Tod seinen Leiden ein Ende machte.

3. Der durch seine witzigen Schriften und heitere Laune im Umgange beliebte französische Gelehrte Paul Scarron (starb 1666) mußte bei einem kranken Körper oft viele Schmerzen leiden, und diese hatte er sich selbst zugezogen. Eine Karnevalslustbarkeit war es, die ihm auf einmal den Gebrauch der Beine, die so tapfer getanzt hatten, der Hände, die so schön zu malen und auf der Laute zu spielen wußten, mit einem Worte, seinen sonst sehr gelenkigen und geraden Körper nahm. Denn nach einer starken Erhitzung erkältete er sich schleunig eben so sehr, und legte dadurch den Grund zu dem Uebel, das ihn zum Krüppel machte. Sein Kopf hing stets gegen den Magen herunter, seine Beine waren durch Nervenkrämpfe zurückgezogen, und oft war er mit Reißen in den Gliedern geplagt. Die Aerzte versuchten ihre Kunst an ihm vergeblich: er blieb, wie er war. Aus einem gesunden wohlgestalteten Jünglinge wurde er, durch eine Unbesonnenheit, ein Sammelplatz des menschlichen Elends, und mußte frühe sterben.

4. Der deutsche Kaiser Friedrich I. (Rothbart) verlor durch das Baden in einem Flusse sein Leben. Um den Christen in Palästina, die sich in einer bedrängten Lage befanden, wieder aufzuhelfen, unternahm er noch im siebzigsten Jahre seines Alters einen Kreuzzug, drang mit einem Heere von mehr als 100,000 Mann glücklich in Asien ein, und besiegte die sich ihm widersetzenden Griechen und Türken. — Eines Tages kam ihm die Lust an, um sich von der großen Hitze abzukühlen, im Cydnus zu baden. Allein die plötzliche Erkältung zog ihm eine Ohnmacht zu, so daß er nieder und

unter das Waſſer ſank, für todt an's Ufer gebracht wurde, und nach wenigen Stunden ſeinen Geiſt aufgab.

5. Die Tochter eines Predigers in Heſſen, ein Mädchen von ſiebzehn Jahren, hatte ſich in einem der heißen Monate bei einer häuslichen Arbeit ſehr erhitzt, und empfand einen brennenden Durſt. So warm, wie ſie war, ging ſie in den kühlen Keller ihres Vaters, zapfte ſich Bier, und trank es in großen Zügen. Der Durſt war nun wohl gelöſcht, aber es überfiel ſie jetzt ein Froſt, daß ſie wie im Fieber zitterte. Sie legte ſich frühzeitig nieder. Am andern Morgen redete ſie heiſer, und blieb es auch bis an ihr Ende. Ihr Körper ſchwoll ſo an, daß ſie den Kopf unbeweglich tragen mußte. Die bekümmerten Eltern ſuchten bei allen Aerzten in der Nähe und Ferne Hülfe, doch umſonſt! Nach einem langen ſchmerzhaften Krankenlager war nur der Tod der Retter ihres armen Kindes.

6. An einem ſehr ſchwülen Tage 1796 ertrank der Student Billing, aus Cosmar, ein an Geiſt und Herz vorzüglicher Jüngling, beim Baden in der Saale. Auf dem Hinwege zur Badeſtelle hatte er ſich erhitzt, und war unvorſichtig genug, ſtatt die allmählige Abkühlung erſt abzuwarten, ſich ſogleich zu entkleiden und ins kühle Waſſer zu ſtürzen. Wahrſcheinlich zog er ſich durch dieſe höchſt gefährliche raſche Erkältung des Körpers einen Schlagfluß, oder wenigſtens einen Krampf zu, der ihn, obwohl er ein tüchtiger Schwimmer war, doch unfähig machte, ſich zur Wiedererreichung des Ufers ſeiner Geſchicklichkeit zu bedienen. Das Waſſer verſchlang ihn in der Blüthe ſeiner Jahre. Erſt nach einigen Tagen zog man ihn, von den Fiſchen ſchon angefreſſen, aus dem Waſſer heraus.

Sehr oft bedient, ein Uebel abzuwenden,
Der unvorſicht'ge Menſch des heft'gen Mittels ſich;
Doch bald bereut er es, denn unter ſeinen Händen
Erwächſt es, wirkt es fürchterlich;
Umſonſt iſt ſein Bemüh'n, der Kraft zu widerſtehen,
Er unterliegt und muß hülflos zu Grunde gehen.

Gesundheit, heiliges Geschenk,
Wir wollen stets dich ehren,
Mit Sorgfalt deiner eingedenk,
Bevor wir dich entbehren.
Oft schadet ein verweg'ner Sprung,
Ein Lüftchen oft, ein kühler Trunk:
Laßt uns dem Leichtsinn wehren!

Halte immer eine strenge Lebensordnung.

Spr. Sal. 10, 27. Die Furcht des Herrn mehret die Tage, aber die Jahre der Gottlosen werden verkürzet.

Sir. 18, 26. 27. Es kann vor Abends wohl anders werden, als es am Morgen war, und solches Alles geschiehet bald vor Gott. Ein weiser Mensch ist in diesem Allen sorgfältig.

5 Mos. 32, 29. O, daß sie weise wären, und vernähmen solches, daß sie verständen, was ihnen hernach begegnen wird!

1. Ein alter Mann wurde gefragt, woher es komme, daß er in seinem hohen Alter noch so gesund und munter sey. — »Ich habe,« gab er zur Antwort, »seit meinem zwanzigsten Jahre, wo ich so schwächlich war, daß ich kaum noch einige Jahre zu leben glaubte, immer auf eine strenge Lebensordnung gehalten. Zur bestimmten Zeit bin ich aufgestanden und zu Bette gegangen; zur bestimmten Zeit und immer habe ich mein einmal bestimmtes Theil gegessen und getrunken, ein immer gleiches Maaß von Arbeit und Ruhe beobachtet, und meinem Körper die nöthige Bewegung gemacht: das hat mich bis heute so gesund und munter erhalten.«

2. Der römische Kaiser Severus (starb 211 n. Chr. Geb.) war bis an sein Lebensende einer der thätigsten Fürsten, der in seiner ganzen Lebensweise eine feste Ordnung befolgte. In Friedenszeiten stand er mit Anbruch des Tages auf, ließ sich dann Staatsangelegenheiten vortragen, und sprach Recht mit vieler Einsicht. Gegen Mittag ritt er aus, oder machte sich eine andere Leibesbewegung, und speis'te darauf allein oder nur in Gesellschaft seiner Familie. Nach der Tafel schlief er ein wenig, und setzte dann die Geschäfte des Tages fort. Darauf wohnte er den griechischen und lateinischen Redeübungen in einem Säulengange bei, und ging nach einem genom-

menen Bade zur Abendtafel, bei welcher aber, außer an feierlichen Gastmählern, nie ein fremder Gast erschien. Obgleich vom Podagra heftig geplagt, änderte er doch bis an seinen Tod seine einfache und thätige Lebensweise nicht. Er starb in seinem sechs und sechszigsten Lebensjahre, nach einer beinahe achtzehnjährigen Regierung.

3. John Howard, einer der edelmüthigsten Menschenfreunde; der mit uneigennütziger, unermüdeter Sorgfalt sein ganzes Leben der Verringerung des menschlichen Elends widmete, war der Sohn eines reichen Kaufmanns in England, und starb am 20. Januar 1790 als ein Opfer seiner thätigen Menschenliebe. Sein Geist war sich immer gleich, immer froh und heiter, und er versicherte, daß er dies bloß seiner Mäßigkeit und Ordnungsliebe zu danken habe. Auch wenn er weniger zeitliche Güter gehabt hätte, so würden doch seine wenigen Bedürfnisse eine Quelle der Unabhängigkeit für ihn gewesen seyn. Bei der strengen Lebensordnung, zu der er in seinen jüngern Jahren, seiner Gesundheit wegen, sich gewöhnt hatte, blieb er in der Folge freiwillig, ja, er ging darin so weit, daß er sogar die schmackhaftesten Speisen nicht genoß, die auch die mäßigsten Menschen zur Erhaltung der Stärke und Lebhaftigkeit für nothwendig halten. Speisen aus dem Thierreiche und hitzige Getränke schloß er ganz von seiner Diät aus; Wasser trank er am liebsten. Auch badete er häufig, wie er denn überhaupt auf Reinlichkeit seines Körpers sehr viel zu halten pflegte.

4. Thomas Parr — geboren in der Grafschaft Shropshire in England 1483 — war ein armer Landmann, der sich durch seiner Hände Arbeit ernähren mußte. Er hatte sich von Jugend auf eine strenge Lebensordnung eigen gemacht, von der er nie wieder abzugehen pflegte. Er lebte sehr einfach und mäßig, erlaubte sich keine Ausschweifungen, und wußte überhaupt seine Leidenschaften wohl zu beherrschen. Ohne Krankheiten hatte er ein Alter von hundert und zwanzig Jahren erreicht, als er sich mit einer Wittwe zum zweiten Male verheirathete. Bis in sein hundert und dreißigstes Jahr verrichtete er alle Arbeiten, und ging sogar noch mit zum Korn-

dreſchen. Erſt einige Jahre vor ſeinem Tode fingen ſeine Augen und ſein Gedächtniß an ſchwach zu werden; Gehör und Verſtand blieben in voller Kraft. Als er hundert zwei und funfzig Jahre zählte, machte ſein hohes Alter in London viel Aufſehen, und der König ließ ihn nach Hofe kommen. Hier wurde er ſehr gut aufgenommen, und mit einer Menge ausgeſuchter Speiſen und Leckerbiſſen bewirthet. Da dies gegen ſeine gewöhnliche mäßige Lebensordnung war, ſo fühlte er ſich bald darauf unwohl, und ſtarb nach wenigen Tagen.

Ein Leben haben wir, und dies nur Eine Leben,
Dies, dies verſchwenden wir im blinden Ohngefähr,
Als wär's zu ſparſamer Benutzung nicht gegeben,
Als wenn's das zwanzigſte von tauſend Leben wär'!

Stark und wohlauf zu ſeyn, halt' immer Maaß und Ziel;
Geſundheit fordert nur ſehr wenig, Wolluſt viel!

Lebe mäßig und enthaltſam.

Sir. 37, 30. Prüfe, was deinem Leibe geſund iſt, und ſiehe, was ihm ungeſund iſt, das gieb ihm nicht.

Luc. 21, 34. Hütet euch, daß eure Herzen nicht beſchweret werden mit Freſſen und Saufen.

Sir. 37, 34. Wer mäßig ißt, der lebt deſto länger.

1. Der griechiſche Weiſe Sokrates (ſtarb 400 v. Chr. Geb.) übte die Tugend der Mäßigkeit ſo ſehr in ſeinem Leben aus, als er ſie in ſeinem Unterrichte empfahl. Er nahm nur ſo viel Nahrung, als er mit Appetit eſſen konnte, zu ſich, und war außerdem gewohnt, ſo lange zu gehen, bis der Hunger die Würze ſeiner Speiſe ward. Jedes Getränk war ihm ſüß und wohlſchmeckend, weil er nur dann trank, wenn er wirklich durſtig war. Hatte man ihn zu einem Schmauſe eingeladen, und er nahm die Einladung an, ſo überſchritt er auch hier nie die Grenzen der Mäßigkeit. — Als er einmal einige vornehme Freunde zu Gaſte gebeten hatte, und ſeine Frau darüber verlegen war, daß ſie ihnen nur wenige Gerichte vorſetzen konnte, ſagte er zu ihr: »Mache Dir keinen Kummer; wenn dieſe Leute mäßig zu leben gewohnt ſind, ſo

werden sie auch mit Wenigem zufrieden seyn; sind sie aber Schwelger, so hat sich ein rechtschaffener Mann nicht um sie zu bekümmern.« — »Viele Menschen,« sagte er, »leben um zu essen und zu trinken; ich aber esse und trinke, um zu leben!« — Einer seiner Freunde klagte einmal über die Theurung der Lebensmittel, und vorzüglich des Weins und des Honigs. Sokrates antwortete nichts, und führte ihn zuerst auf den Kornmarkt, und nachher auf den Gemüsemarkt. »Diese Dinge,« sagte er, »müssen wohl die besten Lebensmittel seyn, weil sie die wohlfeilsten sind.«

2. Epaminondas, der Thebaner, einer der größten Helden Griechenlands (starb 363 v. Chr. Geb.), ward einst von einem seiner Freunde zu einem großen Gastmahle eingeladen, wo Lüsternheit und Schwelgerei Alles aufgeboten hatten, um die Sinne zu berauschen. Der einfache Thebaner aber, er, welcher ganz andere Genüsse kannte, als die, welche der Gaumen gewährt, bat sich nur gewöhnliche Nahrungsmittel aus, die er genoß, ohne irgend etwas sonst anzunehmen, was der verschwenderische Ueberfluß ihm darbot. Als ein Freund ihn fragte, weshalb er nicht, wie Andere, das Wohlschmekkendere genösse, gab er zur Antwort: »Ich möchte nicht gern vergessen, wie ich daheim in meinem Hause zu leben gewohnt bin.«

3. Ein Arzt verordnete dem griechischen Philosophen Zeno (um 250 v. Chr. Geb.) in einer Krankheit eine junge Taube zu essen. »Würdest Du einem Sklaven eben diese Speise vorschreiben?« fragte Zeno. »Nein!« antwortete der Arzt. — »Und würde er dessen ungeachtet genesen?« — »Wahrscheinlich!« versetzte der Arzt; »diese Art von Leuten bedarf so zarter Speisen nicht, um ihre Gesundheit wieder zu erlangen.« — Zeno befolgte hierauf den Rath des Arztes nicht, und bediente sich nur der gewöhnlichen Speisen.

4. Der König von Medien, Astyages, ließ ein prächtiges Gastmahl zurichten, um dem jungen Cyrus (nachmaligem König von Persien, geb. 599 v. Chr. Geb.) den Aufenthalt an seinem Hofe desto angenehmer zu machen. Dieser aber fand schon frühe keinen Geschmack an Leckerbissen. Als

Astyages ihn fragte: ob ihm diese Gerichte nicht besser schmeckten, als die persischen? antwortete er: »Nein, lieber Großvater; wir haben bei uns einen viel einfacheren und leichteren Weg, uns satt zu essen. Wir sind mit Brot und Fleisch zufrieden; allein Ihr kommt kaum durch viele Umwege dahin, wohin wir mit leichter Mühe gelangen.«

Ein anderes Mal fragte Astyages seinen Enkel, warum er nicht Wein trinken wolle? »Weil ich gestern bemerkt habe,« antwortete der junge Cyrus, »daß Keiner von denen, die bei der Feier Deines Geburtstages Wein getrunken, bei richtigem Verstande geblieben ist.«

Dies nüchterne und mäßige Leben führte Cyrus auch in spätern Jahren. Als ihn seine Bedienten in einem Feldzuge fragten, was man ihm zur Mittagsmahlzeit bereiten solle, antwortete er: »Brot! und was das Trinken betrifft, so denke ich gegen Mittag an den Tygris zu kommen.«

5. Ein König von Persien schickte dem arabischen Fürsten einen gelehrten und erfahrenen Arzt, damit die Leute im Fall der Noth sich seiner Hülfe bedienen könnten. Der Arzt hielt sich einige Jahre in Arabien auf, aber Niemand gebrauchte ihn. Er ging nun zu dem Fürsten, und beschwerte sich, daß er bisher von Niemand verlangt worden, und noch keine Probe seiner Kunst habe ablegen können. Da sprach der Fürst zu ihm: »Die Leute in meinem Lande leben so, daß sie niemals essen, außer wenn sie hungert, und zu essen aufhören, wenn ihnen der Appetit noch nicht ganz vergangen ist.« Darauf erwiederte der Arzt: »Das ist eben das Mittel zu einer dauerhaften Gesundheit. Wenn die Leute in diesem Lande so leben, so bin ich umsonst hier.« Er beurlaubte sich, und zog wieder nach Hause.

6. Dem berühmten Römer Pompejus (geb. 107 v. Chr. Geb.) verordnete sein Arzt, als er krank war, einen Krammetsvogel zu essen; allein diese Vögel waren gerade um diese Zeit sehr selten. Seine Sklaven berichteten endlich nach vielen Nachforschungen, daß nirgends dergleichen zu haben wären, außer beim Lucullus, der sie das ganze Jahr hindurch

füttere. »Was?« sagte Pompejus; »ich würde also sterben, wenn Lucullus nicht in Weichlichkeit und Schwelgerei lebte?« — Er aß keine Krammetsvögel, und — genas doch.

7. Hans Sloane, ein berühmter Arzt und Naturkundiger zu London (starb 1752), wurde in seinem sechszehnten Jahre von einem Blutspeien befallen, das ihn nöthigte, drei Jahre lang auf seinem Zimmer zu bleiben. Er sah es bald ein, daß er, wie ihm die Aerzte versicherten, von dieser Krankheit nicht würde befreit werden, wenigstens einen Rückfall in dieselbe befürchten müsse, wofern er sich nicht der größten Mäßigkeit befleißigte, und sich besonders aller starken Getränke enthielte. Und er that, was er nach seiner Ueberzeugung thun mußte. Er beobachtete eine strenge Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, und blieb dabei, auch nachdem er völlig wieder hergestellt war. Dadurch brachte er sein Leben auf zwei und neunzig Jahre, und bestätigte mit seinem Beispiele die Regel, die er oft gab, daß Mäßigkeit das sicherste Mittel zur Erhaltung des Lebens sey.

8. Nikolaus Malebranche, ein französischer Gelehrter (starb 1715), hatte nicht den stärksten Körper, aber er genoß einer ununterbrochenen Gesundheit, denn er lebte sehr mäßig und enthaltsam. Wenn ihm eine Unpäßlichkeit zustieß, so trank er Wasser und — hungerte. Im sieben und siebzigsten Jahre seines Alters wurde er krank, zehrte nach und nach ab, und starb so sanft, daß man glaubte er schliefe ein.

Nicht Schwelgerei erhält den Seelenfrieden,
Nicht theure Kost verleihet Fröhlichkeit;
Die Ruhe stirbt, wo die Begierde lebet:
Das wahre Glück wohnt bei der Mäßigkeit.

Mäßigkeit bei frohem Muth,
Ist fürwahr ein großes Gut;
Sie verlängert den Genuß
Und verhütet Ueberdruß.
Krankheit, Armuth, Reu' und Schmach,
Folgt des Schwelgers Ferſen nach,
Und auf halb durchlauf'ner Bahn,
Hält der strenge Tod ihn an.

Aber Heil dem edlen Mann,
Der sein Herz beherrschen kann,
Der die Güter der Natur
Zwar genießt, doch mäßig nur!

Hüte dich vor Naschhaftigkeit.

Sir. 31, 22. Ein sittiger Mensch läßt sich am Geringen genügen.
Spr. Sal. 1, 32. Das die Albernen gelüstet, tödtet sie.
Spr. Sal. 14, 13. Nach dem Lachen kommt Trauren, und nach der Freude kommt Leid.

1. Eine Edelfrau brachte ihren Sohn Adolph als Edelknaben an den fürstlichen Hof. Sie gab ihm beim Abschiede noch die besten mütterlichen Lehren, und sagte unter andern: »Trage Gott stets im Herzen, und thu' Alles, wie vor seinen Augen. Habe eine kindliche Ehrfurcht gegen den Fürsten, Deinen Herrn, und eine brüderliche Liebe gegen Deine Mit-Edelknaben; besonders aber hüte Dich vor Deinem Hauptfehler — der Naschhaftigkeit.« — Adolph mußte den Fürsten bei der Tafel bedienen. Eines Tages trug er eine silberne Schüssel voll Birnen auf, die in Zucker gekocht waren. Es kam ihm eine große Lust an, eine zu nehmen. Die Ermahnungen seiner Mutter fielen ihm wohl ein; allein er folgte nur seiner Begierde. Noch vor der Thür des Speisesaals nahm er geschwind eine Birne, und schluckte sie begierig hinunter. Kaum hatte er aber die Schüssel auf den Tisch gestellt, so fiel er todt zu Boden. Die Birne, die noch sehr heiß war, hatte ihm Hals und Magen verbrannt.

2. Caroline, die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns in einem kleinen Städtchen, hatte sich das Naschen so sehr angewöhnt, daß sie durchaus nichts sehen konnte, ohne davon zu kosten. Einst hatte der Vater ein Gefäß mit Scheidewasser auf den Ofen seiner Stube gesetzt, um es zu irgend einem Zwecke bald zu gebrauchen. Kaum erblickte Caroline dies Gefäß, als auch schon in ihr die Naschbegierde erwacht. Sobald der Vater sein Zimmer verlassen hatte, schiebt sie den Stuhl an den Ofen, und nimmt das Gefäß herunter. Freudig über den glücklichen Fund — denn sie glaubte, es sey

Wein

Wein — ſchlürft ſie mit einem Zuge das Scheidewaſſer hinunter, und mit ihm — den Tod. Sie fühlt augenblicklich ein heftiges Brennen in ihrem Magen, und erhebt ein ſchreckliches Geſchrei. Der Vater eilte ſchnell herbei, unterſuchte die Gefäße auf dem Ofen, und entdeckte nun, zu ſeinem Schrecken, den ganzen Zuſammenhang. Alle Bemühungen, die Unglückliche zu retten, waren umſonſt; ſie ſtarb ſchon nach zwei Stunden, zur höchſten Betrübniß des ſie innig liebenden Vaters.

3. Ein Soldatenknabe in Potsdam hatte ſich das Naſchen angewöhnt, und vom Naſchen das Stehlen. Sein Vater wollte ihm dies Laſter durch Schärfe wieder abgewöhnen, und peitſchte ihn, wenn er ihn darüber ertappte, mit einem Stricke, oder was ihm ſonſt zuerſt in die Hände fiel. Endlich entwendete der Knabe ſeinem Vater aus dem Laden, worin er grüne Waaren und andere Lebensmittel zu verkaufen hatte, auf einmal zwölf Groſchen und etliche Würſte. Es kommt heraus, und nun geräth er, aus Furcht vor der Strafe, die er zu erwarten hat, auf den verzweifelten Entſchluß, ſich mit einem Steine am Halſe in die Havel zu ſtürzen, und das an einer der tiefſten Stellen. Erſt am folgenden Morgen fanden ihn einige Schiffer, da der Körper ſchon ſehr aufgeſchwollen und blau war.

Nie verführ' der Wunſch nach Leckerbiſſen
Dich zum Naſchen! Durch Betrug und Liſt
Tödtet oft der Näſcher ſein Gewiſſen,
Und entwendet, was des Andern iſt.

Vermeide die Gelegenheit:
Erwacht einmal die Lüſternheit,
So iſt gewiß der Fall nicht weit.

Bezähme deine sinnlichen Lüste und Begierden.

Sir. 18, 30. Folge nicht deinen bösen Lüsten, sondern brich deinen Willen.

2 Timoth. 2, 22. Fliehe die Lüste der Jugend.

Röm. 6, 12. Lasset die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten.

1 Petri 2, 11. Enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten.

1. Ernst Grabner, der Sohn eines Weinhändlers in St..., besaß viele Kenntnisse, und konnte von seinen Eltern zu mancherlei Geschäften gebraucht werden. Aber die Sinnlichkeit beherrschte sein ganzes Wesen, und zog ihm oft viele bittere Verweise, so wie manche harte Züchtigung zu. Wenn er Dinge sah, die ihm besonders gefielen, so bot er Alles auf, seine Begierde darnach zu befriedigen. Einst ging er mit einigen Kameraden auf ein benachbartes Dorf, um dort für seine Mutter Obst zu bestellen. Sie kamen an einen Teich, über welchen, bis zu einer gewissen Stelle, ein Steg gelegt war, und an dessen Ufer rechts ein Baum voll schöner rother Vogelbeeren stand. »Jene Beeren muß ich haben!« rief sogleich Ernst; und obgleich die andern Knaben ihm ernstlich davon abriethen, weil der Baum, vom Stege ab, im Wasser stand, so eilte er doch schnell darauf zu, griff gierig nach einem sich etwas vorstreckenden Zweige, und — fiel bis an die Brust ins Wasser. Durch Hülfe einiger herbeieilenden Leute wurde er zwar herausgezogen und wieder zu sich selbst gebracht, allein er verfiel in ein heftiges Fieber, von welchem er erst nach mehreren Wochen genas; auch blieb eine gewisse Kraftlosigkeit stets in seinem Körper zurück.

2. Der Kanzleirath W... in B... war ein junger geschickter Mann, und wegen seines gefälligen Betragens sehr beliebt. Nur hatte er den Fehler, daß er seine Sinnlichkeit nicht beherrschen konnte, und namentlich das Tanzen leidenschaftlich liebte. Er wußte sich hierin durchaus nicht zu mäßigen, und nicht selten mußte er nach einer so durchtanzten Nacht mehrere Tage im Bette zubringen. Sein Arzt stellte ihm die traurigen Folgen eines so leidenschaftlich genossenen

Vergnügens vor; er versprach, seine sinnliche Lust zu bezähmen, aber dies Versprechen war auf dem nächsten Balle schon wieder vergessen. Er tanzte einen Tanz nach dem andern — bis sein Athem erschöpft war. Jetzt fingen ihm die Ohren an zu klingen; sein Kopf schwindelte ihm, und es schien, als ob Alles sich in bunten Kreisen vor seinen Augen umdrehete; eine Todtenblässe überzog sein Gesicht; mit einem Male stieg es ihm so warm in der Brust auf, und ein ganzer Strom von Blut drang aus seinem Munde. Er fiel in Ohnmacht, und es dauerte lange, ehe er wieder zu sich selbst kam. Man trug den Unglücklichen in einer Sänfte nach Hause. Schnell wurde der Arzt herbeigerufen, der zwar alle seine Kunst und Sorgfalt anwandte, aber ihn dennoch nicht beim Leben erhalten konnte. Er starb, nachdem er zwölf Wochen gesiecht hatte.

3. Eine Soldatenwittwe liebte den Kaffee so sehr, daß sie jeden Groschen, den sie einnahm, zu diesem Getränke verwendete. Sie genoß dasselbe so unmäßig, daß ihre Einnahme nicht mehr dazu hinreichte, und sie endlich ihren Hausrath angriff, von dem sie ein Stück nach dem andern verkaufte. Als auch hiervon nichts mehr übrig war, fing sie an zu borgen, und beredete den Krämer, sie bekäme nur alle sechs Monate ihren Wäscherlohn, und sobald sie diesen erhalte, wolle sie ihn bezahlen. Nachdem sie schon funfzehn Pfund Kaffee geborgt hatte, und noch keine Bezahlung erfolgte, so erinnerte sie der Krämer daran. Sie bat um längeren Aufschub, allein dieser verlangte das Geld, und drohete mit Arrest. Nun gerieth sie in Angst, und verfiel auf den gottlosen Gedanken, sich selbst das Leben zu nehmen. In der folgenden Nacht stürzte sie sich über eine Mauer in ein aufgemauertes Loch, welches sechszehn Fuß tief war, und worin sich Mist und unreines Wasser befand. Des Morgens sah man ihre Kleider auf dem Wasser schwimmen; man suchte sie selbst, und fand sie todt. Auf Befehl der Obrigkeit wurde sie geöffnet, und es zeigte sich nun, daß der Magen voll Kaffeesatz, und das Gehirn ganz vertrocknet war.

4. Eduard G... hatte das Unglück, seinen verständigen und rechtschaffenen Vater frühzeitig durch den Tod zu

verlieren. Seine Mutter bekümmerte sich wenig um seine Erziehung, und folgte ihrem unglückseligen Hange zu sinnlichen Zerstreuungen aller Art. Eduard mußte sie überall begleiten, wo es schicklicherweise geschehen konnte. Dadurch wurde auch er so sehr an Vergnügungen gewöhnt, daß er stets nur auf die Befriedigung der sinnlichen Lust bedacht war. Bei seinen Spielen konnte er sich ebenfalls nicht mäßigen, und beging dabei häufig die unbesonnensten Streiche. Einst zur Winterszeit lag tiefer Schnee auf dem Felde. Viele Knaben hatten sich am Fuße eines Berges versammelt, in dessen Nähe sich ein Teich befand, um auf diesem großen und weiten Platze ihre Lust zu treiben. Auch Eduard gesellte sich zu ihnen, und gerade er trieb es am ärgsten. Er hatte nahe am Teiche einen ungeheuren Schneemann gemacht, und wollte ihn nun auf den Teich setzen, dessen Rinde noch sehr dünn war. In wilder Ausgelassenheit sprang er hinauf, brach aber sogleich beim ersten Sprunge ein, und fiel bis an die Kniee ins eiskalte Wasser. Man zog ihn glücklich heraus, aber er verfiel in ein heftiges Fieber, das ihn lange Zeit an das Lager fesselte. Kaum war er genesen, so riß ihn seine sinnliche Lust zu einer noch größeren Thorheit hin. Auf einem Balle, den seine Mutter an ihrem Geburtstage veranstaltet hatte, tanzte er so ausgelassen und heftig, daß er in einen starken Schweiß gerieth; um sich abzukühlen, eilte er in den Garten hinab; allein der plötzlich zurückgetretene Schweiß verursachte ihm heftige Brustbeklemmungen, und wenige Tage darauf ward der unglückliche Jüngling eine schnelle Beute des Todes.

Die Freude reizt die rasche Jugend!
Ach, ein unsel'ger Augenblick
Raubt ihr Gesundheit, raubt ihr Tugend,
Mit ihnen alles Lebensglück:
Nur der Genuß mit Mäßigkeit
Veredelt uns're Lebenszeit.

Selbst, was erlaubt ist, versage dir, übertreibend, im Anfang,
Willst du den lüsternen Sinn bannen aus deinem Gemüth!

Sey keusch und schamhaft.

Jac. 3, 17. Die Weisheit von oben her ist aufs Erste keusch.

Röm. 8, 13. Wo ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben müssen, wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tödtet, so werdet ihr leben.

Ephes. 5, 3. Hurerei aber und alle Unreinigkeit lasset nicht von euch gesagt werden.

1 Cor. 3, 17. So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben; denn der Tempel Gottes ist heilig, der seyd ihr.

1 Cor. 6, 19. 20. Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott, und seyd nicht euer selbst. Denn ihr seyd theuer erkauft. Darum so preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.

Sir. 23, 4. 5. 6. Herr Gott, Vater und Herr meines Lebens, behüte mich vor unzüchtigem Gesicht, und wende von mir alle böse Lüste; laß mich nicht in Schlemmen und Unkeuschheit gerathen, und behüte mich vor unverschämtem Herzen.

1. Scipio Afrikanus, einer der größten Feldherren der Römer und Besieger des Hannibal, ward schon in seinem vier und zwanzigsten Jahre als Feldherr nach Spanien geschickt, und brachte in nicht vollen vier Jahren dies ganze Reich in die Hände der Römer. In einem einzigen Tage eroberte er die Hauptstadt Neu-Karthago. Unter den Gefang-enen, welche die Römer bei dieser Gelegenheit machten, befand sich auch ein junges spanisches Frauenzimmer von vornehmen Stande und ausgezeichneter Schönheit, die Braut eines celtiberischen Prinzen. Als man sie dem Scipio vorführte, sagte er: »Mit diesem Mädchen will man nur meinem Ruhme Fallstricke legen. Ein Weib ist für einen Feldherrn ein gefährlicher Gegenstand; durch Liebe wird seine Sorge getheilt, sein Körper entkräftet und sein Geist geschwächt. Scipio ließ sogleich den Vater der Gefangenen und ihren Bräutigam zu sich kommen, und gab sie diesem unverletzt und ohne alles Lösegeld zurück.

2. Abderama, ein berühmter Feldherr der Saracenen und Statthalter von Spanien im achten Jahrhundert, wollte seine Herrschaft auch über Frankreich ausbreiten. Schon war er bis in das Herz dieses Reiches vorgedrungen, als er sich

genöthigt sah, seine Aufmerksamkeit und Kräfte von seiner großen und kühnen Unternehmung abzulenken, und sie auf die Bezwingung des treulosen Munuza, der ebenfalls ein saracenischer Statthalter war, zu richten. Munuza fiel als ein Opfer seiner Treulosigkeit, und seine Gemahlin, eine der vollkommensten Schönheiten, gerieth in die Hände des glücklichen Siegers. Diesen hinderte zwar nichts, sich dieser Beute selbst zu freuen; er gab aber seiner Neigung kein Gehör, und entließ sie unberührt wieder von sich.

3. Ephräm, ein Syrer und von christlichen Eltern geboren (starb 378), führte ein sehr frommes und keusches Leben. Einst nahete sich ihm ein Weib in unlauterer Absicht, und suchte den Jüngling zur Befriedigung ihrer Wollust für sich zu gewinnen. Eine Schamröthe flog über sein Gesicht, und betroffen sah er eine Weile nachdenkend vor sich hin. »Ich willige in Dein Begehr,« sagte er endlich, »jedoch nur unter der Bedingung, daß ich Deinen Wunsch da erfüllen kann, wo es mir beliebt.« — »Und wo soll das geschehen?« fragte die Verführerin. »Auf dem öffentlichen Markte,« antwortete Ephräm. »Nur dies nicht!« entgegnete sie; »wir müßten uns ja vor den Leuten schämen.« Dies eben wollte nur Ephräm hören; und sogleich sagte er: »Wenn Du dafür hältst, daß die Gegenwart anderer Menschen uns eine Schamröthe abnöthigen könne, warum sollten wir uns denn nicht scheuen, vor den Augen Gottes Böses zu thun, der in das Verborgenste sieht. Wird uns unser Gewissen nicht verurtheilen und verdammen, wenn wir, auch von keines Menschen Auge bemerkt, die Sünden vollbringen?« — Beschämt verließ das Weib den Jüngling, der von jetzt an um so sorgfältiger über sich wachte, sein Herz vor aller Unkeuschheit und Sünde zu bewahren.

4. Wilhelm B..., der einzige Sohn rechtschaffener Eltern in K..., war in seinen ersten Jugendjahren ein gesunder, munterer und zugleich verständiger und gutmüthiger Knabe. Seine Eltern, die an seine Erziehung viel wandten, verwahrten ihn sorgfältig vor bösen Gesellschaften; er war auch gern um sie, und machte ihnen durch seine Fortschritte in Kennt-

niſſen und Geſchicklichkeiten viel Freude. Kaum aber hatte er ſein zehntes Lebensjahr zurückgelegt, ſo verlor ſich ſeine Lernbegierde. Er wurde ſo träge, daß er weder Spiel, noch einen Spaziergang, noch häusliche Arbeit vornahm, ja er fing an ordentlich menſchenſcheu zu werden. Bisher hatte er ſeinen Eltern nichts zuwider gethan, ihnen auch nie eine Unwahrheit geſagt; aber nun fing er an ſie zu hintergehen. Auf ihre Frage, was er denn ſo oft allein mache, gab er zur Antwort: er mache nichts. Sein Gedächtniß wurde jetzt ſo ſchwach, daß, da er vorher ganze Begebenheiten aus der Geſchichte umſtändlich und gut hatte erzählen können, er ſich kaum des bloßen Namens zu erinnern wußte. Es zeigte ſich bald, daß er nicht einmal zu einem Handwerk tauge; mit jedem Tage bemerkte man, daß Wilhelms Geſundheit abnahm. Seine bekümmerten Eltern hielten ihn nun für krank; und glaubten, dieſe Krankheit müſſe ſchon lange in ſeinem Körper geſteckt haben, woher ſie ſich auch ſeine bisherige Trägheit und Unfähigkeit erklärten. Er bekam Arzenei; aber ohne Erfolg. Im dreizehnten Jahre ſchickten ſie ihn zu einem Prediger in die Koſt. Auch hier trieb er ſein Weſen, wie zu Hauſe. Einſt, als der gute Mann unvermuthet ins Zimmer trat, wo Wilhelm ſich allein befand, traf er ihn in einer Stellung an, wovon jeder ſittſame Menſch mit Ekel und Abſcheu die Augen wegwenden würde. Mit naſſem Blicke ſtellte ihm der Prediger die Größe ſeiner Sünde vor, und bat ihn, aus allen Kräften dieſelbe von Stund' an zu meiden. Wilhelms Verſtand war zu ſehr zerrüttet, ſo daß er die Abſcheulichkeit der Sünde nicht einſah. Man gab auf alle ſeine Tritte und Schritte Acht; doch er ließ nicht von ſeiner alten Sünde. Endlich, als er ſeines Verſtandes gänzlich beraubt war, brachte man ihn nach einer entlegenen Stadt in ein Krankenhaus, wo er unter den heftigſten Schmerzen und großer Gewiſſensangſt, nach einem halben Jahre, im funfzehnten Jahre ſeines Lebens ſtarb.

5. Der würdige Prediger Weland erzählt von einem höchſt unglücklichen Erwachſenen, der ſich in ſeiner Jugend zur Verletzung der heiligen Pflicht der Schamhaftigkeit gegen

sich selbst hatte verführen lassen, und der über das Elend, das er sich dadurch zugezogen, folgende abschreckende Schilderung machte:

»So viel ich auch Ansatz zum Wachsthume hatte, und so regelmäßig auch anfänglich mein Gesicht gebildet war, so erreichte ich doch kaum die mittlere Größe, und durch die heftigsten Zuckungen wurde meine Gesichtsbildung ganz umgeändert, so daß ich anfing ein ältliches und wüstes Ansehen zu bekommen. In meinem Rückgrate ist so wenig Mark und Kraft, daß ich kaum eine Stunde aufrecht oder gekrümmt sitzen kann, ohne die größten und heftigsten Schmerzen zu empfinden. Meine Augen sind so blöde und stumpf, daß ich eine etwas kleine Schrift gar nicht lesen, und bei dem Lesen des größeren Drucks nur kurze Zeit ausdauern kann, besonders aber des Abends meiner Sehkraft beinahe ganz beraubt bin. Mattigkeit und beständige Schlafsucht quält und beläſtigt mich, und wenn ich des Morgens erwache und munter seyn sollte, bin ich schlaftrunken und gelähmt. Die Nerven sind erschlafft, und die Lebensgeister beinahe erstorben. Beständig habe ich Hunger, esse auch viel, aber ohne daß es mir gedeihet. Auch in den fröhlichsten Gesellschaften bin ich traurig und mißmuthig. Will ich etwas arbeiten, so fehlt mir dabei die Geduld und Gedächtnißkraft. Hitze und Kälte sind mir unerträglich. Und so schleppe ich denn mein trauriges und elendes Leben peinlich dahin. Möchten doch alle junge Leute durch mein Beispiel von jeder Verletzung der Schamhaftigkeit abgeschreckt werden!«

6. Ein junger Mensch bekam durch die Gewohnheit, seine verborgenen Glieder ohne Ursache zu berühren, im dreizehnten Jahre die fallende Sucht. Anfangs befiel sie ihn nur alle Vierteljahr, nachher alle Monate, darauf jede Woche, endlich alle Tage, und zuletzt oft mehr als zehn Mal an einem Tage. Dadurch wurde auch sein Verstand so zerrüttet, daß er Niemand mehr kannte, und selbst seinen Vater schimpfte. Er starb im drei und zwanzigsten Jahre, ohne seine Besinnung wieder erlangt zu haben.

Siehe die Knospe — noch nicht entfaltet zur prangenden Rose,
Wie sie vom Winde zerknickt, einsam in Dornen verwelkt:
Also sinket die Unschuld, vom Hauche der Wollust vergiftet,
Ach! und der zitternde Kranz welkend in's nächtliche Grab.

Wem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesundheit Mark entsog,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!

Setze dein Leben nicht muthwillig in Gefahr.

Sir. 3, 27. 28. Wer sich gern in Gefahr giebt, der verdirbt darin, und einem vermessenen Menschen gehet es endlich übel aus.

Tob. 12, 10. Die Gottlosen bringen sich selber um's Leben.

Spr. Sal. 24, 8. Wer sich selbst Schaden thut, den heißet man billig einen Erzbösewicht.

1. Der deutsche Kaiser Maximilian I. (starb 1519) war überaus lebhaft, thätig, ruhmbegierig und bis zur Verwegenheit kühn. Es gewährte ihm Vergnügen, mit der Gefahr zu scherzen, und, gleich den Helden des Alterthums, mit Löwen, Ebern und Bären zu kämpfen, oder auf Geländern hoher Thürme herumzuklettern. Einst gerieth er, als Jüngling, in Tyrol bei dem Verfolgen einer flüchtigen Gemse auf die St. Martinswand, oder den Zirlberg, eine hohe und schroffe Felsenspitze an der Straße nach Inspruck. Er konnte nicht wieder herab, und Niemand konnte zu ihm hinauf kommen; kaum daß seine Stimme vernommen wurde. Er schien hier eine Beute des Hungers oder der Erstarrung werden zu müssen, und schon zeigten ihm, als einem Sterbenden, Priester von ferne das heilige Sakrament. Erst am dritten Tage gelang es einigen kühnen Bergknappen — ihm galten sie Engel — Seile ihm zuzuwerfen, mit denen er herabgezogen, und so vom nahen Tode befreit wurde.

2. Der berühmte Gelehrte Justus Lipsius, Professor zu Leyden (starb 1606), gerieth, als er noch zu Brüssel in die Schule ging, aus Leichtsinn und Unbedachtsamkeit in eine große Lebensgefahr. Um sich eine Lust zu machen, stieg er eines Tages mit einigen seiner Schulkameraden, nahe bei einer

Mühle, in einen Kahn. Da sie aus demselben durch den Müller, der dazu kam, wieder fortgejagt wurden, sprangen die Andern glücklich heraus, Lipsius aber faßte den Sprung zu kurz, und fiel ins Wasser, in welchem er auch umgekommen wäre, wenn ihn der Müller nicht wieder herausgezogen hätte.

Einst war er in den Schulferien bei seinem Vater, der auf einem Landgute, nicht weit von Brüssel, wohnte. Hier bestieg er mit einem andern Knaben ein Gerüst, das aufgeschlagen war, um das väterliche Haus auszubessern. Auf diesem Gerüste sprangen sie herum, und weil sie sich nicht vorsahen, wichen die Bretter von einander, und sie fielen funfzehn Fuß hoch herab. Lipsius kam noch mit einer leichten Beschädigung am Kopfe davon, allein sein Gespiele brach ein Bein. Mehrere Monate vergingen, ehe der Beinbruch, der ihm anfangs viele Schmerzen verursachte, wieder geheilt ward.

3. Andreas Werkheim, der Sohn eines Kaufmanns, war ein junger Wagehals, der gern Gefahren aufsuchte, um die Bewunderung seiner Gespielen auf sich zu ziehen. Einmal sprang derselbe in einen tiefen Teich, ob er gleich nur wenig schwimmen konnte. Kaum war er einige Augenblicke darin, als er zu sinken anfing. Er schrie nach Hülfe, aber Niemand war da, der ihm hätte nachschwimmen und ihn retten können. Angstvoll suchte er sich emporzuarbeiten, aber vergebens. Schon war er dem Untersinken nahe, als durch Gottes gnädige Fügung ein Mann herbei kam, der augenblicklich in den Teich sprang, und den Knaben halbtodt ans Ufer zog. Durch zweckmäßig angewandte Mittel kam er wieder zu sich. — Im nächsten Winter bestieg er mit seinem Schlitten einen hohen, sehr steilen Berg, setzte sich oben auf den Schlitten, und fuhr so hinunter. Durch die heftige Bewegung wurde er aber ohnmächtig, und zerbrach beim Herabstürzen das rechte Bein, bei dessen Heilung er ein Vierteljahr lang die heftigsten Schmerzen auszustehen hatte. Doch auch dieser Vorfall besserte den Verwegenen nicht. Eines Tages ging er, in Gesellschaft mehrerer Gespielen, auf einen Thurm, in welchem die Glocken hingen. Er bestieg eines der höchsten Fenster dieses Thurms, und rief:

»Nun sollt Ihr auch sehen, wie ich hier auf dem Kopf stehe!« Die Andern zittern, und bitten ihn, er möchte dies nicht thun, allein er läßt sich nicht warnen. Er stellt sich dicht an dem äußern Rande des Fensters auf den Kopf. Seine Begleiter beben; Andreas lacht, verliert das Gleichgewicht, stürzt zum Fenster hinaus, und thut einen entsetzlichen Fall. Sein Kopf war zerschmettert, Arme und Beine zerbrochen. Unbeschreiblich war der Schmerz der armen Eltern, als sie dieses durch eigne Schuld umgekommene Kind todt da liegen sahen.

4. Der französische General Düpont, ein Jugendfreund Napoleons, war ein überaus verwegener, bis zur Tollkühnheit rascher Jüngling. Um eine Handlung zu vollbringen, die ihm einigen Ruhm verschaffte, würde er das ärgste Wagestück nicht zu gewagt gehalten haben. Als er einst, als Zögling in der Militairschule zu Paris, mit andern Schülern in der Ebene von Montmartre spazieren ging, wo sich sehr viele Steinbrüche befinden, näherte er sich ganz kaltblütig einer Oeffnung, sprang mit gleichen Beinen auf den Wellbaum, den man quer über die Oeffnung gelegt hatte, um die Steine herauf zu winden, verweilte da einige Minuten, und sprang dann auf den andern Rand hinüber, wobei er denn mit einer beispiellosen Verwegenheit sich der Gefahr bloß stellte, in eine Tiefe von 200 Fuß hinab auf einen Klumpen von Steinblöken zu stürzen, und den Hals zu brechen. Wohl ihm, daß dies Wagestück für ihn so glücklich ausschlug!

5. Auf dem höchsten Thurme der Stadt Mecheln, in den Niederlanden, befinden sich an dem Uhrblatte drei Zeiger. Einer zeigt die Viertelstunde, der zweite die Stunden, der dritte ist unbeweglich, und hält immer auf der Ziffer zwölf still. Dieser Thurm der Domkirche ist nach gothischer Art, wie der Stephansthurm in Wien, gebaut, und voll äußerer Verzierungen und Thürmchen, und durchsichtig anzuschauen. Ungefähr acht Schuh über der Thurmuhr gerade hinauf bemerkt man eine Oeffnung, wo die Dohlen unaufhörlich hinein und heraus fliegen. Dort bauen sich diese Vögel alljährlich ihr Nest, so wie es fast in jedem hohen Kirchthurme geschieht.

Einige junge Leute beobachteten, so oft sie aus der Schule

kamen, das Aus- und Einfliegen der Dohlen, und merkten bald, daß dieſe Vögel dort Junge in ihren Neſtern haben müßten. Vier von ihnen verabredeten ſich heimlich, das Neſt aus dem Loche über der Uhr heraus zu heben, nahmen an einem Vormittage, nachdem die Schule geſchloſſen war, eine mit einem Haken verſehene Stange, und ſtiegen den Thurm hinauf. Hier ſtellte ſich ihnen nun die augenſcheinlichſte Lebensgefahr vor Augen, aber ihre Begierde, die jungen Dohlen in ihre Gewalt zu bekommen, war ſo groß, daß ſie ſich durch nichts von dem beſchloſſenen Wageſtücke abſchrecken ließen.

Oberhalb des Loches, worin ſich das Neſt befand, war eine Oeffnung des Thurmes. Der beherzteſte unter den Wagehälſen ſollte faſt bis zur Hälfte des Körpers durch dieſelbe kriechen, und mit der Stange in der Hand das Neſt aus dem Loche herausheben. Hierzu ward der Aelteſte von ihnen, ein Knabe von dreizehn Jahren, auserkoren. Die andern drei wollten ihn nun innerhalb des Thurmes an den Füßen und am Rocke feſthalten, damit er nicht das Uebergewicht bekäme und hinabſtürzte. So geſchah es auch. Der tollkühne Knabe rutſchte auf dem Bauche zur Oeffnung des Thurms, mit der Stange in der Hand, hinaus; die Andern hielten ihn, ſo gut ſie konnten, an den Füßen und am Rocke feſt. In dieſer unbequemen Lage drehte er ſich lange hin und her, um mit der Stange in das Loch zum Neſte zu gelangen, welches ihm aber nicht gelingen wollte. Endlich gab er ſich mit Gewalt einen Ruck vorwärts, und ſchob ſeinen Vorderleib noch etwas weiter zum Thurme hinaus, und ſo gelang es ihm, das Neſt ſammt den jungen Dohlen aus dem Loche heraus zu heben. Nun hob er die Hand mit dem Neſte rückwärts hinauf, daß es einer der Kameraden ihm abnehmen ſollte. In dieſem Augenblicke aber drückte der Vorderleib durch ſeine Schwere zu ſehr vorwärts, und bekam noch mehr das Uebergewicht zum Thurme hinaus. In der Angſt ſtrengten ſeine drei Gefährten alle ihre Kräfte an, ihn hereinzuziehen; das vermochten ſie aber nicht; ſie konnten ihn nur feſthalten. Doch auch hierbei ermatteten ſie nach und nach; der Leib, welcher größtentheils über den Thurm hinausragte, wurde ihnen zu ſchwer, und als

nun auch der ältliche Rock des Unglücklichen zu reißen anfing, verloren sie alle Geistesgegenwart, ließen unter großem Geschrei los, und — ihr Spielgenosse stürzte an dem Thurme hinab. Im Herabfallen stieß er den Kopf an eine hervorstehende Verzierung des Thurmes an, wodurch sein Leib einen Umschwung bekam, so daß er nun mit dem Leibe gegen den Thurm gewendet war. Wie er so weiter mit den Füßen zu unterst herabfiel, streifte er mit dem rechten Schenkel an den auf Zwölf zeigenden und aufrecht stehenden Uhrzeiger so derb, daß er ihm die Hosen aufschlitzte, in fingerbreiter Tiefe den Schenkel selbst ritzte, und sich dann durch das Beinkleid so durchspießte, daß das Hosenband außer ihm war, und der Knabe in den Lüften schwebte. — Zu gleicher Zeit gingen unten auf dem Platze viele Menschen vorüber, welche zum Mittagessen eilten. Sie hörten das Geschrei der drei Knaben vom Thurme herab, und sahen den vierten am Uhrzeiger hängen. Einer unter ihnen, ein edler Menschenfreund, bot demjenigen hundert Thaler an, der es wagen würde, den Knaben zu retten; und im Augenblicke erbot sich ein muthiger und rüstiger Maurergeselle zu dem guten aber schweren Werke. Eiligst nahm er aus dem nächsten Hause ein langes Brett und einen starken Strick, und lief damit, in Begleitung von vier andern freiwilligen Mithelfern, den Thurm hinauf. Als er in der Höhe der Uhrtafel angekommen war, band er sich den langen Strick dergestalt um den Leib, daß die vier Männer ihn an einem Ende von innen im Thurme halten konnten; das andere Ende behielt er in der Hand. Nun schob er das Brett unter der Uhrtafel zum Thurme heraus, und befestigte es nach Möglichkeit. Dann kroch er auf dem Brette hervor, so daß er den angespießten Knaben mit den Händen erreichen konnte, band ihn mit dem andern Ende des Strickes, welches er in der Hand hielt, fest, und befahl, daß man den Zeiger von innen drehen sollte. Als derselbe nach unten gekehrt war, lös'te er den Knaben von dem Zeiger ab, legte ihn zu sich auf das Brett, und ließ sich und ihn von den vier Männern in den Thurm hinein ziehen.

In der wunderbaren Rettung erkannte der gebesserte

Wagehals die göttliche Vorsehung, und er beschloß, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Er setzte seine Studien mit Fleiß und Auszeichnung fort, und nahm, als er die erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten hatte, das priesterliche Kleid. Im Jahre 1786 war er noch Domherr an der Kirche St. Romuald, an deren Thurme ihm dieser Unfall begegnet war, und er hielt alle Jahre an dem Gedächtnißtage um zwölf Uhr eine Dankmesse in dieser Kirche für seine wunderbare Errettung. Auf seine Vermittelung war auch der Zeiger, an dem er gehangen, fest gemacht worden, um jungen Wagehälsen zur Warnung zu dienen.

Schön und nützlich ist Muth, vereint mit kluger Besinnung,
Aber von Klugheit getrennt, bringt er Verderben hervor.

Schön ist der Muth auch schon in jungen Jahren,
Doch suche dich dabei vor ernstlichen Gefahren
Mit kluger Vorsicht zu bewahren!

Handle nie unbesonnen und verwegen.

Psalm 32, 9. Seyd nicht wie die Rosse, die nicht verständig sind, denen man Zaum und Gebiß muß ins Maul legen.

Sir. 3, 24. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.

Sir. 5, 2. Folge deinem Muthwillen nicht, ob du es gleich vermagst, und thue nicht, was dich gelüstet.

Sir. 3, 29. Ein vermessener Mensch macht ihm selbst viel Unglück, und richtet einen Jammer nach dem andern an.

1. Bei einem jährlichen großen Scheibenschießen in einer kleinen Stadt war Jung und Alt auf dem Schützenplatze fröhlich beisammen. Während ein großer Theil der Männer und Jünglinge nach der Scheibe schoß und ein anderer dem Schießen zusah, tummelten sich mehrere Kinder im Grase herum. Einige verständige Menschen bemerkten mit Schrecken, wie mehrere Knaben unbesonnen hinter der Scheibe umherliefen, und da die Kugeln auflasen, welche ihr Ziel erreicht hatten. Zuweilen liefen auch einige Knaben bis dicht nach der Scheibe hin, obgleich sie von Zeit zu Zeit zurück getrieben wurden. Plötzlich entstand ein großer Lärm, und man schrie, ein Knabe sey in der Nähe der Scheibe erschossen. Alles lief nach der

Gegend zu, wo das Unglück geschehen seyn sollte. Der dreizehnjährige Sohn eines Bäckers, der muthwilliger Weise nach der Scheibe hingelaufen war, als ein Schütz eben sein Gewehr abdrückte, schwamm im Blute, und wurde todt vom Platze getragen.

2. Der hoffnungsvolle Sohn des Stuttgarter Kaufmanns Aegidius Böhm hatte sich aus Neigung dem Kaufmannsstande gewidmet, und war, nachdem er ihn zu Berlin erlernt und einige kaufmänniſche Reisen gemacht hatte, zu seinem Vater zurückgekehrt, um ihn bei dem Betrieb seiner Geschäfte zu unterstützen. Allein kaum hatte er dazu den Anfang gemacht, als sein frühzeitiger Tod alle schönen Hoffnungen der Eltern vernichtete. Er ersuchte nämlich einst einen Freund, Namens Lang, mit ihm in den Weinberg seiner Eltern zu gehen, um den Abend daselbst recht froh zuzubringen. Kaum waren sie hier angekommen, so schwang sich der junge Böhm auf einen Kirschbaum, um selbst einige Früchte davon abzubrechen, allein nun wollte er sich auch wieder herablassen. Eben hatte er den obersten Ast ergriffen, hielt sich an demselben fest, und faßte einen Sprung zum Hinuntersetzen, ohne sich umzusehen, ob es hier auch rathsam und thunlich sey. Dies war leider nicht der Fall; denn eben hier stand ein Pfahl, in welchen sich der junge Mann auf eine erbärmliche Weise spießte. Er lebte zwar noch einige Tage, aber unter unsäglichen Schmerzen, deren Uebermacht er endlich erlag.

3. Im Oktober 1822 beging in der Nähe von Gemünd, im preußischen Regierungsbezirke Aachen, ein Hirtenknabe die Unbesonnenheit, an den Schweif einer auf der Weide befindlichen Kuh einen Strick zu binden, und das andere Ende desselben sich um den Leib zu schlingen. Er nahm darauf die Peitsche, und trieb die Kuh zum Laufen, wahrscheinlich in der Meinung, daß er das Thier mittelst des Strickes hinreichend in seiner Gewalt habe, um es nach Gefallen zum Stillstehen bringen zu können. Diese aber ging, die ungewohnte Last hinter sich, mit dem unbesonnenen Knaben durch, rannte durch einen Bach, riß das Kind über Stein und Klippen, und war von den herbeispringenden Menschen nicht eher zum Stehen zu

bringen, als bis der Strick sich von selbst abgelöst hatte. Der Knabe war furchtbar verstümmelt, und erlitt den qualvollsten Tod.

4. Drei Studenten aus Prag besuchten vor dem baierschen Erbfolgekrieg (1778) ihre Verwandten zu Leitmeritz in Böhmen, und machten eines Sonntags Morgen einen Spazierritt vor dem Thore. Sie kamen an die übergebaute Brücke, welche eine Viertelstunde von Leitmeritz über die Elbe geschlagen, und nachher in dem oben erwähnten Kriege vom Prinzen Heinrich von Preußen abgebrannt worden ist. Hier fanden sie, daß die zur Frühlingszeit immer stark angelaufene Elbe vier Bohlen (starke Bretter) von der Brücke aufgehoben und weggeführt hatte. Zwei der Studenten beschlossen, wieder umzukehren, aber der dritte setzte, ohne jenen ein Wort zu sagen, mit seinem muthigen Pferde über die Oeffnung hinweg. »Folgt mir!« rief er ihnen zu. »Ich setze mit meinem Pferde wohl noch zehn Mal über das Loch; wer wollte so zaghaft seyn!« Und wirklich wiederholte er das gefahrdrohende Wagestück noch ein Mal. »Jetzt ist es genug!« sagten seine Begleiter zu ihm, und baten, mit ihnen zurückzukehren. Er aber erwiederte: »Aller guten Dinge müssen drei seyn!« und sogleich machte er auch den dritten Versuch, der leider! mißlang. Denn das Pferd, welches nun schon müde und zaghaft geworden war, that einen zu kurzen Sprung, und die Elbe verschlang Pferd und Reiter. Vier Tage nachher wurde der ertrunkene Student von einem Fischer aufgefangen, und nach Leitmeritz gebracht, wo man ihn beerdigte.

5. An einem heitern Wintertage gingen einige Knaben nach einem großen Weiher, um sich auf dem Eise zu belustigen. Das Eis war noch schwach, bog sich unter ihren Füßen, und überall entstanden hinter ihnen große Risse. Die Knaben achteten hierauf nicht, und obwohl sie von mehreren Erwachsenen, die am Ufer standen, auf die große Gefahr aufmerksam gemacht und gewarnt wurden, so waren sie doch nicht zu bewegen, das Eis zu verlassen. »Nur immer hinter mir her!« rief Wilhelm, der keckste unter ihnen. Aber plötzlich krachte es unter seinen Füßen, und er stürzte mit einem andern, ihm

zu-

zunächst folgenden Knaben ins Wasser. Die Uebrigen kehrten schreiend ans Ufer zurück. Einige Versuche der Verunglückten, sich zu helfen, waren eben so ohne Erfolg, als die Bemühungen der am Ufer stehenden Zuschauer, die mit Stangen und ähnlichen Werkzeugen zur Hülfe herbei eilten; und so fanden beide Knaben ihren Tod im Wasser.

6. Ein Fuhrmann, der zu Sömmerda, einem thüringischen Städtchen, Güter abgeladen hatte, wollte sein Pferd in der Unstrut tränken, als er aus der Stadt fuhr. Eine Frau warnte ihn, und erbot sich sogar, einen Eimer zu holen, woraus er sein Pferd tränken könnte. Er achtete aber dieser Warnung nicht, fuhr hinein, und gerieth sogleich in eine Tiefe, daß er nicht im Stande war, umzukehren. Die Gewalt des Stromes riß ihn fort, und er würde gewiß sein Leben eingebüßt haben, wenn nicht auf den Hülferuf jener Frau Leute herbeigeeilt wären, die ihn noch mit Mühe retteten; aber das Pferd ersoff. Auch verlor er noch 200 Pfund Kaffee und eben so viel Zucker. Nun bereuete der Fuhrmann seine Thorheit und Unbesonnenheit; aber er hätte zuvor bedenken sollen, daß man niemals in Wasser fahren dürfe, die man nicht kennet.

7. In dem Städtchen B... ließ eine Seiltänzergesellschaft ihre Künste, sowohl auf dem schlaffen als auf dem straff angezogenen Seile sehen. Kaum waren diese Leute wieder abgereis't, als mehrere im Städtchen befindliche Knaben die mit Verwunderung angesehenen Kunststücke nachzumachen suchten. Einem derselben fiel endlich ein, auch auf dem Schlaffseile die Schwenkungen des Seiltänzers zu versuchen. Mit Hülfe einiger seiner Kameraden befestigte er ein sogenanntes Zugseil oben bei den Bodenlöchern zweier einander gegenüber stehenden Scheuern, stieg bei einem dieser Löcher heraus, und rutschte bis in die Mitte des Seils herab. Als er aber anfangen wollte, sich zu schwingen, ging das Seil an dem einen Ende, wahrscheinlich weil es nicht gehörig befestigt war, los; der unglückliche Knabe stürzte herab, fiel in die Zähne einer Egge, die zufällig da lag, und richtete sich so jämmer-

lich zu, daß er wenige Tage darauf eines qualvollen Todes sterben mußte.

8. Ein anderer Knabe, Anton, hatte bei einer ähnlichen Veranlassung in einem andern Städtchen die Abwesenheit seiner Eltern benutzt, und eine Waschleine oben an einen Eckschrank mit Glasthüren, der in der Stube stand, und auf der andern Seite um den Ofen gebunden. Nun kletterte er an dem Ofen in die Höhe und schwang sich auf die Leine, um seine Künste zu beginnen. Kaum hatte er sich auf derselben zu bewegen angefangen, so stürzte der Ofen ein, und der Glasschrank fiel über ihn her. Auf das schreckliche Gepolter eilte die Magd in das Zimmer, und sahe das Unglück. Die Glasthüren waren zerschmettert, alle Tassen und Gläser, die in dem Schranke gestanden hatten, lagen zerbrochen auf der Erde umher; der Ofen war, da der Ansatz desselben aus großen Kacheln bestand, ebenfalls zerfallen, und der schrecklichste Anblick war der unglückliche Anton selbst. Er schwamm im Blute. Eine Glasscheibe hatte ihm das ganze Gesicht zerfleischt, eine andere war mit vielen Splittern ihm in die Wade gedrungen, und der Schrank selbst hatte ihm den einen Arm zerschmettert. Das Mädchen zog ihn halbtodt aus dem Ofenschutt und unter dem Schranke hervor, legte ihn auf das Sopha, und rief dann erst Jemanden, der ihr Hülfe leistete, und die Eltern von dem Unglücksfalle unterrichtete. Der Knabe wurde zwar nach vielen Schmerzen und langer Zeit wieder geheilt, allein sein Arm blieb steif, und so bereuete er zeitlebens seine thörichte und unbesonnene Nachahmungssucht.

Mensch, genieße dein Leben, als müßtest du morgen schon weggeh'n;
Schone dein Leben, als ob ewig du weiletest hier!

Dieses arme Menschenleben,
Hat aus seinem kleinen Schatz,
Ach! nicht viel hinweg zu geben;
Denn, wo wäre für das Leben
Einer Stunde nur Ersatz?

Sey überall vorsichtig und behutsam.

Spr. Sal. 14, 18. Es ist der Weisen Krone, vorsichtiglich handeln.

2 Chron. 19, 6. 7. Sehet zu, was ihr thut. Lasset die Furcht des Herrn bei euch seyn und hütet euch.

Sir. 7, 40. Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebles thun.

1. Der Kaiser Jovian (starb 364 n. Chr. Geb.) mußte mit den Persern einen schimpflichen Frieden schließen, und ihnen mehrere Länder abtreten. Als er, nach Beendigung des Krieges, wieder nach Constantinopel zurückkehren wollte, schlief er unterweges in einem Zimmer, welches erst vor Kurzem mit Kalk neu übersetzt war. Der Kälte wegen ließ er Kohlen hineinstellen, und wurde am andern Morgen todt im Bette gefunden. Vermuthlich war er vom Kohlendampfe, der keinen Ausgang gehabt hatte, und von den Dünsten des nassen Kalkes erstickt.

2. Der Rittergutsbesitzer von Stahrschädel auf Borna, bei Oschatz, besuchte am 21. Januar 1833 seinen Schwager, den Hauptmann von Altrock, in Torgau. Nachdem sie den Abend fröhlich und munter zugebracht hatten, begaben sich Beide in einem Zimmer, welches sie kurz vorher hatten heizen lassen, zu Bette. Durch das zu frühe Verschließen der Ofenklappe wurde der Kohlendampf nach dem Zimmer getrieben, und beide Schlafende wurden davon erstickt, so daß am andern Morgen der Hauptmann von Altrock todt, und sein Schwager mit noch wenigen Lebenszeichen im Bette gefunden wurde. Alle Bemühungen der Aerzte, Ersteren ins Leben zurückzurufen, waren vergebens, und auch Letzterer gab nach wenigen Stunden seinen Geist auf.

3. Taisaide, ein Canzellist in Wien, hatte eine große Familie, und dabei nur eine kleine Einnahme. Seine würdige Gattin entschloß sich daher, irgend ein ehrliches Geschäft zu ergreifen, um dadurch etwas zur Unterstützung der Haushaltung beizutragen. Sie war vorzüglich im Bearbeiten feiner Wäsche geschickt, und übernahm daher die Besorgung derselben für einige Gesandte und fremde Herrschaften. Um nun nicht durch das Hinauslaufen gestört zu werden, und zugleich das

Einheizen zu sparen, stellte sie eine Kohlenpfanne in das Zimmer, in welcher sie das Plätteisen heiß machte. Bald darauf erkrankte sie nebst denjenigen ihrer Kinder, welche am meisten um sie gewesen waren. Ihre Zufälle zeigten sich bedenklich, und sie, die bisher fast gar keine Krankheit aus eigener Erfahrung gekannt hatte, sah sich mit einem Male am Rande des Grabes. Kaum war ein geschickter Arzt herbei gerufen worden, so entdeckte derselbe sogleich die Quelle der Krankheit in — der Kohlenpfanne. Sie mußte augenblicklich hinweggeschafft werden, und Frau und Kinder erfreuten sich, mit Hülfe der Arzeneien, einige Zeit nachher der wiedererlangten Gesundheit.

4. Der Gemeindehirte eines Dorfes im Saalkreise ging vor einigen Jahren mit seiner Frau auf die Arbeit, und ließ seine beiden einjährigen Zwillingskinder, im Bette liegend, ohne Aufsicht zurück, nachdem, um sie vor Frost zu schützen, der Ofen geheizt worden, und verschließt das Haus. Durch die Hitze des Ofens entzünden sich die auf denselben, Behufs des Einschlachtens, zum Trocknen gelegten Wurstkräuter; diese fallen wahrscheinlich herunter auf einen nebenstehenden Korb mit Wäsche, und entzünden auch diese, wodurch, da sie nicht in Flamme ausbricht, sondern bloß glimmt, ein erstickender Dampf entsteht. Gegen Mittag kehrt der Vater der armen Kinder zurück, und als ihm beim Oeffnen der Thür dieser dicke Dampf entgegen zieht, stürzt er zum Bette, und findet beide Kinder leblos darin liegen. Durch schnell angewandte Mittel wurde das eine derselben zwar wieder zum Leben gebracht, das andere aber blieb todt, und es zeigte sich bei der Oeffnung, daß es vom dicken Dampfe erstickt war.

5. Im Jahre 1828 ging bei Macon ein Herr Bouillard auf die Jagd mit einem Freunde, der ihn warnte, ein feuchtes Gebüsch zu betreten, weil sich Vipern darin aufhielten. Er achtete aber nicht diesen Rath, wurde gebissen, und suchte nicht auf der Stelle Hülfe, indem er meinte, daß der Biß nichts zu bedeuten haben werde. Diese Unvorsichtigkeit hatte die Folge, daß er in sechszig Stunden sein Leben zum Opfer bringen mußte.

6. Eine arme Frau in Wien ging im Jahre 1793 mit

ihren drei Kindern in den Wald, um Holz zu holen. Sie findet da die sogenannten Teufelskirschen oder Tollbeeren, und in der Meinung, daß es wilde Kirschen seyen, pflückt sie viele davon für sich und ihre Kinder ab. Kaum sind sie zu Hause, so äußert das Gift seine schreckliche Wirkung. Sie bekommen Zuckungen in den Gliedern mit heftigem Erbrechen, und die Mutter und zwei Kinder sterben in sechszehn Stunden; nur das eine Kind wurde durch seine gute Natur und durch die Kunst des Arztes gerettet.

7. Ein Mann zu Petersdorf, im Hirschbergischen, fand unterweges eine Wurzel. Da er sie für eine Petersilienwurzel hielt, nahm er sie mit sich, und ließ sie in einer Wasserſuppe abkochen. Kaum aber hatte er mit seiner Frau und seinem Sohne diese Suppe genossen, so empfanden sie Uebelkeiten und Schwindel, worauf Krämpfe und Irrseyn erfolgten. Der Sohn holte indessen noch zeitig genug den Ortschirurgus herbei, welchem es auch gelang, alle Drei durch zweckmäßig angewandte Mittel vom Tode zu retten. Die Wurzel war Schierling, die wahrscheinlich von Leuten, die sich für Scharfrichter ausgaben, und Ratten und Mäuse vertreiben wollten, war verloren worden.

8. Die Mutter eines verstorbenen Landmannes aus dem Dorfe Westpreußen, im Schwarzburg-Sondershausischen, wollte zur Reinigung ihres verdorbenen Magens Glauberſalz einnehmen. Unglücklicherweise lag das Packet Salz in derselben Schublade, worin der Verstorbene Arsenik aufbewahrt hatte, den er als Mäusegift gebrauchen wollte. Sie vergriff sich, und nahm statt des Salzes — Gift. Kaum hatte sie das Pulver im Leibe, als sie schreckliche Schmerzen fühlte. Eine Frau zeigte einen Ueberrest des Pulvers andern Personen, und erfuhr von ihnen, daß es Mäusegift sey. Die Kranke mußte die fürchterlichsten Qualen erdulden. Alle Glieder wurden krampfhaft zusammen gezogen, und erst nach zwölf Stunden endigte der Tod ihre Leiden.

9. In einem Handlungshause zu Hof, welches zugleich auch Fabrikgeschäfte trieb, befanden sich an einem Tage des Decembers im Jahre 1793 zwei Kinder, eines von zwölf und

das andere von dreizehn Jahren, zufällig in einem Zimmer, wo verschiedene Sachen in Flaschen u. dergl. aufgestellt waren, die man zum Färben und zu andern Arbeiten brauchte. Unter diesen Sachen befand sich eine große Flasche mit Vitriolöl. Die Kinder besahen sich Alles, und geriethen endlich auch über diese Flasche. Von Neugierde getrieben, öffneten sie dieselbe, und da auch schon der Dunst oder Geist dieses Oels heftig sengt und ätzt, sie folglich sich die Finger verbrannten, so ließen sie die Flasche fallen, und setzten, weil die schwere Flasche zersprang, durch das umhergespritzte Oel das ganze Zimmer in Brand. Heftig darüber erschrocken, wollten die Kinder entfliehen, aber sie — gleiteten in der glatten Flüssigkeit aus, fielen in das ätzende Oel, und verbrannten sich jämmerlich Hände und Gesicht. Auf ihr lautes Jammergeschrei sprang sogleich die Mutter herbei; allein sie erschrak beim Anblicke des rauchenden Zimmers und der verbrannten Kleider ihrer Kinder so heftig, daß sie beim raschen Eintritt das Unglück hatte, ebenfalls auszugleiten, und in das brennende Oel zu fallen. Da sie leicht angezogen war, wurde auch sie an mehreren Theilen des Körpers verbrannt, und mit ihren Kindern ohnmächtig aus dem Zimmer getragen. Man löschte zwar die Flamme des Oels mit Sand, Asche u. dergl., allein es wurden dennoch auch zwei Arbeiter sehr stark dabei beschädigt. Ein herbei gerufener geschickter Arzt rettete zwar die Kinder vom Tode, aber die Mutter starb, nach einem fünfwöchentlichen Krankenlager, unter den heftigsten Schmerzen.

10. In Kromau, in Mähren, ging der dasige Waldbereiter mit seinem geladenen Gewehr aus, und schickte, da es ihm versagt hatte, seinen Burschen damit nach Hause, um ihm ein anderes zu holen. Er trug ihm zwar auf, der Frau zu sagen, daß es noch geladen sey, und an einen sichern Ort gestellt werden müsse; allein der Bursche vergaß den Auftrag, und stellte das Gewehr in die Stube, wo sich gerade die Kinder mit dem Lehrer beim Unterrichte befanden. Eins derselben fing mit diesem Gewehre an zu scherzen, achtete nicht auf die Warnung des Lehrers, legte auf diesen im Spaß an, und

schoß ihn, auf dem Stuhle sitzend, durch den Hals auf der Stelle todt.

11. Im September des Jahres 1824 kam, in der Gegend von Krakau, ein dörflicher Gutsbesitzer von der Jagd nach Hause, und ward zu seinem Namensfeste mit einem traulichen Glückwunsche von seinem kleinen Sohne überrascht. In der Freude vergißt er, daß die Büchse, die er trug, geladen, und der Hahn aufgezogen sey, will sie aufhängen, und — der Schuß geht los. Unglücklicherweise traf er ein Behältniß, wo an zehn Pfund Schießpulver in Vorrath waren. Tödtlich verwundet starb der Unglückliche, unter schmerzlichen Leiden, nach drei Tagen.

12. Im Frühjahre 1822 fand der vierzehnjährige Sohn eines Lohnfuhrmanns zu Danzig in den Ruinen am vorstädtischen Graben unter dem noch stehenden alten Gemäuer eine gefüllte Bombe, die dort noch von der Zeit der letzten Belagerung lag, und brachte sie in die Wohnung seiner Eltern. Ein Zimmerbursche, die brennende Pfeife im Munde, nahm die Bombe auf den Schooß, und stieß mit einem Stemmeisen die Zündröhre weg; in dem Augenblicke erfolgte die Explosion. Dem Burschen ward das linke Bein so dicht am Leibe weggerissen, daß die Eingeweide aus dem Unterleibe heraustraten, und der Unvorsichtige seine Unbesonnenheit mit dem Leben büßen mußte. Die Bombe selbst platzte nicht, daher von den übrigen gegenwärtigen Personen Niemand weiter beschädigt wurde. Sämmtliche Fenster, der Ofen und die Thür im Wohnzimmer waren zertrümmert.

13. Der König Friedrich von Preußen reis'te nach Holland, um sich mit dem Prinzen von Oranien wegen wichtiger Angelegenheiten zu besprechen. Dieser tapfere Fürst war eben bei dem Heere, das gegen die Franzosen focht. Auf die Nachricht von der Ankunft des Königs eilt er, nach dem Haag zu kommen, läßt sich bei Mördyck auf einer Fähre über den Fluß setzen, und begeht die Unvorsichtigkeit, daß er mit dem Obersten Hilke in seinem Reisewagen sitzen bleibt. Ein heftiger Sturmwind erhebt sich, und wirft den Wagen um ins Wasser; Beide sind ohne Rettung verloren,

indessen die Uebrigen, die frei in der Fähre standen, nicht in die mindeste Gefahr geriethen. Der Körper des Prinzen wurde von einem Schiffer, der von Bergen op Zoom kam, nicht weit von dem Orte, wo der Wagen untergesunken war, aufgefischt.

14. Im Frühjahr 1784 wurden viele Gegenden Deutschlands überschwemmt, und dies Unglück betraf auch die Gegend um Bamberg. Eine Menge Menschen versammelte sich auf der dortigen Brücke, um das große Wasser und die darauf herbeischwimmenden ausgerissenen Bäume, eingestürzte Häuser, Vieh und dergleichen zu sehen. Die Bäume und anderes Holzwerk stemmten sich in den Bögen der Brücke, und die heranströmenden Wasserfluthen suchten mit größter Gewalt durchzudringen. Ein Mann, welcher die Gefahr erkannte, verließ schnell die Brücke, und äußerte seine Besorgniß auch gegen die Uebrigen, daß die Brücke durch die Gewalt des Flusses leicht umgestürzt werden könnte. Man lachte über seine Aengstlichkeit, und blieb stehen. Bald aber wankte die Brücke, fiel zusammen, und riß die darauf stehende Menge Menschen mit sich ins Wasser, so daß nur Wenige von ihnen gerettet werden konnten.

Furcht ist Krankheit kleiner Seelen,
Stärk're Geister fürchten nicht;
Doch das Uebel sich verhehlen,
Wäre Weisheit nicht und Pflicht.
Vorsicht weiß sich zu bewahren,
Furcht stürzt tiefer in Gefahren.

In unvermeidlichen Gefahren beweise unerschrokkenen Muth und Geistesgegenwart.

Sir. 22, 19. Ein Herz, das seiner Sachen gewiß ist, fürchtet sich vor keinem Schrecken.

5 Mos. 20, 8. Welcher sich fürchtet und ein verzagt Herz hat, der gehe hin und bleibe daheim, auf daß er nicht auch seiner Brüder Herz feige mache, wie sein Herz ist.

Ps. 118, 6. Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht.

1. Am 14. März 1824 gab der Schäferknecht Becker in Mühlheim ein ausgezeichnetes Beispiel von Muth und

Geistesgegenwart. Er trieb Mittags seine Schaafe in der Nähe eines kleinen Gebüsches über einen Fußpfad, als die Schaafe plötzlich unruhig wurden, und nach allen Richtungen sich zerstreuten. Zu gleicher Zeit sah er einen großen Wolf, welcher in die Heerde gestürzt war, und ein Schaaf aufgegriffen hatte, welches er fortschleppen wollte. Er hetzte nun seinen Hund auf den Wolf, welcher ihn glücklicherweise an der Gurgel faßte und ihn festhielt, ob er gleich von dem Wolf mehr als hundert Schritte fortgeschleppt wurde. Sobald Becker beide erreicht hatte, ergriff er den Wolf beim Schweif, und schlug ihm mit seinem Schäferstabe, in Ermangelung anderer Waffen, drei Beine entzwei, außer mehreren schweren Wunden, welche er ihm am Kopfe beibrachte. Hierauf brachte er den Wolf noch lebend in einem Sacke nach Mühlheim, und erhielt bei Ablieferung desselben die gesetzliche Belohnung von zwölf Reichsthalern.

2. Christian Bohren, Wirth zu Grindelwald, wollte mit einem seiner Jungen seine Schaafheerde auf den Wetterberg zur Weide führen. Als sie über das Eisgebirge wandern, bricht plötzlich unter Bohrens Füßen ein Stück Eis, 8 Fuß breit und 19 Fuß lang, und stürzt mit ihm in eine tiefe Höhle. Der Unglückliche beschädigt sich den einen Arm, und verrenkt sich die andere Hand. Indem er sich von seiner ersten Betäubung erholt hat, bemerkt er mit Schrecken, daß diese Höhle einige sechszig Fuß tief ist, daß sie lauter jähe und schroffe Wände hat, und daß er also hier wahrscheinlich lebendig begraben worden ist. Der schaudernde Gedanke schreckt ihn auf; er untersucht die Beschaffenheit des furchtbaren Ortes genau, und findet an einer der steilen Eiswände eine beträchtliche Oeffnung, in welche sich das Wasser einer Quelle ergoß. Ohne zu wissen, zu welchen Gefahren diese Oeffnung führe, beschloß er gleichwohl, sich lieber dieser Höhle anzuvertrauen, und einen Ausgang zu suchen, als langsam in seinem Kerker zu verschmachten. Er kroch hinein in die Höhle, und arbeitete sich in dem Bache, unter einem wolkenhohen Eisgebirge, durch eine Strecke von 130 Fuß hindurch. Da ward es hell. Er kam aus dem Bauche der Erde heraus, und sah sich in seinem

Vaterlande; denn er war jetzt an der Quelle des Weißbachs, der nach seinem Laufe unter jenem Eisberge hier erst sichtbar entspringt. Seine Mitbürger dankten mit ihm der Vorsehung für eine so wundervolle Rettung, und schenkten ihm nun, als einem vom Tode Erstandenen, doppelte Liebe.

3. Ein Tagelöhner im Mosel-Kreisbezirke ging mit seiner neunjährigen Tochter im Herbste 1825 in den Wald, um Holz zu fällen. Das Kind strickte fleißig, während der Vater arbeitete, und behütete die Lebensmittel, welche es zum benöthigten Unterhalte mit sich genommen hatte. Nach einiger Zeit entdeckte es einige später reif gewordene Beeren; diese reizten es, weiter umher zu suchen, ob es vielleicht so viele finden könnte, um dem Vater eine kleine Erquickung zu verschaffen. Bei diesem Geschäfte verlor es sich einige hundert Schritt von demselben in eine dichte Stelle des Waldes. Plötzlich hörte der Vater sein Kind jämmerlich schreien. Sogleich ergriff er seine Axt, eilte schnell dahin, und fand seine Tochter von einem großen Wolfe zu Boden geworfen, der ihre Kleidungsstücke wüthend mit seinen Zähnen und Klauen zerriß. Rasch sprang der Vater auf den Wolf zu, zog ihn, ohne sich lange zu besinnen, am Schwanze zurück, und schleppte ihn so eine Strecke fort. Aber das Thier riß sich los, fiel über den Vater her, und warf ihn zu Boden. Dieser, kräftig mit dem Wolfe ringend, riß ihn neben sich nieder. Da eilte blutend die Tochter herbei, schwang muthig und kraftvoll die ergriffene Axt, erlegte den Wolf, und befreiete so ihren Vater aus dem Rachen des Todes. Ein recht versetzter, obgleich schwacher Streich that auch hier dasselbe, was einst David mit seiner Schleuder zu thun vermochte.

4. Vor mehreren Jahren befand sich in einer Stadt Deutschlands ein Mann mit seltenen ausländischen Thieren, die er daselbst in einer Hütte zur Schau ausstellte, und für einen festgesetzten Preis sehen ließ. Unter seinen Seltenheiten, die Jedermann bewunderte, war auch ein Löwe von außerordentlicher Größe und Wildheit. Eine Menge Menschen strömte dahin, die Thiere in Augenschein zu nehmen. Die Hütte war vom Morgen bis zum Abend gedrängt voll, und da ging es denn

nicht ganz ohne Neckereien ab, die sich Muthwillige gegen die Thiere erlaubten, ungeachtet es ihnen der Thierwärter ernstlich untersagte. Am meisten wurde der Löwe geneckt, und dadurch zur Wuth gereizt und angefeuert. Leichtsinnige lachten über die Ausbrüche seines Zorns und die possirlichen Stellungen, die dadurch veranlaßt wurden. Eines Tages suchte sich das ergrimmte Thier, der beständigen Neckereien müde, seiner Fesseln zu entledigen. Alles gerieth in Schrecken, und suchte sich durch die Flucht zu retten, die aber, da der Eingang nur enge und schmal war, sehr erschwert ward. Jetzt hatte das wüthende Thier die Kette zerrissen, und wollte nur noch die Fessel von sich schleudern, in die es sich verwickelt hatte. Die Furcht vor dem augenblicklichen Tode war allgemein. Da hatte ein junger Offizier, der sich in der Nähe des Thieres befand, so viel Gegenwart des Geistes, daß er eine große Tapete von der Wand riß, und sie über den Löwen warf. Während sich das grimmige Thier darin verwickelte, und unter gräßlichem Brüllen sich davon zu befreien strebte, verwickelte es sich immer mehr, und der Offizier gewann Zeit, das in der Tapete vermummte Ungeheuer mit seinem Säbel zu erlegen. Durch den seltenen Muth und die Geistesgegenwart dieses jungen Mannes ward die ganze Versammlung aus der augenscheinlichen Gefahr des Todes errettet.

5. In der Provinz Ostpreußen brach 1822 in dem Orte Popelken in einem Hause, in welchem zugleich ein Materialladen war, bei Nacht eine Feuersbrunst aus, bei welcher vorzüglich ein in dem Hause befindliches Faß mit funfzehn Pfund Pulver die größte Gefahr drohete. Ein junger Mann, Namens Lowin, unternahm mit hohem Muthe und mit vieler Besonnenheit das Wagestück, das Faß aus dem Hause herauszuschaffen. Bei dem ersten Versuche mußte er vor Rauch und Dampf unverrichteter Sache wieder umkehren. Unerschrokken drang er zum zweiten Male in das Haus, nachdem er sich ein nasses Tuch um Kopf und Mund gelegt hatte. Er kam nach kurzer Zeit wieder zurück, aber ohne das Faß, welches er an dem bezeichneten Orte nicht gefunden hatte. Nicht abgeschreckt durch das Mißlingen dieser beiden Versuche, stürzte

er, als er hörte, daß das Faß noch im Hause in der untern Wohnstube sey, zum dritten Male hinein, und kam mit demselben glücklich bis zur Thür des Hauses. Hier war indessen die vor dem Hause befindliche Treppe brennend eingestürzt. Lowin sprang über dieselbe hinweg, und warf sich sodann, damit kein Feuer das Faß berühre, über dasselbe mit ganzem Leibe hin. Nun rollte er unter sich das Faß vom Brandplatze weit abwärts, und als man es unter ihm hervornahm, war es noch so heiß, daß es die Anwesenden kaum anfassen konnten.

6. Die Tochter eines Professors lag tödtlich krank darnieder. Ihre Mutter saß sehr niedergeschlagen vor ihrem Bette. Indessen war ein schweres Gewitter heraufgezogen, so daß es unaufhörlich blitzte und donnerte. Plötzlich fuhr ein Blitzstrahl in das Zimmer des kranken Mädchens. Unerschrokken sprang die Mutter sogleich auf, und öffnete die Thüre. Durch diese Geistesgegenwart rettete sie sich und ihrer Tochter das Leben, da sie sonst gewiß würden erstickt seyn.

7. Im Jahre 1810 brach zu Berlin an der gefährlichsten Stelle, welche es wohl geben konnte, Feuer aus, nämlich — im Pulver-Laboratorium. Die schönste Straße der Stadt, die Linden, wurde mit einem augenblicklichen Untergange bedroht, wenn die Flamme einen Schoppen, unter welchem eine große Menge Pulvers aufgeschüttet war, ergreifen würde. Die drohende Gefahr vergrößerte der Umstand, daß es Nacht war, und ein heftiger Wind die Gluth gerade nach der Gegend des Schoppens hintrieb. — Auf den ersten Lärm war der Feldmarschall Möllendorf, damals bereits sechs und achtzig Jahr alt, herbei geeilt. Ein Offizier flüsterte ihm ins Ohr: »Wenn jener Schoppen, welcher mit Pulver angefüllt ist, in Brand geräth, so fliegen wir und halb Berlin mit uns in die Luft.« Der Feldmarschall verlor, der drohenden Gefahr ungeachtet, seine Besonnenheit und Geistesgegenwart nicht. Er legte den Finger auf den Mund, und sagte darauf ganz ruhig zu den Hülfeleistenden: »Kinder, sorgt mir vorzüglich dafür, daß der Schoppen nicht in Brand geräth. Er enthält königliche Sachen von großem Werth.« — Nun ahneten die Leute keine Gefahr, blieben Alle auf ihrem Posten,

hemmten den Fortschritt des Feuers, und die Gefahr wurde glücklich abgewandt.

8. In einer entlegenen Gegend von Yorkshire in England liefen im Winter 1790 mehrere Knaben auf einem See Schlittschuh. Eine beträchtliche Strecke vom Ufer brach unter Einem von ihnen, der sich zu weit gewagt hatte, das Eis; er stürzte ins Wasser. Kein Haus war in der Nähe, kein Erwachsener konnte dem Verunglückten zu Hülfe kommen, kein Seil ihm zugeworfen werden, und seine Kameraden fürchteten sich, der gefährlichen Stelle sich zu nahen. Nur Einer derselben verlor die Fassung nicht. Ihm fiel es ein, daß ein Brett, welches senkrecht auf dünnes Eis gestellt, durchbricht, aber von solchem getragen wird, wenn man es wagerecht darauf legt. Er wandte diese Bemerkung auf die gegenwärtige Gefahr an, und machte seinen Kameraden den Vorschlag, sich der Länge nach hinter einander auf das Eis zu legen, und Jeder solle den zunächst vor ihm Liegenden so lange vorwärts schieben, bis der Vorderste zu der eingebrochenen Oeffnung käme, in welcher der Durchgefallene noch immer auf- und niedertauchte. Er beharrete auf seinem Vorschlag, bis man ihn annahm, und dadurch wurde, zu Aller Freude, der Verunglückte noch in demselben Augenblick gerettet, wo er, an Kräften gänzlich erschöpft, eben im Begriff war, unterzusinken. Der Gerettete war der bekannte englische Schriftsteller Ruben Percy.

Wer das Gefährliche wagt, dem leuchten günstige Sterne,
In dem Gefühle der Kraft keimt das Gelingen der That.

Der tapf're Muth, von weisem Sinn geleitet,
Zwingt auch die höchsten Gipfel, sich zu neigen,
Indeß die thör'ge Hand voll roher Stärke
Das Eb'ne selbst verkehrt zum schwier'gen Werke.

Hüte dich vor leidenschaftlichem Spiel und vor Trunkenheit.

Sir. 31, 30. Sey nicht ein Weinsäufer, denn der Wein bringet viele Leute um.

Spr. Sal. 23, 31—33. Siehe den Wein nicht an, daß er so roth ist und im Glase so schön stehet. Er gehet glatt ein, aber hernach beißet er wie eine Schlange und sticht wie eine Otter, und dein Herz wird verkehrte Dinge reden.

1 Cor. 6, 10. Die Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben.

Spr. Sal. 14, 34. Die Sünde ist der Leute Verderben.

Hebr. 3, 13. Ermahnet euch alle Tage, so lange es heute heißt, daß nicht Jemand unter euch verstockt werde durch den Betrug der Sünde.

1. Ein Hoboist und Musikus von Hameln, im Hannöverischen, hatte sich im Sommer des Jahres 1796 in der Curzeit eine Zeit lang in Pyrmont aufgehalten, wo er, nebst andern Musikanten, die Brunnengäste bediente. Er erwarb sich damit viel Geld, aber dasselbe wurde des Abends größtentheils wieder verspielt. Er hatte eine junge Frau und ein Kind. Erstere hatte ihm oft wegen seines leidenschaftlichen Spielens Vorwürfe gemacht. Da er nun wieder einmal viel verloren hatte, fürchtete er sich, die gerechten Vorwürfe seiner Frau anhören zu müssen, und um denselben auszuweichen, ging er nach Karlshafen, und stürzte sich in die Weser. An dem Ufer fand man seine Kleider, seinen Hut und seine Uhr, nebst einem Brief an seine Frau, worin er sie bat, ihm Alles zu vergeben.

2. Ein sonst guter und braver Mann, der eine liebenswürdige und tugendhafte Frau und liebenswürdige Kinder, dabei ein gemächliches Auskommen hatte, und sehr glücklich lebte, ward durch einen falschen Freund nach und nach zum Spiele verführt. Er gewann anfangs, und dies reizte seine Habsucht; er verlor, und wollte das Verlorene wieder gewinnen, verlor aber immer mehr und mehr, bis er endlich Haus und Hof und Alles, was nur Geldes werth war, verspielt, und dadurch seine Familie in das äußerste Elend versetzt hatte. Da nun nichts mehr zu verlieren war, gerieth er in die tiefsten Schul-

den, und kam endlich ins Gefängniß. Das Schrecklichste aber war, daß sein nun erwachtes Gewissen ihm die bittersten Vorwürfe machte, daß er dies Alles durch seine eigene Schuld sich zugezogen, und also — verdient habe. Von ihnen gefoltert, gerieth er endlich auf den Entschluß, da er keine Rettung für sich übrig sah, sich durch Gift das Leben zu nehmen. Seine tugendhafte Frau, die indessen mit ihren Kindern zu Hause im Elende schmachtete, wußte anfänglich davon nichts. Als er indessen einige Tage hinter einander nicht wieder nach Hause kam, forschte sie nach, und erfuhr zu ihrem äußersten Schrecken das ganze Unglück ihres Mannes. Sie hatte von ihrer Habseligkeit nichts mehr übrig behalten, als ein diamantenes Halsband, das sie vor ihres Mannes Spielsucht als das letzte Mittel, sich und ihre Kinder vielleicht einmal dem Tode zu entreißen, versteckt gehalten hatte. Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, opferte sie dies seiner Rettung auf, befriedigte mit dem daraus gelös'ten Gelde die Schuldner, die ihn hatten ins Gefängniß werfen lassen, und eilte auf den Flügeln der Liebe dahin, ihm unter ihren Umarmungen und Thränen seine Freiheit anzukündigen. Aber ach! das Gift war genommen; er rang schon halb mit dem Tode, und lebte nur noch so lange, zu erfahren, daß seine tugendhafte Frau ihm Leben und Freiheit zu verkünden gekommen war.

3. Eine schon bejahrte Aufwärterin des Professors E... in Berlin, ein sonst nicht unkluges Weib, aber etwas unordentlich und von heftigen Leidenschaften, war dem Lotteriespiel so sehr ergeben, daß sie erst ihr eigenes Hab und Gut verspielte, alsdann viele Schulden machte, ihre brave Tochter, die bei dem Fräulein von B... diente, um alles Geld und alle nur möglichst zu entbehrende Kleidungsstücke brachte, und endlich sich an ihres Herrn Gelde und Sachen vergriff, auch Verschiedenes bei den Kaufleuten auf seinen Namen borgte. Alles dies trug sie in den Glückstopf, in der Hoffnung, daß sie einen großen Gewinn ziehen würde, womit sie dann das Versetzte wieder einzulösen, ihre Schulden zu bezahlen, das Gestohlene zu vergüten, und noch genug übrig zu behalten gedachte, um ihre künftigen Tage herrlich und in Freuden ver-

leben zu können. Da sie nun immer vergebens auf die Erfüllung dieser schmeichelhaften Hoffnung harrete, und sie ihre Unordnung und verübten Betrügereien nicht länger verbergen konnte, so kam sie so sehr vom Verstande, daß sie an einem frühen Morgen das Küchenmesser nahm, und sich vier starke Wunden damit beibrachte. Man fand sie im Blute liegen, verband sie, und erhielt ihr das Leben noch über eine Woche. Während dieser Zeit kam sie zur Erkenntniß, gestand manche von ihr begangene Untreue, verfluchte das Lotteriespiel, und starb als ein Opfer der albernen Begierde, ohne Mühe reich werden zu wollen.

4. Der vierzehnjährige Sohn eines Schneiders aus Friedrichs Tabor, im Wartenbergischen, wurde am 8. Februar 1823 von seinem Schwager mit nach Kempen genommen. Während dieser seinen Geschäften nachging, trieb sich der Knabe unter den Juden herum, und betrank sich dermaßen in Branntwein, daß er, als die Rückkehr angetreten wurde, auf einen Bauernschlitten gebracht werden mußte. Hinter Bralin trennte sich der Weg. Nur mit Mühe konnte der Betrunkene auf die Füße gebracht und fortgeschleppt werden; weil er öfters fiel, nahm ihn der Schwager auf die Schulter. Gegen Abend erreichte man endlich die Heimath; der Knabe war aber leblos, und alle Versuche, ihn ins Leben zurückzurufen, waren vergebens.

5. Im Jahre 1794 hielt sich zu Bunzelau, im Hannöverschen, ein Schuhmachergeselle auf, der sich durch den unmäßigen Genuß des Branntweins erst um seinen Verstand, und dann um sein Leben brachte. Er war schon etwas bei Jahren, und hatte sich während seiner ersten Gesellenzeit angewöhnt, Branntwein im Uebermaaße zu sich zu nehmen. Diesem wüsten Leben mußte endlich seine sonst gute Natur unterliegen, und mit den Kräften des Körpers hatte das unnatürliche Saufen auch seine Geisteskräfte zerrüttet. Er ward tiefsinnig, und in dieser seiner Niedergeschlagenheit, die von Tage zu Tage zunahm, stürzte er sich in die nächst dem Orte fließende Mulde. Gottlieb Berger, ein braver Töpfer, eilte herbei, wagte sein Leben, und rettete den Unglücklichen.

Man

Man behandelte ihn, unter Anleitung eines verständigen Arztes, seiner Gemüthskrankheit gemäß, sehr sorgfältig, indessen machte der Tod nach einigen Wochen seinem Leben ein Ende.

6. Am 6. Februar 1825 gerieth der Gärtner Muscovit in Erfurt, im trunkenen Zustande, Abends gegen neun Uhr in den Gerafluß. In seinem Zustande wußte er selbst keinen Ausweg zu finden, und seinen Hülferuf hörte geraume Zeit Niemand, weil das Ufer des Flusses nur auf der einen Seite bewohnt ist, und er schon weit nach dem jenseitigen Ufer hin sich verirrt hatte. Als endlich sein Hülferuf von Vorübergehenden vernommen, und er mit Anstrengung der Herbeigeeilten aus dem Wasser gezogen wurde, war es zu spät, ihm das Leben zu retten.

Dasselbe Schicksal hatte auch der Schlossermeister Siegling zu Erfurt. Er gerieth ebenfalls, Abends neun Uhr, betrunken an einem unbewohnten Platze in einen andern Arm des Geraflusses, und wurde gegen Morgen erst todt herausgezogen. Er hinterließ eine Frau und neun unerzogene Kinder.

7. Zu Altorf, im Kanton Schaffhausen, lebte im Jahre 1793 ein Schmid, der ein gutgesinnter und dabei sehr thätiger Mann war, nur konnte er sich im Genusse des Weins nicht genug mäßigen. Wenn er sich Abends im Wirthshause befand, so trank er ein Glas nach dem andern, bis er ganz betrunken war, und dann beging er mancherlei Thorheiten, die er am folgenden Tage bitter bereuete. — Einst trank er auch zu viel, verlor seinen Verstand, und erzählte allerlei Heimlichkeiten, die er bei nüchternem Verstande sorgfältig zu bewahren suchte. Alle Anwesenden lachten darüber, und je mehr sie lachten, desto mehr erzählte er. Einer aus der Gesellschaft fing ein Kartenspiel an, und auch er spielte mit, und verlor in kurzer Zeit Alles, was er die ganze Woche über mühsam verdient hatte. Darüber wurde er unwillig, beschuldigte die Mitspielenden des Betrugs, und es kam zu Schlägereien, wobei er so sehr verwundet wurde, daß er nach Hause getragen werden mußte. Am andern Morgen befand er sich höchst unwohl, und der Gedanke an das viele Geld, das er verloren hatte, und worüber ihm seine Frau die bittersten Vorwürfe

machte, vermehrten sein Uebel. Zudem wurde er auch noch von dem Friedensrichter aufgefordert, sich vor demselben wegen der ungeziemenden Reden zu verantworten, die er gegen seine Mitspieler ausgestoßen hatte. Da schlug er die Hände über den Kopf zusammen, und klagte: »Ich Elender! in allen diesen Jammer stürzt mich die Unmäßigkeit. Den am Geiste Gesunden macht sie zum Narren, und den körperlich Gesunden wirft sie aufs Krankenbette!«

Verzärtelt eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt und bleiben ewig haften,
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz;
Der freigeborne Geist erblickt, nicht ohne Schmerz,
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Sklav', weil er nicht widerstanden.

Zähme deine Leidenschaft! Bleibt sie nicht dein Sklave,
So wird sie dein Tyrann!

Bist du krank, so wende dich nicht an sogenannte Quacksalber.

Spr. Sal. 2, 10. 11. So die Weisheit dir zu Herzen gehet, daß du gerne lernest, so wird dich guter Rath bewahren, und Verstand wird dich behüten.

Sir. 18, 20. Hilf dir selber, ehe du Andere arzeneiest.

Spr. Sal. 19, 8. Wer klug ist, liebt sein Leben.

1. Ein Mann in Schweinfurt fühlte sich nicht wohl, und ging deshalb zu einem Quacksalber, um sich Raths bei ihm zu erholen. Dieser gab ihm sieben Pillen, und sagte: er solle sie einnehmen, sie würden das Uebel aus dem Leibe treiben. Der Bürger nahm am folgenden Tage die Pillen, jedoch vorläufig nur erst fünf. Diese griffen ihn aber so stark an, daß er, aller getroffenen ärztlichen Vorkehrungen ungeachtet, eben weil es schon zu spät war, an einer gänzlichen Entkräftung starb.

2. Um Neujahr 1793 bekam eine hessische Bauerfrau einen Ausschlag am Munde, der immer weiter um sich griff und schmerzte. Der Frau ward bange, und in ihrer Einfalt ging sie zu einem Quacksalber nach Drierode, im Hannöve-

rischen, der zwar gewöhnlich nur an Thieren pfuschte, aber auch zuweilen Menschen für ihr Geld um ihre Gesundheit brachte. Dieser sah, in seiner Unwissenheit, das Uebel für einen Krebsschaden an, beredete die Frau, sich zu setzen, schnitt ihr dann den größten Theil der Unterlippe weg, und streute ihr scharfes Pulver in die Wunde. Die Schmerzen der armen Frau stiegen mit jeder Stunde, wozu sich dann noch ein heftiges Zahnweh gesellte. Zum Glück riefen ihre Freunde einen geschickten Wundarzt zu Hülfe, der durch gehörige Mittel einem noch größeren Uebel vorbaute, und sie genas endlich. Aber sie hatte doch ohne Noth die empfindlichsten Schmerzen ausstehen müssen, und ihre Unterlippe eingebüßt.

3. Ein junger Mensch von siebzehn Jahren hatte den Rothlauf oder die sogenannte Rose an seinem rechten Beine, in der Gegend des Knöchels. Seine Mutter ging zu einem Schäfer, und verlangte von ihm, daß er ihrem Sohne die Rose vertreiben möchte. Er versprach, dies zu thun, und gab nun der Frau einige getrocknete Kräuter, die sie auf einen mit glühenden Kohlen angefüllten Topf werfen, und ihren Sohn das kranke Bein eine halbe Stunde lang darüber halten lassen sollte. Diese Vorschrift ward genau befolgt, aber der Erfolg davon war schrecklich. Die Hitze verschlimmerte das kranke Bein so sehr, daß der Brand dasselbe ergriff, und es abgenommen werden mußte.

4. Im Jahre 1786 wurden zu Günzburg zwei Kinder eines Bürgers, die zwischen sieben und neun Jahren alt waren, von einem starken Ausschlage am Kopfe befallen. Die Mutter kam zu dem Kerkermeister oder Büttel, der sich auch mit einem unbefugten Curiren befaßte, klagte ihm den Zustand ihrer beiden Kinder, und bat um seine Hülfe. Er verfertigte sogleich eine Salbe, und gab ihr dieselbe mit dem Auftrage, damit die Köpfe ihrer Kinder tüchtig einzuschmieren. Dies that auch die Frau. Aber nicht lange war die Salbe auf den Köpfen der beiden Kinder, so wurden diese sterbenskrank. Man glaubte, die Krankheit würde sich geben, und versäumte, den ordentlichen Arzt schnell herbei zu rufen. Als nun die Gefahr immer mehr zunahm, und der Arzt helfen sollte, war dies zu

spät. Beide Kinder starben, das eine nach vier und zwanzig, und das andere nach acht und vierzig Stunden. Der Arzt untersuchte die Salbe, und fand, daß Fliegengift darunter war, welches auch den Tod der Kinder herbei geführt hatte.

5. Der dreizehnjährige Sohn des Arbeitsmannes Reulecke in Wegeleben, bei Halberstadt, wurde im Juli 1828 von einem Hirtenhunde, den er von dem Einlaufen in dieses Städtchen vor dem Thore aufhalten wollte, in den untern Theil der Hand gebissen. Der Knabe so wenig als seine Eltern berücksichtigten diesen Biß; nachdem jedoch der Hund verfolgt, und man von dessen Tollheit überzeugt war, kam ein dort wohnender vormaliger Hirt zu den Eltern des Knaben, und versicherte, daß er, da er gehört habe, ihr Sohn sey von einem tollen Hunde gebissen, ein Mittel wisse, durch dessen Anwendung der Biß völlig unschädlich gemacht würde. Auf sein Verlangen holte man einen Bogen Papier herbei, und dieser Mann schrieb nun in die eine Ecke desselben einige Zeilen des Liedes: »Gott, Deine Güte reicht so weit u. s. w.,« verordnet, daß der Gebissene das beschriebene Blatt mit einem Butterbrote verzehre, und versichert, daß der Biß alsdann weiter keine üble Folgen haben würde. — Ungefähr fünf Wochen darauf zeigt der Knabe, welcher seinen Eltern bei der Ernte im Felde behülflich gewesen, durch allerlei auffallende Bewegungen, daß es mit seinem Geiste nicht klar sey. Die Eltern erkennen nun die Tollheit ihres Sohnes, welcher um sich schnappt, mit der Zunge und Brust die Bewegungen eines lechzenden Hundes macht, und speiet. Der Arzt und Wundarzt aus Halberstadt werden augenblicklich, jetzt freilich zu spät, herbei gerufen, denn aller von diesen angewandten Mittel ungeachtet, wurde der unglückliche Knabe nach vier und zwanzig Stunden ein Raub des Todes. — Jener abergläubische Hirt, der sich hier zum Arzt aufgedrungen hatte, wurde sogleich zur Bestrafung gefänglich eingezogen.

Zum Denken gab dir Gott Verstand,
Zum Prüfen scharfen Sinn;
Auch diese Gabe seiner Hand,
Benutz' dir zum Gewinn.

Schön ist ein redliches Vertrau'n;
Doch eh' du traust, sieh zu,
Auf wessen Sinn und Wort wohl bau'n
Du magst mit sich'rer Ruh.

Bald glaubt, was seinem Wunsch entspricht,
Ein Hülfe suchend Herz;
Doch Prüfung wird auch hier zur Pflicht,
Denn Täuschung schaffet Schmerz!

Flieh jeden Wahn, der dich bethört,
Dir raubet Glück und Ruh';
Prüf' Alles! Was sich gut bewährt,
Nur das behalte du.

Verachte nicht den Rath und die Verordnungen eines erfahrenen Arztes.

Sir. 38, 9. Mein Kind, wenn du krank bist, so verachte das nicht, sondern bitte den Herrn, so wird er dich gesund machen.

Sir. 38, 12. Laß den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn geschaffen, und laß ihn nicht von dir, weil du doch seiner bedarfst.

Sir. 38, 4. Der Herr läßt die Arzenei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht.

Joh. 5, 14. Siehe zu, du bist gesund geworden; sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre.

1. Ludwig Polst, der Sohn eines Gastwirths zu Liegnitz, hatte das Unglück, bei einem Spiele das linke Bein zu zerbrechen. Es wurde sogleich zu einem geschickten Wundarzt geschickt, der das Bein mit aller Sorgfalt verband, und dem Knaben nachdrücklich vorstellte, sich wenigstens vier Wochen lang ja recht ruhig zu verhalten, damit das Bein immer in gerader Linie bleibe, und die Wunde wieder verwachse. Acht Tage lang befolgte Ludwig die erhaltene gute Lehre, dann wurde er unwillig und ungeduldig, und warf sich mißmuthig im Bette umher, wiewohl ihm diejenigen, die ihn pflegten, dies ernstlich untersagten. Als nun nach Verlauf von vier Wochen der Wundarzt das Bein untersuchte, machte er die traurige Entdeckung, daß dasselbe krumm gewachsen sey, und da bereits die Verhärtung eingetreten war, so schwand alle Hoffnung dahin, daß dasselbe je wieder gerade werden

könne. — Ludwig bereute lebenslang, daß er durch seine Ungeduld sich selbst diesen Schaden zugezogen hatte, statt dem guten Rathe Folge zu leisten, und einige Wochen lang geduldig und still in seinem Bette liegen zu bleiben.

2. Der französische Gelehrte Cartesius (Descartes) hatte sich nach Schweden begeben zu der berühmten Königin Christine, die ihn eingeladen hatte, in ihrem Reiche zu leben, um seinen Unterricht benutzen zu können. Aus Gefälligkeit gegen diese wißbegierige Prinzessin machte er sich anheischig, alle Morgen um fünf Uhr zu ihr zu kommen, und sie zu unterrichten. Allein da es gerade Winter war, der in Stockholm rauher als in Frankreich ist, so zog er sich nach wenigen Monaten ein Fieber zu. In diesem Zustande wollte der sonst so vernünftige Mann nicht zur Ader lassen, wie der Arzt verlangte, und als er sich endlich nach acht Tagen dazu entschloß, war es zu spät, denn eine Entzündung hatte schon zu sehr überhand genommen. — Er starb im Jahre 1650.

3. Ein junger Bauer zu Gettin, einem Dorfe in der Churmark Brandenburg, war von einem leichten Gallenfieber befallen. Der Arzt aus der benachbarten Stadt, der zufällig anwesend war, rieth ihm, ein Brech- und Abführungsmittel zu nehmen; allein er achtete nicht darauf, und ging in den Wald, wo er fast den ganzen Tag im Schneegestöber bei seiner Arbeit zubrachte. Dadurch fiel seine Krankheit wahrscheinlich auf die Nerven; denn er, der sonst ein sehr verständiger Mensch war, wurde von der Zeit an beinahe vernunftlos und wahnwitzig.

4. Peter Bayle, ein berühmter französischer Gelehrter auf der Universität Sedan (starb 1706), litt an einer Lungenschwäche, und weil Einige aus seiner Familie durch eine Lungenkrankheit ihr Leben verloren hatten, so war er durchaus nicht zu bewegen, etwas dagegen zu gebrauchen. Er starb daher schon in seinem neun und funfzigsten Jahre, da er schlechterdings bei Aerzten keine Hülfe suchen wollte.

5. Johann Baptist Lully, ein berühmter italienischer Tonkünstler (geboren zu Florenz 1633), kam schon in seinem zwölften Jahre nach Frankreich, und erregte bald durch

ſein artiges Geigenſpiel, welches er ganz ohne Meiſter erlernt hatte, ſolche Aufmerkſamkeit, daß ihn der König Ludwig XIV. in ſeine Dienſte nahm und zu ſeinem Kapellmeiſter ernannte. Dieſer berühmte Mann, den man als den Vater der beſſern franzöſiſchen Muſik betrachten kann, ſtarb zu Paris am 22. März 1687, im vier und funfzigſten Jahre ſeines Alters, an den Folgen eines Stoßes, den er ſich bei Aufführung eines Muſikſtückes beim Taktſchlagen mit dem Handſtocke an einer der Fußzehen beigebracht hatte. Er achtete dies aber nicht, und der Schaden wurde durch die Vernachläſſigung ſo ſchlimm, daß der Arzt erklärte, die Zehe müſſe abgenommen werden. Lully wollte ſich zu dieſer Operation nicht entſchließen, bis endlich die Gefahr immer größer ward, und der Brand faſt das ganze Bein einnahm. Es ſchien ſich zwar mit ihm zu beſſern, allein es war nur Schein, denn bald darauf nahm die Krankheit ſo zu, daß er wenige Tage nach der Operation ſtarb.

Pfeilſchnell eilet die Zeit weg, und ſtürzet gleich einem Strom dahin;
Schneller als die Entwick'lung eines gedachten Augenblicks
Iſt die Flüchtigkeit unſ'rer Jahre,
Jeder Minutenſchlag bringt uns näher dem Grabe.

Laß uns, Herr, dir dankbar werden!
Zwar iſt unſer Leib nur Staub,
Nur gebaut für uns auf Erden,
Bald des Grabes ſichrer Raub;
Mag er einſt in Staub zerfallen:
Doch, ſo lange wir hier wallen,
Sey er theuer uns und werth;
Auch durch ihn ſeyſt du geehrt!

Der Geiſt verwelkt, wenn du den Körper vergißt:
Bau' alle deine Kräfte an, daß eine der andern diene!

4. Sorge für dein zeitliches Auskommen. Bilde dich tüchtig zu einem Berufe.

1 Cor. 1, 26. Sehet an euern Beruf.

Epheſ. 4, 1. Wandelt, wie ſich's gebühret, in eurem Beruf, darinnen ihr berufen ſeyd.

Sir. 11, 21. Vertraue du Gott, und bleibe in deinem Beruf.

1 Cor. 3, 8. Ein Jeglicher wird ſeinen Lohn empfangen nach ſeiner Arbeit.

1. Michael Angelo, der Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, ward 1474 auf einem Landſchloſſe im florentiniſchen Gebiete geboren. Er hatte eine Amme, deren Mann ein Bildhauer war, und in dem Schloſſe ſeines Vaters ward viel gemalt. Das flößte dem Knaben eine innige Sehnſucht ein, beide Beſchäftigungen nachzuahmen. Als Spielerei hatte man dagegen nichts einzuwenden; allein da er heranwuchs, tadelte man dieſen Hang, weil er ein Edelmann und ziemlich reich war. Doch die Vorſtellungen ſeiner Eltern und Verwandten waren ganz fruchtlos, und der Vater ſah ſich endlich genöthigt, ihn die Malerei erlernen zu laſſen. Sein erſter Lehrer war ein ſehr mittelmäßiger Maler zu Florenz. In der Schule deſſelben erlangte er alle die Kenntniſſe, die ſein Meiſter ihm nur geben konnte; aber noch war er nicht dreizehn Jahr alt, als er ihn ſchon übertraf. — In Florenz hatten ſich damals die Medizeer, eine durch die Handlung reich gewordene Familie, zu den höchſten Würden in der Republik emporgehoben. Lorenz von Medizi genoß einer Verehrung, wie nur wenige Fürſten jener Zeit; er war freigebig und prachtliebend, und ein thätiger Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften. Die aufkeimenden Talente des Michael Angelo entgingen ſeiner Aufmerkſamkeit nicht; er nahm ihn in die von ihm geſtiftete Maler-Akademie auf, zog ihn an ſeine Tafel, und verſchaffte ihm die beſten Lehrer. Zu eben der Zeit, da Michael Angelo im Zeichnen und Malen bewunderungswürdige Fortſchritte machte, übte er ſich auch in der Bildhauerkunſt, und brachte ſchon als funfzehnjähriger Jüngling Figuren zu Stande, die für das Werk eines Meiſters gelten konnten. Er war achtzehn Jahre alt, als ſein Gönner,

Lorenz von Medizi, starb. Jetzt bereiſete er die berühmteſten Malerſchulen in Mailand und Venedig, und kehrte dann, belebt mit neuem Eifer der edelſten Nacheiferung, nach Florenz zurück. Er bildete um jene Zeit eine marmorne Statue ſo ſchön, daß man ihm rieth, dieſelbe heimlich zu Rom unter ſolchen Ruinen zu vergraben, die man zu durchwühlen vorhatte. Er that's, um zu erfahren, ob ſeine Arbeit für eine Antike gehalten würde. Man fand die Bildſäule, der zu mehrerer Täuſchung ein Arm fehlte, und ſie ward wirklich für ein kunſtvolles Werk des Alterthums gehalten. Ein Kardinal kaufte ſie für einen hohen Preis, und freute ſich des ſeltenen Kunſtwerks, bis Michael Angelo durch Vorzeigung des abgebrochenen Arms bewies, daß die angebliche Antike von ihm herrühre. Von dieſer Zeit an war das Leben des Künſtlers eine Reihe von Triumphen, und in Rom, Neapel, Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara ſetzte er ſich Denkmäler ſeines Ruhms, durch die er alle ſeine Zeitgenoſſen verdunkelte.

2. Johann Joachim Quanz, Hofkomponiſt Friedrichs des Großen (ſtarb 1773), war der Sohn eines Hufſchmids, und mußte ſchon früh mit dem Hammer an den Ambos treten. Er begleitete ſeinen ältern Bruder, der die Violine ſpielte, mit der Baßgeige zu den Feſten der Landleute in der umliegenden Gegend, wo er ihnen zum Tanz aufſpielte. Dies gefiel dem jungen Baßgeiger ſo wohl, daß er ſich durch keine Vorſtellung von dem Entſchluſſe abbringen ließ, ein Muſikant zu werden. Als daher ſein Vater ſtarb, ging er ſchon in ſeinem zehnten Jahre zu ſeinem Onkel, der in Merſeburg Stadtmuſikus war, in die Lehre. Hier blieb er bis ins achtzehnte Jahr, und trieb in dieſer Zeit alle Inſtrumente, welche gewöhnlich von einem Kunſtpfeifer gefordert werden. Begeiſtert von dem edlen Gedanken, ſich in ſeiner Kunſt auszuzeichnen und etwas Tüchtiges zu leiſten, ging er nach Dresden. Als er hier die großen Männer hörte, welche die königliche Kapelle zierten, ſtrebte er ohne Unterlaß dahin, ſich einer Stelle unter ſo berühmten Künſtlern würdig zu machen. Jetzt fing er eigentlich erſt im Ernſte an, ſich der Flöte zu widmen, durch die er nachher ſo berühmt geworden iſt; er

übte sich im Komponiren, und studierte eifrigst an der Verbesserung seines Geschmacks und an dem Erwerb vieler nothwendigen Kenntnisse. Italien, damals die Pflanzschule des guten Geschmacks in der Musik, war das Land, wo Quanz seine Bildung vollendete. — Im Jahre 1727 wurde er mit einem ansehnlichen Gehalte in die königliche Kapelle zu Dresden aufgenommen, und im Jahre 1741 von Friedrich dem Großen nach Berlin berufen, der ihm eine jährliche Besoldung von 2000 Reichsthalern auf Lebenszeit zusicherte. Quanz behauptete bis in sein Alter den Ruhm eines der größten Virtuosen auf der Flöte. Nach seinem Tode ließ ihm der König, der überhaupt eine große Sorgfalt und Zärtlichkeit für ihn bewies, ein schönes Denkmal setzen.

3. Jean Germain Drouais, im Jahre 1763 zu Paris geboren, zeigte von Jugend an ein rühmliches Streben, sich in der Malerei zu vervollkommnen. Eine Stunde, die er für die Arbeit verlor, schien ihm unersetzlich. Er vermied daher jede Art von Zerstreuung, selbst wenn sie mit dem größten Vergnügen verbunden gewesen wäre. Eines Tages, da seine Eltern in ihn drangen, sie in Gesellschaft zu begleiten, gab er ihren Bitten nach, und willigte ein, daß man ihn zierlicher kleidete und frisirte, als gewöhnlich. Nachdem er nun so ausgeschmückt da stand, trat er vor den Spiegel, und besah sich darin. Beschämt über die langen Zubereitungen zu einer solchen Lustbarkeit, von deren Genusse er sogar Nachtheil für seine Kunst befürchtete, ergriff er ganz ruhig eine Scheere, schnitt sich die vier Locken ab, die ihm der Friseur mit vielem Aufwand von Zeit gemacht hatte, zog sich ganz einfach an, und sagte: »Jetzt, hoffe ich, wird man mir nichts mehr von einer Gesellschaft und von Vergnügungen vorsagen, und mich in Ruhe arbeiten lassen.« — In seinem zwanzigsten Jahre arbeitete er an einem großen Gemälde, um sich den ausgesetzten Preis, mit welchem eine vierjährige Unterstützung in Rom verbunden war, zu erringen. Als das Gemälde fertig war, genügte es ihm so wenig, daß er es zerriß. Seinen Lehrer, den berühmten französischen Maler David, der ihm, als er verwundert die Stücken des Gemäldes sah, darüber

Vorwürfe machte, fragte er: »Sind Sie zufrieden mit mir?« — »Vollkommen!« versicherte David. »Wohl, so habe ich ja den Preis!« rief Drouais entzückt; »dies war mein Ziel, der Preis der Akademie gehöre einem Andern, dem er vielleicht nützlicher ist, als mir; im nächsten Jahre hoffe ich ihn durch ein besseres Werk zu verdienen.« Und beim nächsten Male stand Drouais wieder in den Schranken. Sein geliefertes Gemälde, »die Cananäerin zu den Füßen des Heilandes«, wurde mit Auszeichnung aufgenommen, der junge Drouais öffentlich gekrönt, und von seinen Mitschülern fast im Triumphe zu seinem Lehrer geführt. Diesen begleitete er nun nach Rom, wo er die größten Meister studierte. Schade, daß ein hitziges Fieber seinem rühmlichen, vielversprechenden Leben schon im fünf und zwanzigsten Jahre ein so frühes Ziel setzte! Er starb zu Rom im Jahre 1788.

4. James Cook, einer der berühmtesten Seefahrer und Weltumsegler (starb 1799), war der Sohn eines unbemittelten Landmanns in der englischen Provinz Yorkshire, der auf seine Erziehung nicht viel mehr verwenden konnte, als daß er ihn in die öffentliche Pfarrschule schickte, um etwas lesen, schreiben und rechnen, und den Katechismus zu lernen. Schon in seinem dreizehnten Jahre brachte ihn der Vater bei einem Schiffer, welcher Kohlen von Newcastle nach London zu bringen pflegte, in die Lehre. Nachdem er sich lange um einen Dienst bemüht, und sogar einmal die Stelle eines Schiffkochs versehen hatte, ward er auf einem Schiffe dem Steuermann zum Gehülfen beigegeben. Hier überzeugte er sich, wie unentbehrlich einem Steuermanne gründliche Kenntnisse in der Mathematik sind, und widmete sich ihr mit rastlosem Eifer. Alles, was er ersparen konnte, wandte er auf Privatunterricht in der Mathematik und Schiffskunde an, worin er auch schnelle Fortschritte machte. — Bei einem Kriege zwischen England und Frankreich erhielt er, da die Nachfrage nach geschickten Seeleuten groß war, die Stelle eines Meistergehülfen, und wohnte der Eroberung von Louisburg und Cap Breton bei. Man sah bald, daß sich seine Kenntnisse sehr weit von den Kenntnissen seines Gleichen unterschieden; denn alle Zeit,

die ihm seine Amtspflichten übrig ließen, studierte er, und las die besten Werke der Engländer über das Seewesen und über die Mechanik der Segel und des Steuerns beim Schiffslauf. Dabei war er pünktlich und unermüdet in seiner Pflicht: lauter Eigenschaften, die so selten bei jungen Seeleuten, die keine ganz besondere Erziehung genossen haben, angetroffen werden, daß sie bei ihm nicht übersehen werden konnten. Durch seinen Diensteifer und seine Kenntnisse zog er auch bald die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf sich, die ihm ohne Bedenken die wichtigsten Unternehmungen auftrug.

5. August Hermann Franke, Stifter des halleschen Waisenhauses und der damit verbundenen Anstalten (starb 1727), war den 23. März 1663 zu Lübeck geboren, kam aber schon im dritten Jahre mit seinem Vater, einem Rechtsgelehrten, nach Gotha, und verlebte hier seine Jugendjahre. Natürliche Fähigkeiten und anhaltender Fleiß brachten ihn so weit, daß seine Lehrer ihn schon im vierzehnten Jahre vollkommen reif für die Hochschule erklärten. Er aber blieb noch zwei Jahre in Gotha, um sich durch häuslichen Fleiß noch gründlicher für dieselbe vorzubereiten. Aus innerm Antriebe und besonderer Neigung widmete er sich der Gottesgelahrtheit, und bildete sich für diesen Beruf mit großer Schnelligkeit aus. Durch seinen Fleiß, verbunden mit seltener Ausdauer und Beharrlichkeit, brachte er es dahin, daß er schon im Jahre 1684 in Leipzig als öffentlicher Lehrer auftrat, und in seinen Religionsvorträgen sich vor Vielen auszeichnete. Je mehr er sich aber bemühte, Andern nützlich zu werden, desto mehr erkannte er, wie viel ihm selbst noch fehle. Er begab sich deshalb im Jahre 1687 auf einige Zeit zu dem Pfarrer Sandhagen nach Lüneburg, durch dessen Umgang er außerordentlich viel gewann für ein höheres christliches Leben, das seinen Wandel zierte. Im Jahre 1690 ward er Diakonus in Erfurt, folgte aber zwei Jahre darauf einem Rufe nach Halle als Professor und Prediger der Vorstadt Glaucha, und hier war es, wo er bald seine segensreiche Wirksamkeit entwickelte.

6. Daniel Schwarzkopf, ein vormals berühmter Buchdrucker zu Leipzig, war von armen Eltern geboren, die

ihm auch schon in früher Jugend durch den Tod entrissen wurden. Ein Menschenfreund erbarmte sich des armen Waisen, schickte ihn in die Schule, und ließ ihn im Rechnen und Schreiben unterrichten. Darauf brachte er ihn, nach seinem vierzehnten Jahre, zu einem Buchdrucker in die Lehre, und er bewies hier so viel Aufmerksamkeit, daß er bald ein ziemlich fertiger Setzer ward. Bereits im achtzehnten Jahre verdiente er sich mit seiner Kunst wöchentlich vier bis fünf Thaler, von denen er kaum einen verzehrte; das Uebrige legte er zurück. Sein Hauptgewinn aber bestand darin, daß er nicht, wie andere seiner Kameraden, sein Geschäft nur mechanisch trieb, und von dem, was er setzte, kein deutliches Bewußtseyn hatte, sondern daß er über das, was er that, auch nachdachte, und sich Alles tief einprägte, was er gesetzt hatte. Die Titel von allen, selbst von angeführten Schriften, bemerkte er sich schriftlich, und so war er allmählig nicht nur zu einigen hundert Thalern Geld, sondern auch zu einer großen Bücherkenntniß gelangt. Um nun möglichst bald eine eigene Buchdruckerei begründen zu können, wozu sein geringes Geld nicht hinreichte, fing er einen Handel mit alten Büchern an, kaufte auf Auktionen das Beste zusammen, und trug es dann in Leipzig und der Gegend, so wie in den benachbarten sächsischen und böhmischen Ländern auf dem Rücken umher. Da er Kenntnisse hatte, und brauchbare und wohlfeile Bücher kaufte, so setzte er immer schnell und meist mit doppeltem Gewinn seine Waare wieder ab. Zehn Jahre hatte er dies Geschäft getrieben, und dadurch einige tausend Thaler gewonnen. Jetzt kaufte er eine Buchdruckerei mit allem Zubehör, zeichnete sich durch Billigkeit und schöne Arbeit aus, und ward bald unter allen Buchdruckern Leipzigs, deren sich dort, wegen des literarischen Verkehrs, sehr viele befinden, derjenige, welcher die meisten Pressen beschäftigte. Der gewöhnliche Wirkungskreis des Buchdruckers war ihm indeß zu eng; er dachte nicht bloß Schriften zu drucken, sondern seine Kunst auch auf das Drucken von Noten und Musikalien auszudehnen. Nach unendlichen Versuchen und Anstrengungen seines mechanischen Genie's gelang es ihm endlich, dieses große, von allen Zeit-

genossen bewunderte Werk zu Stande zu bringen. Er nahm auch wissenschaftliche und musikalische Werke in Verlag, und wurde zugleich einer der ersten Buchhändler. Sein Name wurde jetzt in allen Zeitungen, in allen Schulen genannt, und als er endlich im Greisenalter starb, hatte er, der nie Vermögen geerbt hatte, ein Vermögen von 100,000 Thalern hinterlassen.

7. Joachim Nettelbeck, ein durch echten Patriotismus und schlichten Biedersinn rühmlichst bekannt gewordener Bürger zu Colberg (starb 1824), war der Sohn eines dortigen achtbaren Brauers, und erhielt seine Erziehung im Hause seiner Großeltern väterlicher Seite. Schon frühe zeigte er eine besondere Neigung und Vorliebe zur Schifffahrt. Wenn sein Vetter, der ein Schiffer war, im Hafen lag, so hatte der kleine Joachim keine Ruhe mehr zu Hause, und eilte hinaus zu dem Schiffe, um dort bei den arbeitenden Schiffsleuten herumzuspringen. Nicht viel geringer war seine Liebe und Freude am Gartenwesen, worin ihn sein Großvater unterrichtete, unter dessen Aufsicht und Anleitung er pflanzte, pfropfte und okulirte. Bei solchen und ähnlichen Spielereien versäumte er aber die wichtige Schulzeit, und wenn man ihn in der Schule glaubte, so schiffte er in Rinnsteinen und Teichen umher. Einer seiner Pathen machte ihm hierüber einst ernstliche Vorwürfe, und stellte ihm vor, daß, wenn er ein tüchtiger Schiffer werden wolle, er auch fleißig in die Schule gehen, und schreiben und rechnen lernen müsse. Er dachte darüber nach, setzte seine Spielereien bei Seite, und fing nun an, mit allem Fleiße zu lernen. Er mochte etwa acht Jahre alt seyn, als er eine Anweisung zur Steuermannskunst in holländischer Sprache zum Geschenk erhielt. Dies Buch machte ihm eine so große Freude, daß er Tag und Nacht darin für sich selbst studierte, bis ihm sein Vater bei einem Schiffer zwei wöchentliche Unterrichtstage in jener Kunst ausmachte; die vier übrigen Tage aber blieben dem Schulunterrichte bestimmt. Ein Jahr später ward die Steuermannskunst die Hauptsache, und alles Andere in die Neben- und Privatstunden verwiesen. — Sein Eifer für den erwählten Beruf ging so weit, daß er im

Winter oft bei strenger Kälte, wenn des Nachts klarer Himmel war, heimlich auf den Wall mit seinem Instrumente ging, die Entfernung der ihm bekannten Sterne vom Horizont oder vom Zenith maß, und darnach die Polhöhe bestimmte. Da man ihm gesagt hatte, daß ein Seemann vor allen Dingen gut klettern lernen müsse, um die Masten bei Tag und Nacht zu besteigen, so wollte er auch hierin nichts verabsäumen. Er ging daher öfters nach der Schulzeit mit dem Sohne des Glöckners auf den Boden der großen Kirche, und kletterte bis hoch unter das kupferne Dach, ja selbst bis in die Spitze des Thurms und an dem inwendigen Holzverbande hinauf, so hoch, bis er sich in dem beengten Raume nicht weiter rühren konnte. Aber eben diese Gewandtheit kam ihm in der Folge sehr gut zu Statten. — Kaum mochte er etwa elf Jahre alt seyn, als es, zu seiner großen Freude, Ernst mit seiner künftigen Bestimmung werden sollte. Seines Vaters Bruder nahm ihn auf sein Schiff als Kajütenwächter, und so ging seine erste Ausflucht nach — Amsterdam.

Ist dir die Ruhe lieb, so lege hoffnungsvoll
Zu deiner Ruhestätt' den Grundstein früh und pflanze
In deinem Lenze schon den Lorbeer zu dem Kranze,
Der einst dein graues Haupt umschatten soll.

Geister, die nach Höherm streben,
Hassen schon von Jugend auf
Weiche Ruh' und üppig Leben,
Denn es hemmt der Jugend Lauf,
Zehrt die Kraft durch eitles Treiben,
Macht, daß Männer — Kinder bleiben.

Sey fleißig und arbeitsam.

1 Mos. 3, 19. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.

Pred. Sal. 6, 7. Einem jeglichen Menschen ist Arbeit aufgelegt nach seinem Maaße.

Spr. Sal. 14, 23. Wo man arbeitet, da ist genug.

Ephes. 4, 28. Arbeite und schaffe mit deinen Händen etwas Gutes.

Spr. Sal. 12, 11. Wer seinen Acker bauet, der wird Brots die Fülle haben, wer aber unnöthigen Sachen nachgehet, der ist ein Narr.

1 Cor. 3, 8. Ein Jeglicher wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit.

1. Ein Römer, Namens Paridius, hatte zwei Töchter, sonst aber in seinem ganzen Vermögen nichts als einen Weinberg. Als die älteste Tochter heirathete, gab er ihr den dritten Theil des Weinbergs zum Heirathsgute. Gleichwohl zog er darnach aus seinem Weinberge gerade so viel Früchte, als zuvor aus dem ganzen. Als nach einigen Jahren die jüngste Tochter heirathete, gab er auch dieser die Hälfte von dem noch übrigen Weinberge zur Aussteuer, so daß ihm nichts mehr als ein einziges Drittel blieb. Allein je kleiner sein Gut wurde, desto größer ward sein Fleiß. Durch emsige Wartung brachte es Paridius so weit, daß das letzte Drittel ihm eben so viel Nutzen brachte, als er vorher aus dem dreimal größeren Weinberge gezogen hatte.

2. Sophia, Herzogin von Pommern, des Markgrafen Prokopius in Mähren Tochter, und Bogislaus des Achten, Herzogs von Pommern, Gemahlin, gleich achtungswerth durch ihre Klugheit als Tugend, schämte sich, ungeachtet ihres hohen Standes, nicht, ein Muster der Arbeitsamkeit und verständigen Haushaltung zu geben. Noch in ihrem hohen Alter soll sie mit ihren eigenen Händen täglich gearbeitet, und unter ihren Arbeiten öfters die Reime wiederholt haben:

»Nicht beten, nicht spazieren geh'n,
Vor'm Fenster und dem Spiegel steh'n,
Viel geredt und wenig gethan,
Mein Kind, da ist nichts Gutes an.«

3. Im Jahre 1690 wohnten in dem nassau-siegenschen Dorfe Helmershausen drei Jünglinge: Johann Heinrich Klaus, Johann Heinrich Helmers und Johann Heinrich Preis, die es bald einsahen, daß sie neben ihrem Geschäfte, das Vieh zu hüten, auch noch eine andere Arbeit treiben konnten, um auf solche Weise sich und den Ihrigen zwiefach nützlich zu werden. Weil sie sich oft im Walde aufhielten, so fielen sie auf den Gedanken, in ihren müßigen Stunden hölzerne Löffel anzufertigen. Dies thaten sie, und wählten dazu ausgetrocknetes Ahornholz. Anfänglich ging ihre Arbeit nur langsam von Statten, so daß sie an einem Tage nicht mehr als einen einzigen Löffel anfertigen konnten, für wel-

welchen sie nur einen halben Kreuzer erhielten. Allein keine Schwierigkeit, keine Mühe, nicht einmal der so schlechte Verdienst konnte sie bewegen, den einmal gefaßten Vorsatz aufzugeben. Bald hatten sie durch ihre Ausdauer mehr Fertigkeit erlangt, und belehrten über die Anfertigung jener Löffel auch die Mitbewohner ihres Dorfes, die durch den glücklichen Fortgang ihres Geschäfts auf dasselbe aufmerksam gemacht wurden. Die Anzahl der Löffelarbeiter vermehrte sich nach und nach bis auf vierzig. Das Holz dazu kauften sie in den benachbarten Ländern, weil man im Siegenschen auf Holzersparniß sehr bedacht war. Der Karren Ahornholz kostete sie einen Gulden, und da sie hiervon 2000 Löffel schnitzen konnten, von welchen sie das Stück, wie schon erwähnt, für einen halben Kreuzer verkauften, so hatten sie an einem Karren voll Holz mehr denn funfzehn Gulden reinen Verdienst. Bei der Fertigkeit, welche die mit dieser Arbeit beschäftigten Leute nach und nach durch Uebung erhielten, wurde es endlich von den Hausvätern festgesetzt, daß Jeder täglich sechszig Löffel abliefern mußte, und nur wenn diese fertig waren, so hatte er Feierabend. Wollte Jemand im Hause dann noch mehrere machen, so waren diese für ihn, und was er daraus löfete, war sein eigener Sparpfennig. Der Absatz dieser Löffel wurde den Fabrikanten dadurch erleichtert, daß sie solche an die Hausirer oder Gängler losschlugen, die jährlich in jener Gegend sich einfanden, um den Weibern das Linnen abzukaufen, das sie aus dem selbst gezogenen Flachs webten, und in dem eigenen Haushalt nicht verbrauchten. Jene Hausirer fingen nun an, neben dem Leinwandhandel auch den Handel mit hölzernen Löffeln zu betreiben, der allmählig so zunahm, daß endlich ganze Wagenladungen von Helmershausen nach Kölln abgingen, wo sie zu Schiffe nach Holland, und von da vorzüglich nach Westindien versendet wurden.

4. Johann Heinrich Kluckum, aus Lemgo gebürtig, dessen ganzer Reichthum bloß in der Profession eines Nagelschmids und in ein Paar zu diesem Handwerke tüchtigen Armen bestand, arbeitete als Geselle in Oldenburg, wo er, im Vertrauen auf diese beiden Schätze, ein armes, aber ver-

nünftiges und fleißiges Dienſtmädchen, Namens Sophie Teſch, aus dem vor der Stadt liegenden Kirchdorfe Oſternburg gebürtig, heirathete. Zum Brautſchatze brachte dieſe ihm zwanzig Thaler mit. Sie kauften ſich einen Amboß, einiges Schmiedegeräth und etwas Eiſen, baueten ſich, neben ihrer gemietheten Wohnung, mit eigenen Händen eine Eſſe, und fingen ihr Werk mit Freuden an. Ein Jahr lang arbeitete die Frau als Geſell ihres Mannes; ſie half ihm das Eiſen ſpalten, und damit er keine Stunde verſäumen durfte, trug ſie ſelbſt wöchentlich ein Mal die gemachten Nägel nach Oldenburg an daſige Kaufleute, und ſo viel Eiſen wieder zurück, als in einer Woche wieder verarbeitet werden konnte. Nach ein paar Jahren hatten ſie ſo viel verdient, daß ſie darauf denken konnten, ſich eine eigene Wohnung anzuſchaffen. Allein kaufen konnten ſie noch keine, und auch da zeigten ſie die größte Ueberlegung. Sie ließen ſich nahe am Heerwege vor Raſtadt ein Stück Heideland anweiſen, welches die Frau mit dem größten Fleiße bearbeiten und urbar machen half, während der Mann mit ſeinem Gehülfen unermüdet Nägel ſchmiedete. Weil ſie ſich durch ihren Fleiß allgemeinen Ruhm erworben hatten, ſo borgte ein angeſehener Mann ihnen Mauerſteine und dergleichen zur Erbauung ihres Hauſes. Sie wurden allmählig die wohlhabendſten Anbauer auf viele Meilen weit. In der Schmiede arbeiteten beſtändig vier oder fünf Perſonen. Das Eiſen wurde ſeit vielen Jahren nicht mehr pfundweiſe aus Oldenburg geholt, ſondern centnerweiſe aus Bremen nach Oldenburg gebracht, und anſtatt daß die Frau anfangs wöchentlich ein Mal einkaufen mußte, ſo ging der Meiſter jetzt ſelbſt ein Mal im Jahre nach Bremen. Dadurch bahnte er ſich dort den Weg, daß er nachher nicht alles Eiſen mit baarem Gelde zu bezahlen brauchte, ſondern große und kleine, beſonders viele Schiffnägel, wieder zurückſenden und damit abrechnen konnte. — Auf ſolche Weiſe gründeten dieſe Leute durch Fleiß, Sparſamkeit und Klugheit ihr Glück, und wurden ſehr wohlhabend. Viele arme Knaben haben dem Meiſter ihr Fortkommen zu danken, nicht ſowohl, weil er ſie ſeine Profeſſion gelehrt, ſondern hauptſächlich, weil er ſie zum

Fleiß und zur Ordnung angehalten, und sie dadurch tüchtig gemacht hat, bei jeder Arbeit fortzukommen, wenn sie auch nicht länger Lust hatten, als Nagelschmiede zu arbeiten.

5. Im Jahre 1786 war der Kaiser Joseph in dem neuen von ihm angelegten Arbeitshause zu Wien, um zu sehen, ob Alles nach seinem Befehle eingerichtet sey. Während seines Aufenthalts daselbst kamen einige Grenadiere. »Was wollt Ihr?« fragte sie der Kaiser. »Wir holen uns Baumwolle, um in freien Stunden uns durch Spinnen etwas zu verdienen,« gaben sie zur Antwort. »Wohl, meine Söhne!« sagte Joseph; »daß doch Eure Kameraden eben so dächten!« Der Monarch beschenkte einen Jeden von ihnen mit einem Dukaten.

6. Als eines Tages der König von England, Georg III. (starb 1820), durch die Wiesen von Weymouth, wo er, nächst Kew, sich am liebsten aufhielt, spazierte, nahm er, weil eben damals die Heuernte begonnen hatte, mit Verwunderung wahr, daß sich nur äußerst wenige Arbeiter in den Wiesen befanden. »Wo sind denn alle die übrigen Leute?« fragte er unerkannt eine einzelne Frau, die sehr emsig beschäftigt war. »O,« erwiederte sie, »die sind Alle hingelaufen, um den König zu sehen, der hier in der Nähe angekommen seyn soll.« — »Aber warum seyd denn auch nicht Ihr mitgegangen?« fragte Georg weiter. »Lieber Herr,« entgegnete die Frau, »ich habe eine zahlreiche Familie, und die kann ich nicht durch Müßiggehen ernähren, sondern muß fleißig meiner Arbeit wahrnehmen.« — »Das ist brav!« sagte Georg; »erzählet nur den Uebrigen, wenn sie wieder kommen, und den König nicht gesehen haben, daß der König selbst unterdeß hierher auf die Wiese gekommen sey, und Euch gesehen habe.« Bei diesen Worten reichte er ihr freundlich ein Goldstück, und wandelte weiter.

Arbeit ist das stärkste Glied
An der Kette dieses Lebens;
Jede leere Stunde flieht
Wie ein Traum, und ist vergebens.
Arbeit ist des Menschen Pflicht:
Wer nicht säet, erntet nicht.

Des Menschen größter Feind ist seine Zeit,
Und sie ist doch sein Schatz. Ihn zu verwalten,
Das lerne!

Suche dich immer nützlich zu beschäftigen.

Spr. Sal. 10, 4. Lässige Hand macht arm, aber der Fleißigen Hand macht reich.

Sir. 31, 27. Nimm dir etwas vor zu arbeiten, so widerfähret dir keine Krankheit.

Spr. Sal. 20, 13. Liebe den Schlaf nicht, daß du nicht arm werdest; laß deine Augen wacker seyn, so wirst du Brot genug haben.

1 Cor. 7, 17. Ein Jeglicher, wie ihn der Herr berufen hat, also wandele er.

1. Der weise Bias gab den Rath: Man solle mit dem Leben eine solche Eintheilung machen, als wenn man die Ueberzeugung hätte, daß es nur eine kurze Zeit dauern würde.

Der große römische Feldherr Scipio Afrikanus beschäftigte sich in den Stunden, wo er von Kriegs- und Staatsgeschäften frei war, mit den Wissenschaften. Er pflegte daher von sich zu sagen: »Ich bin niemals weniger müßig, als wenn ich Muße habe.«

2. Der jüngere Cyrus hatte von seinem Vater die Statthalterschaft über Kleinasien erhalten, und wohnte zu Sardes, der ehemaligen Hauptstadt von Lydien. Hier besuchte ihn in wichtigen Angelegenheiten der lacedämonische Feldherr Lysander, und der Prinz erwies diesem berühmten Manne auf jede nur mögliche Weise seine Achtung und Höflichkeit. Er rechnete es sich zu einem Vergnügen an, den Gast überall selbst umher zu führen, und ihm alles Sehenswürdige in seinem Palast und in seinen Gärten zu zeigen. Letztere erregten durch ihre Regelmäßigkeit und Schönheit besonders die Bewunderung Lysanders. »Alles erfreut und entzückt mich hier,« rief er aus, indem er sich gegen Cyrus wandte; »aber was mich am meisten beschäftigt, ist der geläuterte Geschmack und der sinnreiche Fleiß dessen, der alles dieses angeordnet, und Allem, was mein Auge erblickt, diese schönen Verhältnisse, dieses richtige Ebenmaaß und diese große Ord-

nung gegeben hat.« — »Ich selbst,« antwortete Cyrus mit bescheidener Verwirrung, »habe den Plan dazu entworfen; ich selbst habe diesen Garten eingetheilt, und die Ausführung geleitet. Viele der Bäume sogar, die hier stehen, sind von meiner Hand gepflanzt, und werden von mir gepflegt.« — »Wie?« rief Lysander voll Verwunderung aus, »ist es möglich, daß Du, in dem Glanze und den Vergnügungen des persischen Hofes erzogen, und umgeben von dem Schimmer der Hoheit, Dich zum Gärtner erniedrigen, und an der stillen Beschäftigung mit der Natur ein Vergnügen finden konntest?« — »Das darf Dich nicht wundern,« gab Cyrus zur Antwort. »Diese harmlosen Bemühungen sind in den Stunden der Muße meine Erholung und meine Freude. Ich glaube, daß mir die Natur meinen Körper und meine Glieder nicht umsonst gegeben hat; ich brauche sie, sobald ich kann, zur Arbeit. Nie setze ich mich zu Tische, bevor ich mich nicht entweder durch kriegerische Uebungen, die mich zu meinem Berufe vorbereiten, oder durch ländliche Arbeiten, die mich sanft an die Natur der Menschheit fesseln, bis zum Schweiße ermüdet habe.« — Lysander, erfreut durch diese Unterredung, ergriff mit Wärme des Cyrus Hand und sagte: »Ja, Du bist Deines hohen Standes werth, denn in Dir ist Glück und Tugend vereinigt!«

3. Der römische Kaiser Marcus Aurelius Antoninus nützte seine Zeit auf alle Weise zum Guten. Er hielt sie für zu kostbar, als daß er sie unter Tändeleien und unnützen Zerstreuungen hätte verschwenden sollen. Bei öffentlichen Schauspielen las und unterschrieb er. Auf Reisen oder unter den verdrießlichsten Vorfällen suchte er Augenblicke zur Arbeit und zum Nachdenken über seine Handlungen zu gewinnen. Mitten in den heftigsten Kriegen schrieb er im Feldlager die erbaulichen Betrachtungen über sich selbst.

4. Karl IX., König von Frankreich, war ein sehr harter und blutdürstiger, aber dabei ein sehr thätiger Monarch. Er mußte immer beschäftigt seyn, und die Ruhe war ihm so verhaßt, daß er die Häuser »Gräber der Lebendigen« nannte.

5. Philipp Jakob Spener, Propst zu Berlin (starb

1705), hatte eine große Neigung zur Arbeit und nützlichen Beschäftigung, die er durch eine strenge Ordnung in allen seinen Verrichtungen zu befriedigen wußte. Man sah ihn bis an sein Ende unermüdet eifrig in seinen Geschäften, und haushälterisch in Ansehung der Zeit. Er suchte jede Minute zu benutzen, ging wenig aus dem Hause, sich zu zerstreuen, nahm des Vormittags, auch von seinen besten Freunden, keine Besuche an, und beschäftigte sich selbst auf seinen Reisen den ganzen Weg über mit Lesen, bis er wieder aus dem Wagen stieg.

6. Der Schweizer Guyer, sonst auch Kleinjogg oder der philosophische Bauer genannt (starb 1785), war ein ungemein fleißiger Mann, der sich immer nützlich zu beschäftigen wußte. Die Stunden, wo er vom Feldbau müßig war, wendete er zu nützlichen häuslichen Arbeiten an. Nie sah man ihn müßig gehen, oder Dinge vornehmen, die keinen Nutzen bringen. Arbeit und Beschäftigung machten ihm so sehr Freude, daß er oft sagte: »Ich finde, daß ich niemals glücklicher, gesunder und vergnügter bin, als wenn ich meine Geschäfte verrichte.«

Der Fleiß in nützlichen Geschäften,
Der edle Wucher mit den Kräften,
Bestimmt das menschliche Geschick;
Des Menschen Glück nicht einzuschränken,
Verlieh ihm Gott die Kraft zu denken,
Und sprach: »Mensch, schaffe dein und deiner Brüder Glück!«

Nichts Köstlichers ist in der weiten Welt
Als nur die Zeit, wer die nach Würden hält,
Wer sie recht braucht, trotzt Wechsel, Tod und Neid,
Und baut sich einen Thron fest in die Ewigkeit.

Gewöhne dich nicht an Faulheit und Müßiggang.

Spr. Sal. 12, 24. Fleißige Hand wird herrschen, wer aber lässig ist, wird müssen zinsen.

Spr. Sal. 6, 6. Geh' hin zur Ameise, du Fauler, siehe ihre Weise an, und lerne.

Sir. 33, 29. Müßiggang lehrt viel Böses.

Spr. Sal. 18, 19. Wer läſſig iſt in ſeiner Arbeit, der iſt ein Bruder deſſen, der das Seine durchbringt.

2 Theſſ. 3, 10. Wer nicht arbeiten will, ſoll auch nicht eſſen.

1. Themiſtokles — berühmter Feldherr der Griechen — ſtellte das Leben eines Faulen mit einem Grabe in Vergleichung, in welches man ſich lebendig einſcharren ließe.

Die Lukaner hatten in Betreff der Müßiggänger die Verordnung erlaſſen, daß, wenn Jemand einem ſolchen Menſchen Geld geborgt hatte, ſo wurde er, wenn er ihn gerichtlich belangte, des dargeliehenen Geldes für verluſtig erklärt.

2. Der Athenienſer Piſiſtratus, welcher ſich zum Oberherrn ſeines Vaterlandes gemacht hatte (ſtarb 527 v. Chr. Geb.), konnte es nicht leiden, wenn Jemand müßig daſtand. Er ſchickte in dieſem Falle ſogleich zu ihm hin, und ließ ihn fragen, ob ihm ſein Zugvieh geſtorben wäre, daß er nicht akkern könne, oder ob ihm Samen fehle, er wolle ihm etwas vorſtrecken. Dies geſchah auch auf Verlangen.

3. Thomas Morus (ſtarb 1535) mußte wegen der großen Ehrenſtellen, die er als Kanzler von England bekleidete, viele Bedienten halten. Niemals aber erlaubte er, daß einer von ihnen müßig ſeyn durfte, damit ſie nicht einen Hang zur Trägheit bekommen möchten; auch ſollten ſie dadurch vom Spiel oder von einer ausſchweifenden Lebensart, die aus Müßiggang zu entſtehen pflegt, abgehalten werden.

4. Zu Amſelfingen lebte vor mehreren Jahren ein Tagelöhner, Namens Benedict Germann. Stets ſah er die Arbeit für eine große Laſt an, und freuete ſich nur auf die Sonn- und Feiertage. Hatte er eine Arbeit mit Andern zu verrichten, ſo wählte er ſich immer das Leichteſte aus, und ruhte überdies nur zu oft dabei aus. Gingen Leute an ihm vorüber, die er kannte, ſo hielt er ſie im Weitergehen auf, damit er mit ihnen über unbedeutende Dinge ſchwatzen konnte. Seine Kinder machten es nicht anders, liefen umher, verſäumten die Schule, und kamen ſelten, außer dem Eſſen und Schlafen, nach Hauſe. Wo es etwas zu ſehen gab, waren ſie immer die erſten, und fingen nicht ſelten Zank und Streit mit Andern an. Auf ſolche Weiſe wurden ſie täglich träger,

wilder und ungezogener, und verrichteten ihre Geschäfte nie zur gehörigen Zeit und in rechter Ordnung. Als sie älter wurden und in fremde Dienste treten mußten, wollte ihnen die Arbeit gar nicht behagen, und keine Herrschaft konnte mit ihnen fertig werden. Bald waren sie in der ganzen Gegend als Taugenichtse bekannt, und Niemand wollte sie mehr in Dienst haben. — Der älteste Sohn wurde Soldat, und wegen schlechter Aufführung sehr oft gezüchtigt. Da ihm dies nicht gefiel, lief er heimlich weg, gerieth unter eine Diebesbande, und verübte viele Räubereien. Endlich wurde er eingefangen, und zu schwerer Festungsarbeit verurtheilt. Sein Bruder ergriff den Bettelstab, und erheuchelte leibliche Gebrechen, um nur barmherzige Wohlthäter zu finden. Vor mancher Thür gab man ihm die heilsame Lehre: »Geh, fauler Mensch, bete und arbeite, wie wir thun müssen, so wird Dir Gott Dein tägliches Brot geben.« Endlich schickte ihn die Obrigkeit ins Arbeitshaus, wo er mit Strenge zur Thätigkeit angehalten wurde. Oft hörte man ihn hier die klagenden Worte aussprechen: »Ach, wie sehr hat sich mein Vater an uns Kindern versündigt, daß er uns stets umherlaufen ließ, statt uns an Arbeit zu gewöhnen. Mein Bruder ist unglücklich geworden, und ich elender Mensch muß mit Schlägen zur Arbeit gezwungen werden.«

5. Der König von Preußen, Friedrich **II.**, unterhielt sich eines Tages mit einem Manne, der ihm sehr viel Thätigkeit zu haben schien. Die Rede kam auf ländliche Vergnügungen, unter andern auf den Vogelherd. »Wofür ist der?« fragte der König. »O, Sire!« versetzte jener; »man muß doch auch etwas für die Langeweile haben.« — »So?« erwiederte der König; »hat Er auch Langeweile?« Bei diesen Worten wendete sich der König finster um, und sprach mit dem Manne, der zuweilen Langeweile hatte, kein Wort mehr.

Schnell mit geflügeltem Rad enteilt unaufhaltbar das Leben,
Stütz' es mit thätigem Fleiß, säe und ernte zugleich!
Pflückst du die Blüthen dir nicht, so knickt sie der rollende Wagen,
Sä'st für die Zukunft du nicht, führt er durch Wüsten dich einst.

Mag, wer da will, im Müßiggang
Die gold'ne Zeit verleben;
Von mir sey's fern, mich schnödem Hang
Zum Nichtsthun zu ergeben:
Nur Arbeit, Fleiß und Frömmigkeit,
Gewähren stets Zufriedenheit.

Verachtung trifft den Müßiggang,
Und Elend, wer ihm fröhnet;
Mit Freuden wird, wer ohne Zwang
Die Arbeit liebt, gekrönet:
D'rum sey auch meine Lebenszeit,
Der Thätigkeit, dem Fleiß geweiht!

Mäßige deine Begierde nach Reichthum.

Spr. Sal. 28, 20. Ein treuer Mann wird viel gesegnet, wer aber eilet, reich zu werden, wird nicht unschuldig bleiben.

1 Timoth. 6, 9. Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viele thörichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdammniß.

Spr. Sal. 15, 16. Es ist besser, ein wenig mit der Furcht des Herrn, denn großer Schatz, darinnen Unruhe ist.

Coloss. 3, 2. Trachtet nach dem, das droben ist, und nicht nach dem, das auf Erden ist.

Sir. 29, 14. Sammle dir einen Schatz nach dem Gebot des Allerhöchsten, der wird dir besser seyn, denn dein Gold.

1. Epikur gab dem Pytokleas den Rath: »Wenn du reich werden willst, so suche nicht dein Vermögen zu vergrößern, sondern deine Begierden zu vermindern.«

In einem Gespräche äußerte Demokrit: »Bei allen Menschen findet sich der niemals ganz zu unterdrückende Hang, Reichthümer zu erlangen. Wenn wir keine besitzen, so quälen sie uns; genießen wir sie, so bekümmern sie uns, und wenn wir sie verloren haben, so kränken sie uns.«

Auf die Frage: wie viel Vermögen man sich anschaffen müßte, ertheilte Plato die Antwort: »So viel als nöthig ist, um vor Neid und Armuth sicher zu seyn.«

2. Epaminondas, der edle Thebaner (starb 363 v. Chr. Geb.), war der Meinung, daß derjenige, dessen Streben nur dahin gerichtet sey, Reichthümer zu erringen, durchaus

nichts wahrhaft Großes und Edles zu thun im Stande sey. Als daher einst einer seiner Diener eine sehr bedeutende Summe für die Auslösung eines Gefangenen genommen hatte, ließ Epaminondas ihn vor sich kommen, und sagte zu ihm: »Gieb Deinen Schild und Deine Waffen ab; Du magst fortan Dein Leben bei Wein und guten Speisen zubringen, da Du auf eine unrechtmäßige Weise große Reichthümer zu erwerben gesucht hast. Sie müssen Dir mehr am Herzen liegen, als die große Sache des Vaterlandes. Wie kannst Du fortan, bei Deiner Sehnsucht zum Wohlleben, tapfer fechten für das Vaterland und für das Glück Deiner Mitbürger?«

3. Der durch seine Rechtschaffenheit und Tapferkeit ausgezeichnete Feldherr der Römer, Cajus Fabricius (um 300 v. Chr. Geb.), wurde, nachdem er mehrere Feinde Roms geschlagen, und sein Vaterland mit einer ungeheuren Beute bereichert hatte, als Gesandter zu dem König von Epirus, Pyrrhus, geschickt, die von ihm gefangen genommenen römischen Soldaten auszulösen. Dieser wollte den Fabricius, dessen Armuth ihm bekannt war, durch große Geschenke an Gold und Silber sich geneigt machen und für den Frieden gewinnen; allein Fabricius lehnte die angebotenen Geschenke und versprochenen hohen Würden mit wahrer Seelengröße ab, und sagte: »Mein Vaterland ehrt mich genug; es hat mir schon mehrere Würden anvertraut, und Reichthümer brauche ich nicht. Das von meinen Vätern ererbte Gütchen, das ich mit meinen Händen baue, nähret mich. Und bei meiner Sparsamkeit und der Mäßigung meiner Begierden bin ich glücklicher als Pyrrhus bei seinen vielen Schätzen. Die Unermeßlichkeit Deiner Begierden ermüdet Dich; ich aber bleibe ganz ruhig bei meinem Glücke.«

4. Almansur, ein vornehmer, vergnügungssüchtiger Araber, kam einst, als ihn die Langeweile anwandelte, auf die sonderbare Grille, die Gräber seiner Voreltern zu besuchen. Er stieg hinab, und wandelte zwischen den modernden Gebeinen, nicht mit dem ernsthaften Gedanken, daß auch er einst seinen Staub mit dem ihrigen mischen werde, sondern mit der Idee eines Wollüstlings, daß es hier schön kühl sey, und die

Verbauung hier gut von Statten gehe. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch folgende halb verloschene Schrift gereizt: »In diesem Grabe ist ein größerer Schatz verborgen, als Crösus besaß.« — Almansur, dessen Reichthümer durch ein ausschweifendes Leben schon sehr erschöpft waren, und der jetzt Tag und Nacht schmachtete, wieder zu größerem Vermögen zu gelangen, ließ freudig das Grab öffnen, und fand — eine Hand voll Staub, darunter ein Marmortäfelchen, auf welchem die Worte standen: »Ehe Du, verblendeter Sterblicher! mit verwegener Hand diese Gruft entweihtest, herrschte hier eine ununterbrochene Ruhe, ein Schatz, den selbst Crösus nicht besaß. Willst Du reich werden, so gehe hin und lerne sterben, ehe Du stirbst.«

5. In Lautern, einem Dorfe in Schwaben, war ein junger Bauer, Namens Georg Eiselen. Er hatte eine schlechte Erziehung genossen, und sich sehr jung verheirathet. Dieser Mensch wollte gern geschwind reich werden, und steckte sich deshalb in allerlei Geschäfte, deren er nicht kundig war. Dadurch ging Alles rückwärts mit ihm, und er sah sich endlich so sehr in Schulden vertieft, daß er sie nicht mehr zu tilgen vermochte, und seine Güter abtreten mußte. Jetzt sann er nach, wie er wohl wieder zu seinen Gütern gelangen möchte, und verfiel auf den schändlichen Anschlag, einen Kornhändler zu ermorden und zu berauben. Er verband sich dieserhalb mit einem liederlichen Menschen, Namens Johannes Hahn, der sein Vermögen mit Spielen und Trinken durchgebracht hatte. Den 7. Mai 1795 überfielen Beide einen Reisenden aus Schwäbisch-Gemünd, und tödteten ihn mit Messerstichen. Sie fanden 200 Gulden bei ihm; dieses Geld theilten sie, legten den Leichnam in ein kleines Gebüsch, und machten sich davon. Eiselen ging mit seinem geraubten Gelde nach Heidenheim, und bezahlte Schulden. Der leichtsinnige Hahn aber prahlte mit seinem Gelde, und erregte dadurch Verdacht, denn die geschehene Mordthat war schon bekannt. Man nahm ihn in Verhaft, und er gestand nicht nur sein Verbrechen, sondern zeigte auch seinen Mordgehülfen an. Beide Männer

wurden, nachdem auch Eiſelen ſeine That eingeſtanden, mit dem Schwerte hingerichtet.

6. David Tyrin, ein Schottländer von Geburt, kam als Bediente nach London, und ward fünf Jahre lang Schreiber bei einem Herrn, deſſen Achtung und Vertrauen er gewann. Aber er wollte gern reich und vornehm werden, und dachte nicht an den Ausſpruch der Schrift: »Die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke.« — Er legte ſich auf die Handlung, verband ſich mit den Herren Parker und Strowe, und erwarb ſich einiges Geld. Hierauf verſchaffte er ſich eine Stelle beim Schiffsamte in Portsmouth. Dies gab ihm Gelegenheit, ſich in einen verdächtigen Briefwechſel mit den Franzoſen einzulaſſen, und man ſah aus den aufgefangenen Briefen, daß er ihnen den Zuſtand und die Beſtimmung der engliſchen Flotte und andere wichtige Dinge gemeldet hatte. Und ſo machten ihn Hochmuth und Geldgier zum Verräther ſeines Vaterlandes. Er wurde, den Geſetzen gemäß, zum Galgen verurtheilt.

7. Als Siegfried Promnitz, Freiherr von Pleß, tödtlich krank lag, ſagte er: »Nun erkenne ich erſt, wie wunderbar Gott die menſchlichen Dinge regiert. So lange ich noch geringes Vermögen hatte, war ich immer ſtark, friſch und geſund; nachdem ich aber reicher und vornehmer geworden, bin ich oft krank. Das iſt die Eigenſchaft des irdiſchen Glücks und des Reichthums, daß ſie oft mit mancher Noth begleitet ſind. Das iſt Weisheit und Güte Gottes, ſonſt würden die Menſchen durch ihr Glück aufgeblaſen, und um ihres zeitlichen Reichthums willen das Ewige vergeſſen, das über alles irdiſche Glück und Gut weit, weit erhaben iſt!«

Wer begehret, was er hat, dieſer hat, was er begehret;
Dem zufried'nen Herzen ſind ſeine Wünſche bald gewähret.
Die Begierden bringen Mangel, hält' ein Menſch gleich noch ſo viel:
Darum, wer ſie weiß zu zähmen, hat ſtets ein gewonnen Spiel.

Warum dieſes Drängen, dieſes Streben,
In dem Reiche der Vergänglichkeit?
Sehet: Wenig braucht der Menſch hienieden,
Und dies Wenige — nur kurze Zeit.

Sey genügsam und zufrieden.

1 Timoth. 6, 6—8. Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinaus bringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so lasset uns begnügen.

Sir. 40, 18. Wer sich mit seiner Arbeit nähret, und lässet ihm genügen, der hat ein fein ruhig Leben, das heißt einen Schatz über alle Schätze finden.

Tob. 4, 22. Wer arm ist, wird immer noch viel Gutes haben, wenn er Gott fürchtet, die Sünde meidet und Gutes thut.

Hebr. 13, 5. Lasset euch genügen an dem, das da ist, denn Gott hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!

1. Als Epiktet gefragt wurde, welcher Mensch wohl für reich gehalten werden könne, antwortete er: »Derjenige, welcher sich mit dem begnügt, was er besitzt.«

Einst beklagte sich Jemand über seine Armuth gegen den Demokrit. Dieser tröstete ihn mit den Worten: »Wenn Du nicht Vieles begehrst, wird Dir auch das Wenige viel seyn.«

Als Sokrates einst über den Markt ging, wo eine Menge von allerlei Waaren ausgestellt war, rief er aus: »Wie viele Dinge, die ich nicht brauche!«

2. Pittakus, ein Sohn des Hirradius aus Thracien, geboren zu Mytilene, einer kleinen Stadt auf der Insel Lesbos, erhielt einst von den Mytilenern aus Erkenntlichkeit für die ihnen geleisteten Dienste eine der anmuthigsten Gegenden zum Geschenk. Sie war mit klaren Bächen durchflossen, mit schönen Wäldern und Weinbergen umgeben, und hatte so viele Meierhöfe, daß ihr Ertrag einen reichen Unterhalt gewährte. Pittakus nahm die ganze Gegend nicht an. Er warf seinen Pfeil in die Luft, und war zufrieden mit so viel Land, als der Raum ins Gevierte ausmachte, den er mit seinem Pfeil erreicht hatte. »Man kann,« sagte er, »einen Theil besser benutzen, als das Ganze. Große Güter machen große Sorgen und Unruhen.«

3. Der oben erwähnte edle Römer Cajus Fabricius lebte in freiwilliger Armuth, da er sich doch sehr hätte bereichern können. Sein ganzes Silbergeschirr bestand aus einem

silbernen Becher, an dem der Boden nur von Horn war. Als einst samnitische Gesandte zu ihm kamen, saß er am Herde und aß die Wurzeln und Gemüse des Feldes, das er selbst bebaut hatte. Die Samniter boten ihm reiche Geschenke an, allein seine einfache Antwort war: »So lange ich meine Leidenschaften zu beherrschen weiß, kann ich diese Reichthümer leicht entbehren; bringt sie also denen, die sie nöthig haben.« Dem Könige Pyrrhus, der ihn, seiner Armuth wegen, für unglücklich hielt, antwortete er: »Ich habe mich wegen meiner Armuth nie für unglücklich gehalten, und kann mich überhaupt über mein Schicksal nicht beklagen, ich mag mich als Bürger oder als Hausvater betrachten. Ob ich gleich arm bin, habe ich doch die vornehmsten Aemter zu verwalten; die Reichsten haben nichts vor mir voraus, da Jeder mich liebt und ehrt. Eben so glücklich bin ich in meinem Hause, wenn ich mich auch mit dem Reichsten vergleiche. Mein kleines Ackergut giebt mir das Nothwendige, so lange ich es fleißig bearbeite, und als ein sparsamer Hauswirth lebe. Weil ich mir durch Arbeit Hunger und Durst verschaffe, so schmeckt mir alles Essen und Trinken, und der Schlaf ist mir sehr erquickend, nachdem ich mich müde gearbeitet habe. Da mein schlechtes Kleid mich vor der Kälte schützt, und mein weniges Hausgeräth mir genug ist, so kann ich mich nicht beschweren, als wäre ich unglücklich, denn mir fehlt gar nichts. Das Ueberflüssige aber begehre ich nicht.«

4. Der Marschall von Catinat war in dem Kriege, den der König von Frankreich, Ludwig XIV., gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit Deutschland, den Niederlanden, mit England, Spanien und Savoyen führte, der Befehlshaber der französischen Truppen in Piemont. Nach dem Feldzuge im Jahre 1692 begab er sich an den Hof, um von dem Rechenschaft abzulegen, was er in Piemont gethan hatte, und den Plan zu dem künftigen Feldzuge zu verabreden. Nachdem er seinen Vortrag beendigt hatte, sagte Ludwig XIV. zu ihm: »Nun haben wir von diesen Angelegenheiten genug gesprochen, wie steht's denn um die Ihrigen?« — »Sehr gut, Sire!« antwortete der Marschall, obgleich seine Umstände

sehr mittelmäßig waren; »und ich habe es der Gnade Ew. Majestät zu danken.« — Der König wandte sich hierauf zu seinen Hofleuten und sagte: »Sehet, das ist vielleicht der Einzige in meinem Königreiche, der eine solche Sprache führt.«

5. Als der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., in Stockholm über den Frieden mit Schweden unterhandeln ließ, der am 21. Januar 1720 abgeschlossen, und wodurch ihm Vorpommern abgetreten wurde, stellte ihm sein Minister, von Ilgen, unaufhörlich vor, er müsse seinen Vortheil mehr benutzen, und wenn er sich minder nachgiebig zeige, würde ihm Schweden auch die Insel Rügen und die Stadt Wolgast abtreten. Auf die diesfällige schriftliche Eingabe des Ministers schrieb der König eigenhändig: »Ich bin mit dem Schicksal zufrieden, das mir die Gnade des Himmels ertheilt hat, und ich will mich nie auf Kosten meiner Nachbaren bereichern.«

6. Eine Soldatenfrau, welche von guten Eltern geboren, und im Wohlstande erzogen war, konnte, als ihr Mann starb, keinen Todtenschein beibringen, wodurch sie einer kleinen Pension als Wittwe verlustig ging. Nun ernährte sie sich vom Verfertigen kleiner Nähkissen, die sie verkaufte, und von deren Ertrag sie ein kümmerliches Auskommen hatte. Nach dem Tode ihres Mannes war ihr noch ein Kind gestorben, und jetzt hatte sie kaum das trockene Brot. Sie ertrug aber Leiden und Mangel mit Geduld und ohne zu klagen. »Ich lebe ja,« sagte sie, »und wenn auch schlechter als Andere, dennoch zufrieden. Man muß sich nur zu finden wissen, und nicht immer eine Lage nach seinem Sinne verlangen, dann paßt man in jede, in welche man geworfen wird.«

7. Der Hospitalprediger Fischer in Königsberg war ein Mann von seltener Genügsamkeit. Völlig anspruchslos, machte er durchaus keine große Forderungen weder an das Glück, noch an die Dienstleistungen Anderer. Er genoß das Gute, das ihm in seinem Amte und in seiner eben nicht einträglichen Stelle zu Theil wurde, mit dankbarem Herzen, ohne mehr zu wünschen und zu verlangen. Mit Wenigem zufrieden, und ein guter Haushalter über das Wenige, auf wenige Be-

dürfnisse eingeschränkt, fühlte er sich gerade auf der Stelle, die ihm die Vorsehung angewiesen hatte, am glücklichsten, und lehnte so manche Anerbietung zur Verbesserung seiner Lage bescheiden von sich. Er machte an sich selbst die Erfahrung, daß nichts gewisser ist, als der Ausspruch: «Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet ihm genügen.« Innig hiervon überzeugt, bekannte er: »Niemand wird seines Genusses froh, wenn er stets mit dem Gedanken umgeht, sich immer mehr Genuß zu verschaffen; Niemand ist schwerer zu befriedigen, als derjenige, der viele Bedürfnisse hat, und sich nicht einschränken will.«

Der Menschheit schönstes Loos liegt in dem Mittelstande,
Der Menschen höchstes Gut in der Genügsamkeit;
Der Hoheit Glanz ist bloß der Schimmer goldner Bande:
In Schlössern wohnt Gefahr, in Hütten Sicherheit.

Wünsche nicht des Glückes Gaben:
Reichthum, Ehre, Sinnenlust;
Denn die Freuden, die sie haben,
Fliehen bald aus deiner Brust.
Willst du wahres Glück empfinden:
Sey zufrieden und sey gut,
Mag dann Lenz und Sommer schwinden,
Du hast immer — frohen Muth.

Befleißige dich der Ordnung und Reinlichkeit in deinen Geschäften.

1 Cor. 14, 40. Lasset alles ehrlich und ordentlich zugehen.

Spr. Sal. 24, 4. Durch ordentliches Haushalten werden die Kammern voll.

Pred. Sal. 3, 1. Ein jegliches Ding hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde.

1. Der Grieche Isomachus hatte eine Frau, welche der Unordnung sehr ergeben war. Um sie davon zu entwöhnen, machte er ihr unter andern folgende Vorstellungen: »Es ist für den Menschen nichts schöner und nützlicher, als Ordnung. Mit der Unordnung scheint es sich so zu verhalten, als wenn ein Landmann auf einen Haufen Gerste, Wei-

Weizen und Hülsenfrüchte schüttete; wenn er dann etwas davon in seiner Wirthschaft gebraucht, so muß er ein jedes aussuchen, statt daß er, bei gehöriger Absonderung, Alles sogleich hätte gebrauchen können. Diese Mühe kannst auch Du Dir ersparen, liebes Weib. Wenn Du nämlich alle unsere Sachen genau kennen lernen, die Geräthschaften, die gebraucht werden, leicht finden, und mir und Andern geben willst, was erfordert wird; so bestimme den Platz, den ein jedes Ding einnehmen soll, und halte darauf, daß es ihn nie verliere. Alsdann werden wir auch bald übersehen, was noch in gutem Stande ist, und was fehlt. Der Ort selbst wird das Fehlende wieder haben wollen, und ein Blick kann uns lehren, was einer Ausbesserung bedarf. Wissen wir endlich, wo ein jedes Ding ist, so wird es uns gleich in die Hände kommen, und wir werden in keiner Verlegenheit seyn, wenn wir es gebrauchen wollen. — Was man durch Ordnung vermag, sah ich einst auf einem phönizischen Handelsschiffe. Hier war sehr vieles kleine Geräth in einem sehr kleinen Raume wohl verwahrt. Das Schiff wird durch viele hölzerne Balken in und aus dem Hafen gezogen, durch vieles Tauwerk segelt es fort, und durch eine große Zahl Maschinen ist es gegen feindliche Schiffe bewaffnet. Auch faßt es die Rüstung der Mannschaft in sich, und überdies das Hausgeräth, das zu gemeinschaftlichen Mahlzeiten gebraucht wird; endlich ist es noch mit Lasten beschwert, die der Schiffspatron des Gewinnstes halber mitnimmt. Alles dies lag in einem Raume, der nicht viel größer war, als ein Zimmer, in welchem etwa zehn Betten stehen können. Es war aber in einer solchen Ordnung untergebracht, daß nichts dem andern hinderlich war, und man durfte weder lange danach suchen, noch fand man es in einem solchen Zustande, daß man es nicht hätte brauchen können. Auch bemerkte ich, daß besonders der Bootsmann des Schiffes die Lage aller Sachen auf das Genaueste kannte, so daß er, selbst ohne zugegen zu seyn, bestimmen konnte, wo man es finden würde. Das kam daher. In müßigen Stunden besah dieser Mann Alles, was man auf dem Schiffe gebrauchte. Als ich mich darüber wunderte, fragte ich ihn, was er da mache?« —

»Ich untersuche Alles,« sagte er, »um zu sehen, ob etwas fehlt, oder an einer unrechten Stelle liegt.« — »Ist das so nöthig?« fragte ich weiter. »Allerdings!« erwiederte er; »denn wenn die Gottheit uns auf dem Meere einen Sturm zuschickte, so fehlt es an Zeit zum Suchen des Nöthigen, oder zum Darreichen desjenigen, was nicht zur Hand ist.« — »Wenn es nun,« sagte ich zu meiner Frau, »diesen Leuten in den Schiffen, wo der kleine Raum und die ewige Bewegung es um Vieles erschwert, möglich ist, Ordnung in ihren Sachen zu halten, wenn sie, vor Schrecken außer sich, dennoch das Nöthige finden können, so müssen wir es um so eher im Stande seyn, wir, die wir in unserer feststehenden Wohnung große und abgesonderte Behältnisse haben, und wo es uns auf keinen Fall schwerer werden kann, für eine jede Sache eine passende und leicht zu findende Stelle auszumitteln.« — Die Frau verbesserte ihre Fehler, und beide Ehegatten befanden sich wohl dabei.

2. Der junge Karl Reibner besaß gute Eigenschaften des Geistes und des Herzens; aber er hatte dabei einen großen Fehler, den man ihm nicht wieder abgewöhnen konnte: er war höchst — unordentlich. Wenn er in die Schule gehen wollte, so fehlte ihm bald der Hut, bald ein Buch, bald eine Arbeit, die er zu Hause angefertigt hatte, und nun gerade vorzeigen sollte. Wollte sein Vater mit ihm ausgehen, so suchte er hier sein Taschentuch, dort seine Handschuhe, und gewöhnlich konnte er nichts finden. Mit den Jahren wurde ihm dieser Fehler immer mehr zur Gewohnheit. Er erhielt bei einer königlichen Kasse eine Anstellung, wobei er große Summen zu erheben und wieder auszuzahlen hatte. Bald zeigten sich hier die Folgen seiner Unordnung. Er warf die Gelder unter einander, trug Einnahme und Ausgabe nicht immer sogleich ein, und vergaß so Manches auch nur zu bemerken; die Quittungen warf er in seiner Schreibestube umher, und nichts war am rechten Orte. So manche Menschen hatte er sich dadurch zu Feinden gemacht, daß er sie, nachdem sie längst ihre Abgaben entrichtet hatten, noch immer mahnte, bis sie ihn dann mit seinen eigenen Quittungen von seinem

Irrthum überführten. Allein nun bemerkten und benutzten auch viele betrügerische Menschen seine Unordnung. Sie forderten von ihm Summen, die er schon längst bezahlt hatte, die er aber, da er ihre Quittung nicht finden konnte, noch einmal bezahlen mußte. Auf diese Weise gerieth seine Kassenführung in die größte Unordnung; und als von Seiten der Regierung eine Untersuchung derselben vorgenommen wurde, da ergab sich ein sehr bedeutender Kassenmangel. Dies hatte die traurige Folge, daß er nicht nur seines Amtes entsetzt, sondern auch auf vier Jahre in Festungsarrest gebracht wurde, wo er Zeit genug hatte, seine von Jugend auf angenommene schlimme Gewohnheit zu bereuen.

3. Der Professor Sander zu Karlsruhe (starb 1785) besaß eine ungemeine Ordnungsliebe, die sich bis auf die geringsten Gegenstände erstreckte. Er empfahl solche auch seinen Freunden, und machte sie vorzüglich bei der Erziehung der Kinder zur Pflicht. »Halten Sie ja,« erinnerte er eine gute Mutter, »halten Sie ja Ihre Kinder zur Ordnung und Reinlichkeit an; das sind Wohlthaten, davon der Nutzen sich über unser ganzes Leben verbreitet.«

4. Der Bauer Paul war kein unthätiger Mann in seiner Wirthschaft, nur betrieb er Alles höchst unordentlich, und selten etwas zur rechten Zeit. Wenn er viel Arbeit vor sich hatte, so theilte er dieselbe nicht gehörig ein, sondern machte Eins ins Andere; dadurch wurde aber keins so gut, als er's wünschte, und das machte ihn unzufrieden. Mitten in der Arbeit brauchte er zuweilen dies und jenes, wußte es aber nicht zu finden, wurde verdrießlich, schalt und brummte, und — verdarb sich und seinen Leuten die Lust zur Arbeit. Nicht besser ging es mit seinen Einnahmen und Ausgaben. Oft traf es sich, daß mehrere Ausgaben sich auf einen Tag zusammengehäuft hatten, da fehlte es dann an Geld, und — er wurde ängstlich und unruhig, und wußte nicht, wie er sich aus der Verlegenheit wieder heraus reißen sollte. Auch ließ er gewöhnlich kleine Geschäfte, die, einzeln und in der Ordnung gethan, Tag für Tag kaum Minuten weggenommen hätten, auf Monate und länger zusammen kommen; nun grauete

ihm vor dem Aufräumen; je mehr ihm aber grauete, desto länger schob er es auf, und je länger er es aufschob, desto mehr häufte es sich zusammen, und desto mürrischer und unzufriedener ward er. — Daß er auf diese Weise bei allem Fleiß und aller Arbeit in seiner Wirthschaft immer weiter zurückkam, und sich selbst das Leben erschwerte, sah er wohl, und er erkannte die Nothwendigkeit, einen andern Weg einschlagen zu müssen. Durch den Rath und die Unterstützung eines biedern und rechtschaffenen Nachbars gelang es ihm endlich, sich immer mehr an eine feste Ordnung zu gewöhnen, und diese bei seinen Arbeiten und Geschäften in Anwendung zu bringen. Seit der Zeit thut er Alles, was er thun muß, mit Lust, ist mit sich selbst, und deshalb mit Gott und der ganzen Welt zufrieden, und was er vornimmt und macht, geräth wohl.

5. Die Königin Elisabeth von Preußen, Gemahlin Friedrichs II., zeigte in Allem, was sie vornahm, die größte Ordnungsliebe. Sie band sich ohne Aengstlichkeit, aber doch mit vieler Genauigkeit, an eine gewisse Ordnung, und sah es gern, wenn ihre Umgebungen auch diese Neigung hatten. Oft pflegte sie zu sagen, indem sie ihnen dieselbe liebreich empfahl: »Ordnung erhält die Welt.«

6. Der Bäcker Stremann war ein vernünftiger und fleißiger Mann. Seine Freundlichkeit und seine gute Waare verschafften ihm bald so viele Nahrung, daß er recht gut leben konnte. Nach dem Tode seiner alten Mutter, die ihm bis dahin mit vieler Thätigkeit und Umsicht die Wirthschaft geführt hatte, heirathete er die Tochter seines Vetters Nagel, von deren Fleiße und Häuslichkeit er sich eine glückliche Zukunft versprechen zu können glaubte. Allein bei allen ihren Tugenden hatte sie doch einen großen Fehler an sich, nämlich die Unreinlichkeit. Schon einige Wochen nach ihrer Verheirathung bemerkte man an der Wäsche ihres Mannes, an seinen Geräthschaften, in seiner Wohn- und Backstube die Reinlichkeit nicht mehr, wodurch er sich bisher empfohlen hatte. Ihr Mann entdeckte ihr mit der größten Liebe und Schonung seine Bemerkung, und hielt ihr die Folgen vor, die daraus für ihn

und sie entspringen könnten und würden. Sie versprach Besserung, aber — alte Gewohnheiten verlieren sich selten ganz. Die Familie vermehrte sich, und mit ihr die Unreinlichkeit. Der Schmutz raubte den Kindern Farbe und Gesundheit, und man konnte sie ohne Bedauern nicht ansehen. Die Kunden verloren sich nach und nach, und was der gute Meister Stremann früher erworben hatte, wurde zugesetzt. Zum Unglück bekamen die Kinder einen bösartigen Ausschlag, der ihn vollends um seine Kundschaft brachte, so daß er endlich völlig verarmte. Die Erinnerung an seine vorigen glücklichen Tage, und der Kummer über das Schicksal seiner Kinder nagten an seiner Gesundheit. Er bekam eine Auszehrung, und starb in der Blüthe seiner Jahre, bedauert von Allen denen, die sein unverdientes Loos kannten. Seine Frau und Kinder wurden in das Bürgerhospital gebracht.

7. Auf einer großen Landstraße standen, jedoch in ziemlicher Entfernung von einander, zwei Gasthöfe, deren Besitzer in ihrem Betragen und Verhalten gegen sich und Andere ziemlich ungleich waren. Herr Rambach hatte den weit größeren Gasthof, Herr Stilling den ungleich kleineren inne, allein dennoch befand sich der Letztere weit besser als der Erstere. Die Ursache davon war die Unreinlichkeit, welche in jenem, und die Reinlichkeit, welche in diesem herrschte. Rambach war von Jugend auf an Unreinlichkeit in seinem ganzen Aeußern gewöhnt, hatte stets auf sich nichts gehalten, und in seinem ganzen Wesen sich durchaus sehr vernachlässigt. Stilling dagegen konnte keine Unreinlichkeit und keinen Schmutz weder an seinen Kleidern noch an seinen Sachen dulden, und hatte diese Gewohnheit auch in seinen spätern Jahren beibehalten. — Anfangs kehrten die meisten Reisenden in Rainbachs stattlicherem Gebäude ein, aber der Schmutz und Staub, der überall am Hausgeräthe und im ganzen Hauswesen sichtbar wurde, verleidete ihnen den Aufenthalt daselbst. So zog sich Einer nach dem Andern aus diesem Hause zurück; immer seltener wurden die Gäste, und etwa nur unbekannte Reisende oder Fuhrleute, die schnell vorbei zogen, kehrten ein, kamen aber nicht wieder, sondern gingen zu Stilling, dessen

Gasthof wegen der großen Reinlichkeit, welche sich selbst bis auf Kleinigkeiten erstreckte, immer zahlreicher von Hohen und Niedrigen besucht wurde. — Nach mehreren Jahren sah sich Rambach genöthigt, seinen ganz in Verfall gerathenen Gasthof den Schuldnern zu überlassen. Sein an die Meistbietenden zu überlassendes Eigenthum brachte Stilling käuflich an sich, erhob es durch seine brave Aufführung immer mehr, und starb nach langer Zeit, geachtet und geliebt von Allen, die ihn kannten, und von den Seinen gesegnet.

Es adelt Ordnung erst die Pflicht,
Auf unsern Lebenswegen:
Fehlt sie — gedeiht die Arbeit nicht,
Es welkt des Wohlstands Segen.
Gesellt die Schwester Reinlichkeit
Sich noch zu dieser Tugend:
Sich eines Doppelschmucks erfreut,
Der nie vergeht, die Jugend.
Denn Ordnungslieb' und Reinlichkeit
Sind köstliche Geschmeide,
Durch sie gefällt man jederzeit,
Selbst in der Armuth Kleide.

Halte auf kluge Wirthschaftlichkeit.

Spr. Sal. 16, 20. Wer eine Sache klüglich führet, der findet Glück.

Sir. 20, 30. Wer seinen Acker fleißig bauet, der macht seine Haufen groß.

1 Thess. 4, 11. Ringet darnach, daß ihr stille seyd, und das Eure schaffet.

Sir. 11, 23. Gott segnet den Frommen ihre Güter, und wenn die Zeit kommt, gedeihen sie bald.

1. Marcus Cato, ein sehr geachteter römischer Staatsmann (starb 147 v. Chr. Geb.), war auch ein so aufmerksamer Hausvater, daß er die Hauswirthschaft für nichts Geringes und für kein bloßes Nebengeschäft hielt, sondern sie mit aller Sorgfalt und Umsicht betrieb. Er kaufte nicht zärtliche und schöne Sklaven, sondern arbeitsame und starke Leute, wie er solche auch zur Besorgung seines Ackerbaues und seiner Viehzucht nöthig hatte. Ueberhaupt hielt er nichts für wohl-

feil, was überflüssig war, und hätte es für zu theuer gehalten, wenn er es auch für einen Pfennig hätte bekommen können. Seinen Sohn gewöhnte er zu einer eben so genauen, klugen Wirthschaftlichkeit, so wie er denn oft zu sagen pflegte: »Eine Wittwe kann wohl genöthigt seyn, ihr Vermögen zu verringern, aber ein Mann muß das nie thun.«

2. Der vormalige hannöverische Landwirth Johann Tobias Beutler war ein Muster einer klugen, wohlgeordneten Wirthschaftlichkeit. Im Sommer stand er mit Tagesanbruch auf, sorgte, daß sein Vieh gut gefüttert ward, und stellte die Leute zur Arbeit an, über die er eine genaue Aufsicht führte. Des Abends war er immer der Letzte im Felde, und gönnte dem Schlafe nur so viel Zeit, als die Natur unserm Leben angewiesen zu haben scheint. Mit seinen Leuten aß er an einem Tische, hielt überall auf Ordnung und Reinlichkeit, und vermied jeden überflüssigen Aufwand. Gleichwohl war er nichts weniger als geizig. Sein Hausgesinde verließ ungern seinen Dienst, und blieb viele Jahre bei ihm. Im siebenjährigen Kriege verlor er über 6000 Thaler, wußte sich aber darüber als Christ und vernünftiger Mann zu trösten. Wenn das Getreide im Preise sehr hoch stieg, verkaufte er es an die Armen wohlfeil, und in den unglücklichen Jahren 1771 und 1772, da Gott seine wohlgebauten Felder vor andern gesegnet hatte, gab er allen Hungrigen, die ihn um Brot ansprachen, mit Freuden. Seine Leute sah er gern fröhlich, und bereitete ihnen manches Fest. Für sich selbst aber war er sparsam, und jeden erübrigten Thaler bestimmte er zum Ankauf neuer Grundstücke, um immer mehr Arbeit zu bekommen. Dabei lebte er ganz eingezogen, bekümmerte sich wenig um das Urtheil der Welt, und suchte weder Rang noch Titel. Auf diese Weise brachte er sein erworbenes Vermögen von fünf Hufen Ackerlandes, einer Wiese und einem Hause auf funfzehn Hufen Ackerlandes und dreißig Morgen der schönsten Wiesen, und zwei ansehnliche Häuser. Sein Sohn, Johann Beutler, der des Vaters Wirthschaft fortführte, war ganz in dessen Fußtapfen getreten, und wirthschaftete eben so klug, als er fleißig und uneigennützig war.

3. Der Bauer Petersen in Tausche, einem Dorfe in Obersachsen, hatte ein ziemlich einträgliches Bauergut, wovon er mit den Seinigen, bei einer wohlgeführten Wirthschaft, gemächlich hätte leben können. Aber er war faul und unordentlich, bestellte seine Felder nachlässig und schlecht, gab seinen Pferden wenig Futter, und schlug sie unbarmherzig, wenn sie vor Mattigkeit nicht fortkommen konnten. In die Kirche ging er äußerst selten, ins Wirthshaus aber tagtäglich. So gerieth er ganz natürlich in Schulden, die er bei seiner unordentlichen Wirthschaft nicht zu tilgen vermochte. Statt seine bisherige Handlungsweise zu ändern, und sich durch Fleiß und rege Aufmerksamkeit in seinem ländlichen Berufe wieder empor zu arbeiten, nahm er seine Zuflucht zum Spiele. Aber dies führte ihn immer tiefer ins Elend, so daß zuletzt am ganzen Bauergute kein Nagel mehr sein war. Um sich der drückenden Schuldenlast zu entziehen, und seinen Gewissensbissen zu entgehen, machte er seinem Leben durch Gift ein Ende. Er hinterließ drei erwachsene Söhne und eine Tochter.

4. Anna Christine Wolf, eine Landfrau in Preußen, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, genoß mit ihrem Manne alles Glück des häuslichen Lebens, denn sie fürchteten mit einander Gott, liebten sich aufrichtig, und arbeiteten Beide gleich fleißig. Die Söhne halfen dem Vater, und die Töchter der Mutter bei ihrer Arbeit. Diese, weil sie von Jugend auf dazu gewöhnt war, sah vorzüglich auf kluge Einrichtung und pünktliche Verwaltung aller das Hauswesen betreffenden Dinge. Alles geschah zur schicklichen Zeit und Stunde; sie war überall gegenwärtig, ordnete als eine kluge Hausmutter Alles selbst an, und arbeitete fleißig mit ihren Hausgenossen. Ihre Kinder mußten immer reinlich an ihrem Körper und in ihrer Kleidung seyn, und Jedermann, auch den geringsten Dienstboten und ärmsten Leuten, liebreich und höflich begegnen. Aufwand und Verschwendung war ihr fremd, Wohlthun ihre Freude. Sie konnte ihre Töchter kostbarer kleiden, aber sie gab ihnen nur eine ländliche Tracht ohne Putz und Staat. Die Wittwen und Waisen des Dorfes bekamen in ihrem Hause alle Hülfe, die sie ihnen nur erzeigen konnte; wo sie nicht selbst zu helfen

vermochte, da wurde ſie Rathgeberin und Fürſprecherin. Selbſt fromm von Herzen, hielt ſie auch alle ihre Hausgenoſſen zu einem gottſeligen Leben an.

5. Die verwittwete Herzogin von Kingſton, aus einem der erſten engliſchen Häuſer, war eine ſehr reiche Dame, und ihre jährlichen Einkünfte beliefen ſich auf mehr denn 40,000 Pfund Sterling (etwa 250,000 Thaler). Deſſen ungeachtet war ſie in der Führung ihrer häuslichen und wirthſchaftlichen Angelegenheiten ſehr ſorgfältig, beobachtete überall eine weiſe Sparſamkeit, hielt auch in den kleinſten Dingen auf Ordnung und Pünktlichkeit, und gab ſich die Mühe, ſelbſt die Rechnungen über tägliche Gemüſe- und ähnliche Ausgaben genau durchzugehen. Dies hielten Manche für Geiz, Viele fanden es für unſchicklich, daß eine Dame, die ſo große Einkünfte habe, ſich um ſolche Kleinigkeiten bekümmere, und ſelbſt ihr Haushofmeiſter wollte dies nicht für recht und anſtändig erklären. Nach einigen Jahren ſah ſich dieſer genöthigt, wegen Alter und Kränklichkeit ſeinen Dienſt aufzugeben, und lebte nun mit ſeiner Familie von ſeinem erworbenen Vermögen. Der arme Mann hatte aber mancherlei Unglück, und wurde in kurzer Zeit um all' ſein Geld betrogen. In der Noth, in welcher er ſich nun befand, erinnerte er ſich ſeiner alten Herrſchaft, und nahm zu ihr ſeine Zuflucht. Sogleich ſchickte ihm die Herzogin 2000 Pfund Sterling (über 12,000 Thaler) mit einem Briefe, worin ſie ſein Unglück theilnehmend bedauerte, aber ihn auch erinnerte, wie nöthig es geweſen ſey, ſelbſt in Kleinigkeiten Ordnung zu halten. »Sehet hier,« ſchrieb ſie ihm: »wenn ich nicht von jeher, bis auf die paar Groſchen für Gemüſe, auf Alles geſehen hätte, ſo würde ich heute vielleicht nicht das Vergnügen haben, Euch, mein redlicher Alter, einen ſolchen Dienſt leiſten zu können.

Nicht im Geräuſche der Welt, im ſtillen häuslichen Wirken,
Und im engeren Kreis ſuche und finde dein Glück.

Durch Fleiß und ernſte Thätigkeit
Such' Jeder da zu nützen,
Geſtimmt für ſtille Häuslichkeit,
Streb' er, ſein Glück zu ſchützen.

Der Gatte scheue keine Müh',
Die Gattin sorge spät und früh,
Des Hauses Wohl zu mehren.

Meide alle Verschwendung und Aufwand.

Sir. 18, 32 33. Sey nicht ein Prasser, und gewöhne dich nicht zum Schlemmen, auf daß du nicht zum Bettler werdest.

Spr. Sal. 13, 11. Reichthum wird wenig, wo man's vergeudet; was man aber zusammen hält, das wird viel.

Sir. 25, 5. Wenn du in deiner Jugend nicht sammelst, was willst du im Alter finden?

Jes. 65, 8. Wer Güter verschwendet, der verdirbt den Segen Gottes.

1. Den Griechen Leotichildes fragte Jemand, welches das sicherste Mittel sey, sich das Seinige zu erhalten. »Wenn man sich nicht in Gefahr begiebt,« antwortete er, »es zu verlieren.«

2. Der englische Philosoph Johann Locke (starb 1704) konnte nicht leiden, daß man etwas verderbe, was noch Jemanden nützlich seyn könnte, oder etwas unnützer Weise verschwendete. Er sagte immer: »Dies ist eine treulose Verwaltung der Güter, über welche Gott uns zu Haushaltern gesetzt hat.«

3. Der thebanische Feldherr Pelopidas stammte, wie Epaminondas, aus einem berühmten Geschlechte zu Theben her, wurde im Ueberflusse erzogen, und erbte schon in seiner Jugend ein prächtiges Haus, bemühte sich aber, mit seinem Reichthume würdigen Menschen Hülfe zu leisten, denn er wollte Herr seines Geldes, und nicht Sklave desselben seyn. Unter allen seinen Freunden konnte allein Epaminondas nicht dazu bewogen werden, daß er an seinem Reichthume Theil genommen hätte. Pelopidas erkannte den Werth und die Vorzüge einer genügsamen Lebensweise, und suchte hierin dem Epaminondas immer ähnlicher zu werden. Er kleidete sich eben so gering, hielt einen eben so sparsamen Tisch, war eben so arbeitsam als Epaminondas, ja er achtete es für Schande, auf seinen Leib mehr als der geringste Thebaner zu

verwenden. Ob er also gleich großes Vermögen hatte, so gebrauchte er doch seinen Reichthum nicht zur Ueppigkeit und zur Verschwendung.

4. Anton van Dyk, einer der vorzüglichsten Portraitmaler (starb 1641), erwarb sich durch seine Kunst viel Geld, ja er schämte sich selbst niedriger Schmeicheleien nicht, um von Vornehmen und Reichen Vortheile zu ziehen. Dessen ungeachtet lebte er beständig unter Sorgen, und starb in der größten Dürftigkeit. Er besaß nämlich einen unmäßigen Hang zur Ueppigkeit und zum Wohlleben, und dieser verleitete ihn zu einem übertriebenen Aufwande. Um diesen Aufwand, woran er sich nun einmal gewöhnt hatte, desto leichter, wie er glaubte, fortsetzen zu können, ließ er sich von einigen Betrügern verleiten, sich auf das Goldmachen zu legen, und so floh ein großer Theil des Geldes, das er mit seinem Pinsel zusammengebracht hatte, aus dem Schmelztiegel zum Schornstein hinaus.

5. Joachim Kohlbaum hatte zwar nur ein kleines Bauergut, lebte aber bei Arbeit, Gebet und Sparsamkeit mit den Seinigen zufrieden, litt keinen Mangel, und konnte noch jährlich eine kleine Summe für seine Kinder zurücklegen. Eines Tages reinigte er den Schöpfbrunnen in seinem Hofe, und fand tief unter Schlamm und Sand einen großen Kupferkessel voll Gold und Silber. Der Fund dieses Geldes änderte sogleich seine ganze Lebensweise; er glaubte nun nicht mehr arbeiten zu dürfen, und könne alle Tage herrlich und in Freuden leben. Er überließ also den Feldbau seinen Knechten, kleidete sich weit über seinen Stand, fing das Trinken und Spielen an, aß was köstlich und theuer war, verlor Gott und die Ewigkeit aus den Augen und dem Herzen, und hatte in kurzer Zeit, anstatt der gefundenen Schätze, eine große Schuldenlast aufgehäuft. Der übel angewandte Reichthum hatte ihn zum Bettler gemacht. Sein Bauergütchen wurde zum Verkauf ausgeboten; seine Gesundheit war durch die verschwenderische Lebensart zerstört; jeder Funken von Gottesfurcht war in seinem Herzen erloschen. Da ging er hin an eben den Brunnen,

aus dem er den reichen Schatz herausgezogen hatte, und stürzte sich verzweifelnd hinunter.

6. Der Engländer William Dodd, ein angenehmer und beliebter Prediger zu London, erwarb sich nicht allein durch seine Schriften viel Geld, sondern er erhielt auch verschiedene Stellen, die mit großen Einnahmen verbunden waren, ja, der König Georg II. machte ihn zum Kaplan. Allein alle diese Einnahmen reichten nicht hin, seine Ausgaben zu bestreiten; denn er hatte sich zu einem unüberlegten Aufwand gewöhnt, und verthat für Kleidung, Hausgeräth, Tisch und Vergnügungen so viel, daß er in große Schulden gerieth. Um sich zu helfen, that er einen Schritt, der ihm seinen guten Namen auf immer raubte. Es war nämlich eine ansehnliche geistliche Stelle, die der König zu vergeben hatte, erledigt. Um diese Stelle zu erhalten, schrieb er an eine vornehme Dame einen Brief ohne Namen, worin er ihr 300 Pfund Sterling (über 1800 Thaler) anbot, wenn sie sich für den verwenden wolle, der ihr diese Summe gebe. Allein er hatte sich an die unrechte Frau gewandt; sie gab den Brief dem Kanzler, und dieser legte ihn, nachdem er den Schreiber desselben ausgekundschaftet hatte, dem Könige vor. Sein Name ward hierauf aus der Liste der königlichen Kaplane ausgestrichen, und er selbst in öffentlichen Blättern bitter durchgezogen und lächerlich gemacht. Voll Scham verließ er nun auf einige Zeit England, und begab sich zu seinem ehemaligen Zögling, dem Grafen von Chesterfield, der damals zu Genf war. Dieser gab ihm noch eine Stelle, die ihm Einnahme verschaffte, allein er setzte seine Verschwendung und seinen unbesonnenen Aufwand fort, und sank immer tiefer in Schulden. Im December des Jahres 1776 ging er nach England zurück, und fing wieder an zu predigen. Nun war aber seine Noth aufs Höchste gestiegen, und um sich zu retten, stellte er im Namen seines ehemaligen Zöglings, des Lords Chesterfield, dessen Handschrift er nachmalte, einen Wechsel von 4200 Pfund Sterling aus, und erhielt auch diese ansehnliche Summe Geldes. Allein die Betrügerei wurde bald entdeckt; er wurde ins Gefängniß geworfen und verurtheilt, sein Leben durch den

Strang zu verlieren. Der Lord nahm sich zwar seines ehemaligen Lehrers an, und bat für ihn um Begnadigung bei dem Könige; selbst die Königin und mehrere Tausend seiner Mitbürger suchten Gnade für ihn zu erhalten. Umsonst! Das Verbrechen war überwiesen, und er wurde 1777 gehenkt. — In seinem Gefängnisse schrieb er noch einige Aufsätze, worin er nicht nur seine Reue über seine Vergehungen bezeugt, sondern auch alle junge Leute warnt, sich nie zu einem Aufwande, nicht einmal für unschuldige Vergnügungen, verleiten zu lassen, den sie nicht bestreiten könnten; denn durch seinen Mangel an Nachdenken bei seinen Ausgaben sey er in Schulden gerathen, zur Unredlichkeit und endlich zum Verbrechen verleitet worden, das ihm einen verdienten schimpflichen Tod zuziehe.

— Die rechte Kunst zu leben,
Ist bei den Weisen nur, die nicht, wie jene, kleben
An dem, was zeitlich ist. Was Welt ist, liebt die Welt;
Ein Geist von oben her, weiß, daß ihm mehr gefällt,
Als was die Erde kennt.

Nie will ich haschen nach Vergnügen,
Das außer meinem Kreise winkt!
Nie soll der Luxus mich betrügen,
Wenn er verführerisch mir blinkt;
Nein! mäßig denken, einfach seyn,
Schafft Freudenquellen süß und rein!

Hüte dich vor leidenschaftlichem Spiel und Trunkenheit.

Sir. 31, 32. 36. Der Wein erquickt dem Menschen das Leben, so man ihn mäßig trinkt, aber so man deß zu viel trinkt, bringt er das Herzeleid.

Ephes. 5, 18. Saufet euch nicht voll Weins, daraus ein unordentliches Wesen folgt.

Sir. 18, 31. Wenn du deinen bösen Lüsten folgst, so wirst du dich deinen Feinden selbst zum Spott machen.

Röm. 2, 9. Trübsal und Angst wird kommen über die Seelen derer, die Böses thun.

1. Ein Offizier von hohem Range liebte das Spiel so leidenschaftlich, daß auch der größte Verlust ihn nicht davon

zurückbringen konnte. Von allen seinen Gütern hatte er nur noch ein einziges, und zwar das Stammgut, wovon er seinen Namen führte, übrig behalten, und Jagen und Spielen war auch hier seine liebste Beschäftigung. Thomas, der alte treue Diener, der ihn auf allen frühern Feldzügen begleitet hatte, sparte keine Mühe, seinem verblendeten Herrn endlich die Augen zu öffnen, damit er den Abgrund, an dessen Rande er nun schon stand, erblicken möchte. Er allein durfte es noch wagen, dem leidenschaftlichen Manne zu jeder Zeit vor die Augen zu treten, doch mußte er dabei mit großer Vorsicht verfahren. — Eines Tages war wieder, wie oftmals, ein fremder Spielgast eingetroffen. Man setzte sich sogleich zum Spieltisch, und spielte bis tief in die Nacht hinein. Die Lichter waren niedergebrannt, und Thomas sollte neue anzünden. Bei dieser Gelegenheit sah er mit Schrecken, daß sein Herr bereits alles baare Geld, dann seine Kleinodien, seine Pferde und Wagen, und eine bedeutende Summe aufs Wort verspielt hatte; jetzt blieb ihm noch sein Landgut, und auch dies bot er zum Spiel aus. Eben wollte der Fremde die Karte abziehen, da stürzte Thomas, der seines Herrn Unglück voraussah, den Tisch um, trat die Lichter aus, verstreute die Karten, und entfloh. Im Zorn griff der Offizier nach einer Büchse, um den Thomas, sobald er ihn finden würde, zu erschießen. Dieser hatte sich aber an einem ganz sichern Orte versteckt, und sein Herr, der vergeblichen Verfolgung müde, warf sich voller Verdruß auf sein Lager. Am frühen Morgen, wo ihm, bei ruhiger Ueberlegung, der ganze Vorfall vom gestrigen Abend in einem ganz andern Lichte erschien, ließ er seinen treuen Thomas mit dem Bedeuten zu sich rufen, daß er ohne alle Besorgniß kommen möchte. Als dieser, wiewohl noch etwas zaghaft, erschien, schloß ihn sein dankbarer Herr zärtlich in seine Arme, drückte ihn an seine Brust und sagte: »Nicht einen, sondern zwei Dienste hast Du, getreuer Alter, mir gestern erwiesen. Du hast mir mein letztes Eigenthum bewahrt, und mich zugleich auf immer von meiner unsinnigen Spielwuth befreit. Ich setze Dir ein lebenslängliches Jahrgehalt von 300 Thalern aus. Du bist von Stund' an nicht

mehr mein Diener, sondern mein Hausfreund, und unzertrennlich wollen wir die uns noch übrige Zeit zusammen verleben.«

2. Als Plato, der griechische Weltweise, einen seiner Schüler beim Spiele um Geld fand, gab er ihm einen nachdrücklichen Verweis. Der Schüler entschuldigte sich und sagte: er spiele nicht hoch. »Aber, rechnest Du denn die Gewohnheit zu spielen für nichts,« antwortete Plato, — »die Du Dir erwirbst, wenn Du auch niedrig spielst?«

3. Die Königin von Frankreich, Maria Antoinette, Gemahlin Ludwigs **XVI.**, liebte das Spiel so leidenschaftlich, daß regelmäßige Spielgesellschaften bei ihr gehalten wurden. Man spielte so hoch, daß man eine neue Art erfinden mußte, um die Geldauszahlungen bequemer zu machen. Es war nicht möglich, daß Jemand 4 bis 5000 Louisd'or mit sich brachte; man hatte daher Schachteln mit Marken von Perlmutter angefüllt, auf deren einer Seite der Name des Spielers, und auf der andern die Summe stand, für welche sie gelten sollten. Den nächsten Tag wurden diese Marken sogleich eingelöst. Ein gewisser Herr von Bougallière hatte einst seiner Gattin aufgetragen, ihm solche Marken zu besorgen; sie that es, und ließ darauf ihr Bildniß und dasjenige ihrer beiden Kinder eingraben, mit der Umschrift: »Gedenke unser!« Am Spieltische öffnete der Mann das Schächtelchen, stutzte einen Augenblick, gab der Erfindung Beifall, aber durch Leidenschaft verblendet, spielte er fort, und — verlor sein ganzes Vermögen!

4. Ein Bauer unweit Basel, der ohnedies nicht viel hatte, verthat vollends Alles, was er besaß, im Trinken und Spielen. Ganze Tage brachte er im Wirthshause zu, indessen sein braves Weib und sein kleines Kind zu Hause hungerten. Einst hatte er etwas verkauft, aber alles Geld, das er dafür gelöst hatte, vertrank und verspielte er denselben Abend im Wirthshause. Am andern Morgen ging er in den Weinberg, und trug seiner Frau auf, ihm das Mittagsessen dahin zu bringen. Gegen Mittag kam die Frau mit einem zugedeckten Korbe, und stellte ihn hin. Der hungrige Mann verließ so-

gleich seine Arbeit, setzte sich hinzu, und deckte begierig den Korb auf. Aber wie erschrak er, als er, statt der Speise, sein schlafendes Kind erblickte! Ganz bestürzt sah er seine Frau an, gleich als ob er fragen wollte, was das bedeute? Diese schwieg, und stand eine Weile traurig vor ihm, dann sagte sie in einem Tone, der ihm Mark und Bein durchdrang: »Iß! das ist Alles, was ich Dir bringen kann, da Du gestern Alles bis auf den letzten Heller durchgebracht hast. Verzehre nun Dein halbverhungertes Kind vollends, sonst wird es der Hunger verzehren. Du hast ja noch mehr Recht dazu, als der Hunger!« — Der Mann saß ganz betrübt, und blickte starr auf sein schlafendes Kind hin. Endlich konnte er sich nicht mehr halten, sprang auf, fiel seiner Frau um den Hals, bat sie mit Thränen um Verzeihung, und versprach ihr, von nun an seine Lebensart zu ändern. Er hat auch sein Wort gehalten, ist nie wieder ins Wirthshaus gegangen, und hat sich, als ein rechtschaffener Mann und Vater, seiner Wirthschaft uud Familie treulich angenommen.

5. Eduard Stewen, der einzige Sohn sehr bemittelter aber ungebildeter Eltern, war von diesen, aus thörichter Eitelkeit, zum Studieren bestimmt, damit er einst ein angesehener und vornehmer Mann werden sollte. Nachdem er durch Hauslehrer und auf der Schule ziemlich vorbereitet war, bezog er die Universität, wo er aber den Zweck seines dortigen Aufenthalts so wenig bedachte und verfolgte, daß er, anstatt die Vorlesungen der Professoren fleißig zu besuchen, sich vielmehr dem Müßiggange überließ, und einer Neigung zu berauschenden Getränken Gehör gab, die bald zur Leidenschaft bei ihm wurde. Verschlechtert an Leib und Seele kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und war dreist genug, ein öffentliches Amt zu suchen, das er natürlich nicht erhielt. Bald darauf starb sein Vater, und ein Jahr nachher seine Mutter. Jetzt war er der einzige Erbe eines nicht unansehnlichen Vermögens, und hatte nun alle Mittel in den Händen, seiner Hauptleidenschaft zum Trunke volle Befriedigung zu gewähren. Dies that er auch ohne alle Einschränkung, und verführte manchen sonst guten jungen Menschen durch seine unvernünftige Freigebig-

gebigkeit gleichfalls zu diesem Laster. Nach zehn Jahren eines solchen ausschweifenden Lebens hatte er sein ganzes Vermögen durchgebracht, und sank nun zur Klasse der niedrigsten Bettler hinab.

6. Ein angesehener Kaufmann aus Cölln hielt sich, vor etwa funfzig Jahren, in Aachen auf, wo er Tag und Nacht am Spieltische zubrachte. Seine treue Gattin hatte er verlassen, und sie ward besorgt, er möchte seiner unglücklichen Leidenschaft auch ihr eigenes Vermögen aufopfern. Sie bat ihn daher eben so herzlich als dringend, zu ihr zurückzukommen, und sich seiner Geschäfte wiederum anzunehmen. Das Spiel hatte ihn aber so unempfindlich und pflichtvergessen gemacht, daß er ihren Bitten kein Gehör gab. Um nun wenigstens noch einen Theil ihres Vermögens zu retten, sah sich die verlassene Frau endlich genöthigt, ihn mit Hülfe der Obrigkeit, als einen Verschwender, in das Kloster der barmherzigen Brüder einsperren zu lassen.

O wehe dem, der seine Zeit
Der Trägheit und dem Spiele weiht,
Sein Glück verschwenderisch verkürzt,
Die Seinigen in Armuth stürzt,
Sich wilde Schwelgerei erlaubt,
Und sich des Wohlthuns Freuden raubt! —
Nur Sorgfalt, Fleiß und Sparsamkeit,
Nicht Habsucht, Geiz und Nahrungsneid,
Geziemen dem, der diese Welt,
Für seine Uebungsstätte hält;
Was frommt dir alles Erdengut,
Wenn Fluch auf deiner Seele ruht!

Weisheit läßt mit sich nicht scherzen;
Menschen, haltet fest im Herzen
Die Orakel der Vernunft.
Weh, wenn vor der Lüste Toben,
Maaß und Ordnung weggestoben,
Hoffet keine Wiederkunft!

Sey sparsam.

Sir. 5, 18. Achte nichts gering, es sey klein oder groß.

Sir. 19, 1. Wer ein Geringes nicht zu Rathe hält, der nimmt für und für ab.

Joh. 6, 12. Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme.

Sir. 11, 26. Wenn es dir wohl gehet, so gedenke, daß es dir wieder übel gehen kann.

1. Der deutsche Kaiser Karl V. zeigte schon als Knabe, was er dereinst als Mann seyn und thun werde. Einst hatte er sein monatliches Taschengeld erhalten, theilte dies in gleiche Theile, und gab es seinen Gespielen. Diese vergeudeten es schnell vor seinen Augen, meist auf ganz unnütze und eitle Weise. Als der zweite Monat kam, und Alle sich begierig einstellten, um wieder beschenkt zu werden, ließ er sich einen Beutel bringen, legte alles Geld hinein, und gab es demjenigen aufzuheben, welchen er für den verständigsten hielt. Das setzte er so einige Monate fort. Seine Gespielen waren damit unzufrieden, und nannten ihn einen Geizhals. Nun geschah es, daß einem derselben ein schönes Pferd starb, das zu ersetzen ihm sehr schwer fiel. Karl ließ sich sogleich den Beutel bringen, und um ihm aus seiner Noth zu helfen, gab er ihm alles darin befindliche Geld. Diese Handlungsweise, die dem jungen Prinzen schon jetzt zur Gewohnheit ward, hat er sein ganzes Leben hindurch beibehalten. Er war sehr sparsam und immer bedächtig, ehe er ans Ausgeben ging; aber zu wichtigen und nützlichen Zwecken bot er willig und gern die größten Summen dar.

2. Der Rathsschreiber Gerbert, in einem kleinen Städtchen Würtembergs, ein frommer und rechtschaffener Mann, hatte zwei Töchter, Julie und Antonie, denen er, weil er wenig Vermögen besaß, als Kapital eine gute Erziehung zu geben suchte. Besonders hielt er sie zur Arbeitsamkeit an, und sie mußten alle häuslichen Geschäfte in der Küche, dem Keller, auf dem Boden und im Garten auf das Genaueste verrichten. Er ermunterte sie, mit Allem wohl zu Rathe zu gehen, unnöthigen Aufwand zu vermeiden, mit welchem schon manche Familie sich zu Grunde gerichtet hat, und Alles nützlich

zu verwenden. »Wenn man Gold und Silber verthut, muß man zuletzt das Eisen angreifen. Wer Sparsamkeit, die Mutter, begehrt, dem wird der Reichthum, die Tochter, beschеert. Wer nicht spart zur rechten Zeit, der darbet zur Unzeit.« Durch solche und ähnliche Sprüche leitete er seine Töchter zur weisen Sparsamkeit an, und gründete frühzeitig in ihnen den stillen häuslichen Sinn, der die Seele aller Wirthschaftlichkeit ist. Die Töchter befolgten den Rath und die Anweisungen ihres guten Vaters, waren thätig im Hauswesen, hüteten sich vor allen unnöthigen Ausgaben, und achteten auch das Kleine und Unscheinbare nicht gering. Dadurch ersparten sie manchen Gulden, und als ihr Vater plötzlich an einem Schlagflusse starb, hatten sie bereits ein kleines Kapital angelegt, welches ihnen jetzt gut zu Statten kam. Sie verwendeten dasselbe zu einem kleinen Handel mit Spezereien, Flachs und Leinwand, und Gott segnete ihren Fleiß und ihre Redlichkeit so sehr, daß sie von Tage zu Tage vermögender wurden, und ihre Geschäfte immer mehr erweitern konnten. In wenigen Jahren hatten die braven Schwestern sich ein ordentliches Vermögen erspart, und die ältere heirathete in der Folge einen wackern und angesehenen Bürger; die jüngere aber setzte den Handel fort, und hatte bei ihrem Tode den Kindern ihrer Schwester ein Vermögen von 10,000 fl. hinterlassen.

3. Im Jahre 1788 kamen die Abgeordneten einer Gesellschaft, die für die Unterstützung der Armen sorgen wollte, in das Haus eines Kaufmanns zu H..., um seine Mildthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Auf dem Flur hörten sie, daß der Kaufmann seiner Magd darüber Vorwürfe machte, daß sie einen Schwefelfaden, der nur ein Mal angezündet worden, unbedachtsamer Weise weggeworfen und zertreten habe; sie erwarteten daher entweder eine ganz abschlägige Antwort, oder wenigstens eine sehr geringe Beisteuer. Kaum aber hatten die Almosensammler die Absicht ihres Besuchs gesagt, als der Kaufmann sein Pult öffnete, hundert Louisd'or herausnahm, und sie ihnen freundlich darreichte. Der Eine von den Sammlern dankte herzlich im Namen der Hülfsbedürftigen, konnte aber nicht umhin, seine Verwunderung über das, was er so

eben gehört und gesehen hatte, zu erkennen zu geben. »Wissen Sie, mein Herr,« versetzte der Kaufmann, »daß ich nur durch solche immer streng beobachtete Sparsamkeit in den Stand gesetzt worden bin, Ihnen jetzt diese Summe für die Armen geben zu können.«

4. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, folgte seinem Vater, Friedrich I., im Jahre 1713 in der Regierung, und obwohl er erst ein fünf und zwanzigjähriger Prinz war, so entsagte er doch allem Aufwande und Glanze, welcher an dem Hofe seines Vaters geherrscht hatte. Er erkannte und verfolgte die vernünftige und dennoch so oft übersehene Regel: im Kleinen zu sparen, damit man zur gehörigen Zeit im Großen etwas aufwenden könne, und überhaupt nie unnütz Geld auszugeben. Durch seine Einrichtung, noch mehr aber durch sein Beispiel, erweckte er bei den Unterthanen den Geist des Fleißes, der Sparsamkeit und Häuslichkeit, und gründete dadurch den Wohlstand des Landes. Er starb im Jahre 1740, und hinterließ seinem Sohne, Friedrich II., ein vortrefflich geübtes Kriegsheer von 80,000 Mann, und einen großen Vorrath an baarem Gelde.

Gieb aus, als solltest du der Welt dich bald begeben,
Sey karg, als würdest du noch viele Jahre leben:
Der ist ein weiser Mann, der Beides wohl ermißt,
Und mild in rechter Zeit, in rechter sparsam ist.

Wer sparsam lebt, lebt lange glücklich,
Sein Leben wird durch Mangel nicht verkürzt,
Wenn den Verschwender augenblicklich
Die Thorheit oft ins Elend stürzt.

Laß dich nicht vom Geiz beherrschen.

Luc. 12, 15. Hütet euch vor dem Geize; denn Niemand lebet davon, daß er viel Güter hat.

Sir. 14, 5. Wer sich selber nichts Gutes thut, was sollte der Andern Gutes thun? Er wird seines Gutes nimmer froh.

Jes. 32, 7. Des Geizigen Regieren ist eitel Schaden.

Sir. 31, 5. Wer Geld lieb hat, bleibt nicht ohne Sünde, und wer Vergängliches sucht, der wird mit vergehen.

1 Timoth. 6, 10. Der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.

1. Timandrides, ein Lacedämonier, der im Begriff war, auf einige Zeit zu verreisen, ließ seinen Sohn in Sparta zurück, und beauftragte ihn, in seiner Abwesenheit für das Hauswesen Sorge zu tragen. Bei seiner Rückkehr fand er, daß der Jüngling eine nicht unbedeutende Summe erspart hatte. Er machte ihm Vorwürfe darüber, und sagte: »Die Verschwendung ist der Fehler eines schlechten Kopfes, der Geiz aber das Zeichen einer niedrigen Seele, und nichts ist schimpflicher für einen Mann, als bei seinem Tode reich befunden zu werden, nachdem er sich sein ganzes Leben hindurch für arm ausgegeben hat.«

2. Antigonus, General Alexanders des Großen, Königs von Macedonien, und nachheriger König über einen Theil von Asien (um 300 v. Chr. Geb.), verdunkelte die guten Eigenschaften, die er besaß, nicht wenig durch seinen Geiz. Er bediente sich aller, auch niedriger und ungerechter Mittel, um Geld zu sammeln. Und wenn man ihm dann vorstellte, daß Alexander es nicht so gemacht habe, gab er zur Antwort: »Alexander hat geerntet; ich aber halte nur Nachlese.« Eines Tages kam ein Cyniker, oder einer von den Philosophen, die, wie Diogenes, alles Irdische verachteten, zum Antigonus, und bat ihn um ein Drachma (drei Groschen). »Das ist zu wenig für einen Fürsten,« antwortete Antigonus. »Nun so gieb mir ein Talent (1200 Thaler),« fuhr der Cyniker fort. »Das ist zu viel!« erwiederte Antigonus.

3. Im Jahre 1785 starb zu Wien ein Geizhals, Namens Hasenfard. Er hatte vorher in Lübeck gewohnt, seine Frau und Kinder daselbst aber verlassen, und gegen eine Million Gulden mitgenommen. Mit diesem Gelde begab er sich nach Wien, wußte sich vom Kaiser den Titel eines Raths auszuwirken, und lebte nun daselbst ganz still und einsam. Seine Wohnung bestand aus acht Zimmern; jedes Zimmer war mit einem Bette versehen, damit Niemand wissen sollte, wo er schliefe, denn er fürchtete immer, von Räubern ermordet zu werden. Gewöhnlich schlief er jede Nacht in allen seinen Betten nach der Reihe herum, weil er besorgte, es könne

ihn Jemand, als er sich niederlegte, bemerkt haben. Diese Furcht ließ ihn nicht ruhen. Dann stand er wieder auf, schlich sich in ein anderes Zimmer, und legte sich nieder. Aber nach einer Stunde empfand er wieder dieselbe Furcht, stand wieder auf, und schlich weiter fort. Und so trieb es der Unglückliche die ganze Nacht hindurch. Bei allen seinen Schätzen hatte er keine Ruhe, indessen viele Millionen armer Leute die süßeste Ruhe genossen. — Als er gestorben war, suchte man nach seinem Gelde. Nach langem Suchen fand man endlich hinter einer Tapete 9000 Dukaten; wo er aber das übrige Geld hingethan hatte, konnte Niemand erforschen.

4. Sylvius, einer der berühmtesten Aerzte des sechszehnten Jahrhunderts, erwarb sich durch seine Lehrstunden und Kuren in Paris ein großes Vermögen; dennoch entsagte er aus Geiz allen Bequemlichkeiten des Lebens, und suchte sich selbst von den ersten Bedürfnissen zu befreien. Er hielt sich anfangs einen Maulesel, eine Katze und eine Magd. Die Letztere bekam meist trockenes Brot zu essen, und Wasser zu trinken. Doch auch dies schien ihm noch zu viel zu kosten. Die Magd schickte er daher fort, die Katze wurde ersäuft, und den Maulesel verkaufte er. Den Durst zu löschen, trank er Wasser, und dem Hunger suchte er durch Schlaf auszuweichen; den Frost überwand er fast gänzlich. Ein einziges schweres Stück Holz war es, womit er sich bis an sein Ende erwärmte. Dies trug er in seinen untersten Keller. So oft ihn nun fror, daß er es nicht mehr aushalten konnte, ging er in diesen seinen untersten Keller, nahm das Stück Holz, und trug es auf den obersten Boden. Von da trug er es wieder hinunter in den untersten Keller, und dies setzte er so lange fort, bis ihn gar nicht mehr fror. — Sylvius sammelte ein großes Vermögen, welches aber Niemandem zu Gute kam. Er verscharrte es in seinem Keller, und wiewohl man nach seinem Tode Alles umwühlte, so fand man doch weiter nichts, als — ein Paar alte Pistolen.

5. Ein geiziger Lohgerber in dem kleinen Städtchen P... in H..., der durch Wucher, Betrug, Unterschleife und dergleichen ein ansehnliches Vermögen zusammen gebracht hatte,

wollte nie seinen Reichthum eingestehen, sondern nahm vielmehr den Schein der Armuth an, und machte sich unter demselben sogar von manchen obrigkeitlichen Abgaben frei. Seine größte Sorge war, sein Geld zu verbergen, daß es Niemand finden möchte. Er wählte hierzu ein Loch in einem entlegenen Winkel seines Hauses, und versah es mit einer Fallthür und einem besondern Schlosse. Oft besuchte und überzählte er hier seinen Schatz, und ergötzte sich an dem Anblick seines Geldes, ohne daß Jemand wußte, wo er sich befand. Auf einmal verschwand er am 7. Januar 1816, und Niemand wußte ihn zu finden. Erst nach zehn Tagen entdeckte man das geheime Loch durch einen hervorragenden Schlüssel, den man von ungefähr wahrnahm. Der Unglückliche hatte sich zufällig selbst eingeschlossen, indem die Fallthür hinter ihm zugefallen war, die er inwendig nicht aufschließen konnte. Man fand ihn verhungert in einer erbärmlichen Stellung, schon in Verwesung übergegangen, bei seinem Mammon liegen, mit dem Dochte seines mitgenommenen Lichtes im Munde, den er aus Hunger hatte verzehren wollen.

6. Zu B... starb im November 1825 eine Wittwe, die mit ihrer unverheiratheten, schon längst großjährigen Tochter zusammen wohnte. Die Mutter war, bei einem bedeutenden Vermögen, in hohem Grade geizig, und die Tocher nicht minder. Die Verstorbene hinterließ dieser Tochter, der einzigen Erbin, ein Vermögen von 50,000 Thaler. Der Erbin schmerzte aber der Tod der Mutter nicht so sehr, als der Gedanke an die Begräbnißkosten. Um dabei möglichst zu sparen, gab sie sich alle ersinnliche Mühe, in einem Sargmagazin irgendwo einen Sarg recht — wohlfeil zu erkaufen. Aber jeder war ihr noch zu theuer, und darüber vergingen vierzehn Tage. Die Leiche ging in völlige Verwesung über; die Mitbewohner des Hauses befürchteten Gefahr für ihre Gesundheit, und da alle gütlichen Erinnerungen, die Leiche beerdigen zu lassen, ohne Erfolg blieben, so nahmen sie ihre Zuflucht zur Polizei. Diese ertheilte ihr den gemessenen Befehl, die Beerdigung sogleich zu bewerkstelligen. Es wurde nun bei dem Todtengräber ein Grab und der Leichenwagen bestellt, auch die Leidtragenden

dazu eingeladen. Diese erschienen; aber noch war kein Sarg angeschafft. Jetzt mußte die reiche Tochter mit allem Ernste angehalten werden, den Sarg sogleich herbeizuschaffen. Im größten Verdruß eilte sie in ein Magazin, und mußte dort, da sie nur einen angemessenen Sarg gefunden, solchen mit achtzig Thalern bezahlen. So bestraft sich nicht selten der Geiz selbst.

7. Der Kaiser Constantin der Große wollte einen Geizigen von dem abscheulichen Laster des Geizes befreien; der Geizige sollte die Thorheit recht vor Augen sehen. Der Kaiser ergriff nämlich eine Lanze, bezeichnete damit einen Raum in der Größe eines Menschenkörpers, und sagte hierauf zu dem Geizigen: »Thürme Haufen auf Haufen, häufe Schätze auf Schätze, erweitere die Grenzen Deiner Güter, erobere die ganze Welt, in wenigen Tagen wirst Du nicht mehr als »»so Viel«« brauchen.«

Der Geiz bewacht sein Gold zu seiner Plage,
Das Niemand weniger, als wer es hat, besitzt;
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und ach! sein Leben ist nichts, als ein banger Schlummer.

Der Geizhals bleibt im Tode karg:
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben:
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Mache einen guten Gebrauch von dem Erworbenen.

Psalm 62, 11. Fällt euch Reichthum zu, so hänget das Herz nicht daran.

Sir. 13, 30. Reichthum ist wohl gut, wenn man ihn ohne Sünde gebraucht.

Spr. Sal. 10, 16. Der Gerechte braucht seines Guts zum Leben, aber der Gottlose braucht seines Einkommens zur Sünde.

Sir. 31, 8. Wohl dem Reichen, der unsträflich gefunden wird.

1. Der berühmte athenienſiſche Feldherr Cimon (ſtarb 449 v. Chr. Geb.) verdient auch wegen des guten Gebrauchs, den er von ſeinem Reichthum machte, Achtung und Nachahmung. Seine mäßig, aber doch anſtändig beſetzte Tafel ſtand für Jeden, der ſein Mahl nirgends anders zu finden wußte, offen. Er verſagte ſich jeden unnöthigen Prachtaufwand, Alles, was zum Luxus und zum Wohlleben gehört, und gewann dadurch, bei ſeinen beträchtlichen Einkünften, eine reiche Hülfsquelle nicht allein für die nöthigen Ausgaben ſeines Hauswesens, ſondern auch für die Bedürfniſſe ſeiner Freunde, ſeiner Bedienten und eines großen Theils ſeiner Mitbürger. Wenn er ausging, mußte ihn immer einer ſeiner Bedienten begleiten, der den Armen, die ihm begegneten, ohne Aufſehen zu erregen, Geld zuſtecken, und diejenigen ſich merken mußte, die etwa an Kleidung oder an einem andern Lebensbedürfniſſe Mangel hatten. Zuweilen, wenn er einen Armen ſah, der ſchlecht gekleidet war, gab er ihm den Mantel, den er ſelbſt trug, und ging im bloßen Unterkleide nach Hauſe. Wenn ein Armer geſtorben war, und nicht ſo viel hinterlaſſen hatte, daß davon die Koſten des Begräbniſſes beſtritten werden konnten, ſo nahm Cimon dieſe Koſten über ſich. Kurz, er verſäumte keine Gelegenheit, wo er von ſeinem Reichthume einen wohlthätigen Gebrauch machen konnte. Was aber allen dieſen Handlungen ihren eigenthümlichen Werth gab, war der Umſtand, daß er ſie nicht that, um ſich bei dem Volke in Anſehen zu bringen, und daß er dabei weder vom Eigennutze noch vom Ehrgeize geleitet wurde.

2. Auf einer Reiſe nach ſeiner Statthalterſchaft kam der Herzog von Montmorency durch Bourges in Berry. Hier wollte er ſeinen Neffen, den jungen Herzog von Enguien, der daſelbſt ſtudierte, ſprechen, und ſchenkte ihm eine Börſe mit hundert Piſtolen, um ſie nach eigenem Belieben zu verwenden. Bei ſeiner Rückreiſe beſuchte er ihn von Neuem, und fragte ihn, welchen Gebrauch er von dem Gelde gemacht habe. Der junge Herzog zeigte dem Oheim die Börſe, die er noch nicht angetaſtet hatte. Aufgebracht nahm der Herzog das Geld, und warf es in der Hitze zum Fenſter hinaus, indem

er sagte: »Lerne, Jüngling, daß ein wie Du vom Schicksal Begünstigter seine Schätze nicht zum Aufheben empfängt. Wolltest Du diese Summe nicht zu Deinem Vergnügen verwenden, so hättest Du sie zu Almosen und Gutesthun benutzen sollen. Der Geiz ist schon bei Privatleuten schändlich, bei Fürsten aber wird er zu einem entehrenden Laster.

3. Der Baron Friedrich Rutledge stammte aus einer vornehmen und reichen Familie in der englischen Provinz Westmoreland, und bewohnte das Schloß seiner Väter. Seine Lebensweise war einfach und mäßig, und seine Sitten untadelhaft. Aber er floh den Umgang mit Menschen, und wußte seinen Reichthum weder zu seinem eigenen Besten, noch zum Besten Anderer zu gebrauchen. Ein finsterer Trübsinn bemächtigte sich seiner, und er beschloß, seinem Leben ein Ende zu machen. Mit diesem Gedanken beschäftigt, ging er einmal aufs Feld, und begegnete einem Manne, der vom Wohlstande zur drückendsten Armuth herabgesunken war. Das tiefsinnige Wesen des Barons rührte den Armen; er nahte sich ihm schüchtern, und fragte nach der Ursache seines Grams. »Ich bin mit dem Unglücke bekannt geworden,« sagte er; »vielleicht kann ich Ihnen mit gutem Rathe helfen. Haben Sie sich etwa über das Glück zu beklagen?« — »Nein!« antwortete der Baron kalt; »es verfolgt mich mit seiner Gunst, aber sie ist mir lästig.« — »Warum aber, lieber Herr,« entgegnete der Arme, »warum theilen Sie Ihre Schätze nicht mit den Unglücklichen?« — Diese Worte machten auf den Baron Eindruck, und erweckten in ihm neue Betrachtungen. Er schwieg eine Weile, dann bat er den Armen, ihm zu sagen, wie er in seinen dürftigen Zustand gerathen sey. — Als er von diesem erfahren, daß er durch häufige Verluste und langwierige Krankheiten so sehr zurückgekommen, daß ihm jetzt das Nothwendigste fehle, nöthigte er ihn, mit in sein Schloß zu kommen, und hier fragte er ihn, wie viel Geld er gebrauche, um wieder glücklich zu werden? — Der erstaunte Arme wünschte sich nur das Nöthige, um sein Gewerbe wieder anfangen, und den Seinigen durch Fleiß und Verdienst ein bescheidenes Auskommen sichern zu können. Der Baron gab ihm 100 Guineen

mit den Worten: »Nun geh' und sey glücklich!« — Von jetzt an wurde der Baron heiter, und sein ganzes Wesen veränderte sich. Er war zum ersten Male inne geworden, daß sein Reichthum ihm Freuden möglich mache, die er bis dahin gänzlich verkannt hatte. Er fing an, sein Herz den sanften Regungen des Wohlthuns zu öffnen, nie aber erfuhr man die Hand, welche Segen verbreitete. Er machte die Bekanntschaft eines Frauenzimmers, die wenig Vermögen hatte, heirathete sie, und führte mit ihr eine sehr zufriedene und glückliche Ehe. Sein Haus aber blieb stets ein Zufluchtsort der Unglücklichen und Bedrängten.

4. Zu einem der reichsten Banquiers in Paris kam einst in dem härtesten Winter ein reicher und angesehener Herr, und gab sein Erstaunen zu erkennen, als er in keinem der Zimmer Tapeten fand. »Warum lassen Sie,« fragte er den Banquier, »die Wände nicht mit Tapeten beschlagen, da sie doch im Winter wärmer halten?« — Der reiche Banquier antwortete hierauf nichts, führte aber den Fremden in ein Zimmer, in welchem eine verunglückte Familie wohnte, und sagte dann: »Sehen Sie diese Elenden, die ich lieber als meine Wände bekleide.«

5. Als der Prinz Ludwig von Preußen, Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., in seiner zartesten Jugend von seiner Mutter den ersten Thaler erhielt, gab sie seinem Kammerdiener den Befehl, ein aufmerksames Auge darauf zu haben, wie er solchen verwenden würde. Der Kammerdiener hatte eben von dem unverschuldeten Unglück eines Mannes erfahren, der ihm übrigens ganz fremd war, und sein trauriges Schicksal machte ihn niedergeschlagen. Der Prinz bemerkte dies, und fragte den Kammerdiener, was ihm fehle? »Mir nichts,« erwiederte dieser; »aber da habe ich eben gehört, daß ein unglücklicher Mann nun noch sehr krank darnieder liegt, und auf gar keine Hülfe rechnen kann.« — Der Prinz erkundigte sich nach den nähern Umständen, und als ihm der Kammerdiener, so viel er davon wußte, Auskunft gegeben hatte, griff er in die Tasche, zog den ersten blanken Thaler heraus, besah ihn, und sagte dann: »Besser kann ich dich nicht an-

wenden, geh' und erquicke einen armen kranken Mann.« — Als die königliche Mutter dies erfuhr, ließ sie den Prinzen rufen, und gab ihm, da er das erste Stück Geld so edel verwendet, einen Friedrichsd'or. »Jetzt bin ich überzeugt, mein Sohn,« sagte sie zu ihm, »daß Du auch dies Geld nicht unnütz verschwenden wirst.« — Der Prinz ließ das Goldstück wechseln, schickte dem Bedrängten noch einen Thaler, und ließ ihm sagen, er würde auch künftig seiner eingedenk seyn.

6. Der verstorbene Kaufmann B... in Magdeburg hatte ein sehr mittelmäßiges Vermögen, als er seine Handlung anfing. Diese wurde aber durch seinen Fleiß und seine Redlichkeit so gehoben, daß er in wenigen Jahren einer von den reichsten Kaufleuten Magdeburgs wurde. Allein sein Glück machte ihn nicht stolz und üppig, und in seinem Hause herrschte weder Pracht noch Verschwendung, überall aber Ordnung und Einfachheit. Seine Diener hatten an ihm mehr einen Vater als Herrn, deren Viele er versorgte, und mit seinem Vermögen unterstützte. Gegen Arme und Nothleidende war er mitleidig und barmherzig. Er hatte eine eigene Kasse, welche den Bedrängten gehörte; in diese legte er immer den dritten Theil von seinem Gewinn, und ließ es in der Stille unter die Dürftigen vertheilen. Er versorgte viele arme Kranke mit der ihnen nöthigen Pflege und nahrhaften Speise, und mit Medicin. Auch ließ er armen Waisen freien Unterricht in der Schule ertheilen, und erzog sie zu dem Stande, worin sie einst dem Vaterlande nützlich werden konnten. Durch diese edle Anwendung seines durch redlichen Fleiß erworbenen Vermögens gewann er sich die Liebe und Achtung aller seiner Mitbürger.

7. Johannes Dörlamm, Schuster in Marburg (starb 1796), war durch Fleiß und Rechtschaffenheit wohlhabend geworden. Besonders gewann er in den letzten Jahren seines Lebens viel durch einen beträchtlichen Lederhandel. Von diesem seinem rechtmäßig erworbenen Vermögen machte er einen eben so edlen als wohlthätigen Gebrauch. Bald lieh er einem Anfänger, welcher mit leerer Hand anfing, Leder ohne Zinsen, und rechnete es ihm noch überdies um einen sehr billigen Preis an; bald half er einem Andern, welcher, bei aller

Ehrlichkeit, nicht recht fortkommen konnte, auf ähnliche Art, oder ſchenkte es ihm ganz. Herumziehenden Bettlern gab er wenig, und überhaupt war das, was man gewöhnlich Almoſen nennt, nicht ſeine Sache; aber im Stillen einen Handwerker oder ſonſt einen Hülfsbedürftigen zu unterſtützen — war die höchſte Freude für ihn.

Drei ſind der Stufen, worauf die Menſchen alle geſtellt ſind:
Reiche hat das Geſchick auf die des Gebens geſetzt;
Arme ſtehen auf der, die zum Empfange berechtigt;
Mittlere Stufen jedoch nehmen die Glücklichen ein,
Welche die Arbeit zum Tauſch für ihre Bedürfniſſe bieten.
Wären die mittlern allein, fehlten der Tugenden viel.
Großmuth und Mitleid hier, und dort dankbares Vertrauen,
Schließen den ſchönen Bund, der die zwei erſten vereint.
Würde ſich immer das Glück zum Mündel das Mißgeſchick wählen,
Uebernähm' der Beſitz Vaterſchaft über die Noth:
Ja, dann würde erfüllt der Vorſicht ewiger Wille;
Eine Familie wär's, Einer ihr Oberhaupt — Gott.

Nur Eines Menſchen Glück begründen,
Iſt mehr, als neue Welten finden;
Und dieſes Glückes Zeuge ſeyn,
Iſt ſüßer, als der Sternenſchein
Dem Auge des geheilten Blinden.

III.

Von der Liebe zu dem Nächsten,

oder

Von den Pflichten, die uns gegen unsere Nebenmenschen obliegen.

Matth. 22, 39. Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

Jac. 2, 8. So ihr das königliche Gesetz vollendet nach der Schrift: »Liebe deinen Nächsten als dich selbst!« so thut ihr wohl.

1 Joh. 3, 18. Lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.

Röm. 13, 10. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Hebr. 13, 1. Bleibet fest in der brüderlichen Liebe.

So Jemand spricht: »Ich liebe Gott!«
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich als mich.

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet,
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;
Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle.
Einen Vater haben wir,
Einen Schöpfer Alle:
Ach! ich könnt' ihn nicht mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in meiner Brust
Menschenliebe brennen!

1. Allgemeine Pflichten gegen den Nächsten.

Achte Keinen gering.

Phil. 2, 3. Achtet euch unter einander!

Maleach. 2, 10. Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott geschaffen? Warum verachten wir denn Einer den Andern?

Sir. 11, 2. Du sollst Niemand verachten um seines geringen Ansehens willen.

1 Thess. 4, 8. Wer seinen Bruder verachtet, der verachtet nicht Menschen, sondern Gott, der seinen heiligen Geist in euch gegeben hat.

1. Der verstorbene Prinz Ludwig, Bruder des jetzigen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms III., hatte einer armen Wittwe eine monatliche Pension zugesichert; er händigte ihr solche am ersten Monat selbst ein, und setzte hinzu, in Nothfällen möchte sie sich nur außer der Zeit an ihn wenden. Mehrere Monate holte sich die Wittwe die Pension regelmäßig ab; einst aber blieb sie über die Zeit aus, und dem Prinzen fiel dies auf. Er sah eines Tages in seinem Palaste aus dem Fenster; da ging die arme Wittwe vorüber, und er rief ihr aus dem Fenster zu: »Kommen Sie doch zu mir, liebe Frau, daß ich Ihnen meine Schuld abtragen kann.« Am andern Tage ging die Frau zum Prinzen, der sie sogleich fragte, warum sie so lange ausgeblieben sey? »Einer von Ew. Königlichen Hoheit Bedienten hat mich etwas hart abgewiesen!« — »Wer war es?« fragte der Prinz weiter. »Ich kenne ihn nicht, Ew. Königliche Hoheit.« — »Nun das verschlägt nichts,« fuhr der Prinz fort; »alle meine Leute sollen sogleich zusammen kommen, und Sie werden ihn dann schon heraus finden.« Die Wittwe bat dringend, die Sache auf sich beruhen zu lassen. »Nein!« sagte der Prinz, »so etwas darf nicht Statt finden. Keiner meiner Leute muß es sich herausnehmen, irgend Jemand gering zu behandeln, und ihm den Zutritt zu mir zu versagen.« Die Wittwe erneuerte ihre Bitte, für dies Mal den Vorfall ungerügt zu lassen, und setzte hinzu: »Ich würde doch, wenn Alle versammelt wären, schwerlich den Rechten ausfinden, und ich schmeichle mir, daß Ew. Königliche Hoheit die Gnade haben werden, mich

nicht in die peinliche Verlegenheit zu setzen, einen Unschuldigen aus Versehen zu bezeichnen.« — »Nun gut,« sagte der Prinz; »wenn Sie dies wirklich fürchten, so will ich nicht darauf bestehen; aber ich werde Allen ohne Ausnahme einschärfen, sich dergleichen nicht mehr einfallen zu lassen.«

2. Im Jahre 1797 erhielt der Prinz Wilhelm von Oranien (jetzt König der Niederlande) einen Besuch vom Herzoge von Mecklenburg-Strelitz. Er begab sich mit seinem verehrten Gaste nach Scheveningen, um der Abfahrt der zum Fischfang auslaufenden Schiffe zuzusehen. Wilhelm stand dicht an der Meeresküste, als eines der Fahrzeuge die Segel aufspannte. Ein junger Bursche, der sich hierbei besonders thätig zeigen wollte, glitt aus, und stürzte über Bord ins Meer. Kaum wurde der Prinz Wilhelm dies gewahr, als er sogleich ihm nach in die Wogen sprang, um ihn zu retten. Aber alle Anstrengungen waren vergeblich, und der Prinz selbst gerieth in die größte Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden. Als er endlich noch mit vieler Mühe gerettet worden war, riefen Einige von seinem Gefolge: »Wie konnten aber Ew. Durchlaucht ein so theures Leben um eines so geringen Burschen willen so aufs Spiel setzen?« — »In dem Augenblicke,« — entgegnete der hochherzige Prinz, als der Bursch ins Wasser stürzte, war es mir, als sey es mein Bruder!«

3. Ein junger Edelmann, der bei Ludwig **XII.**, einem der besten Könige Frankreichs (starb **1515**), als Page diente, war einst einem Bauer sehr übel und verächtlich begegnet. Der König erfuhr es, und befahl, daß man diesem muthwilligen Jüngling den Mittag kein Brot vorsetzen sollte. Dies geschah. Der Page forderte Brot, erhielt es aber nicht. Er beschwerte sich bei dem Könige, und dieser fragte ihn, warum er denn mit den Speisen, die er schon hätte, nicht zufrieden wäre? »Man hat mir kein Brot gegeben, antwortete der Page, »das doch zur Erhaltung des Lebens so nothwendig ist.« »Ei!« sagte der König; »wenn Ihr das Brot nicht entbehren könnt, warum seyd Ihr denn so thöricht, daß Ihr denen so übel und geringschätzend begegnet, die es Euch ver-

schaf-

ſchaffen? Warum verachtet Ihr die Bauern, die durch ihren ſauern Fleiß das Brot aus dem Schooße der Erde hervorbringen?«

4. Der berühmte franzöſiſche Gelehrte und Philoſoph Descartes (Carteſius) — ſtarb 1650 — erzeigte einem ſeiner Diener einen wichtigen Dienſt. Dieſer wollte ihm danken. »Was macht Ihr?« redete er den Dankenden an. »Ihr ſeyd mir gleich, und ich habe nur gethan, was meine Schuldigkeit war.«

5. Als der polniſche König Johann Sobiesky (ſtarb 1696) einſt einem vornehmen Geiſtlichen mit harten und beleidigenden Worten begegnete, ſagte dieſer: »Wenn Euer Majeſtät vergaßen, daß ich ein Prieſter bin, ſo erinnern Sie ſich wenigſtens, daß ich ein Edelmann bin.« Der König antwortete: »Es iſt mir genug, daß Ihr ein Menſch ſeyd; ich erkenne mein Unrecht, und Ihr ſollt Euch nie wieder über mich zu beklagen haben.«

6. Eines Tages bemerkte der Kaiſer Rudolph von Habsburg (ſtarb 1291), daß ſeine Leibwache die geringen Leute wegſtieß, die ſich heran drängten, ihn zu ſehen und zu ſprechen. »Ei, ei!« ſagte der Kaiſer. »Laßt doch Jeden, auch den Geringſten, zu mir; ich bin nicht Kaiſer, um wie in einem Kaſten eingeſchloſſen zu leben.«

7. Als der König von Frankreich, Heinrich IV. (ſtarb 1610), ſich nach langen und gefahrvollen Kämpfen auf dem Throne von Frankreich befeſtigt hatte, kamen mehrere Bauern aus der zu ſeinem Erbkönigreiche Navarra gehörigen Provinz Bearn nach Paris, um den König zu ſehen, der ehedem als Kind im bloßen Kopfe und barfuß mit ihnen geſpielt hatte. Die guten Leute hatten keinen Begriff von dem Glanze eines königlichen Hofes, und den König freute das Erſtaunen der Bauern. Der Eine brachte ihm Früchte, der Andere Käſe, und ihre Treuherzigkeit war wie ehemals. Einer von ihnen wurde durch die Wache zurückgeſtoßen, als er ſich zum Könige drängen wollte, der eben vorüber ging; der Bauer machte daher allerhand Geberden, und winkte hinüber, um erkannt zu werden. Der König that nicht, als ob er ihn bemerkte, ließ

ihn aber nachher in sein Kabinet kommen, und fragte ihn: »Seyd Ihr froh, mich hier zu sehen?« Der Bauer antwortete mit ländlicher Freimüthigkeit: »Ja, aber das ärgert mich nur, daß Ihr, wie es mir vorkommt, ein wenig stolz geworden seyd, seitdem wir uns getrennt haben.« Der König suchte nun mit der größten Güte und Freundlichkeit seinem Landsmanne aus Bearn begreiflich zu machen, daß in großen Städten und am Hofe ein Unterschied der Verhältnisse unter den Menschen Statt finde, daß aber dessen ungeachtet Hohe und Niedrige einander lieben und ehren könnten.

Ein jeder Mensch hat heil'ge, hohe Rechte,
Die ihm kein Schicksal, keine Macht entreißt:
Verehre sie im Herrscher und im Knechte,
Denn einem Jeden ward der freie Geist;
Ihm ward Gefühl, die Schönheit zu empfinden,
Ein Wille, der die Tugend wollen kann,
Vernunft, der Wahrheit Spuren zu ergründen,
Und Jeder blicket himmelan!

Die Achtung will ich nie verletzen,
Die ich als Mensch dem Menschen schuldig bin;
Will ihn als meines Gleichen schätzen,
Ihm bieten meine Hand mit Brudersinn.
So will's Gott; immer sey's mir heil'ge Pflicht!
Wer nicht den Nächsten ehrt, der schätzt sich selber nicht!

Sey herablassend, leutselig und höflich.

Ephes. 4, 32. Seyd unter einander freundlich und herzlich.

Sir. 4, 8. Höre den Armen gern, und antworte ihm freundlich und sanft.

Phil. 4, 5. Eure Lindigkeit lasset kund seyn allen Menschen.

Ephes. 5, 21. Seyd unter einander unterthan in der Furcht Gottes.

Sir. 41, 24. Schäme dich, daß du nicht dankest, wenn man dich grüßet.

1. Der König Friedrich II. von Preußen (starb 1786) hatte eine besondere Gabe, Jedermann höflich und leutselig zu begegnen, wodurch er auch alle Herzen einzunehmen wußte. So oft man ihn auf der Straße grüßte, dankte er jedes Mal

freundlich, und nahm den Hut ab. Einst sagte der König über Tafel: wenn er in Berlin ausreite, müsse er fast immer den Hut in der Hand haben. Der Baron von Pöllnitz erwiederte darauf: »Ew. Majestät haben ja nicht nöthig, Jedem, der Sie grüßt, zu danken.« — »Ei warum nicht, mein lieber Baron,« entgegnete der König lebhaft; »das sind Menschen, so wie ich.«

2. Der römische Kaiser Trajanus, welcher mit großer Weisheit und Gerechtigkeit regierte (starb 117 n. Chr. Geb.), war sehr herablassend, freundlich und leutselig gegen alle Menschen. Einst stellten ihm seine Günstlinge vor, er vergesse die Majestät der Kaiserwürde. »Nein, nein!« erwiederte er ihnen. »Meine Unterthanen sollen in mir einen solchen Kaiser finden, wie ich mir denselben gewünscht hätte, wenn ich Unterthan gewesen wäre.«

3. Als einst der König Heinrich IV. von Frankreich von einer Menge Volks umgeben war, und die Leute von seinem Gefolge diesen beschwerlichen Haufen von ihm entfernen wollten, sagte der König: »Thut das nicht; ich will lieber meiner Bequemlichkeit entsagen, wenn mich nur mein Volk nach seinem Gefallen sehen kann.«

4. Ein neun und achtzigjähriger Invalide hatte Gustav dem Dritten, König von Schweden (starb 1792), jederzeit zum neuen Jahre persönlich Glück gewünscht. Der alte Mann, der schon drei Königen gedient, war dem vierten sehr werth, und ungern vermißte er ihn beim abermaligen Jahreswechsel. Noch an demselben Nachmittage ließ der König sich nach dem Greise erkundigen, und auf die Nachricht, er sey krank und zu schwach, um selbst zu kommen, begab er sich gegen Abend in aller Stille persönlich in seine ärmliche Wohnung, und sagte beim Eintreten: »Da Du nicht heute zu mir gekommen bist, alter Kanut, so komme ich zu Dir, um Dir Glück zum neuen Jahre zu wünschen. Wie geht es Dir?« — Nach vielen freundlichen Aeußerungen beschenkte der König den Alten, und drückte ihm zum Abschiede herzlich die Hand.

Auf einer Reise durch seine Grenzprovinzen war eben dieser König, Gustav III., einst in einer kleinen Stadt ange-

kommen, wo nur die Pferde gewechselt, und dann schnell weiter gefahren werden sollte. Der König, der schon länger als vierzig Stunden im Reisewagen gesessen hatte, und sich etwas angegriffen fühlte, war ausgestiegen, hatte, ganz einfach angekleidet und nur von einem Begleiter gefolgt, den Weg durch die Stadt zu Fuße gemacht, und traf eben bei der entlegenen Posthalterei ein, als dort schon Alles zur Fortsetzung der Reise in Bereitschaft gesetzt war. Da trat eine alte Frau von geringem Stande auf ihn zu, nahm ihn ohne Umstände bei dem Arm und fragte: »Ihr reiset wohl auch nach Stockholm, wie die Herren dort, die mich nicht anhören wollen?« Und als der König dies bejahete, zog sie einen gesiegelten Brief unter dem Halstuche hervor, und sagte: »Sehet, hier habe ich einen Brief an meinen Sohn, der Tischlergeselle in Stockholm, und ein braver guter Mensch ist. An dem Brief liegt mir viel, und ich möchte ihn gern sicher besorgt haben, ohne daß es mir Kosten macht, denn ich bin arm und alt, und kann nicht viel mehr verdienen. Nehmt, Herr, den Brief zu Euch, und besorgt ihn an meinen Sohn, aber auch recht bald. Grüßt mir den Sohn, und sagt: die Mutter segne ihn von Herzen. Und nun Gott befohlen. Reiset glücklich!« Gustav nahm lächelnd den Brief der redlichen Alten ab, steckte ihn zu sich, und versprach, ihn bald und bestens zu besorgen. — Sobald der König in Stockholm angekommen war, ließ er den Tischlergesellen aufs Schloß holen, gab ihm den Brief, und fügte zugleich ein Geschenk bei, um es der Mutter mit einem Gruße vom Könige zu überschicken.

5. Als der berühmte Marschall von Sachsen, Moritz (starb 1553), einst mit einem französischen Herzoge an dessen Gartenthüre stand, ward er von vorübergehenden Landleuten fleißig gegrüßt. Freundlich erwiederte er jeden Gruß, ohne der öfteren Wiederholung müde zu werden. »Sie sind zu gütig,« sagte ihm der Herzog, »daß Sie vor allen diesen Bauern den Hut abnehmen.« Der Marschall antwortete: »Ich möchte diese guten Leute nicht gern auf den Gedanken bringen, daß ich weniger höflich und schlechter erzogen wäre, als sie selbst.«

6. Der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs II. (starb 1802), erhielt einst nach einem Treffen sein Quartier bei einer Mühle. Als der Müller erfuhr, wer der bei ihm angekommene Befehlshaber sey, ging er hinaus, und war bemüht, die Gänge der Mühle zu sperren. Der Prinz sahe es, und fragte ihn, weshalb er das thun wolle, und ob er nichts zu mahlen habe? »Ew. Königliche Hoheit werden nach den Anstrengungen des heißen Tages der Ruhe bedürfen,« sagte der Müller, »und da würde das Ihnen ungewohnte Klappern der Mühle Sie stören.« — »Mahlt nur ruhig fort,« entgegnete der Prinz freundlich; »Brot geht über Alles; wir Alle bedürfen täglich desselben.« Und als der Müller bemerkte, daß er bei der Einquartierung gewöhnlicher Krieger immer zuerst habe die Mühle sperren müssen, erwiederte der Prinz mit lächelnder Miene: »Nun, ich bin ja auch schon General, und den darf nur Kanonendonner stören.«

Durch seine große Milde und Menschenfreundlichkeit hatte sich dieser Prinz nicht nur die Liebe und Achtung der Soldaten erworben, sondern er wurde auch unter den damaligen Feinden Preußens, den Sachsen, wegen der Schonung und Milde, die er überall gegen sie übte und ausüben ließ, so hoch geehrt, daß sie ihn den sächsischen Herregott nannten. Als er einst an der Spitze einer Truppenabtheilung durch die Gegend von Meißen zog, hatten sich, wie dies bei allen seinen Zügen in Sachsen der Fall war, wieder Tausende von Landleuten versammelt, um ihn zu sehen. Unter ihnen befanden sich auch zwei rüstige junge Bauerdirnen, von denen die Eine, als der Prinz schon ganz nahe war, zu der Andern ganz laut sagte: »Sieh einmal den kleinen hübschen General, wie straff er auf dem Pferde sitzt!« — »Laß nur,« bemerkte dagegen die Andere; »der wird noch, will's Gott, groß genug werden.« Ein alter Bauer, der neben ihnen stand, und dies hörte, gebot den Mädchen, nicht so laut zu reden, denn es sey ja des Preußenkönigs Bruder. — »Und wenn er es auch gehört hätte, und wäre des Papstes Bruder,« erwiederte das Mädchen; »ich habe nichts Böses gesagt; klein ist er einmal, aber — —« »Hast Recht,« rief der Prinz, ihr freundlich zunickend; »und

gebe Gott, daß Deine Prophezeiung dereinst wahr werden möge!« — Sie ist vollkommen wahr geworden.

7. Der Marschall Türenne, einer der größesten Feldherren Frankreichs (starb 1675), ging oft ohne Bedienten und ohne einiges Unterscheidungszeichen spazieren. Einmal führte ihn sein Weg vor einer Gesellschaft von Handwerkern vorbei, welche mit dem Kegelschieben beschäftigt waren. — Da sie sich über einen Wurf nicht vereinbaren konnten, so wendeten sie sich an den Vorbeigehenden, und baten ihn, weil er einen Stock hatte, die streitige Stelle zu messen, und auf diese Weise ihren Streit zu entscheiden. Türenne war leutselig genug, ihren Wunsch zu erfüllen. Als nun derjenige, den er verurtheilte, auf ihn schimpfte, so fing der Marschall noch ein Mal an zu messen. Bei diesem Geschäfte fanden ihn einige Offiziere, die ihn suchten. Die Handwerker wurden bestürzt, als sie hörten, daß dieser Mann der große Türenne sey, und sogleich that derjenige, welcher geschimpft hatte, vor ihm einen Fußfall. »Guter Freund,« sagte Türenne lächelnd, »wie konntet Ihr glauben, daß ich fähig sey, Euch zu betrügen?«

8. Als der Kaiser Joseph II. (starb 1790), während seines Aufenthaltes in der Lombardei, eines Nachmittags mit einfachem Frack bekleidet, und nur von einem Bedienten begleitet, spazieren fuhr, kam ein Knabe, dem Anschein nach der Sohn armer Eltern, auf den Wagen zu gelaufen, und rief: »Ach, Herr! ich bin schon einen weiten Weg gegangen und sehr müde, erlaubt mir, daß ich mich bis zum nächsten Dorfe hinten aufsetzen kann!« — »Komm in den Wagen!« rief ihm freundlich der leutselige Monarch zu. Der Knabe stieg hinein. Der Kaiser fragte ihn nach seinen Eltern, seinem Namen und Alter, gab ihm Früchte, und scherzte mit ihm über seinen Fleiß und Schulbesuch. Dann ließ er das Kind rathen, wer er selbst wohl seyn möchte, und als dasselbe noch immer nicht das Rechte rieth, Joseph es aber ermunterte, nur immer noch höher herauf zu rathen, nahm der Knabe endlich voller Ehrfurcht sein Strohhütchen ab, und sprach: »Nun — so sind Sie der Kaiser selbst!« — »Gerathen!«

rief dieser lächelnd; »und dafür will ich Dich nun auch nach Hause bringen.« Er ließ wirklich vor der Hütte, die das Kind als die elterliche bezeichnete, halten, führte dasselbe an eigener Hand bis zur Thür, streichelte ihm freundlich die Wangen, schenkte ihm einige Goldstücke, und fuhr davon.

Uebt jene schöne Pflichten gerne,
Wodurch geschmückt wird jeder Stand und Rang!
Höflichkeit, — doch stets vom Kriechen ferne, —
Und ein Anstand sonder steifen Zwang,
Adeln selbst den Mann im schlichten Rocke,
Den kein Gold, kein Stern, noch Orden ziert;
Grobheit gleichet einem Marmorblocke,
Von des Bildners Hand noch unberührt.

Sey nicht hochmüthig und hoffärtig.

Spr. Sal. 8, 13. Die Furcht des Herrn hasset das Arge, die Hoffart, den Hochmuth und den bösen Weg.

Tob. 4, 14. Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen, denn sie ist ein Anfang alles Verderbens.

Spr. Sal. 16, 18. Wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz, und stolzer Muth kommt vor dem Fall.

Sir. 10, 7. Den Hoffärtigen ist Beides, Gott und die Welt, feind, denn sie handeln vor Beiden unrecht.

Jac. 4, 16. Rühmet euch nicht in eurem Hochmuth. Solcher Ruhm ist böse.

1. Der König Philipp von Macedonien, Alexanders des Großen Vater, war nach dem Treffen bei Chäronea, in welchem er die Athener überwunden hatte, so stolz und hochmüthig geworden, daß er seinen Ursprung vergaß. Er sahe selbst die übeln Folgen des Stolzes, und ließ sich daher täglich, beim Aufstehen, durch einen Edelknaben die Worte zurufen: »Philipp, bedenke, daß Du ein Mensch bist!«

2. Der berühmte Papst Sixtus V. (starb 1590) war aus dem niedrigen Stande eines Hirten bis zur höchsten kirchlichen Würde emporgestiegen, aber nie hatte er doch seinen vorigen Stand vergessen. Seine Schwester dachte hierin ganz anders. Diese hatte sich bisher zu Montalto vom Waschen, Nähen und Spinnen kümmerlich ernährt. Sobald sie die Er-

hebung ihres Bruders vernahm, erhob sich ihr Gemüth zum Stolz und Hochmuth. Sie eilte nach Rom, und man erwies ihr unterweges alle mögliche Ehre. In Loretto wurde sie unwillig über einen Knecht, der ihren Wagen nicht recht gepackt hatte, und ihr Hochmuth verblendete sie so sehr im Zorne, daß sie dem dasigen Gouverneur den Befehl ertheilte, den Knecht aufhängen zu lassen. Dieser war schwach genug, einen so unsinnigen Befehl zu vollziehen, weil er von der Schwester des Papstes kam. Als indeß Sixtus diese Unbilde erfuhr, ließ er den Gouverneur für seinen unzeitigen Gehorsam enthaupten, und seine Schwester durfte lange, und wie Einige erzählen, gar nicht vor ihn kommen.

3. Der Bauer Christian Wahl, in einem zum würtembergischen Oberamt Tuttlingen gehörigen Dorfe an der Schweizer-Grenze, war in der letztern Zeit des vorigen Jahrhunderts, da durch den Aufenthalt der vielen fremden Truppen in Schwaben das Korn in einem sehr hohen Preise stand, und er mehrere sehr ergiebige Ernten gehabt hatte, ein reicher Mann geworden. Dieser Reichthum verleitete ihn zu einem hochmüthigen und hoffärtigen Leben. Er ging mit keinem Bauer mehr um, und auch den Prediger des Dorfes mochte er nicht mehr leiden, weil dieser ihn immer noch wie einen Bauer behandelte. So vergingen mehrere Jahre. Plötzlich überschwemmten die feindlichen Kriegesheere auch die Gegend, in welcher sein Dorf lag, und bei einer während eines Gefechts entstandenen Feuersbrunst verlor Wahl nicht nur alle seine Gebäude und sein ganzes Wirthschaftsgeräthe, sondern auch sein Vieh und alle eingeernteten Früchte. Er gerieth fast in Verzweiflung, da überdies noch die Saatzeit heran kam. Um sich aus seiner großen Noth für jetzt zu helfen, kündigte er seine ausgeliehenen Kapitalien auf; aber die, denen er sie geliehen hatte, waren, so wie er, durch den Krieg ruinirt, und konnten nicht zahlen, so daß seine Ausstände, dem Anscheine nach, verloren waren. Da mußte er nun bei seinen Nachbaren, die er bisher so verächtlich und hochmüthig behandelt hatte, Hülfe und Beistand suchen; allein Niemand wollte von ihm etwas wissen. Endlich ging er zum Prediger, und bat

ihn um seinen Rath. Dieser brachte es nun durch seine Fürsprache dahin, daß die andern Dorfbewohner sich seiner hülfreich annahmen. Nach und nach half er sich wieder empor, und es zeigte sich, daß seine Noth ihn von seinem Hochmuthe geheilt hatte.

4. Im dreißigjährigen Kriege lebte in Schwaben zu Lauingen an der Donau eine reiche Frau, die schwach und kränklich war, und eine einzige noch sehr junge Tochter hatte. Um dieser, bei den kriegerischen Unruhen und Verheerungen, nach ihrem Tode einiges Vermögen zu erhalten, beschloß sie, einen großen Theil von ihrem Gelde zu vergraben. Ein ehrlicher Tagelöhner, der fast täglich in ihrem Hause arbeitete, mußte eine große Grube in die Erde machen, in welche sie dann, mit Hülfe des Tagelöhners, bei Nacht ihren Geldvorrath und allerhand Silbergeräthe verbarg. Nachdem Alles wieder dicht und fest bedeckt war, mußte ihr der Mann versprechen, daß er ihrer Tochter, wenn sie groß und verständig genug wäre, den verborgenen Schatz entdecken wolle. Bald nachher starb die Mutter. Der ehrliche Tagelöhner behielt das Geheimniß bei sich. Nach einigen Jahren ward er krank, und als er merkte, daß seine Krankheit gefährlicher ward, schickte er zu dem Mädchen, und ließ ihr sagen, sie möchte doch zu ihm kommen, weil er etwas Wichtiges mit ihr zu reden hätte. Allein sie war zu stolz und hochmüthig, daß sie es unter ihrer Würde hielt, den armen Mann zu besuchen. Dieser ließ ihr nochmals sagen, sie möchte doch eiligst kommen, er hätte ihr einen Schatz zu entdecken, der für sie irgendwo verborgen läge. Auf diese Nachricht überwand sie sich, in die Hütte des armen Tagelöhners zu gehen; aber sie kam jetzt zu spät, der Mann war schon todt; und so erfuhr sie nicht, wo der Schatz, den ihr die Mutter bestimmt hatte, verborgen lag; sie suchte zwar überall, fand aber nichts.

5. Im beginnenden Winter des Jahres 1829, als die Schiffbrücke über den Newastrom in Petersburg schon abgebrochen war, bediente man sich einer Fähre, um die Leute von einem Ufer zum andern überzusetzen. Einmal, als man gerade vom Lande abstoßen wollte, eilte der Graf ***, Haupt-

mann in der kaiserlichen Leibwache, noch herzu, und forderte, daß man ihn aufnehme. Das Fahrzeug hatte bereits seine volle Last; man ersuchte ihn also, die nächste Abfahrt zu erwarten. Er aber behauptete, Eile zu haben, und da er im Kahne einen armen Fähndrich von einem Invaliden-Regimente gewahrte, so befahl er diesem unter harten und ungeziemenden Ausdrücken, sofort auszusteigen, um ihm Platz zu machen. Der Fähndrich antwortete ruhig: er würde ihm auf eine anständige Bitte gern gewährt haben, was er ihm jetzt auf seine unanständige Drohungen abschlagen müsse. Diese Antwort kränkte den Stolz des Hauptmanns so sehr, daß er einige andere Offiziere, die mit ihm bei der Leibwache des Kaisers standen, aufforderte, den Invaliden aus dem Schiffe zu werfen. Dieser hielt es für gerathen, eine gewaltsame Handlung nicht erst abzuwarten, und sprang ans Land. Aber er ging geraden Weges zum Befehlshaber, und brachte seine Klage an. Dieser ließ den Grafen zu sich rufen, untersuchte die Sache, und fragte dann den Fähndrich, welche Genugthuung er verlangte. Bescheiden forderte dieser nur, daß der Graf ihn wegen seines Betragens um Entschuldigung bitte. »Welche Anmuthung!« rief der Graf, und erlaubte sich im hochmüthigen Stolze neue Beleidigungen und Kränkungen. — Jetzt blieb dem Fähndrich nichts übrig, als sein Recht bei dem Kaiser — Nikolaus I. — zu suchen, wohin in der Befehlshaber (Militair-Gouverneur) begleitete. Der Kaiser ließ sich den Vorgang genau berichten, und fragte dann den Hauptmann, aus welchem Grunde er sich weigere, dem Fähndrich Entschuldigungen zu machen. »Weil es unter meiner Würde scheint!« antwortete der Graf. »Und warum,« fragte der Kaiser den Fähndrich, »warum haben Sie Ihren Beleidiger nicht vor die Klinge gefordert?« — »Da Ew. Majestät den Zweikampf verboten haben,« sagte der Fähndrich, »so glaube ich mein Schwert nur gegen Deren Feinde ziehen zu dürfen.« — Jetzt befahl Nikolaus beiden Theilen, abzutreten, und sich in zwei Nebenzimmer rechts und links zu begeben. Bald darauf kam ein Adjutant zu ihnen, und forderte ihre Röcke. Diese wurden umgetauscht, und der Fähndrich erhielt den Rock des Grafen, so wie der Graf den

des Fähndrichs. Darauf wurden Beide wieder vor den Kaiser gerufen. Der edle Fürst erklärte ihnen, daß der Fähndrich zum Hauptmann, der Hauptmann dagegen zum Fähndrich in einem Invaliden-Regimente ernannt sey. Er belobte Jenen wegen seiner Mäßigung, und erklärte Diesem, daß nur aus Rücksicht auf die Verdienste seiner Vorfahren ihm eine empfindlichere Strafe erlassen sey.

Wer sich zu sehr erhebt, wird durch sich selbst erniedrigt;
Beschämung ist des Eitlen Loos!
Der ist stets klein, wer seinen Stolz befriedigt;
Wer ihn besiegt, ist — groß.

Hochmuth käme mir in Sinn,
Der ich Staub und Asche bin?
Und auf äußerlichen Schein,
Wagte ich es, stolz zu seyn?
Fern sey dieser Wahn von mir!
Was ist aller Gaben Zier,
Wenn in mir ein Herz sich regt,
Das nicht für die Tugend schlägt!

Ehre fremdes Verdienst.

Röm. 13, 7. Ehre dem die Ehre gebühret.

Gal. 5, 26. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig seyn, unter einander zu entrüsten und zu hassen.

Phil. 2, 3. Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet euch unter einander, Einer den Andern höher, denn sich selbst.

Luc. 14, 11. Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedriget werden, und wer sich selbst erniedriget, der soll erhöhet werden.

1. Mithridat, König von Pontus, war gegen Rom ins Feld gezogen, und bereits bis nach Macedonien und Attika vorgedrungen. Da erschien Sulla, und erfocht über die Armee des Mithridates bei Chäronea (86 vor Chr. Geb.) einen glänzenden Sieg, der seinen Namen unsterblich gemacht hat. Sulla errichtete auf dem Schlachtfelde ein Siegesdenkmal, und ließ darauf die griechische Inschrift setzen: »Der Tapferkeit des Homoloikus und des Araximadus.« Dies waren nämlich die Namen zweier griechischen Generale,

die zum Siege besonders beigetragen hatten, und deren Verdienste er durch dies Denkmal ehren wollte.

2. Der französische Marschall von Boufflers ward gleich nach der Uebergabe der von ihm so rühmlich vertheidigten Stadt Ryssel zum Pair von Frankreich ernannt. Bei seiner Aufnahme im Parlamente standen um ihn viele Offiziere, die Ryssel mit ihm vertheidigt hatten. Er wandte sich zu ihnen, und redete sie an: »Meine Herren, alle Gnadenbezeigungen, die ich erhalte, alle Ehre, die man mir erzeigt, habe ich Ihnen zu verdanken; auf Sie fallen dieselben zurück, man belohnt Sie in mir. Wenn ich mir etwas zum Ruhme rechne, so ist es dieses, daß ich an der Spitze so braver Leute gefochten.«

3. Unter den Tonkünstlern Deutschlands, zur Zeit Kaiser Josephs II., glänzte neben Mozart (starb 1792) auch der große Haydn (starb 1809). Beide Künstler, edle Deutsche, achteten und liebten einander, und wandelten ohne Neid auf der Bahn des Ruhmes. Mozart gestand es frei, daß er von Haydn viel gelernt habe, und dieser weit über ihm stehe. Einen vielschreibenden, aber eben so talentlosen als aufgeblasenen Componisten, welcher an Haydn's Werken Manches tadelte, wies er mit den Worten zurecht: »Herr, wenn man uns Beide, Sie und mich, zusammenschmölze, es würde doch immer kein Haydn daraus.«

4. Als im Jahre 1805 Wien von den Franzosen eingenommen war, trat der eben erwähnte berühmte Haydn ans Fenster, das Einrücken der Feinde durch die Straßen mit anzusehen. Er bemerkte eine französische Wache, welche seinen Namen nannte, und die Thür seines Hauses besetzte. Erschrocken ging er zu den Soldaten, und fragte sie, wen sie suchten. »Das Haus des Tonkünstlers Haydn!« gab der befehligende Offizier zur Antwort. »Nun gut!« versetzte Haydn. »Ich selbst bin Haydn; was wollen Sie? oder was kann ich verfehlt haben?« — »Nichts!« sagte der Offizier. »Es ist Befehl, hier vor Ihrem Hause eine Schutzwacht zu halten; die Wohnung eines so berühmten Mannes muß geachtet bleiben.« — Die Schutzwacht wurde zur wahren

Ehrenwacht, und alle Tage, wenn sie abgelöst wurde, spielte französische Musik einige der bekanntesten kleinen Stücke des Tonsetzers.

5. Der Herzog von Savoyen, Karl Emmanuel I., belagerte im Jahre 1591 mit spanischen Truppen Bern. Nach einer langen und ehrenvollen Vertheidigung war der Gouverneur des Platzes genöthigt, zu kapituliren. Der Herzog, der das Verdienst selbst in der Person seiner Feinde zu würdigen wußte, machte ihm ein Geschenk mit einem prächtigen neapolitanischen Renner, an dessen Hals ein Beutel mit 4000 Goldstücken hing. Auch der König von England, Jakob, sandte ihm einen reich besetzten Degen, als demjenigen unter allen souverainen Fürsten, der sich desselben am besten zu bedienen verstände.

6. Sobald der Admiral Hardy, im Jahre 1779, das Kommando über die englische Flotte erhalten hatte, ließ Lord Sandwich den Kapitain Elliot zu sich rufen, um ihm zu erkennen zu geben, daß er eines geschickten Offiziers zum Kapitain des Flaggenschiffs bedürfe, und ihm, wegen seines bisherigen rühmlichen Verhaltens, diese Stelle zugedacht habe. Kapitain Elliot dankte dem Lord für sein Zutrauen, entschuldigte sich aber mit seiner Unerfahrenheit, und verbat sich die ihm bestimmte Ehre. Er kenne aber, setzte er hinzu, einen sehr wackern und erfahrenen Offizier, den Kapitain Kempenfeld, der sich ganz vorzüglich zu dieser Stelle schicken würde. Lord Sandwich erwiederte, daß er auch dieses Mannes gedacht, aber nicht wisse, ob ihm mit der Stelle gedient seyn würde. »Kapitain Kempenfeld,« sagte Elliot hierauf, »ist ein alter und braver Offizier, der sich vielleicht zurückgesetzt glaubt, und ehe der König und das Land seine Dienste verlieren sollte, will ich lieber gutwillig an Kempenfeld meine Stelle als Oberster der Marine abtreten, die ihm der König neulich zu ertheilen die Gnade gehabt. Als Kapitain Kempenfeld dies hörte, sagte er: »Elliot ist zu großmüthig! Ich werde seine Stelle nicht annehmen, die er sehr verdient; aber seine gute Meinung von mir hat mich in dem Entschlusse bestärkt, das Kommando zu übernehmen.«

7. Der berühmte italienische Componist Domenico Cimarosa (geb. 1754) war bei seinen großen Leistungen dennoch sehr bescheiden, so daß er fremdes Verdienst nicht nur neben sich ohne Neid duldete, sondern es auch anerkannte und würdigte. Einst glaubte ein in seiner Kunst erfahrner Maler sich ihm recht angenehm zu machen, indem er ihn nicht nur mit Mozart verglich, sondern auch über denselben erhob. Mit Lebhaftigkeit erwiederte Cimarosa: »Was würden Sie von einem Manne sagen, der Sie über Raphael erhöbe?«

Still waltet Bescheidenheit, ferne von Glanz
Und äußerem prunkenden Schimmer;
Gern windet sie fremden Verdiensten den Kranz,
Und prahlet mit eigenen nimmer.
Sie lachet der Thorheit, doch spottet sie nicht,
Sie mahnet mit Huld, wenn der Irrende spricht,
Und achtet im ärmlichen Kleide
Den Bruder, als deckte ihn Seide.

Sey treu und gewissenhaft in der Erfüllung deiner Amts- und Berufspflichten.

Röm. 12, 7. Hat Jemand ein Amt, so warte er des Amts.

1 Cor. 7, 24. Ein Jeglicher, worinnen er berufen ist, darin bleibe er bei Gott.

2 Tim. 4, 5. Richte dein Amt redlich aus.

Sir. 10, 32. Wer will den bei Ehren erhalten, der sein Amt selbst unehret?

Luc. 16, 10. Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht.

Matth. 25, 21. Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen: gehe ein zu deines Herrn Freude.

1. Der römische Senator Helvidius, welcher unter der Regierung des Kaisers Vespasian lebte, ließ sich durch nichts von der Erfüllung seiner Berufspflichten abwendig machen. Der Kaiser, der seine Standhaftigkeit kannte, verbot ihm eines Tages, in die Versammlung des Senats zu kommen, weil er fürchtete, daß Helvidius sich einigen Edikten

widersetzen würde, die er bestätigt zu sehen wünschte. »Du kannst,« antwortete er dem Vespasian, »mir mein Amt nehmen, allein so lange ich es habe, kannst Du mir nicht verwehren, meine Pflicht zu thun, also auch in den Senat zu gehen.« — »So komm denn,« erwiederte der Kaiser; »sage aber kein Wort.« — »Ich werde nicht reden,« versetzte Helvidius, »wenn Du mich nicht um meine Meinung fragst.« — »Ich muß Dich darum fragen,« sagte Vespasian. »So muß ich Dir auch antworten,« erwiederte Helvidius, »und nach meinem Gewissen sprechen.« — »Wenn Du das thust,« rief Vespasian, »so wird es Dir das Leben kosten!« — »Ich bin nicht unsterblich,« versetzte Helvidius kalt und ruhig; »Du magst thun, was Deines Amtes, und ich will thun, was des meinigen ist. Du kannst mich aus Rom verbannen, ich werde dieser Verbannung mich mit Freuden unterwerfen. Du kannst befehlen, daß man mir das Leben nehme, ich aber werde mein Blut gelassen fließen sehen, denn — ich sterbe für meine Pflicht!«

2. Johann de Rotrou war in seiner Geburtsstadt Dreux Polizeilieutenant. Diese Stadt wurde mit einer ansteckenden Krankheit heimgesucht. Seine Freunde zu Paris riethen ihm, sich in Sicherheit zu setzen, und die gefährliche Stadt zu verlassen. »Mein Gewissen,« sagte er ihnen, »erlaubt mir dies nicht. Ich muß in den gegenwärtigen Umständen für gute Anstalten sorgen. Freilich ist die Gefahr, in der ich mich befinde, sehr groß; denn indem ich dieses schreibe, wird die Glocke zum zwei und zwanzigsten Male für heute verstorbene Personen geläutet. Sie läute auch für mich, wenn es Gottes Wille ist.« Er blieb, und wurde ein Opfer seiner treuen Pflichterfüllung.

3. Georg Ludwig Herrnschmid, welcher im Jahre 1779 als erster Pastor an der Michaeliskirche zu Hamburg starb, war in der Erfüllung seiner Amtspflichten eben so eifrig und vorsichtig, als er muthig und standhaft war, wenn er derentwegen die größten Beschwerden und Gefahren übernehmen mußte. — Als er noch preußischer Feldprediger war, wurde er einst bei einem Gefechte von seinem Regimente getrennt;

er konnte es nicht wieder erreichen, und den Verwundeten, welche sehnlichst nach ihm verlangten, Rath und Trost zusprechen, wenn er sich nicht selbst der äußersten Lebensgefahr aussetzen wollte, weil er nahe an einem Schlosse vorbei mußte, in welches sich eine feindliche Partei geworfen hatte, und auf die Preußen aus den Fenstern schoß. Der Gedanke aber, es sey seine Pflicht, zu den Kranken und Verwundeten seiner Gemeine zu eilen, machte ihn muthig, daß er keine Gefahr scheuete, und durch einen Regen von Kugeln fortging, bis er zu den Verwundeten kam. — Nach der Schlacht bei Molwitz, den 10. April 1741, war ihm neben dem geistlichen Geschäfte für sein Regiment auch die Seelsorge bei einem Lazarethe von 4000 Mann, wovon der dritte Theil tödtlich Verwundete waren, anvertraut, und geraume Zeit hindurch mußte er sie allein führen, da der ihm zugegebene Gehülfe gleich in eine schwere Krankheit verfiel. Er verwaltete seine unglaublich sauern und anstrengenden Geschäfte mit größtem Muth und unermüdeter Thätigkeit. Aber endlich erlag auch er unter der langen schweren Bürde, und mußte an einem Lazareth-Faulfieber beinahe ein halbes Jahr leiden, ehe er wieder hergestellt werden konnte. Unter allen Mühseligkeiten und Plagen des Krieges wurde aber weder seine Amtstreue noch seine innige Menschenliebe erschüttert, sondern vielmehr gestärkt. Wenn das Kriegsheer durch Gegenden zog, wo Lutheraner waren, denen die freie Religionsübung untersagt war, die aber nach dem Unterrichte des göttlichen Wortes und dem Genuß des Abendmahls sich sehnten, so blieb er einen oder mehrere Tage bei ihnen, predigte vor den Versammlungen, die aus der Nachbarschaft herbei gekommen waren, besuchte die Kranken, und theilte das Abendmahl aus. Er scheuete bei diesem wohlthätigen Diensteifer die vielen Gefahren und Nachstellungen nicht, denen er bei demselben in einem feindlichen Lande ausgesetzt war.

4. Höchst achtungswerth wegen seiner ausgezeichneten Berufstreue ist auch der am 3. Nov. 1799 in seinem acht und zwanzigsten Jahre verstorbene Arzt, Dr. Kögel, in Günzburg, im Königreich Baiern. Er besaß sehr ausgebreitete

und

und gründliche Kenntniſſe in mehreren Fächern des menſchlichen Wiſſens, beſonders in der Arzneikunde; aber ohne auf ſeine Geſchicklichkeit ſich zu viel zu verlaſſen, behandelte er ſeine Kranken mit unermüdetem Fleiße und mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, diente den Armen wie den Reichen, und wurde endlich ein Opfer ſeiner Berufstreue. Dabei zeigte er eine ſeltene Uneigennützigkeit; er forderte und erwartete von den Kranken, welche er behandelte, keinen großen Lohn, war der Armen Arzt und Wohlthäter, und verwandte, da er unverheirathet war, einen nicht geringen Theil ſeines Einkommens auf Unterſtützung und Erquickung der Armen. Er nahm die unbegrenzte Liebe und Hochachtung aller derer, welche ihn kannten und ſeinen Werth zu ſchätzen wußten, in das Grab.

5. Der Schullehrer Lamb zu Hohenelbe in Böhmen (ſtarb 1820) hat vier und vierzig Jahre lang mit raſtloſem Eifer und mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten, welche ſich ihm entgegen ſtellten, ſeinem Amte rühmlichſt und ſegensreich vorgeſtanden. Ungeachtet der großen Schülerzahl von 300 bis beinahe 400 Kindern, erhob er die Schule daſelbſt zu einer der beſten und blühendſten. Er begnügte ſich nicht damit, nur die vorgeſchriebenen Gegenſtände zu lehren, ſondern unterrichtete auch in andern Lehrfächern, z. B. in der Vaterlandsgeſchichte, Naturlehre und Geographie. Nach geendigten Lehrſtunden hielt er der Jugend noch überdies Vorleſungen aus den Schriften eines Campe, Salzmann u. A. Von Zeit zu Zeit bereitete er Zöglinge für das Schulfach vor, und wurde 1802, nach einer bei dem Kreisamt beſtandenen Prüfung, als Muſterlehrer erklärt. Stets gingen aus ſeiner Muſterſchule ausgezeichnete Jünglinge hervor. — Dabei mußte der ſo eifrige und verdiente Schulmann die größten Aufopferungen ſich gefallen laſſen. Vom Jahre 1778 bis zum Jahre 1785 erhielt er außer einigen Groſchen, nämlich der Hälfte des wöchentlichen Schulgeldes, gar keinen Gehalt, indem bis dahin der erſte Lehrer, ein hochbetagter Mann, welcher dem Lehrfach nicht mehr vorſtehen konnte, die eigentliche Schulbeſoldung ganz allein, von da an aber bis zu ſeinem 1798 erfolgten Tode noch zur Hälfte bezog. — Um die zahlreiche Schuljugend,

welche bisher nur in zwei Klassen vertheilt war, in drei unterbringen zu können, unterhielt Lamb ein und zwanzig Jahre lang, vom Jahre 1785 bis 1806, auf seine Kosten einen Gehülfen, und erhielt dazu einen jährlichen Beitrag von nicht mehr als 20 fl. Aber ungeachtet seines kärglichen Auskommens erkaltete seine Liebe zur Schule und sein Diensteifer nimmermehr!

6. Das Dorf Bohnlanden, unweit Stuttgart, war vor etwa funfzig Jahren noch ein sehr armer und verdorbener Ort. Ein großer Theil der Einwohner zog die meiste Zeit in und außerhalb des Landes umher, trieb einen Handel mit Leinwand, Wildpret und andern Dingen, und verzehrte den Gewinn davon in den Schenken. Die gewöhnlichen Folgen des Unfleißes zeigten sich sehr bald auch hier: der so wohlthätige Feldbau wurde vernachlässigt, die Armuth trat immer mehr ein, und die Gemeinde gerieth in eine beträchtliche Schuldenlast. Da fügte es die Vorsehung, daß Adam, der bisherige Müller zu Bohnlanden, zum Schultheißen erwählt wurde, und er rettete durch seinen mit Klugheit verbundenen Diensteifer die Bauern aus dem Verderben. Er visitirte die Wirthshäuser und Schenken oft in eigener Person, und wenn er daselbst einen liederlichen Hausvater, der sich eben gütlich thun wollte, während sein Weib und seine Kinder zu Hause darbten, antraf, so schickte er ihn mit einem dringenden Verweise nach Hause. Eben so streng war er in Eintreibung der öffentlichen Abgaben, um dadurch den Verdorbenen unter seinen Bauern den Hang zum Schwelgen mit Gewalt zu benehmen, und sie zur Arbeit zu nöthigen. Dagegen suchte aber auch sein gutes Herz der Gemeinde zu Hülfe zu kommen, wo er nur konnte. Er half ihr zu manchen bisher unbenutzt gebliebenen Gerechtsamen, endigte mehrere langwierige Prozesse, in welche das Dorf verwickelt war, schlichtete jede Streitigkeit selbst, und strafte diejenigen mit Strenge, die bei einem höheren Gerichte eine Klage vorbrachten, ohne erst bei ihm Hülfe gesucht zu haben. Nach und nach sahen es die Bauern ein, wie gut es Adam mit ihnen meinte, und schenkten ihm immer mehr ihr Vertrauen. Dies hatte die Folge, daß das Dorf

sehr schnell aus seiner Armseligkeit zum Wohlstande empor stieg, und sich durch den Fleiß und die Sittlichkeit seiner Bewohner vor vielen andern Oertern rühmlichst auszeichnete. Der Herzog aber beschenkte den rechtschaffenen Adam, zum Beweise seines Wohlgefallens über dessen gute und treue Amtsführung, und zur Aufmunterung für Andere, mit einer silbernen Medaille.

7. Den 22. März 1807 starb zu Leipzig, in seinem ein und siebzigsten Lebensjahre, Justus Heinrich Hansen, Mitglied des Raths und ältester regierender Baumeister, ein ehrwürdiger und wohlverdienter Greis. Fast ein halbes Jahrhundert hatte er zum Segen für Leipzig gewirkt, und sich durch Gewissenhaftigkeit in treuer redlicher Verwaltung der öffentlichen Aemter eine allgemeine Liebe und Hochachtung erworben. Eine lange Reihe von Jahren hindurch versah er das Amt eines Vorstehers über die öffentliche Krankenanstalt, welche unter dem Namen des Lazareths oder Jakobsspitals bekannt ist, mit dem menschenfreundlichsten Eifer, und traf darin so viele heilsame Anordnungen, daß das Leipziger Krankenhaus und der würdige Vorsteher desselben von vielen Einheimischen und Fremden, welche dort ihre Genesung fanden, dankbar gesegnet wurde. — Nach dem Tode des Kriegsraths Müller war er Vorsteher der Rathsfreischule geworden, und seit dieser Zeit verging keine Woche, in der er nicht diese Anstalt einmal besuchte, von Klasse zu Klasse ging, freundlich in den Kreis der Kinder trat, und durch seine Gegenwart Lehrer und Lernende erheiterte und ermunterte. Er war so sehr vom Pflichteifer durchdrungen, daß er, weit entfernt, Lob oder Ruhm zu begehren, auch wenn er die edelsten Handlungen geübt, laut versicherte, nur wenig gethan zu haben. In den Jahren, wo er als Baumeister die Oberaufsicht in Leipzig führte, war er oft schon früh um fünf Uhr auf dem Brotmarkt, und suchte mit der strengsten Gerechtigkeitsliebe alle Ungerechtigkeiten der Verkäufer zu verhüten.

8. Friedrich der Zweite, König von Preußen, bewies bis an sein Lebensende eine seltene Pflichttreue. — Er hatte früher die Gewohnheit gehabt, seine Kabinets-Sekretairs

des Morgens um sechs oder sieben Uhr vor sich kommen zu lassen. Als aber zunehmende Kränklichkeit und Altersschwäche ihn ernstlich an ein nahes Ende mahnten, befahl er, daß die Sekretairs um vier Uhr des Morgens in seinem Kabinet erscheinen sollten. »Meine Umstände,« sagte er zu ihnen, »zwingen mich, Euch diese Unbequemlichkeit aufzulegen; doch wird es ja nicht lange damit dauern. Es geht mit meinem Leben bergab, und da muß ich noch den möglichsten Gebrauch davon machen, denn es gehört nicht mir, sondern dem Staate.« — Demzufolge brachte ihm nun jeden Morgen um vier Uhr, wenn er einem Adjutanten Audienz gegeben hatte, ein Kammerhusar sämmtliche Berichte der Minister und Generale, so wie die von seinen Gesandtschaften eingelaufenen Meldungen, und die während der Nacht angekommenen fremden Briefe. Er durchsah sie alle, machte dann eine Auswahl, legte, was er selbst lesen wollte, besonders, und übergab das Uebrige seinen drei Kabinets-Sekretairen, um ihm nachmals Bericht abzustatten. Diese zogen sich mit den Briefschaften in ein Nebenzimmer zurück, lasen sie, und machten Auszüge, während der König die zurückbehaltenen Sachen durchforschte. Dann wurden sie, Einer nach dem Andern, vorgerufen. Friedrich theilte ihnen zuerst den Inhalt dessen mit, was er selbst gelesen hatte, dann sie ihm den Inhalt dessen, was sie gelesen hatten. Hierauf diktirte er ihnen seine Befehle und Antworten meistens Wort für Wort. So beschäftigte sich der schwache kränkliche Greis von vier bis sieben Uhr unausgesetzt mit der Verwaltung der Angelegenheiten seines ganzen Königreichs, und besorgte zugleich auch Alles, was die Verhältnisse mit den fremden Ländern erforderten. — Die Kabinets-Sekretaire begaben sich nun in ihre eigenen Wohnungen, um bis Nachmittag Alles ins Reine zu schreiben. Nach der Tafel erschienen sie beim Könige aufs Neue, und legten ihm ihre Ausfertigungen zur Unterzeichnung vor. Diese erfolgte jedoch nicht eher, als bis er Alles noch einmal genau durchgelesen hatte. Diese Ordnung blieb in ihrem Gange bis zum 15. August 1786; erst am 16. stockte sie; des Morgens am 17. schloß der König die Augen.

Selig Alle, die des Lebens Reise,
Immer auf des Rechtthuns Pfaden geh'n,
Und im angewies'nen Wirkungskreise
Edlen Samen für die Menschheit sä'n!

Bemühst du dich, der Deinen Segen,
Des Vaterlandes Glück zu seyn,
Steht dir gleich alle Welt entgegen,
Laß dein Bemüh'n dich nicht gereu'n.
Es ist ein Himmel! Siehe dort
Wird jede Treu', geübt auf Erden,
Zehntausendfach vergolten werden;
Drum sey beherzt und fahre fort!

Sorge für das geistige Wohl des Nächsten.

Col. 3, 16. Lehret und vermahnet euch unter einander.

Röm. 14, 19. Lasset uns dem nachstreben was zur Besserung unter einander dienet.

1 Cor. 10, 33. Suchet, was Vielen frommet, daß sie selig werden.

1 Thess. 5, 11. Ermahnet euch unter einander, und bauet Einer den Andern.

Jac. 5, 19. 20. So Jemand unter euch irren würde von der Wahrheit, und Jemand bekehrete ihn, der soll wissen, daß wer den Sünder bekehret hat von dem Irrthum seines Weges, der hat einer Seele vom Tode geholfen, und wird bedecken die Menge der Sünden.

1. Kaiser Karl der Große (starb 814) war ein großer Freund und Verehrer der Wissenschaften, und ließ es sich sehr angelegen seyn, seine Unterthanen verständiger und gesitteter zu machen. Sein Hauptaugenmerk hatte er auf die Schulen gerichtet. In den damaligen Zeiten, wo es wenig gebildete Männer gab, die sich zum Unterrichte eigneten, war die Errichtung guter Anstalten mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Er ließ daher geschickte Männer aus Griechenland und Italien kommen, und führte selbst an seinem Hofe eine Schule ein, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niedern, ihre Söhne schicken mußten. Einst trat er selbst in die Schulstube, hörte eine Zeit lang zu, und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der jungen Leute zeigen. Die Geschickten mußten alle auf seine rechte, die Ungeschickten auf die linke Seite treten, und es fand sich da, daß die Letztern mei-

stens Söhne vornehmer Eltern waren. Er wandte sich zu den fleißigen, aber armen Kindern, und sagte: »Ich freue mich, lieben Kinder, daß Ihr Euch so gut betragt; bleibt auch ferner so, und sucht immer vollkommener zu werden. Ihr handelt zu Euerm wahren Besten, und mit der Zeit soll Euch meine Belohnung nicht entgehen. Ihr aber — hier wandte er sich zornig zur Linken — Ihr Söhne der Edlen, die ihr Euch so reich und vornehm dünkt, und der Kenntnisse nicht nöthig zu haben meint, Ihr faulen unnützen Buben, ich sage Euch bei Gott! Euer Adel und Eure glatten Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt Ihr nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr Eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!«

2. Raikes, ein Buchdrucker zu Gloceſter in England, sah in den Straßen der Stadt an einem Sonntagabende einige ungezogene Straßenjungen. Es jammerte ihn, daß diese Burſche, die in der Woche ihren Eltern mit Arbeiten an die Hand gehen müſſen, gar alles Unterrichts entbehren ſollten, und er kam auf den Gedanken, ſie in eine Sonntags-Schule zu verſammeln und zu unterrichten. Das Muſter fand Beifall, und ſogleich war in London eine Geſellſchaft geſtiftet, um die Errichtung der Sonntags-Schulen, das heißt ſolcher Schulen, worin bloß des Sonntags arme Kinder im Leſen und in den Anfangsgründen der Religion unterrichtet werden, durch das ganze Land zu befördern. Man wandte ſich zunächſt an den edlen Menſchenfreund Hanway, der ſogleich durch Wort und That eifrigſt mitwirkte, weil er erkannte, wie ſchädlich es ſey, daß arme Kinder an Sonntagen ſo müßig herumlaufen, und wußte, wie ſchwer, ja wie unmöglich es iſt, beim Müßiggange ſeine Sittenunſchuld zu erhalten, was für Ausſchweifungen ſogar die Kinder dieſer Klaſſe begingen, und welche ſchrecklichen Folgen dieſe Gewöhnung für das künftige Leben haben müſſe; wie aber eine beſſere Bildung in den Sonntags-Schulen dieſe Uebel hemmen könne. — So gering nun auch der Anfang war, ſo waren doch in einer Zeit von drei Jahren die Sonntags-Schulen ſchon in allen Gegenden des Königreichs zu finden, ſo daß man am 10. Oktober 1785 bereits über funfzigtauſend Kinder zählte, die in dieſen großen und

guten Anstalten unterrichtet wurden; und seit dieser Zeit ist die Zahl der Kinder auf mehrere hunderttausend angewachsen. — Auch in Deutschland sind dergleichen Sonntags-Schulen unzählige entstanden.

3. Karl Dietrich Barth, Metzger und Viehhändler zu Hüffenhardt in Schwaben, zeigte von Jugend auf ungewöhnliche Neigung, sich nützliche Kenntnisse zu erwerben. Er erlernte, meistens durch eigenen Fleiß, die Rechen- und Feldmeßkunst, Erdbeschreibung, Geschichte, die französische, lateinische und jüdisch-deutsche Sprache, und las die besten Werke des Geistes, die er sich selbst anschaffte. Und dies Alles nicht zum Nachtheil, wie dies bei dem gemeinen Manne oft der Fall ist, sondern zum Vortheile seines Verstandes und seines Handwerks. Er trieb dabei seinen Viehhandel so ordentlich, daß er von seinem Gewerbe sogar ein beträchtliches Kapital zurücklegen konnte. — Da es ihm schwer geworden war, ganz durch eigenes Bemühen sich an Kenntnissen, Denkungsart und Sitten zu vervollkommnen, so wünschte er, seinen Mitbürgern künftig den Weg zur Veredlung des Geistes und Herzens erleichtern zu können, und wandte, da er unverheirathet starb, das von ihm erworbene Vermögen zu dieser Absicht an. Er entwarf selbst den Plan zu einer Abendschule, worin erwachsene junge Leute freien Unterricht im Schreiben, Rechnen, Geschichte, Erdbeschreibung, Feldmeßkunst, und auch die nöthigen Schreibmaterialien und nützliche moralische und ökonomische Bücher unentgeltlich zum Lesen erhalten. Ein Drittheil der Interessen sollte jährlich zum Kapital geschlagen werden, um in der Folge die Anstalt zu erweitern, und auch den Schulkindern Bücher zum Geschenk austheilen zu können. Als eine Nebenabsicht hatte er ausdrücklich in seinem Entwurfe angegeben, daß diese Abendschule in den Winterabenden dazu dienen sollte, junge Leute von böser Gesellschaft abzuhalten, und ihnen einen nützlichen Zeitvertreib zu verschaffen. — Da er merkte, daß der Tod ihn bald von der Erde wegnehmen würde, erbat er sich von seinen noch lebenden Eltern die Einwilligung zu jener Stiftung, ließ sie den 21. Juli 1790 von der Obrigkeit bestätigen, und starb Tages darauf mit der Freu-

digkeit eines Reisenden, der das Ziel seiner Wanderschaft erreicht hat. — Seine Stiftung wurde redlich vollzogen, und kurze Zeit darauf die Abendschule mit gutem Erfolg gehalten.

4. Als der Superintendent Lange noch in Wien als schwedischer Gesandtschaftsprediger stand, ward er einst zu einem kranken dänischen General gerufen. Der General war ein sehr freier Mann, und hatte sich mehrmals als einen solchen selbst an der Tafel des Gesandten, an welcher Lange speis'te, bewiesen, alle Kleinigkeiten mit den schrecklichsten Flüchen bekräftigt, und überhaupt wenig Achtung vor Gott bezeigt. Als sich Lange nun dem Bette des Generals nahete, unterhielt er sich mit ihm, und führte ihn vor allem auf die Erkenntniß seiner selbst und seines Herzens, wobei er ihm dann auch sein Betragen an der Tafel des Gesandten mit aller Bescheidenheit vorhielt. Hierüber entrüstete sich der Kranke so sehr, daß er unter harten Worten und Flüchen nach der am Bette hangenden Pistole greifen wollte. Lange ergriff sogleich die beiden Arme des Patienten, hielt sie fest, drückte ihn auf das Bette nieder, und in dieser Stellung fing er an, recht herzlich für ihn zu beten, daß Gott ihn zur Erkenntniß seiner selbst, und zum Nachdenken über sein Herz bringen möchte. Dieses Gebet rührte den Kranken tief in der Seele; und sobald der Prediger seine Arme losließ, ergriff er dessen Hände, drückte sie mit vieler Empfindung, und bat ihn um Vergebung wegen seiner Uebereilung. Reuevoll beseufzte er die vorige Art seines Lebens, und versicherte, daß, weil ihm immer von Andern geschmeichelt wäre, er nie sich recht hätte kennen lernen.

6. In einem Dorfe auf dem Hundsrück wohnte ein Bauer, der sehr lasterhaft lebte. Der Prediger des Ortes hatte ihn mehrmals mit Worten bestraft und zur Besserung vermahnt, aber vergebens. Ja, der Mann wurde ihm deswegen nur feind, lästerte und schmähete ihn, und machte ihm vorsätzlich allen möglichen Verdruß. Jetzt suchte der Prediger ihm auf eine andere Weise beizukommen. Er ging zu ihm, fing ein Gespräch an, und sagte endlich: »Ich muß Euch einmal eine Geschichte erzählen, die sich vor Kurzem zugetragen hat, und worüber ich Eure Meinung hören möchte. Es

hat an einem gewissen Orte gebrannt. Ein Mann, dessen Haus schon brannte, wollte nicht heraus gehen, sondern im Feuer umkommen. Seine Freunde riefen und baten ihn, heraus zu gehen, aber er wollte nicht. Ein treuer Freund ging endlich hinein, um ihn mit Gewalt heraus zu führen; aber seine Treue wurde ihm mit Schlägen und Scheltworten belohnt. — Was haltet Ihr von diesem Manne? — Der Bauer hatte aufmerksam zugehört, und urtheilte, daß jener Mann nicht nur sehr thöricht gewesen, weil er hätte vorsätzlich umkommen wollen, sondern auch sehr undankbar gegen den, der ihn retten wollte. Hierauf fuhr der Prediger fort und sagte: »Was ich Euch erzählt habe, hat sich nicht wirklich zugetragen, es war nur ein Gleichniß. Der Mann, der in seinem Hause verbrennen wollte, seyd Ihr; Ihr wollt Euch mit allem Fleiß ins ewige Verderben stürzen. Ich habe als ein treuer Freund mich bemühet, Eure arme Seele gleichsam aus dem Feuer zu retten, aber ich habe nur Haß und Undank zum Lohn empfangen.« — Der Bauer dachte hierüber nach, und sagte dann: »Sie haben wahrhaft Recht, Herr Prediger. Verzeihen Sie mir, ich war ein undankbarer Mensch. Hier gebe ich Ihnen die Hand darauf, daß ich von jetzt an mich bessern will.« Dies Versprechen führte er auch aus.

6. Der Soldat Karl Stranz war ein biederer rechtschaffener Mann, der sich der jungen Leute, welche als Rekruten bei seinem Regimente eintraten, sehr väterlich annahm, und sie mit aller Sorgfalt vor der Verführung zu bewahren suchte. Zuerst bemühete er sich, das Vertrauen der jungen Leute zu gewinnen, indem er ihnen allerlei kleine Gefälligkeiten erwies, sie besuchte, ihnen ihr Zeug putzen und in Ordnung bringen half, sie auch mit manchen Vortheilen in ihren Dienstgeschäften bekannt machte. Mit diesem Betragen erwarb er sich dann bald ihre Gewogenheit. Nun aber nahmen sie auch gelegentlich gute Lehren willig von ihm an, und glaubten ihm, wenn er ihnen das Unglück des liederlichen Lebens schilderte, und mit Beispielen bewies; dagegen aber Rechtschaffenheit, Ordnung und Mäßigkeit als die einzigen Mittel anpries, das Beschwerliche des Lebens, und insbesondere ihres Standes,

zu ertragen und zu versüßen. — Als einmal ein Soldat von denen, deren er sich so freundschaftlich angenommen hatte, tödtlich krank lag, ließ er seinen Wohlthäter Stranz zu sich rufen, dankte ihm mit rührenden Worten, und bekannte frei vor allen Umstehenden, daß er, nächst Gott, allein durch Stranzens freundliche Warnungen und Belehrungen vor dem Laster sey bewahrt geblieben.

Hast du, o Mensch, Gelegenheit,
Sind Mittel dir verliehen,
So sollst du für die Besserung
Der Brüder dich bemühen!
Stets heilig sey dir diese Pflicht,
Durch Beispiel und durch Unterricht,
Des Nächsten Geist zu bilden.

Eine schöne Seele finden, ist Gewinn,
Ein schönerer Gewinn ist: sie erhalten,
Und der schönste und schwerste: sie, die fast verloren war,
Zu retten. —

Verleite Keinen zum Bösen.

Röm. 14, 13. Niemand gebe seinem Bruder einen Anstoß oder ein Aergerniß.

2 Tim. 3, 13. Mit den bösen und verführerischen Menschen wird es je länger je ärger, sie verführen und werden verführt.

Röm. 16, 18. Durch süße Worte und prächtige Reden verführen sie unschuldige Herzen.

Marc. 9, 42. Wer der Kleinen Einen zum Bösen verführet, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehänget und er ins Meer geworfen würde.

Matth. 18, 7. Wehe der Welt, der Verführung halber, und wehe dem Menschen, durch welchen Verführung kommt!

1. Der arme Menrad hütete die Ziegen; sein Lohn aber war so geringe, daß er sich nicht einmal Schuhe anschaffen konnte. Es fror ihn sehr an den Füßen, denn es war bereits spät im Herbste, und das Wetter war naß und kalt. Da kam ein Mann aus dem Gebüsche, der wegen Diebstahls schon einige Mal in das Zuchthaus eingesperrt gewesen war. Er redete dem Knaben freundlich zu, und schilderte ihm sein Handwerk als ziemlich einträglich. »Geh zu mir in den

Dienst,« sprach er, »so laß ich Dir neue Schuhe machen; Du darfst Dich dann auch nicht mehr so quälen, und nicht im Kothe barfuß gehen.« Allein der Knabe gab diesen schmeichelhaften Worten nicht Gehör, und sagte: »Nein! ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Koth zu beschmutzen, als die Hände mit schlechten Thaten zu beflecken.«

2. Ein armer Mann, Namens Amynt, befand sich in großer Noth, und wußte kaum so viel aufzubringen, um seine Kinder zu sättigen. Er war Jemanden zehn Thaler schuldig, welche er jetzt auszahlen sollte, widrigenfalls man ihm sein Häuschen verkaufen würde. In dieser Noth ging er zu einem reichen Manne, und bat, ihm zehn Thaler auf eine Handschrift zu leihen, welche er ehrlich wieder zu geben versprach, sobald er im Stande wäre, etwas zu erübrigen. Der Reiche war hartherzig genug, ihm diese Bitte zu versagen, weil er durch böse Schuldner schon Geld genug eingebüßt habe. Jetzt trat ein Handwerksmann herein, der mit dem Reichen etwas abzurechnen hatte. Ueber der Rechnung wurden sie uneins, und der Reiche hieß den Handwerker einen Schelm und Dieb. Dieser entfernte sich sogleich mit der Drohung, daß er ihn, dieser Beschimpfung wegen, verklagen würde, und Amynt solle Zeuge seyn. — »Hört, Amynt!« sagte hierauf der Reiche; »ich habe mich übereilt, und den Mann einen Schelm geheißen. Er verklagt mich, und da werdet Ihr Zeuge seyn müssen; wenn Ihr mich verrathet, so muß ich ihm öffentlich auf dem Rathhause Abbitte thun. Das würde ich mir für einen großen Schimpf halten. Thut mir den Gefallen, und sagt, wenn Ihr befragt werdet, Ihr hättet nichts gehört. Ich will Euch auch die zehn Thaler leihen, die Ihr verlangt.« — »Das kann ich nicht!« erwiederte Amynt. »Wir sollen kein falsch Zeugniß reden wider den Nächsten; ich muß also die Wahrheit sagen.« — »Seyd doch nicht so bedenklich!« fuhr der Reiche fort. »Wollt Ihr mir den Gefallen thun, so will ich Euch die zehn Thaler schenken.« Amynt blieb bei seiner Erklärung, und der Reiche bot ihm nun zwanzig Thaler

zum Geschenk an, wenn er ihm vor Gericht durchhelfen wolle. »Mein Herr,« erwiederte hierauf der ehrliche Amynt; »dazu bringen Sie mich nicht, daß ich ein falsches Zeugniß ablegen soll. Ich befinde mich zwar in großer Noth; meine Kinder haben schon seit zwei Tagen nicht satt Brot gehabt; sie werden weinen und über Hunger klagen, wenn ich nach Hause komme. Das wird mir durchs Herz gehen. Man wird mich aus meiner Hütte jagen — aber dies Alles will ich doch lieber ertragen, als daß ich etwas thun sollte, was gegen mein Gewissen ist.«

3. Friedrich Bolt, der Sohn eines Bürgers, war ein guter ehrlicher Knabe, der seine Eltern nie durch Ungehorsam betrübte. Einst kam einer seiner Mitschüler zu ihm, und suchte ihn zu überreden, seinem Vater heimlich Geld zu entwenden, wofür sie sich dann Leckereien kaufen und etwas zu gute thun könnten. Friedrich war taub gegen diese verführerische Rede, und sagte: »Ich habe noch nie etwas der Art gethan, und kann es auch jetzt nicht thun. Mein Vater läßt mir nichts mangeln, was mir nöthig ist: warum sollte ich ihn bestehlen?« — Der böse Rathgeber zog ab, und dachte auf eine schicklichere Gelegenheit. Diese fand sich auch bald. Der Vater hatte eines Tages eine ziemliche Summe Geldes auf dem Tische aufgezählt, und war auf kurze Zeit aus dem Zimmer gegangen. Jetzt eben kam jener Verführer zu Friedrich, sah das Geld auf dem Tische liegen, und wußte durch allerlei süße Worte den sonst treuherzigen Friedrich dahin zu bringen, daß er wirklich etwas von dem Gelde nahm und heimlich einsteckte. Beide gingen nun ab, kauften ein und genossen. Als Friedrich wieder nach Hause kam, glaubte er schon im ersten Blicke seines Vaters lesen zu können, daß er verrathen sey. »Ich vermisse etwas von dem Gelde,« sagte der Vater, »das ich hier auf den Tisch gezählt hatte, wo ist es geblieben?« — Friedrich wollte etwas hersagen, stotterte, und sah auf die Seite, als wenn er weggehen wollte. »Höre, mein Sohn,« fuhr nun der Vater fort, »Du hast es gewiß. Dein Herz hat schon auf Deinem Gesichte bekannt, wenn auch Dein Mund läugnen wollte. Gesteh's!« — »Ja, ich hab's

genommen,« — antwortete der Knabe mit Thränen, — »aber ich bin dazu verführt worden, und es thut mir leid genug!« — »Wenn das wirklich so ist, wie Du sagst,« versetzte der Vater, »so will ich Dir dies Mal verzeihen; meide aber künftig die gottlosen Verführer.«

Des Beispiels Macht; sie wirkt gewiß;
Meid' ein verderblich Aergerniß,
Denk oft an Zeit, Personen, Ort,
Eh' dir entfähret That und Wort!

O wehe dem, der sorglos bleibt,
Und kühn des Lasters Werke treibt,
Den nie der Blick der Unschuld rührt,
Der Keinen je zum Guten führt,
Der selbst die Schwachen gern bestrickt,
Und listig in sein Netz verstrickt!

Geh' Andern mit einem guten Beispiel voran.

Tit. 2, 7. Allenthalben stelle dich selbst zum Vorbilde guter Werke.

1 Tim. 4, 12. Sey ein Vorbild im Wort, im Wandel und in der Liebe.

Röm. 15, 2. Es stelle sich ein Jeglicher unter uns also, daß er seinem Nächsten gefalle zum Guten und zur Besserung.

Matth. 5, 16. Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen.

1. Alexander der Große, König von Macedonien (starb 323 v. Chr. Geb.), war mit seiner Armee auf einem anhaltenden und beschwerlichen Marsche an einen Ort gekommen, wo man, bei einer großen Hitze, nirgends Wasser fand. Der Durst peinigte sowohl den König als die Soldaten entsetzlich. Einige Soldaten, die man auf Entdeckung einer Quelle ausgeschickt hatte, fanden endlich ein wenig Wasser in der Höhlung eines Felsens, das sie dem Könige in einem Helme brachten. Als dieser eben trinken wollte, und bemerkte, daß die Soldaten begierig auf sein Wasser blickten, goß er es im Angesichte der ganzen Armee auf die Erde. Dies machte einen solchen Eindruck auf die Soldaten, daß sie ihren Beifall laut zu erkennen gaben, und ausriefen: sie wollten einem sol-

chen Herrn und Könige ohne Murren überall folgen, wohin er sie führe. Ja, es schien nun, als ob sie weniger Durst hätten, da ihr König mit ihnen dürstete, und ein fast unbegränzter Eifer zeigte sich in der Ertragung aller Arten von Ungemach und Beschwerden des Krieges.

2. Bei einem nächtlichen Ueberfalle wurde eine Kompagnie Preußen vom Feinde zurückgetrieben, und so in Unordnung gebracht, daß auch die, welche noch Widerstand thaten, bereits die Flucht nehmen wollten. Da sprang der Grenadier Sorge hervor, rief seinen fliehenden Brüdern zu, ihm zu folgen, und im Vertrauen auf den Beistand Gottes muthig auf den Feind loszugehen. Durch sein Beispiel ermuntert, sammelten sich schnell die Fliehenden, gingen dem Feinde entgegen, und brachten ihn durch den unvermutheten Angriff so in Unordnung, daß nur Wenige ins Lager entkamen, die nicht gerathene Unternehmung dort zu verkündigen.

3. Als die Oesterreicher im Jahre 1748 im Besitz von Genua waren, mußte die Provinz große Summen aufbringen. Die Mitglieder der Regierung versammelten sich, um über die Art und Weise zu berathschlagen, wie diese Summen herbeigeschafft werden sollten. Grillo, einer der reichsten und vornehmsten Genueser, wollte durchaus nicht darein willigen, daß das Volk mit neuen Auflagen beläſtigt werde. Er stellte dabei nachdrücklich das Elend desselben vor, und bat alle Glieder des Senats, wohl zu bedenken, wie es schon ganz durch Kriegskosten erschöpft sey, um sie dadurch zu bewegen, auf andere Mittel zu sinnen. Man antwortete ihm: »Das Geld müsse aufgebracht werden, und fragte ihn, woher es wohl sonst genommen werden solle?« — »Woher es genommen werden soll?« erwiederte er. »Daher, wo es einzig und allein zu finden ist — aus den Kasten der Reichen und Großen!« — Nun ging er vom Rathhause, und kam bald mit einigen Bedienten zurück, welche die Summe von 500,000 Liren (ein Lire zu 5 gGr.) in Gold und Silber trugen. Diese ließ er vor der Versammlung niederlegen, und sagte: »So schätze sich ein Jeder nach seinen Vermögensumständen, und die geforderte Summe wird bald aufgebracht seyn.« — Man folgte

seinem Beispiele; die Großen gaben freiwillig Beiträge, und ohne dem Volke eine neue Last aufzulegen, ward dem Staate geholfen.

4. Bei der großen Ueberschwemmung im August und September 1813 wurde auch das Dorf Brandschütz an der Oder, bei Auras im Königreich Preußen, in große Angst und Gefahr gesetzt. Nahe am Dorfe läuft der Oderdamm hin, welcher am 1. September von den reißenden Fluthen furchtbar bedroht wurde. Der damalige herrschaftliche Pächter Menzel und sein zweiter Sohn Wilhelm boten Alles auf, um den bedrohten Damm zu erhalten. Aber dennoch riß der Damm, und in wenigen Augenblicken waren vier Besitzungen von den Wellen verschlungen. Die Bewohner derselben, zwölf Menschen, hatten zwar die Häuser schon verlassen, und sich auf Leitern und über Bäume auf den nahen Damm geflüchtet; aber es war für sie dort keine Sicherheit, da es augenscheinlich war, daß die Gewalt des Stromes den Riß erweitern, und auch denjenigen Theil des Dammes zertrümmern würde, auf welchem sie sich befanden. — Die Bewohner des Dorfes besaßen nur einen, und dazu sehr zerbrechlichen Kahn, welcher nur wenige Menschen fassen konnte. Es schien nicht möglich, die Unglücklichen zu retten, ohne sich in die augenscheinlichste Gefahr zu stürzen. — Aber immer lauter ertönte das Klagegeschrei der mit jedem Augenblicke den Tod Erwartenden. Wer wird ihr Retter seyn? — Plötzlich springt der Amtmann Menzel in den Kahn, ergreift das Ruder, und ruft: »Mir nach, hier gilt es das Leben der Menschen!« Durch dieses Beispiel begeistert, springen noch einige Andere in den Kahn, und mit der höchsten Anstrengung gelingt es ihnen, sich an den schon wankenden Damm hinzuarbeiten. Aber leider faßte das Fahrzeug nur sechs Menschen, und so mußten sie zwei Mal die gefahrvolle Fahrt wagen. Doch gelang die Rettung Aller. Kaum waren sie in Sicherheit, als der Theil des Dammes, auf welchem die Geretteten sich befanden, krachend zusammenstürzte.

5. Nach einem Thauwetter war einst bei Wien die Donau über ihre Ufer hervorgebrochen, und hatte die ganze

Leopoldstadt überschwemmt. Die Verbindung dieser Vorstadt mit Wien selbst war nun schon seit zwei Tagen gänzlich unterbrochen, und es fing an, Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen einzureißen, da Niemand es sich getraute, etwas hinüber zu führen. Fürchterliche Eismassen wogten auf den Fluthen des brausenden wilden Stroms, und bedrohten jeden Kahn mit unvermeidlichem Untergange. Da kam der Kaiser Joseph II. herangesprengt, sahe die Noth, sprang vom Pferde, und stieg unerschrocken in einen Kahn, den drei sich dazu erbietende muthvolle Schiffer leiteten. Glücklich kam er nach der nothleidenden Vorstadt hinüber, fragte nach Allem, was gebraucht wurde, und eilte durch Eisschollen und Fluthen nach Wien zurück. Sein Beispiel hatte die Möglichkeit der Fahrt, so gefährlich sie übrigens auch seyn mochte, gezeigt, und als er nun eine Aufforderung ergehen ließ, den bedrängten Vorstädtern Lebensmittel zuzuführen, sahe man augenblicklich eine Menge von Kähnen in Bewegung, die der Noth ein Ende machten.

6. Vor einigen Jahren brannte ein ganzes Dorf ab, indem bei einem heftigen Sturme das Feuer mit einer unbeschreiblichen Schnelligkeit ein Haus nach dem andern ergriff, ehe die Nachbaren zur Rettung herbei eilen konnten. Einige und achtzig Menschen, darunter schwache gebrechliche Greise, unmündige Kinder und arme Tagelöhner verloren in einer einzigen Stunde ihre Wohnungen, ihre Kleidung und alle ihre Habseligkeiten. Auch der Prediger des Orts hatte all das Seinige verloren; aber dieser würdige Mann dachte weniger an seine eigene Rettung, als vielmehr darauf, wie er den Unglücklichen, die um ihn her jammerten, schnelle Hülfe verschaffen könnte. Er ging daher auf den benachbarten Dörfern umher, und suchte die Abgebrannten bei mitleidigen Leuten unterzubringen, sammelte in der Nähe und Ferne Geld, Nahrungsmittel und Kleidungsstücke ein, und machte den schrecklichen Brand öffentlich in den Zeitungen bekannt. — Seine Bemühungen waren auch nicht vergebens. Von allen Seiten kamen ihm ansehnliche Beiträge an Geld und Lebensmitteln zu, und der redliche Mann theilte Alles mit eben so großer

Freude

Freude als Gewissenhaftigkeit und Vorsicht unter die Abgebrannten aus.

7. Im Amte Calenberg starb im August 1785 ein Reiter von der Königlich Churfürstlichen Leibgarde zu Pferde, von des Rittmeisters von Hoym Compagnie. Er hatte viele Jahre treu und redlich gedient, und hinterließ eine Wittwe mit sechs unmündigen Kindern in den dürftigsten Umständen. Seine Leiche wurde, wie gewöhnlich, von seiner Schwadron zu Grabe begleitet. Als nun die Beerdigung vorüber war, zog ein Wachtmeister eine schriftliche Anrede an seine Kameraden aus der Tasche hervor, worin er in rührenden Ausdrücken zu einem monatlichen Beitrage zur Versorgung der Wittwe und der Kinder des Verstorbenen ermunterte. Er hatte es selbst und ohne Antrieb der Offiziere aufgesetzt, und eben so freiwillig unterschrieben sich nicht allein die zur Beerdigung Kommandirten, sondern nachher auch die Uebrigen, welche im Quartier zurück geblieben waren. Seitdem erfolgte an jedem Löhnungstage der bewilligte Beitrag zur großen Erleichterung der armen Wittwe und der sechs Waisen.

Wenn meine Bitten nicht zu Andrer Herzen reichen,
So sey mein Beispiel ihnen Licht.

Fern liegt der Tugend Tempel,
Und steil ist seine Bahn,
Doch winkt uns das Exempel
Der Edleren hinan.
Auf, folget ihnen Hand und Hand:
Dies ist der Weg ins bess're Land!

Sey gerecht und billig.

Psalm 45, 8. Du liebest Gerechtigkeit und hassest gottloses Wesen.

Röm. 13, 7. Gebet Jedem, was ihr ihm schuldig seyd.

1 Cor. 6, 9. Die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben.

Pred. Sal. 7, 17. Sey nicht allzu gerecht.

Sir. 31, 18. Nimm es an dir selber ab, was dein Nächster gern oder ungern hat, und halte dich vernünftig in allen Stücken.

Luc. 6, 38. Mit eben dem Maße, damit ihr messet, wird man euch wieder messen.

1. Der wegen seiner strengen Rechtschaffenheit berühmte Grieche Aristides hatte einst zwischen zwei Privatpersonen einen Streit zu schlichten. Der Eine erzählte, um den Richter wider seinen Gegner zu erbittern, die beleidigenden Reden, die er gegen den Aristides ausgestoßen hatte; aber der rechtliche Mann unterbrach ihn mit den Worten: »Ich bitte Dich, Freund, rede jetzt nicht von den Beleidigungen, die Dein Feind mir zugefügt hat, sondern lieber von denen, die Du von ihm erlitten hast; ich bin hier, um Deine, nicht meine Sache zu entscheiden.«

2. Der Philosoph Bias, welcher zu den sieben Weisen Griechenlands gezählt ward (um 500 v. Chr. Geb.), beweinte, als er einst gezwungen war, einen Verbrecher zum Tode zu verurtheilen, das traurige Loos dieses Unglücklichen. »Warum weinst Du?« fragte ihn Jemand; »hängt es nicht von Dir ab, den Mann zu verurtheilen oder loszusprechen?« — »Nein!« antwortete Bias; »die Gerechtigkeit und die Gesetze fordern seine Verurtheilung; aber die Natur verlangt, daß ich mir das Unglück der schwachen Menschen zu Herzen gehen lasse.«

3. Als Cham-si, Kaiser von China, sich einst auf der Jagd ziemlich weit von seiner Begleitung entfernt hatte, traf er einen armen alten Mann an, der bitterlich weinte, und über ein außerordentliches Unglück zu trauern schien. Er näherte sich ihm unerkannt, und fragte nach der Ursach seiner Betrübniß. »Ach, mein Herr!« antwortete der Alte; »Sie würden dem Uebel doch nicht abhelfen können, wenn ich es Ihnen auch sagte.« — »Vielleicht könnte ich Euch doch nützlicher seyn, als Ihr meint,« versetzte der Kaiser; »sagt mir immer, was Euch fehlt.« — »Weil Sie es denn wissen wollen,« fuhr der Alte fort, »so sey es. Die Ursach ist diese: Der Aufseher eines kaiserlichen Lustschlosses, welcher mein kleines Landgut, das nahe dabei lag, für sich sehr bequem fand, hat sich desselben bemächtigt und mich zum Bettler gemacht. Ich hatte einen einzigen Sohn, welcher die Stütze meines Alters war, allein auch diesen hat er mir genommen, und zu seinem Sklaven gemacht.« — Der Kaiser ward sehr gerührt,

und beschloß, sogleich mit dem Alten nach dem Lustschlosse zu eilen, um ihm sein Landgut und seinen Sohn wieder zu verschaffen. »Ach! gnädiger Herr,« sagte der Alte, »bedenken Sie, daß dieser Mann einen Posten bei dem Kaiser bekleidet; wenn Sie ihm zumuthen, sein Unrecht zu vergüten, so kann er aus Rache leicht Sie, wie mich, ins Elend stürzen.« Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen, und der Alte, der an diesem Unbekannten etwas Großes und Erhabenes bemerkte, fing an Zutrauen zu fassen. Er machte ihn noch aufmerksam, daß er, aus Altersschwäche, mit dem Pferde nicht würde gleichen Schritt halten können. »Ich bin jung,« sagte der Kaiser, »ich kann zu Fuße gehen, setzt Euch auf mein Pferd.« Da jener aus Bescheidenheit dies verweigerte, so mußte er endlich sich auf das Pferd hinter den Kaiser setzen, obgleich er es anfangs, wegen seines schlechten Anzuges, nicht thun wollte. Sie gelangten bald an das Lustschloß, dessen Aufseher in die größte Bestürzung gerieth, als er seinen Gebieter vor sich erblickte. Dieser ertheilte ihm über sein schändliches Verfahren die heftigsten Vorwürfe, nöthigte ihn, den ungerechten Raub herauszugeben, und überlieferte ihn der gerechten Strafe. Um den armen Alten für sein Unglück zu entschädigen, machte er ihn, an dessen Stelle, zum Aufseher, und gab ihm die Ermahnung, sich durch sein neues Glück nicht von den Grundsätzen der Gerechtigkeit abwendig machen zu lassen.

4. Gustav Adolph, König von Schweden (starb 1632), hielt bei seinen großen Tugenden auch auf strenge Gerechtigkeit. Wenn er Soldaten bei Diebereien, Plünderungen und Mißhandlungen wehrloser Landleute und Bürger antraf, so führte er sie selbst zum Kriegsrichter, und sagte: »Es ist besser, daß ich Dich zur gerechten Strafe übergebe, als daß Gott mich und meine Armee darum strafe, weil ich nicht Recht und Gerechtigkeit ausgeübt habe.

Wie sehr er die Gerechtigkeit hochschätzte, davon lieferte er auch einen Beweis in dem Prozesse, den ein Edelmann, Namens Sidblad, wegen eines Rittergutes gegen ihn führte. Die Sache wurde bei dem obersten Gerichtshofe entschieden, und der König wohnte in Person der Sitzung bei,

in welcher das Urtheil gefällt werden sollte. Als er in den Saal trat, wollten die Richter aus Ehrerbietung sich von ihren Plätzen erheben, aber er verbat es und sagte zu ihnen: »Erinnern Sie sich, daß Sie hier im Namen des Königs sitzen, um Recht und Gerechtigkeit zu verwalten! Vergessen Sie es für diesen Augenblick, wer ich bin, und bei dem Urtheile, das Sie heute fällen sollen, sprechen Sie nur allein nach Ihrem Gewissen!« Als die Richter zum Vortheile des Edelmanns entschieden, sprach Gustav kein Wort, und verlangte nur die Akten zu sehen. Er überzeugte sich von der Rechtmäßigkeit des Urtheils, und lobte die Gerechtigkeitsliebe der Richter, unter der Versicherung, daß er es höchst mißfällig aufgenommen haben würde, wenn das Erkenntniß anders ausgefallen wäre.

5. Als der Kaiser Konrad II. (starb 1039) zu Mainz und auf dem Wege war, sich krönen zu lassen, traten einige Bürger zu ihm mit der Bitte, ihnen wegen des Schadens, den ihnen ihre Feinde zugefügt hätten, Recht zu verschaffen. Konrad stand stille, um sie anzuhören. Da er bemerkte, daß dieser Verzug seinen Begleitern zu mißfallen schien, wendete er sich zu ihnen, und sagte: »Ist mir die Regierung des Reiches aufgetragen, so kommt es mir auch zu, die Gerechtigkeit zu handhaben, und sie nicht aufzuschieben. Wodurch kann ich meine Regierung besser anfangen, als mit einer Handlung der Billigkeit?« Hierauf hörte er die Bedrängten an, und versprach ihnen Recht zu schaffen.

6. Im amerikanischen Freiheitskriege wurde ein Soldat von der republikanischen Armee wegen eines Vergehens wider die Kriegsgesetze zum Tode verurtheilt. Dieser Unglückliche hatte schon mehrere Jahre lang seinen Vater und seine Mutter, die Beide in hohem Alter lebten, durch seine Ersparnisse unterstützt. Der General Washington (starb 1799), der von der kindlichen Liebe des Schuldigen unterrichtet wurde, änderte die Strafe, und begnügte sich, ihn vom Regimente zu jagen. »Wenn wir ihn mit dem Tode bestraften,« sagte er, »so brächten wir uns in die Gefahr, drei Menschen statt einen zu tödten.«

7. Zigan, das Oberhaupt der kalmuckiſchen Tartarn in Aſien, war im Jahre 1715 mit ſeiner ganzen Hofdienerſchaft auf der Jagd im Walde. Unglücklicherweiſe verwundete ihn ein ungeſchickter Sklave mit einem Pfeile an dem rechten Auge ſo, daß er den Gebrauch deſſelben verlor. Des Zigans Gefolge fiel über den armen Sklaven her, und wollte ihn niederhauen. Aber Zigan hielt ſie zurück, und ſagte: »Wir müſſen nur den Vorſatz beurtheilen und beſtrafen, nicht aber die That ſelbſt. Dieſer Menſch hat mich zufälligerweiſe verwundet, ſich aber ſonſt treu bewieſen. Würde ich durch ſeinen Tod mein Auge wieder bekommen?« Er ſchenkte hierauf dem Sklaven nicht nur das Leben, ſondern auch die Freiheit, und ſagte: »Geh' hin in Frieden! Bedarfſt Du in der Folge meiner Hülfe, ſo ſcheue Dich nicht, Dich an mich zu wenden, und ich werde Dir's nie gedenken, daß ich von jetzt an durch Dich ein Auge weniger habe.«

8. Lord Gordon hatte in London einen Aufſtand des Pöbels erregt, und auch den Palaſt des Lords Mansfield niederreißen laſſen, und ſeine koſtbare Bibliothek mit den ſeltenſten Manuſcripten und Kunſtwerken den Flammen geopfert. Er ward in Verhaft genommen, und Jedermann erwartete, daß ihn Lord Mansfield, als Oberrichter von England, des Hochverraths ſchuldig erklären würde. Alle verſammelte Richter waren auch dieſer Meinung. »Nein,« ſagte der Lord, »nur ein Thor konnte wie Gordon handeln, und einen Narren mag ich nicht zum Tode verdammen. Man muß ihn aber in ſichere Verwahrung bringen, damit er inskünftige nicht weiter ſchaden kann.« Und dieſes war auch Gordons einzige Strafe.

9. Man hatte einen der ſchönſten Hirſche eingefangen, und ihn für die Parforcejagd des Kaiſers Joſeph II. beſtimmt. Das Thier ward in einem gewiſſen Diſtrikte eingehegt, lief aber täglich aus, und zerſtörte die benachbarten Felder. Ein Bauer, auf deſſen Acker das Thier beſonders großen Schaden anrichtete, zeigte es dem Hegereuter an; aber vergebens. Der Bauer wußte, daß der Kaiſer vor einigen Jahren durch ein Edikt den Gutsbeſitzern erlaubt hatte, ſich durch Erlegung

des schadenstiftenden Thieres selbst Hülfe zu schaffen, wenn nach vorgängiger Anzeige keine von den Forstbedienten erfolgt sey. Von dieser Erlaubniß machte der Bauer nun Gebrauch, und kündigte dem Förster an, daß er den Hirsch abholen lassen könnte, den er auf seinem Acker niedergeschossen habe. Der Förster erschrickt, und schickt einen Eilboten nach Wien. Der Bauer wird indeß in Fesseln gelegt, und die ganze Gemeinde erbebt vor dem Schicksale, das ihm bevorstehen werde. Der Oberjägermeister legt dem Kaiser den Bericht vor, und endigt mit der Anfrage: »Was Se. Majestät wegen des Verbrechers verordneten, der bereits in Fesseln läge?« — »Man verkaufe den Hirsch, und bezahle dem Bauer das auf die Erlegung der Raubthiere bestimmte Schußgeld.« Dies war die Antwort des sich stets ähnlichen und gleichmüthigen Josephs.

10. Bei dem unglücklichen Brande zu Warasdin, im Jahre 1776, sah ein Bürger daselbst auch sein Haus in Flammen aufgehen, und da er sich nun ohne Rettung verloren hielt, sattelte er sein Pferd, und ritt nach der nahe gelegenen Stadt Agram zu dem Kaufmanne, von dem er seine mehrsten Waaren kaufte. »Vetter,« redete er ihn an, »ganz Warasdin ist verbrannt, — das Meinige gleichfalls. Wir sind alle Bettler. Wir können nicht nur unsre Schulden nicht bezahlen, sondern auch keine neuen Waaren kaufen, weil uns das Geld fehlt.« — »Du dauerst mich, mein Freund!« erwiederte der Kaufmann; »aber gieb Dich zufrieden. Was Du künftig brauchst, geb' ich Dir auf Credit, und was Du mir schuldig bist, erlasse ich Dir ganz. Ich bin gewiß, Du würdest es in ähnlichen Fällen eben so mit mir gemacht haben.«

11. Dem Director und Eigenthümer einer Porzellanfabrik zu Rauenstein, Greiner, war in der Leipziger Ostermesse 1794 eine beträchtliche Summe geraubt worden. Bei der nächsten Monatszahlung, die er nach seiner Zurückkunft an seine Fabrikanten leistete, weigerte sich gerade der Aermste unter ihnen, solche ganz anzunehmen. »Ich weiß,« sagte er, »daß Sie in Leipzig beraubt worden, und dadurch in großen Schaden gekommen sind; ziehen Sie jedem Ihrer Arbeiter einen Carolin

(sechs Thaler) an seinem Lohne ab, und entschädigen Sie sich dadurch in Etwas. Hier ist der meinige! Bezögen Sie die Messen nicht, so würden auch wir an dem Brote verlieren, das Sie uns Arbeitern geben, und deshalb sind auch wir schuldig, Ihren Schaden mit zu tragen.« Der Director Greiner fühlte das Edle der Denkart dieses Mannes zu tief, als daß er sein Anerbieten hätte annehmen und unbelohnt lassen können; aber da der gute Wille eigentlich allein unsern Handlungen ihren Werth giebt, so verdient dieses Beispiel von Billigkeit um so mehr bekannt zu werden, da die ganze Monatslöhnung dieses Mannes in einigen und zwanzig Thalern bestand, wovon er gleichwohl einen Carolin seinem Herrn zur Entschädigung darbot.

Sey liebreich mit Vernunft; nur weise Huld ist echt,
Giebt Jedem, was sie soll, und kränket Keines Recht.
Kein Schimmer äuß'rer Macht, kein Gold, das Sklaven rühret,
Hält den Gerechten ab, zu thun, was ihm gebühret;
Gleich feurig zu dem Schutz des Edeln und des Knechts,
Ist er der treue Freund des menschlichen Geschlechts;
Unfähig zu der Kunst, die den Vertrag verdrehet,
Hält er dem Fürsten Wort, wie dem, der nackend gehet. —
Hört, Bürger der Natur, den Inhalt aller Pflicht:
»Lernt die Gerechtigkeit, vergesset Gottes nicht!«

Gerecht sollst du in Allem seyn, es heiße groß, es heiße klein;
Doch sagt die Schrift: »Sey's nicht zu sehr!« Die Billigkeit
find' auch Gehör.

Sey aufrichtig und redlich.

1 Chron. 30, 17. Ich weiß, mein Gott, daß Du das Herz prüfest, und Aufrichtigkeit ist Dir angenehm.

Spr. Sal. 2, 7. Gott lässet es den Aufrichtigen gelingen und beschirmet die Frommen.

Röm. 12, 9. Die Liebe sey nicht falsch!

Spr. Sal. 8, 8. Alle Reden meines Mundes sind gerecht, es ist nichts Verkehrtes noch Falsches darin.

Matth. 10, 16. Seyd vorsichtig wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben.

1. Der Kaiser Antoninus Pius (starb 161 n. Chr. Geb.) äußerte schon in seiner Jugend eine besondere Liebe zur

Wahrheit. Sein Pflegevater, Hadrian, bemerkte mit Wohlgefallen die durchgängige Aufrichtigkeit des Jünglings, und nannte ihn, weil sein Familienname Annius Verus war, gemeiniglich Annius Verissimus, Annius den Aufrichtigen, den Zuverlässigen.

2. Dionysius, ein Mann von geringer Herkunft, aber von ausgezeichneten Eigenschaften, hatte sich zum Feldherrn, und dadurch zum Tyrannen, d. i. Oberherrn und Beherrscher der reichen und mächtigen Stadt Syrakus aufgeworfen (um 406 v. Chr. Geb.), und verübte viel Grausamkeiten. Er erwarb sich großen Kriegsruhm, und beschäftigte sich gern mit der Dichtkunst, in welcher er durch seine elenden Poesien nicht minder glänzen wollte, als durch seine Kriegsthaten. An seinem Hofe versammelte er viele Dichter und Gelehrte, die er häufig aufforderte, ihm ihre Meinung über seine Reimereien zu sagen, und da sie natürlich die Gunst des Tyrannen nicht gern verlieren wollten, und seine grausame Gemüthsart kannten, so billigten und lobten sie Alles, was er nur verfertigte. Unter ihnen war auch Philoxenes, ein berühmter Liederdichter, welcher einst dem Dionys sein Urtheil über eines seiner Gedichte, das er ihm vorgelesen hatte, ganz offen und frei mittheilte. Allein dies Urtheil war für die Eigenliebe des Tyrannen nicht schmeichelhaft. Zur Belohnung für seine Aufrichtigkeit schickte Dionysius den Philoxenes in die Steinbrüche, und verdammte ihn also zu einer äußerst harten und ungesunden Arbeit, welche nur von Verbrechern verrichtet wurde; bald aber wurde er wieder, auf Fürbitten einiger seiner Freunde, von dieser Strafe befreit, und zur Tafel des Königs gezogen. Dionysius, der nun glaubte, daß sich der Dichter gebessert haben würde, las ihm ein anderes Stück vor, das er für sein Meisterstück hielt, und verlangte, ihm seine Meinung darüber zu sagen. Ohne zu antworten, wendete sich Philoxenes gegen die anwesenden Sklaven, und sprach: »Man führe mich wieder in die Steinbrüche.« Dionys lachte über diese Freimüthigkeit, weil sie in einem Scherz eingekleidet war, und verzieh dem Philoxenes den Tadel seiner Gedichte.

3. Der berühmte Römer, Pompejus der Große

(starb 48 v. Chr. Geb.), wollte die Stadt Himera in Brand stecken, und ihre Einwohner mit dem Schwerte hinrichten lassen, weil sie in dem ersten römischen Bürgerkriege, den Sulla und Marius erregt hatten, der Partei des Letzteren beigetreten waren. Als diese schreckliche Strafe vollzogen werden sollte, bat Sthenius, der ein obrigkeitliches Amt in der Stadt bekleidete, um die Erlaubniß zu reden. Als er diese erhalten hatte, sagte er: »Du wirst sehr unrecht handeln, Pompejus, wenn Du so viel hundert Unschuldige um eines Schuldigen willen strafteſt!« — »Wer ist denn der Schuldige?« fragte schnell Pompejus. »Ich selbst,« antwortete Sthenius; »denn ich habe meine Mitbürger dazu überredet, eine andere Partei, als die Deinige, zu ergreifen.« Pompejus wurde durch diese edle Aufrichtigkeit so gerührt, daß er den Sthenius und alle Einwohner der Stadt begnadigte.

4. Die Deutschen sind von den ältesten Zeiten her wegen ihrer Aufrichtigkeit und Redlichkeit berühmt, und sie achteten diesen Ruhm für eine große Ehre. — Zwei Fürsten der Friesen, welche einen Stamm der deutschen Nation ausmachten, kamen einst nach Rom, um den Kaiser Nero um die Erlaubniß zu bitten, daß ihre Landsleute in den von ihm urbar gemachten Bezirken jenseit des Rheins sich häuslich niederlassen dürften. Man führte sie daselbst unter andern in einen der größten Schauplätze, damit sie sich von der Macht des römischen Volkes einen Begriff machen könnten. Hier erblickten sie, als ihnen die ganze Einrichtung erklärt wurde, einige Ausländer auf den Sitzen der Senatoren. Als sie auf ihr Befragen, wer diese wären, erfuhren, man erweise diese Ehre den Gesandten solcher Nationen, welche sich durch Tapferkeit und Treue gegen die Römer hervorgethan hätten, riefen sie sogleich aus: »Kein Volk übertrifft die Deutschen an Muth und Redlichkeit!« und setzten sich ohne weitere Umstände unter die Senatoren. Und diese Freiheit, die sie sich nahmen, wurde wohl aufgenommen.

5. Zwei Schweizer, Franz und sein Nachbar Kaspar, waren wegen einer Wiese in Streit. Eines Tages kam jener

zu dieſem, und ſagte: »Hört, Nachbar, wir ſind jetzt in der Heuernte, und wiſſen noch immer nicht, wem das Recht auf die Wieſe zuſteht. Darum habe ich die Richter zu Schwitz um ihre Entſcheidung erſucht; komm, laß uns morgen vor ihnen erſcheinen.« — »Morgen kann ich unmöglich abkommen,« erwiederte Kaspar, »und da einmal der Tag von den Richtern beſtimmt iſt, ſo kann die Sache wohl nicht gut abgeändert werden. Weißt Du was! Geh' Du morgen allein nach Schwitz, und ſage den Richtern unſere beiderſeitigen Gründe, dann brauche ich nicht erſt mitzugehen.« — »Es ſey ſo!« entgegnete Franz, und ging hin. Er führte ſeine und des Nachbars Gründe an, ſo gut er's vermochte, und kam nach angehörtem Ausſpruche der Richter zu Kaspar zurück. »Die Wieſe iſt Dein, Kaspar!« ſagte er zu dieſem; »die Richter haben zu Deinem Gunſten entſchieden!« — Damit war der Streit geſchlichtet, und die beiden Nachbarn blieben Freunde.

6. Ein Prinz ging einmal auf eine Galeere, um die Gefangenen zu ſehen, die daſelbſt wegen begangener Verbrechen an Ketten gelegt waren. Ihr Anblick jammerte ihn ſo ſehr, daß er beſchloß, wenigſtens Einem von ihnen die Freiheit zu ſchenken. Um jedoch zu erfahren, welcher dieſe Wohlthat am meiſten verdiene, fragte er Einen nach dem Andern, weshalb ſie zu dieſer Strafe verurtheilt wären? Jeder beklagte ſein unverdientes Schickſal, und ſchob die Schuld von ſich ab und auf Andere, durch deren Verläumdungen und Lügen die Richter zu einem ungerechten Urtheilsſpruche verleitet wären. Nur ein junger Menſch machte hiervon eine Ausnahme, denn er geſtand aufrichtig, daß er durch ein ſchlechtes laſterhaftes Leben ſeine jetzige Strafe wohl verdient habe, und dieſelbe auch geduldig leiden wolle. Dieſes offene Geſtändniß gab dem Prinzen die ſchönſte Hoffnung, daß der junge Menſch die wieder erhaltene Freiheit nur zu ſeiner Beſſerung benutzen würde; deshalb ſagte er lächelnd: »Wie kommt ſo ein abſcheulicher Menſch unter dieſe ehrlichen Leute? Nehmt ihm ſogleich die Ketten ab, und jagt ihn fort, damit er nicht etwa dieſe ehrlichen Leute auch verführe!« — Der Befehl des

Prinzen wurde sogleich vollzogen, und der junge Mann wegen seines aufrichtigen Bekenntnisses in Freiheit gesetzt.

7. Georg II., König von Großbritannien, besuchte, wie sein Vater, oft seine deutschen Churlande. Einst fragte er den Präsidenten des Oberappellationsgerichts zu Zelle an öffentlicher Tafel: »Wie kommt es, Herr Präsident, daß ich fast alle meine Prozesse beim Oberappellationsgerichte verliere?« Und dieser antwortete: »Weil Ew. Majestät gemeiniglich Unrecht haben.« Der König nahm diesen aufrichtigen Bescheid eines treuen Dieners nicht übel, denn er war ein Gerechtigkeit liebender Regent.

8. Eine Kaufmannswittwe zu Dole in Frankreich enterbte ihre einzige Tochter, weil sie sich wider ihren Willen verheirathet hatte, und setzte einen Kaufmann zu Besançon zum Universalerben ein. Als dieser, gleich nach Eröffnung des Testaments, nach Dole kam, so bat ihn die enterbte Tochter, sie doch nur so lange in dem mütterlichen Hause zu lassen, bis sie eine andere Wohnung gemiethet haben würde. »Denken Sie denn im Ernst,« antwortete der Kaufmann, »daß ich die Erbschaft in Besitz nehmen will? Ihre Frau Mutter hat Sie gewiß nur schrecken wollen, es war nie ihr Wille, Sie zu enterben; sie hat sich auf meine Redlichkeit verlassen, und sie soll sich nicht getäuscht haben.« — Er trat ihr die ganze Erbschaft ab.

Laßt uns schnell und freudig üben,
Was uns das Gesetz gebeut,
Laßt uns kalt und kühn verachten,
Jede Ungerechtigkeit.
Laßt uns nicht am Geiste klein,
Laßt uns groß und edel seyn,
Und wenn Gold und Silber winken —
Laßt uns nicht entehrend sinken!

Wer immer Treu und Glauben hält,
Nie anders, als er ist, sich stellt;
Wer ohne Falschheit, Trug und List,
In Wort und Thaten redlich ist:
Der ist ein Mann, ein braver Mann,
Den rühme, wer da rühmen kann!

Sey rechtschaffen und ehrlich.

1 Petr. 2, 12. Führet einen guten Wandel!

Sir. 41, 15. Siehe zu, daß du einen guten Namen behaltest, der bleibt gewisser, denn tausend große Schätze Gold.

Spr. Sal. 2, 8. Gott behütet die, so Recht thun, und bewahret den Weg seiner Heiligen.

2 Cor. 1, 12. Unser Ruhm sey das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir in Einfalt und gottgefälliger Lauterkeit in der Welt gewandelt haben.

Spr. Sal. 12, 22. Falsche Lippen sind dem Herrn ein Greuel, die aber treulich handeln, gefallen ihm wohl.

1. Der athenienſiſche Feldherr Themiſtokles (ſtarb 450 v. Chr. Geb.) ſagte einſt, daß er einen Vorſchlag zu machen wiſſe, der dem Staate ſehr zum Vortheile gereichen werde, doch könne er ihn nicht öffentlich thun; man möge daher Jemand ernennen, dem er ihn mittheilen wolle. Ariſtides, welcher wegen ſeiner Weisheit und Rechtſchaffenheit in dem größten Anſehen ſtand, wurde von der Volksverſammlung hierzu ernannt. Dieſem vertraute er nun: »Die lacedämoniſche Flotte, welche bei dem Hafen Gytheum läge, könne heimlich in Brand geſteckt werden, wodurch die Macht der Lacedämonier bedeutend vermindert werden würde.« — Sobald Ariſtides dies vernommen hatte, eilte er unter großer Erwartung in die Volksverſammlung, und ſagte: »Der Vorſchlag des Themiſtokles ſey zwar für den Vortheil des Staats ſehr heilſam, aber er ſey durchaus der Redlichkeit zuwider.« Die Athener mochten aber das, was mit der Rechtſchaffenheit nicht übereinſtimmte, nicht billigen, und verwarfen, auf den Antrag des Ariſtides, den ganzen Vorſchlag, ohne ihn nur einmal angehört zu haben.

2. Die Schweden und Franzoſen, welche im Jahre 1641 den Kaiſer bekriegten, thaten es zuweilen gemeinſchaftlich, und noch öfterer jeder vor ſich. Ihre Vereinigung im Anfange des Feldzuges ſchlug unglücklich aus, weil der ſchwediſche General Banner ſich gegen den Herrn von Guebriant, der die franzöſiſchen Truppen kommandirte, ſo trotzig bezeigte, daß man ſich genöthigt ſah, ſich wieder zu trennen. Einige Zeit

nachher kam der schwedische General in Gefahr, geschlagen zu werden. Die Franzosen eilten, so sehr sie nur konnten, ihm zu Hülfe zu kommen. Es wollten Einige dem französischen General diese edelmüthige Handlung widerrathen, er aber gab ihnen zur Antwort: »Gott wolle nicht, daß ich mich wegen der Beleidigungen eines einzigen Mannes an der gemeinschaftlichen Sache räche! Und wenn auch nur die Ehre, die Banner sich auf so rechtmäßige Weise erworben hat, gerettet werden sollte, so wäre ich doch im Stande, Alles für ihn zu wagen. Der Verdruß, den mir sein unbilliges Verfahren verursacht hat, wird völlig getilgt seyn, wenn ich ihm einen überzeugenden Beweis meines Edelmuths gebe. Ich habe Ursache, mich über ihn zu beschweren; aber ich würde mich schämen, wenn ich fähig wäre, mich anders als durch rechtschaffene Dienste zu rächen!«

3. Der Kaiser Konrad **II.** (starb 1039) wurde von Otto, einem polnischen Prinzen, um Hülfe gegen seinen ihn heftig verfolgenden Bruder, den Herzog Mizislas in Polen, gebeten. Der Kaiser versprach ihm seinen Schutz und Beistand, und versuchte bei dem Herzog Mizislas zuerst den Weg der Güte. Da dies fehlschlug, brach Konrad mit einem starken Heere in Polen ein. Mizislas flüchtete sogleich zu dem Herzog von Böhmen, Othalrich, in der Hoffnung, von ihm unterstützt zu werden, weil dieser mit dem Kaiser in Feindschaft lebte. Allein Othalrich schrieb an den Kaiser, und erbot sich, ihm den Mizislas auszuliefern, wenn er unter dieser Bedingung ihm seine Freundschaft wieder schenken wollte. Konrad verwarf edelmüthig dieses Anerbieten. »Ich will,« sagte er, »durch keinen Verräther überwinden, und meinen Feind meinem Feinde nicht abkaufen.« Er selbst unterrichtete den Mizislas von der Untreue des Herzogs von Böhmen. Mizislas, von dieser Großmuth gerührt, begab sich in das Lager des Kaisers, und glaubte, daß er nirgends eine sichrere Zuflucht finden könnte, als in den Armen eines so edelgesinnten und großmüthigen Fürsten. — Konrad gab ihm seine Staaten wieder, versöhnte ihn mit seinem Bruder Otto, und

setzte diesen wiederum in seine Güter und in alle Gerechtsame seiner Geburt ein.

4. Als der französische Marschall von Türenne (starb 1675) das Kommando der Armee in Deutschland übernahm, fand er die Truppen in einem so elenden Zustande, daß er sein Silbergeräth verkaufte, um die Soldaten zu kleiden. Er that dies mehrere Male. Er selbst hatte nicht überflüssige Einkünfte, dennoch aber wollte er niemals die bedeutenden Summen, die seine Freunde ihm anboten, nehmen, noch irgend etwas von den Kaufleuten borgen. »Ich thue dies,« sagte er, »weil ich besorge, sie möchten Vieles bei mir verlieren, wenn ich im Felde mein Leben ließe.«

5. Der berühmte italienische Dichter Metastasio (starb 1782) war der Sohn eines gemeinen Soldaten, und mußte unter Mangel und Entbehrungen aller Art für seine geistige Ausbildung selbst Sorge tragen. Als er sich in Wien befand, wo er vom Kaiser Karl VI. einen jährlichen Gehalt als Hofdichter bekam, empfing er die Nachricht, daß ihn einer seiner Freunde zum Erben seines ganzen Vermögens von mehr als hunderttausend Thalern durch ein gerichtliches Testament eingesetzt habe. Er konnte nun auf einmal reich werden, und ganz unabhängig nach seiner Neigung für die schönen Wissenschaften leben. Allein er wußte, daß der Verstorbene arme Anverwandte in Bologna zurückgelassen, und diesen gar nichts vermacht habe. Ihr Schicksal ging ihm zu Herzen, und er sagte: »Segnen sollen diese des Entschlummerten Andenken, nicht ihm und mir fluchen!« Der edelgesinnte Metastasio reis'te hierauf nach Bologna, zog genaue Erkundigungen über ihre Verhältnisse und ihr Betragen ein, ging dann zu ihnen, und sagte: »Mein Freund hat mir zwar sein ganzes Vermögen hinterlassen, aber, wie ich glaube, aus keinem andern Grunde, als um es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die würdigsten seiner Verwandten kennen gelernt habe, um es dann nach Billigkeit unter sie zu vertheilen. Ich bin hierher gekommen, um diesen Auftrag zu erfüllen.« Sogleich händigte er ihnen auch das ganze Vermächtniß aus, ohne davon das Geringste für sich zu behalten.

6. Der Czar von Rußland, Peter der Große (starb 1725), wurde nach seinen Siegen über den schwedischen König Karl XII. in einen Krieg mit den Türken verwickelt, und von denselben in der Moldau, am Flusse Pruth, dergestalt eingeschlossen, daß er froh seyn mußte, den Frieden und seinen sichern Rückzug von dem feindlichen Feldherrn theils mit Geschenken, theils mit dem Verluste der Festung Asow, des umliegenden Gebietes, und aller Vortheile des nahen schwarzen Meeres zu erkaufen. Der türkische General verlangte zwar auch, daß ihm Kantemir, der Fürst von der Moldau, ausgeliefert werden sollte, der zu dem Czar, mit dem er ein Bündniß gemacht, geflüchtet war; allein Peter verweigerte dies standhaft. Ob er gleich in der äußersten Verlegenheit war, schrieb er dessen ungeachtet mit eigener Hand an seinen Bevollmächtigten: »Ich will lieber den Türken noch mehr von meinem Gebiete überlassen; ich behalte doch allemal die Hoffnung, es wieder zu erobern; aber der Verlust meiner Ehrlichkeit ist unersetzlich, die kann ich nicht verletzen!«

7. Vor einiger Zeit (im Jahre 1830) kam ein Pächter zu dem alten ehrwürdigen Grafen Fitz William, und beklagte sich, daß eines seiner Waizenfelder, in der Nähe eines gewissen Gehölzes, wo im Winter häufig Parforce-Jagden gehalten worden wären, bedeutend gelitten habe, und der junge Waizen so zertreten und zerstampft sey, daß er nichts ernten werde. Der Lord erwiederte: er erinnere sich, daß er auf diesem Felde häufig gejagt habe, und fügte hinzu, daß, wenn der Pächter ihm den Betrag des Schadens angeben könne, er ihm denselben ersetzen wolle. Der Pächter bemerkte hierauf, daß er dies von dem Wohlwollen des Lords erwartet, und deshalb einen Freund gebeten habe, ihm bei der Abschätzung behülflich zu seyn, und sie wären der Meinung, daß 50 Pfund Sterling nicht zu viel seyn würde. Der Graf gab dem Manne sogleich das Geld. Gegen die Erntezeit hin richtete sich indeß der Waizen auf, und gerade da, wo das Feld am meisten zertreten worden war, stand das Korn am dicksten und üppigsten. Der Pächter ging nun abermals zum Grafen, und sagte, als er hereintrat: »Ich komme, Mylord, wegen des Waizen-

feldes.« — »So?« sagte der Graf, der sich sogleich des Umstandes wieder erinnerte. »Habe ich Euch etwa nicht hinlänglichen Schadenersatz gegeben?« — »O ja! Mylord; ich habe aber gefunden, daß ich gar nichts eingebüßt habe, denn das Korn steht gerade da am besten, wo die Pferde das Land am meisten betreten haben, und so bringe ich Ihnen denn die 50 Pfund wieder.« — »Ja, so habe ich es gern,« sagte der Graf; »so sollte ein Mann zum andern reden!« Er ließ sich hierauf in ein Gespräch mit dem Pächter ein, erkundigte sich nach mehreren einzelnen Umständen in seiner Familie, ging dann in ein anstoßendes Zimmer, und kam mit einer Anweisung auf 100 Pfund zurück, die er dem Pächter gab. »Hier, mein Freund,« sagte er. »Nehmt das, und wenn Euer ältester Sohn großjährig wird, so gebt es ihm, und sagt dabei, wie Ihr dazu gekommen seyd.«

8. Zu einem Edelmanne in der Gegend von Jülich kam im Jahre 1774 eine Bauerfrau mit ihrem zweiten Manne und ihrem Sohne erster Ehe von ungefähr zwölf Jahren. Ein alter Mann aus dem nämlichen Dorfe fand sich ebenfalls bei dem Edelmanne ein. Die Frau sagte: sie wäre schon einige Jahre mit diesem Manne wegen einer ansehnlichen Schuldforderung in Streit. Ihr erster Mann, der vor sieben Jahren gestorben, hätte mit ihm stets in der vertraulichsten Freundschaft gelebt. Dieser Bauer sey reich, ihr Mann aber arm gewesen, und bei seinem Tode jenem noch viel schuldig geblieben. Nun aber, fuhr sie fort, bin ich in bessere Umstände gekommen, und will ihn gern bezahlen; aber er will das Schuldbuch nicht herausgeben, und da steht es doch darin. Er spricht, ich soll ihm bezahlen, was ich will, aber Gott bewahre! ich gebe lieber Alles, was ich habe, so behalte ich doch ein gutes Gewissen; mein Sohn wüßte ja sonst nicht einmal, ob sein Vater mit Ehren im Grabe ruhte. — Hier fing der Knabe an zu weinen, und der Stiefvater setzte hinzu: »Mach' doch der Sache ein Ende, gieb lieber von dem Meinigen das Fehlende hinzu, so kann man sein Brot doch in Ruhe essen!« »Nun,« fing der alte Bauer an, »es ist wahr, der verstorbene Mann ist mir wohl hundert Thaler schul-

schuldig geblieben, aber er hat mir auch so Manches zu Gefallen gethan. Zum Beispiel schenkte er mir beim Viehsterben seine beiden besten Kühe, und theilte seine Butter mit mir.« — »Das kann ich nicht rechnen,« erwiederte die Frau; »denn es waren Freundschaftsdienste, aber hier — indem sie eine Schreibtafel hervorzog — hier steht Alles drauf, was ich ihm schuldig bin.« Der Edelmann fragte den Alten, ob er sein Rechnungsbuch auch bei sich habe, und ob er die Richtigkeit desselben beschwören könne? Dazu wollte sich dieser nicht verstehen, sondern bat, in dieser Sache mehr nach Billigkeit, als nach strengem Rechte zu verfahren. »Denn,« setzte er hinzu, »der Verstorbene war mein Freund, und ich kann das Geld schon eher entbehren, als sein unmündiger Sohn.« — Der Edelmann entschied nun die Sache so, daß diejenigen Kosten, die in beiden Schuldbüchern übereinstimmten, bezahlt, alles Uebrige aber für ungültig erklärt werden sollte, welches diese ehrlichen und rechtschaffenen Landleute auch zufrieden waren.

9. Ein alter Landmann in der Schweiz, der sich durch Fleiß und gute Wirthschaft ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, war darauf bedacht, bei zunehmendem Alter und Schwachheit sich auf sein Ende vorzubereiten, und besonders alle seine Sachen in Richtigkeit zu bringen. Er durchging deswegen seine Schriften und Rechnungen, und fand zufällig auch die Rechnung eines Zimmermanns, der ihm, vermuthlich vor vielen Jahren, eine große Menge Holz zum Bau seines Hauses verkauft hatte. Es schien ihm, als ob die Summe der Rechnung für den Posten zu klein wäre, und wirklich fand er auch beim Nachrechnen, daß sich der Zimmermann um 54 Thaler zu seinem Schaden verrechnet habe. Er erschrak, und war sogleich darauf bedacht, den Schaden noch jetzt zu ersetzen. Der Zimmermann war zwar schon seit mehreren Jahren todt; aber er hatte Kinder, und diesen sollte nun das Versehen des Vaters zu Gute kommen. Ein Freund wurde beauftragt, den Hinterbliebenen die verrechneten 54 Thaler zuzustellen. Diese wußten kaum, daß ihr Vater je mit dem ehrlichen Alten zu thun gehabt habe, und noch viel weni-

ger konnten sie an solch eine Schuld und an die Wiedererstattung derselben denken. Anfangs weigerten sie sich auch, diese Summe anzunehmen, und sandten sie dem Manne zurück. Er ruhete aber nicht eher, als bis sie sich dazu verstanden hatten, und da man ihm die Quittung brachte, sagte er: »Nun kann ich doch wieder um etwas ruhiger aus der Welt gehen. Ich habe ein erkanntes Unrecht gut gemacht!«

10. Ein französischer General, Namens Chatillon, war einst in der Kirche, als ein Armer zu ihm tritt, und ihn um ein Almosen bittet. Der General greift in die Tasche, und giebt ihm eine Menge Goldstücke, ohne sie anzusehen. Der Bettler war ganz überrascht, als er die reiche Gabe betrachtete, muthmaßte aber sogleich, daß sich der General vergriffen haben müsse, und blieb an der Kirchthüre stehen, bis sein Wohlthäter herausgehen würde. Sobald er ihn bemerkte, trat er zu ihm, zeigte ihm die Goldstücke, und sagte: »Ich weiß nicht, ob Sie die Absicht hatten, mir ein so großes Almosen zu geben. Haben Sie aber diese Absicht nicht gehabt, so gebe ich Ihnen das Geld wieder zurück.« Diese Ehrlichkeit des Bettlers gefiel dem General so wohl, daß er sagte: »Mein Vorsatz war es freilich nicht, Euch das Alles zu geben, was Ihr mir zeigt; weil Ihr aber ein so ehrlicher Mann seyd, und es mir wieder geben wollt, so will ich dagegen erkenntlich seyn, und es Euch lassen.«

11. Ein Postillion aus Böhmen, Namens Hoyda, welcher bei dem Fuhrwesen des kaiserlichen Obristlieutenants von Wimmer diente, starb in Deutschland, da er auf der Reise zur Rheinarmee war. Er vermachte einem seiner Kameraden, Namens Raudis, zehn Dukaten, und seinem Bruder den Rest seines baaren Geldes, welches noch vierzehn Gulden betrug, nebst seiner Taschenuhr und einigen Kleidungsstücken. Dabei verordnete er, daß Raudis diese Sachen seinem Bruder übergeben solle. Raudis reisete zu dem Bruder des Verstorbenen hin, um sich seines Auftrages zu entledigen. Da er denselben aber, nebst seinen sieben Kindern, in drückender Armuth antraf, so sprach er: »Ich will die zehn Dukaten nicht haben, die Dein Bruder mir vermacht hat; Du bedarfst

ihrer mehr. Hier nimm sie. Und hier nimm auch noch funfzig Gulden, welche Dein Bruder mir einst zum Aufheben gegeben hat.«

12. In dem Durchgang von Viamala bei Graubünden, der von Tusis nach dem Thale Schams führt, und sich durch einen der gefährlichsten und schrecklichsten Engpässe der hohen Alpen zieht, in der Nähe einer Brücke, wo sich der Rhein in einer Tiefe von 500 Fuß zwischen zwei Felswänden brüllend durchdrängt, sah der Mailänder Postkourier eines seiner Maulthiere in den Abgrund stürzen, das er um so mehr bedauerte, weil es ein mit Geld gefülltes Felleisen trug. Niemand wagte sich in diese bodenlose Tiefe. Traurig verfolgte der Kourier seinen Weg. — Wenige Tage darauf ließ sich der Gemsjäger Matthias Hungard, aus dem Flecken Tusis, an Stricken hinunter. Schwebend in diesem gräßlichen Schlunde über der Oberfläche des Wassers, sondirte er mit einem Haken in dem Flußbette, und nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm, durch beharrlichen Muth und Geduld, das Felleisen zu entdecken und herauszuziehen. Sogleich ließ er den Kourier davon benachrichtigen, und mit seltener Rechtschaffenheit übergab er es ihm ganz, wie er es gefunden hatte.

Recht thun und edel seyn und gut
Ist mehr als Gold und Ehr';
Da hat man immer frohen Muth
Und Freuden um sich her;
Man ist beständig mit sich Eins,
Haßt kein Geschöpf und fürchtet keins.

Es folget jeder guten That
Der Hoffnung süßer Segen,
Sie reifet, wie die junge Saat,
Der Erntezeit entgegen.
Der Tag, an dem ich Gutes thu',
Wie schön ist er, und dann die Ruh
Am Abend wie erquickend!

Sey verschwiegen, nicht schwatzhaft.

Sir. 20, 29. Ein weiser Mann bringt sich selbst zu Ehren durch seine weise Rede.

Spr. Sal. 13, 3. Wer seinen Mund bewahret, der bewahret sein Leben.

Pred. Sal. 3, 1. 7. Alles hat seine Zeit. Auch Schweigen und Reden hat seine Zeit.

Jac. 1, 19. Ein jeglicher Mensch sey schnell zum Hören und langsam zum Reden.

Spr. Sal. 11, 13. Ein Verleumder verräth, was er heimlich weiß; aber wer eines getreuen Herzens ist, verbirgt dasselbe.

Sir. 27, 17. Wer Heimlichkeit offenbaret, der verliert den Glauben, und wird nimmermehr einen treuen Freund kriegen.

Sir. 19, 6. 8. Höreſt du etwas Böses, so sage es nicht nach, denn Schweigen schadet dir nicht. Und offenbare es nicht, wo du es ohne böses Gewissen thun kannst.

Sir. 20, 7. Ein weiser Mann schweigt, bis er seine Zeit ersiehet.

1. Als man einst einem Redner zum Vorwurfe machte, daß er während einer Mahlzeit wenig gesprochen hätte, so nahm Archidamus seine Vertheidigung über sich, und sagte: »Ein Mann, der die Kunst zu reden versteht, muß auch die Zeit wissen, wann er reden soll.«

Man machte dem Solon den Vorwurf, daß er deshalb nicht viel rede, weil er ein Narr sey. Der Weise antwortete gelassen: »Kein Narr kann schweigen.«

Xenokrates befand sich einst in einer Gesellschaft, wo Lästerungen die Hauptunterhaltung ausmachten. Er beobachtete ein tiefes Stillschweigen, so daß man ihn endlich fragte: warum er der Einzige wäre, der nicht rede? — »Deswegen,« antwortete er, »weil es mich oft gereut hat, geredet zu haben, allein still geschwiegen zu haben, niemals.«

Man fragte den Aristoteles: was wohl im Leben am schwierigsten wäre? — »Dinge zu verschweigen, von welchen man nicht reden soll!« gab er zur Antwort.

Eines Tages sagte Lysimachus zu dem Philippides: »Sage mir offenherzig, was ich Dir von dem Meinigen mittheilen soll?« — »Alles,« antwortete der Dichter, »nur Deine Geheimnisse nicht. Man muß auch zurückzuhalten und zu schweigen wissen.«

Ein Schwätzer suchte den Unterricht des Isokrates in der Beredsamkeit. »Gut!« sagte der Redner; »aber Du mußt mir noch einmal so viel als Andere geben, weil ich Dich nicht nur reden, sondern auch schweigen lehren muß.«

2. Antigonus, ein Feldherr Alexanders des Großen von Macedonien, und einer seiner Nachfolger in der Beherrschung vieler in Asien eroberten Länder, hatte den Grundsatz: der Anführer eines Heeres müsse nie wissen lassen, was er unternehmen wolle. Als ihn daher sein Sohn Demetrius, den er sehr liebte, fragte: wann er sein Lager abbrechen würde? antwortete ihm Antigonus lächelnd: »Fürchtest Du etwa, daß Du die Trompete nicht hören werdest?«

3. Der Papst Clemens XIV. (starb 1774) besaß, unter andern trefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, eine große Liebe zum Frieden, viel Mäßigkeit und Verschwiegenheit. Die Kardinäle waren zwar unzufrieden, daß er nicht offenherziger gegen sie sey; aber er sagte: »Ein Fürst, der viele Vertraute habe, werde unvermeidlich regiert und öfters verrathen; — er schlafe ruhig, weil sein Geheimniß allein bei ihm verwahrt sey.«

4. Wilhelm III., Prinz von Oranien und Statthalter der vereinigten Niederlande, der nach der Absetzung des englischen Königs Jakob II., im Jahre 1689, den Thron von Großbritannien bestieg, fertigte einst einen Offizier, der ihn ausforschen wollte, auf eine beschämende Art ab. Dieser fragte ihn nämlich, welche Absicht er eigentlich bei dem Feldzuge habe, den er anfangen wolle. »Können Sie schweigen?« fragte der Prinz. »Ja!« erwiederte der Offizier. »Nun,« versetzte Wilhelm, »ich kann es auch.«

5. Als die Franzosen im Jahre 1797 in das Land ob der Ens einfielen, eilten die Leute, ihr Geld und ihre Kostbarkeiten vor der Raubsucht und Plünderung an verborgenen Orten zu vergraben. Arnold, der Sohn eines reichen Oekonomiepächters, Metzler, hatte seinem Vater bei dieser Arbeit geholfen, und der Vater dem Sohne ernstlich aufgetragen, außer der Mutter Niemanden etwas hiervon zu entdecken. Bald darauf fiel eine Schaar Feinde in das Dorf ein, raubte,

plünderte und mißhandelte die Leute auf empörende Weise. Einige der Plünderer stürzten in das Metzlersche Haus, wo sie eine reiche Beute zu finden hofften. Der Vater und die Mutter waren eiligst entflohen, der Sohn aber wurde auf der Flucht ertappt. Sie hielten ihn fest, durchsuchten das ganze Haus, fanden aber weder Geld noch Kostbarkeiten. Nun sollte ihnen der Knabe den Ort anzeigen, wo das Geld vergraben sey. Dieser antwortete standhaft, daß er es nicht sagen dürfe. Die Franzosen droheten ihm mit gezogenen Säbeln, ja einer derselben setzte ihm sogar das spitzige Bajonet auf die Brust, mit den Worten: »Wenn Du uns nicht auf der Stelle den Ort angiebst, wo das Geld liegt, so athmest Du keine Stunde mehr!« Der gute Knabe zitterte zwar, blieb aber bei der Antwort, sein Vater habe es ihm verboten. Nun banden die Raubsüchtigen dem Knaben Hände und Füße, und drohten, ihn in den Brunnen zu stürzen, wenn er nicht aussagen würde, wo das Geld wäre. Arnold weinte, und bat, man möchte ihm doch das Leben schenken; aber ein Soldat rief ihm mit drohender Stimme zu: »Nur unter der Bedingung, wenn Du das Geld verräthst!« — In diesem Augenblicke trat ein französischer Stabsoffizier in das Haus, welcher im Vorbeigehen das Schreien des Knaben vernommen hatte. Er befahl, den Kleinen sogleich loszubinden, und verhaftete die Plünderer. Wie sehr erstaunte er aber über die standhafte Verschwiegenheit des Knaben, als dieser ihm den ganzen Vorfall erzählte. »In Dir, braver Junge,« sagte er, »wird Dein Kaiser einst einen gefaßten tapfern Soldaten haben!« Eben wollte der edelmüthige Offizier das Haus verlassen, als der Vater und die Mutter zurückkehrten, um ihrem Sohne Hülfe zu leisten. Mit innigster Rührung dankten sie dem Retter ihres Kindes, und belobten den wackern Arnold, daß er mit so vieler Standhaftigkeit selbst die empfindlichsten Mißhandlungen erduldet, und auch durch die schrecklichsten Drohungen sich nicht habe verleiten lassen, das Geheimniß zu verrathen, welches der Vater ihm früher ans Herz gelegt hatte.

6. Als im Jahre 1793, unter der tyrannischen Volksherrschaft in Frankreich, Tausende von Adeligen und Reichen

in Gefahr waren, nicht nur ihr ganzes Vermögen, sondern selbst ihr Leben zu verlieren, durfte der Graf von Ormilly sich nicht schmeicheln, auf lange vor Angebereien in Sicherheit zu seyn. — Einer seiner Pächter klagte ihn an, daß er gegen den Staat feindlich gesinnt wäre, und sofort erging ein Verhaftbefehl gegen ihn. Zeitig gewarnt, flüchtete er sich indessen heimlich zu einem seiner Freunde, der es sich zur Pflicht machte, ihn insgeheim allen Nachforschungen zu entziehen. Sein Geschäftsführer, der treue Limeuil, wußte allein den Ort seiner Zuflucht, und dieser trug Sorge dafür, ihn den übrigen Dienern zu verbergen; die einzige zwölfjährige Tochter des Grafen, Lisette, überredete man, daß ihr Vater sich in fremde Länder geflüchtet habe. Nach einiger Zeit erfuhr Lisette durch einen unglücklichen Zufall den Aufenthaltsort ihres Vaters, und in der Freude ihres Herzens entdeckte sie einer ihrer Freundinnen, unter dem Versprechen, es nicht weiter zu sagen, das Geheimniß. Diese aber war kaum zu ihren Eltern zurückgekehrt, so hatte sie nichts Angelegentlicheres zu thun, als auch ihnen das traurige Geheimniß zu enthüllen. Der Angeber des Grafen, der zufällig dort war, eilte, dem Jakobiner-Ausschusse Bericht hiervon zu erstatten. Man durchsuchte das Schloß von Roquencourt, fand den unglücklichen Ormilly, schleppte ihn ins Gefängniß, und verurtheilte ihn dann, auf dem Blutgerüste ein Leben zu verlieren, das in der Uebung des Guten verlebt war. — Das waren die Folgen einer unbesonnenen Schwatzhaftigkeit!

7. Auf einem Postwagen in England unterhielt sich die Reisegesellschaft von Räubern und von der Gefahr, durch sie um das Seinige zu kommen. »O,« sagte ein junges Mädchen, »bei mir sollen sie nichts finden. Ich habe meine Banknoten in meinem einen Schuhe!« — Sie sprachen noch Mancherlei, als auf einmal Räuber den Wagen anhielten, und mit vorgehaltenen Pistolen Geld verlangten, oder mit Nachsuchung drohten. Keiner von den Reisenden wollte Geld haben. »Nun, das wollen wir sehen!« riefen die Räuber, und machten Anstalt, Alles zu durchsuchen. »Das habt Ihr nicht nöthig,« fing ein alter Mann aus der Gesellschaft an; »ziehet

nur dem Frauenzimmer dort die Schuhe aus, so werdet Ihr schon finden, was Ihr verlanget.« Trotz allem Bitten und Sträuben zogen sie dem Mädchen die Schuhe aus, fanden eine Banknote von 2000 Pfund, und zogen höflich ab. Einige Tage darauf erhielt das geschwätzige Frauenzimmer einen Brief von eben diesem Manne, in welchem eine Banknote von 3000 Pfund lag. Der Brief lautete also: »Verzeihen Sie, daß ich vor einigen Tagen Ihre Schwatzhaftigkeit gemißbraucht habe. Ich war bei dem Anblicke der Räuber in der größten Verlegenheit, indem ich 40,000 Pfund in Banknoten bei mir hatte; ich that daher zu Ihrem großen Verdrusse, was Sie wissen, und entdeckte den Räubern den Aufenthalt Ihrer Note. Hier haben Sie Ihre 2000 Pfund zurück, und zur Entschädigung für den Schrecken noch 1000 Pfund weiter. Erlauben Sie mir jedoch, Ihnen die Regel zu geben: Ihre Heimlichkeiten nicht Jedermann zu offenbaren.«

8. Der Advokat D*** in H***g verlegte einst im Drange von Geschäften unter der Menge der Papiere zwei wichtige Aktenstücke. Er kam verstimmt zum Mittagsessen, und auf die Frage der besorgten Gattin erzählte er ihr seine Verlegenheit. Sein Sohn Eduard, der zugegen war, erzählte darauf in der Schule, welche verdrießliche Mittagszeit er gehabt habe, indem der Vater übler Laune gewesen wäre, weil er von einer Prozeß-Geschichte zwei wichtige Papiere verloren habe. Er nannte auch die Namen der streitenden Parteien, und da der Sohn desjenigen, dessen Anwalt Herr D*** war, auch in dieselbe Schule ging, und dies hörte, so überbrachte er seinem Vater Nachricht davon. Aufgebracht über die Nachlässigkeit seines Advokaten, ließ dieser ihm sogleich die Akten abfordern, und obgleich sich die fehlenden Papiere bei sorgfältiger Nachsuchung wieder vorgefunden hatten, so brachte er doch den wackern und ordnungsliebenden Mann in die üble Nachrede eines leichtsinnigen unordentlichen Arbeiters, und er verlor dadurch viele Klienten. Und dazu war nur die Geschwätzigkeit seines Sohnes die Veranlassung geworden.

Ein Thor giebt seiner Zunge Raum,
Der Weise hält sie streng im Zaum.
Die Zunge kann, obwohl sie klein,
Dennoch sehr oft gefährlich seyn.
Der Kluge trägt die Zung' in seines Herzens Grunde,
Ein Thor hingegen trägt das Herz in seinem Munde.

Was du nicht reden darfst, laß auf der Zunge versiegelt;
Besser, ein Wort bewahrt, als einen güldenen Schatz.

Sey freimüthig und wahrhaftig.

Sir. 4, 33. Vertheidige die Wahrheit bis in den Tod, so wird Gott, der Herr, für dich streiten.

Ephes. 4, 25. Leget die Lügen ab, und redet die Wahrheit, ein Jeglicher mit seinem Nächsten.

Tob. 14, 10. Dienet dem Herrn in der Wahrheit, und haltet euch zu ihm rechtschaffen.

Spr. Sal. 12, 17. Wer wahrhaftig ist, der sagt frei, was recht ist.

Jes. 5, 20. Wehe denen, die Böses gut, und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht, und aus Licht Finsterniß machen.

Spr. Sal. 8, 7. Mein Mund soll die Wahrheit reden, und meine Lippen sollen hassen, das gottlos ist.

Sir. 40, 12. Die Wahrheit bleibt ewiglich.

1. Ein römischer Soldat, der einen Prozeß hatte, bat den Kaiser Augustus, sich seiner anzunehmen, worauf dieser einen seiner Hofleute herbei rief, der mit dem Soldaten zum Richter gehen sollte. Der Soldat war aber damit nicht zufrieden, sondern sagte freimüthig zum Kaiser: »Auf diese Art habe ich mich nicht gegen Dich bewiesen, als Du in der Schlacht bei Actium in Gefahr kamst; denn ich habe in eigener Person für Dich gefochten, und nicht einen Andern geschickt.« Diese freimüthige und wahre Antwort gefiel dem Kaiser so wohl, daß er nun selbst mit ihm zum Richter ging, und sich seiner Sache annahm.

2. Der Kaiser Justin II. ernannte (um 570 n. Chr. Geb.) einen sehr rechtschaffenen Mann zum Oberrichter von Konstantinopel, und verlieh ihm alles erforderliche Ansehen, um die Uebertreter des Gesetzes, ohne Unterschied des Standes und Ranges, zu bestrafen. Er erklärte, daß die Aus-

ſprüche des Oberrichters, ohne weitere Berufung auf ihn, vollzogen werden ſollten, und daß er Niemanden begnadigen werde. Dieſe Erklärung ſetzte alle Strafwürdige und Ungerechte in Furcht; nur ein General glaubte wegen der Gunſt des Kaiſers, dem er verwandt war, über alle Geſetze erhaben zu ſeyn. Er hatte eine Wittwe aller ihrer Güter beraubt, und da dieſe nun ganz verarmt war, ging ſie zum Oberrichter, und ſtellte demſelben ihre Noth vor. Der Richter wollte des Angeſchuldigten gern möglichſt ſchonen; er ſchrieb alſo ganz freundlich an ihn, daß er die Güter der Wittwe herausgeben möchte, und ließ ihm den Brief durch die Letztere überbringen. Statt ihr aber Genugthuung zu geben, fuhr der ſtolze General die arme Frau heftig an, und drohete, ſie noch härter zu behandeln. — Jetzt forderte der Oberrichter ihn vor ſeinen Richterſtuhl. Doch er antwortete nur durch Spöttereien und Beleidigungen, und ſtatt vor Gericht zu erſcheinen, ging er mit Pomp nach dem kaiſerlichen Palaſte, um daſelbſt zu ſpeiſen. — Als der Oberrichter dies vernahm, ging auch er nach dem Palaſte, trat in den Speiſeſaal, wo der General neben dem Kaiſer ſaß, und wendete ſich an Letzteren mit folgenden Worten: »Wenn Du, großer Kaiſer, bei dem angekündigten Entſchluſſe, Gewaltthätigkeiten überall zu ſtrafen, verbleibeſt, ſo werde ich fortfahren, Deine Befehle in Ausübung zu bringen; wenn Du aber dieſem, Deiner ſo würdigen Vorſatze entſagſt, wenn Du es für anſtändig hältſt, die größten Verbrecher mit Deiner Gunſt zu beehren, und an Deiner Tafel anzunehmen, ſo erlaube, daß ich ein Amt niederlege, welches Deinen Unterthanen nutzlos iſt, Dir aber mißfallen muß.« Dieſe Freimüthigkeit machte auf den Kaiſer Eindruck. »Ich habe meinen Entſchluß nicht geändert,« antwortete er; »verfolge nur die Ungerechtigkeit, wo Du ſie findeſt, ich überlaſſe Dir es ganz. Ja, wenn ſie mit mir auf dem Throne ſäße, ſo würde ich herabſteigen, um ſie der Strafe zu unterwerfen.« — Durch dieſe Antwort ermuthigt, ließ der Richter den Schuldigen ſogleich bei der Tafel greifen, und vor ſeinen Richterſtuhl bringen, wo er, der klagenden Wittwe gegenüber, ſich verantworten ſollte. Da derſelbe nichts zu ſeiner Vertheidigung vor-

bringen konnte, so unterwarf er ihn der gesetzmäßigen Strafe, und setzte die Wittwe in den Besitz aller ihrer Güter.

3. Der Hofprediger Lucenius zu Kopenhagen war ein Mann, der das Wort Gottes mit großer Kraft und Freimüthigkeit verkündigte. Seine strengen und oft mit Eifer angebrachten Ermahnungen in den sonn- und festtäglichen Vorträgen erregten die Aufmerksamkeit des Königs. Es erging nun an ihn eine Aufforderung, bei Hofe zu erscheinen, welchem Befehle er sofort Folge leistete. Der König gab ihm sein Mißfallen über die in seinen Reden stets enthaltenen Ermahnungen und den bittern Tadel auch der kleinsten Fehler zu erkennen, und forderte von ihm, eine Abwechselung in den zu haltenden religiösen Vorträgen eintreten zu lassen, und überhaupt mildere, dem Geiste der Zeit angemessenere Grundsätze sich zu eigen zu machen. — Lucenius erwiederte mit edler Freimüthigkeit: »Ew. Königlichen Majestät allerhöchsten Willen und Befehl zu befolgen, gebietet die Religion und meine Pflicht als Staatsdiener; was indeß die Führung meines Amtes als Diener der Kirche betrifft, bin ich verbunden, mich an den Ausspruch der Bibel zu halten, wo in einem apostolischen Briefe eine Vorschrift für Lehrer der Religion enthalten ist, die da sagt: »Lehret, strafet, drohet und ermahnet!« Eure Königliche Majestät wollen daher gnädigst geruhen, meine religiösen Vorträge nach dem Sinne dieser Vorschrift von mir aussprechen zu lassen.« — Der König entließ den Hofprediger, und gab ihm nachher öftere Beweise seiner ausgezeichneten Huld.

4. Ein englischer Bischof, Keri, ließ, wenn er zu Hause war, alle Sonntage zwölf arme Leute mit sich speisen. Während der Mahlzeit suchte er seine Gäste fröhlich zu machen, und ertheilte ihnen in seinen Gesprächen nützliche Lehren. Was auf dem Tische übrig blieb, mußten sie mit nach Hause nehmen. Unter der Regierung Jakobs II. (von 1685 bis 1688) predigte er einmal in der königlichen Kapelle sehr eifrig gegen das Papstthum. Als diese Predigt dem Könige mit vielen falschen Zusätzen vorgetragen worden war, ließ dieser sich mit harten Worten darüber gegen ihn aus, worauf er aber mit

großer Freimüthigkeit antwortete: »Hätten Ew. Majestät Ihre Christenpflicht, dem Gottesdienste beizuwohnen, nicht versäumt, so hätten meine Feinde keine Gelegenheit gehabt, mich anzuklagen.«

5. Karl VII. war achtzehn Jahr alt, als er auf den französischen Thron gelangte (1422). Der junge König liebte ausschweifend alle Vergnügungen. Er führte Ballete auf, und zeichnete Blumenstöcke in den Gärten ab, während die Engländer seine Staaten durchzogen. Den Vergnügungen ganz ergeben, wozu ihn sein Alter, seine Neigung und die Schmeichler antrieben, hatte er ein Ballet erfunden, und tanzte frisch darauf los, ohne daran zu denken, daß er bald nur noch dem Namen nach ein König seyn würde. Mitten im Tanze sah er ein paar Herren seines Hofes in den Saal treten. »Nun, meine Herren,« sagte er zu ihnen; »wie gefällt Euch dies Fest? weiß ich mir nicht ein recht königliches Vergnügen zu machen?« — »O ja, Sire!« gab ihm Einer zur Antwort. »Ich muß gestehen, daß man eine Krone nicht lustiger verlieren könne.« — Statt durch diesen freimüthigen Verweis beleidigt zu werden, nahm ihn Karl zu Herzen, und dachte im Ernst darauf, wie er als König sich betragen wollte.

6. Der berühmte italienische Dichter Franz Petrarca (starb 1374) hatte sich durch seine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe das Vertrauen und die Freundschaft des Cardinals Colonna so sehr erworben, daß dieser ihm freie Wohnung und Unterhalt in seinem Palaste gab. Einst entstand in demselben unter den Bedienten ein so heftiger Zank, daß es bis zur blutigen Schlägerei kam. Der Cardinal wollte den Grund der Streitigkeit wissen; und damit er im Stande wäre, nach Recht und Billigkeit zu entscheiden, so versammelte er alle seine Hausgenossen, die darum wußten, und verlangte von ihnen einen Eid auf die offene Bibel, daß sie die reine Wahrheit entdecken wollten. Jedermann mußte sich ohne Ausnahme dem Befehle unterwerfen, selbst der Bruder des Cardinals, der Bischof von Luna. Als aber die Reihe an Petrarch kam, und er freiwillig den Eidschwur thun wollte, schlug der Cardinal die Bibel zu, und sagte: »Petrarch,

von Ihnen verlange ich keinen Eid, Ihr Wort ist mir genug!«

Seyd stets der Wahrheit treu, und nie verleite
Euch die Welt zu Trug und Heuchelei!
Wißt, sie werden einst der Schande Beute —
Wahrheit bleibet auch in Fesseln frei.
Unbestechlich huldigt sie dem Rechte,
Fröhnet nie dem Ansehn, der Gewalt,
Und entlarvet in dem Lügenknechte
Die vermummte häßliche Gestalt.

Wahrheit ist dem Biedermanne Pflicht,
Wahrheit schlägt der Menschheit keine Wunde,
Mit der Tugend steht sie fest im Bunde.

Was du gelobest, das halte.

Pred. Sal. 5, 3. 4. Was du gelobest das halte. Es ist besser, du gelobest nichts, denn daß du nicht hältst, was du gelobest.

Sir. 29, 3. Halte, was du geredet hast, und handle nicht betrüglich mit deinem Nächsten.

Spr. Sal. 26, 24. Der Feind wird erkannt bei seiner Rede, wiewohl er im Herzen falsch ist.

Spr. Sal. 12, 13. Der Böse wird gefangen in seinen eigenen falschen Worten, aber der Gerechte entgehet der Angst.

Spr. Sal. 12, 19. Wahrhaftiger Mund bestehet ewiglich, aber die falsche Zunge bestehet nicht lange.

1. Ein armer Mann hatte Gelegenheit, dem Churfürsten Johann Friedrich dem Großmüthigen in seinen jüngern Jahren bei einem Zufalle, den die Geschichte verschweigt, gefällig zu seyn. Der Prinz versprach ihm dafür ein Kleid. Einst unterstand sich der Arme, den Fürsten daran zu erinnern, der den Umstand leicht vergessen haben konnte. Sogleich zog der Fürst seinen mit Sammet eingefaßten Tuchrock vom Leibe, und sagte zu dem armen Manne: »Es ist billig, daß ein Fürst halte, was er verspricht.«

2. Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich, war auf seinem Kreuzzuge, im Jahre 1250, in die Gefangenschaft der Sarazenen gerathen, und hatte ihnen für seine Befreiung ein Lösegeld von 200,000 Livres versprochen. Philipp

von Montfort erhielt den Auftrag, den Siegern diese Summe auszuzahlen; er betrog sie aber um 10,000 Livres, die er zurück behielt. Voll Freude über den ihm gelungenen Streich, der bei dem Mangel, in welchem sich das Heer befand, sehr wichtig war, ging er zum Könige, um ihm Nachricht davon zu geben. Der gewissenhafte Ludwig wurde bei den Worten des Grafen von Unwillen durchdrungen, machte ihm über diese treulose Handlung bittere Vorwürfe, und befahl ihm, das zurück gehaltene Geld sogleich nachzuzahlen. »Nein,« — sagte der König; »ungeachtet der Gefahr, der mein Leben in jeder Stunde ausgesetzt ist, will ich mein Wort treulich halten, und nicht eher abreisen, als bis die 200,000 Livres gezahlt sind. Welcher Triumph würde es für die Ungläubigen seyn, einen christlichen König meineidig und treulos zu wissen!«

3. Die Niederländer suchten im siebzehnten Jahrhundert die Sinesen aus der beträchtlichen Niederlassung, die sie auf der Insel Formosa angelegt hatten, zu vertreiben. Bei der Landung bekamen die Sinesen den holländischen Prediger Hambröek in ihre Gewalt. Sie schickten ihn nach dem Fort Zeland, um die Belagerten zur Uebergabe zu bereden. Unfähig, seine wahren Gesinnungen zu verbergen, ermahnte er sie vielmehr, sich zu behaupten, und bewies ihnen, daß, wenn sie sich standhaft vertheidigen wollten, sie gewiß den Feind zum Rückzuge zwingen würden. Die Besatzung, die nicht ohne Grund befürchtete, daß der edle Mann, wenn er ins Lager zurückkehrte, ermordet werden möchte, wandte alle Mühe an, um ihn bei sich zu behalten. Ihre dringenden Bitten wurden von zwei seiner Töchter, die sich auch in der Festung befanden, unterstützt. Er gab ihnen aber zur Antwort: »Ich habe versprochen, zu meinen Fesseln zurückzukehren, ich muß Wort halten! Nie soll man mir vorwerfen, daß ich, um mein Leben zu retten, das Schicksal meiner Unglücksgenossen verschlimmert, oder gar vielleicht ihren Tod verursacht habe.« — Mit diesen Worten trat er, bloß von seiner Rechenschaft begleitet, den Weg nach dem sinesischen Lager wider an.

4. Der Kaiser Karl V. hatte im Jahre 1521 dem Doctor Martin Luther, unter dem Versprechen eines sichern

Geleites, befohlen, nach Worms zu kommen, um daselbst vor ihm und den versammelten deutschen Fürsten sich wegen seiner Lehre und Schriften zu verantworten. Man drang hier in ihn, seine Aeußerungen zu widerrufen, wofern er die den Ketzern bestimmten Strafen von sich abwenden wolle. Allein Luther erklärte freimüthig, daß er nichts von seinen Behauptungen zurücknehmen könne und werde, wenn man ihn nicht aus der Schrift überzeuge, daß er geirrt habe. Einige von der päpstlichen Partei suchten darauf den Kaiser zu bereden, daß er Luthern, da er ihn in seiner Gewalt habe, festhalten möchte, um allen künftigen üblen Folgen, die aus der Unternehmung desselben entstehen könnten, vorzubeugen. »Nein,« erwiederte Karl; »da Luther auf mein Wort und Versprechen, daß er sicher seyn sollte, sich hierher begeben hat, so will ich auch nicht zugeben, daß ihm das geringste Leid zugefügt werde. Denn wenn gleich Treue und Glaube aus der Welt verbannt würden, so müßte sie doch ein Kaiser nicht verleugnen.« Und er ließ ihn sicher wieder nach Wittenberg zurückkehren.

5. Im dreißigjährigen Kriege ließ der kaiserliche Feldwachtmeister Cratz die ganze Altstadt in Piritz abbrennen, obgleich der Magistrat mit schweren Kosten von dem General-Feldmarschall Schaumburg eine Schutzwache (Salvegarde) erkauft hatte. Mit einem gleichen Schicksale bedrohete er auch die Neustadt, weil die schwedische Armee im Anrücken war. Der Obristlieutenant Funk, ein Kriegsmann, der nicht weniger menschlich als tapfer war, ward durch diese Wortbrüchigkeit und die damit verbundene Barbarei des Feldwachtmeisters zum gerechten Unwillen gereizt. Er gab ihm dies mit edler Freimüthigkeit zu erkennen, und der harte Krieger, der das Gerechte des Vorwurfs fühlte, sagte hierauf: »Nun wohlan, Funk, so sey es denn Euch überlassen, mit der Stadt zu machen, was Euch beliebt.« Funk behandelte sie mit der ihm eigenen Güte, und verschonte den noch übrigen Theil.

6. Der Marschall von Türenne (starb 1675) gerieth einst, als er in der Nacht über die Wälle von Paris fuhr,

einem Trupp Räuber in die Hände, welche seinen Wagen anfielen. Er versprach ihnen, um einen Ring von vielem Werthe zu behalten, hundert Louisd'or. Sie ließen ihm den Ring, und einer von ihnen wagte sich den folgenden Tag in sein Haus, und forderte ihm, mitten in einer großen Gesellschaft, heimlich das versprochene Geld ab. Türenne ließ es ihm auszahlen, und erzählte den Vorfall erst dann, als er glaubte, daß der Räuber sich wieder entfernt haben könnte; »denn,« setzte er hinzu, »Versprechungen müssen immer heilig seyn, und ein ehrlicher Mann dürfe nie sein Wort brechen, selbst dann nicht, wenn er es einem Schurken gegeben habe.«

Den Frevler bindet nicht der allerstärkste Eid;
Der Eid des Redlichen ist seine Redlichkeit.

Wohl dem, der richtig wandelt,
Und als ein Wahrheitsfreund,
In Wort und Werken handelt,
Und das ist, was er scheint!
Der Recht und Treue liebet,
Und von dem Sinn' der Welt,
Die Trug und Falschheit übet,
Sich unbefleckt erhält!

Kränke Keinen an seiner Ehre durch Argwohn.

Zachar. 7, 10. Denke Keiner wider seinen Bruder etwas Arges im Herzen.

1 Cor. 4, 5. Richtet nicht vor der Zeit!

Sir. 6, 2. Laß dich nicht zu klug dünken, Jedermann zu tadeln.

Sir. 37, 11. Halte keinen Rath mit dem, der einen Argwohn zu dir hat, und nimm nicht zu Rath, die dich neiden.

Sir. 6, 5. Wer Alles zum Besten auslegt, der macht sich viel Freunde, und wer das Beste zur Sache redet, von dem redet man wieder das Beste.

Luc. 6, 37. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammet!

1. Zu Waiblingen, im Würtembergischen, blieb ein Handwerksbursche in einem Wirthshause über Nacht, bezahlte des Morgens seine Zeche, und ging weiter. Dieselbe Nacht schlief auch ein Vetter des Wirths in diesem Hause. Er hatte seine silbernen Schnallen des Abends auf den Tisch gelegt,

gelegt, und diese hatte der Wirth wieder aus Vorsicht in den Schrank geschlossen. Nun ging der Wirth des Morgens sehr frühe aus, und da der Vetter seine Schnallen vermißte, so glaubte er, der Handwerksbursche, der eben fortgegangen war, habe sie gestohlen. Die Wirthin läuft sogleich zum Amtmann, und zeigt ihm den Verdacht an. Es werden schnell Leute ausgeschickt, die den Handwerksburschen zurückbringen. Dieser betheuert seine Unschuld; auch werden die Schnallen unter seinen Sachen nicht gefunden. Weil man aber einmal den Verdacht gegen ihn hatte, so ließ ihm der Amtmann 125 Stockschläge geben, um ihn zum Geständniß zu zwingen. In diesem Augenblicke kam der Wirth gelaufen, und brachte die Schnallen. Allein es war zu spät; der Handwerksbursche war zwar gerechtfertigt, aber durch die körperliche Mißhandlung so übel zugerichtet, daß er daran sterben mußte.

2. Ein verabschiedeter Offizier, welcher in sehr dürftigen Umständen lebte, ging eines Tages zum Minister, um denselben wegen einer anderweitigen Anstellung zu bitten. Der Minister, welcher den Offizier als einen geschickten und ehrlichen Mann kannte, versprach, für ihn zu sorgen, und lud ihn zum Mittagsmahl bei sich ein. Bei der Tafel zog der Minister eine goldene Dose von sehr künstlicher Arbeit hervor, welche der Reihe nach besehen, und von Allen als ein Meisterstück in ihrer Art bewundert wurde. Bald darauf vermißte der Minister die Dose. Einer von der Gesellschaft meinte, es könne sie wohl Jemand von ihnen in Gedanken eingesteckt haben; Jeder durchsuchte seine Taschen, aber Keiner fand sie. Da sagte ein anderer Gast, es müsse der ganzen Gesellschaft daran gelegen seyn, daß die Dose wieder gefunden würde; er riethe daher, daß Einer nach dem Andern aufstände, und seine Taschen vor den Augen Aller umkehre. Er selbst machte den Anfang, und die Uebrigen folgten seinem Beispiel; nur der verabschiedete Offizier weigerte sich, dies zu thun, und erklärte, daß sein ganzes vorhergehendes Leben ihn vor dem Verdachte eines begangenen Diebstahls schützen würde. Jeder hielt ihn nun wirklich für den Dieb, und betrachtete ihn mit Verachtung und Unwillen. — Am folgenden Morgen reinigte der

Kammerdiener des Ministers Kleid, und fand die vermißte Dose in dem einen Schoße, wohin sie durch ein Loch in der Tasche gefallen war. Der Minister ließ sogleich den Offizier zu sich einladen, ging ihm mit offenen Armen entgegen, und erzählte ihm die Geschichte der wiedergefundenen Dose. Dann bat er ihn, zu sagen, warum er gestern seine Taschen nicht habe umkehren wollen. »Als ich gestern zu Ihnen kam,« erzählte der Offizier, »wußte ich noch nicht, daß ich bei Ihnen speisen würde; ich hatte mir daher unterweges eine Wurst zur Mittagsmahlzeit gekauft, weil ich nicht Geld genug hatte, mir andere Speisen zubereiten zu lassen. Diese Wurst würde Jedermann gesehen, und Mancher würde darüber gelacht haben, wenn ich die Tasche umgekehrt hätte. Deßwegen weigerte ich mich, es zu thun.« — Der Minister umarmte den braven Offizier, und erneuerte ihm das Versprechen, sich seinetwegen bei dem Könige zu verwenden. Er ließ darauf die ganze gestrige Gesellschaft wieder zu sich bitten, und stellte ihr den Offizier als einen sehr würdigen und rechtschaffenen Mann vor, den der König nach seinen Verdiensten belohnen würde. Er zeigte ihnen auch die wiedergefundene Dose, und erzählte zugleich, wo sie gefunden worden sey.

3. Ein Bäcker in Venedig, Namens Rames, der aus Wien gebürtig war, hatte sich stets als einen rechtschaffenen und friedlichen Mann gezeigt, über dessen Betragen nie eine Klage oder Beschwerde geführt worden war. Nun geschah es einst, daß er wegen vorgehabter Geschäfte erst sehr spät in der Nacht nach Hause kam. Auf diesem Heimgange hörte er ein Geschrei, dem er nachgeht, und einen Unglücklichen findet, der, im Blute schwimmend, eben seinen Geist aufgiebt. Einige Gerichtsdiener gehen zufällig vorüber, sehen den todten Leichnam und den Bäcker, und in der Meinung, dieser müsse der Mörder des Entseelten seyn, führen sie ihn vor den Kriminalrichter. Da man in dem Körper des Unglücklichen ein Messer, womit er ermordet worden war, gefunden hatte, so wurden sogleich bei dem Bäcker Nachsuchungen getroffen, und man fand auch wirklich in der einen Tasche eine leere Messerscheide. Man versucht, ob das Messer, das man in dem todten Leich-

nam gefunden hat, zur unglücklichen Scheide paſſe, und es ergab ſich durch den Augenſchein, daß die Scheide für das Meſſer müſſe gemacht worden ſeyn; man ſchloß alſo, daß dieſes Meſſer dem Bäcker gehöre, und daß er auch der Mörder ſey. Trotz aller Betheurungen des Bäckers, ganz unſchuldig an dieſem Morde zu ſeyn, verurtheilte man ihn zum Strange, und vollzog auch ſogleich dieſes entſetzliche Urtheil. Vierzehn Tage darauf ward der wahre Mörder, ein Mönch aus einem Kloſter der Stadt, entdeckt, eingezogen, und auch hingerichtet. — Nun bedauerten die Richter ihr aus Argwohn übereiltes Urtheil, und ſprachen den Bäcker von dem Verbrechen los; aber leider zu ſpät. — Dieſer Vorfall hat zu Venedig einen ſehr lobenswerthen Gebrauch eingeführt. Wenn nämlich die Richter auf dem Punkte ſind, ein Todesurtheil auszuſprechen, ſo muß der Gerichtsſchreiber zu ihnen ſagen: »Erinnert Euch an den unſchuldigen Bäcker!«

Wer jeden Schein ergreift, den Nächſten hart zu richten,
Verletzet frech die heiligſte der Pflichten.

Man muß, um gut zu ſeyn
Und jede Pflicht der Menſchheit zu erfüllen,
Nur eine Kunſt, die ſchöne Kunſt verſteh'n:
In jeder Menſchenbruſt das Gute nur zu ſeh'n!

Verleumde nicht.

2 Moſ. 20, 16. Du ſollſt kein falſches Zeugniß reden wider deinen Nächſten.

3 Moſ. 19, 16. Du ſollſt kein Verleumder ſeyn unter deinem Volke.

Spr. Sal. 11, 13. Ein Verleumder verräth, was er heimlich weiß.

Sir. 5, 16. Sey nicht ein Ohrenbläſer, und verleumde nicht mit deiner Zunge.

Jac. 4, 11. Afterredet nicht unter einander.

Pſalm. 28, 3. Die Gottloſen und Uebelthäter reden freundlich mit ihren Nächſten, und haben Böſes im Herzen.

Sir. 5, 17. Ein Dieb iſt ein ſchändliches Ding, aber ein Verleumder iſt viel ſchändlicher.

1. Der römiſche Kaiſer Vespaſian (ſtarb 79 v. Chr. Geb.) hatte ſeinen Sohn Titus zu ſeinem Reichsgehülfen angenommen. Kaum war dies erklärt, ſo fanden ſich Leute,

welche ihn bei seinem Vater in den Verdacht zu setzen suchten, als wenn er die Regierung in den Morgenländern allein an sich ziehen wollte. Um diese Verleumdung zu zerstören, begab sich Titus aus diesen Gegenden geschwind nach Italien. Als er daselbst angekommen war, eilte er so sehr, daß er ohne alle Geräthschaft und Begleitung zu Rom anlangte. So überraschte er seinen Vater, und rief demselben, voll von dem Bewußtseyn seiner Unschuld, zu: »Hier bin ich, mein Vater, hier bin ich!«

2. Ein übelgesinnter Mensch wollte zwischen dem griechischen Philosophen Plato und einem von dessen Schülern Feindschaft stiften. Er sagte ihm daher einst, daß jener sehr nachtheilig von ihm spräche. »Das glaube ich nicht,« erwiederte Plato; »denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mensch, den ich so zärtlich liebe, niederträchtig genug wäre, so von mir zu sprechen, wie Du sagst.« Jener bekräftigte indessen seine Aussage mit vielen Schwüren. »Nun,« sagte Plato, »so muß ich denn wirklich diejenigen Fehler an mir haben, wovon Du sprichst, und der, den Du mir verdächtig zu machen suchst, muß es für gut befunden haben, mich davon zu benachrichtigen.«

3. Der im Jahre 1728 verstorbene evangelische Prediger zu Blamont im Mümpelgardischen, Nardin, wurde bei seinen Obern verleumdet, und in Folge dieser Verleumdungen seines Amtes entsetzt. Endlich siegte seine Unschuld; die Lästersucht seiner Verfolger wurde offenbar, und der unschuldig gekränkte Mann wieder in seine Stelle eingesetzt. Der Intendant von Besançon ließ ihn zu sich kommen, um ihm Glück zu wünschen, und fragte ihn dann: ob er sich nicht seines glücklichen Schicksals freue? »Gnädiger Herr,« antwortete Nardin, »meine Religion erlaubt mir nicht, mich über das Unglück meiner Feinde zu freuen. Ich habe Mitleiden mit ihnen, und wünsche, daß eine bessere Aufführung sie vor aller Strafe bewahre.«

4. Zu Jestetten, nahe bei Rheinau, war ein Kloster-Beamter, der die Gelder einzunehmen hatte, welche die Einwohner des einschlägigen Amtes an das Kloster zu entrichten

hatten. Obwohl dies ein sehr beschwerliches Amt war, indem er dabei öfters in der rauhesten Jahreszeit umherreisen mußte, um die ausstehenden Gelder einzutreiben, so belief sich sein Gehalt doch nicht höher als auf 570 Gulden, wovon er eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Die Noth, in welcher er sich zuweilen befand, hätte ihn leicht in Versuchung führen können, von den Klostergeldern etwas zu seiner Erleichterung zu entwenden; aber er dachte zu ehrlich, um seine Lage durch schlechte Mittel zu verbessern. — Dennoch gelang es einem Ortsbewohner, der seinen Sohn gern in dies Amt gebracht hätte, den rechtschaffenen Mann zu verleumden, und ihn bei der Aebtissin in den Verdacht der Untreue zu bringen. Diese ließ eine genaue Untersuchung anstellen, die Rechnungen durchsehen, und die vorräthigen Gelder nachzählen; aber man fand Alles in der größten Ordnung. Die Aebtissin bezeigte ihm hierauf die vollkommenste Zufriedenheit hinsichtlich der Führung seines Amtes, und als nach einiger Zeit ein anderer Kloster-Beamte starb, übertrug sie ihm dessen Stelle mit einem Mehrgehalte von 400 Gulden. — Der Verleumder suchte nun für seinen Sohn die erledigte Amtmannsstelle zu erhalten, wurde aber mit Aeußerungen des Unwillens über sein verleumderisches Betragen gänzlich abgewiesen.

5. Der Bauer Christoph Maaß hatte einige Jahre als Soldat gedient, und sich immer treu und pflichtmäßig betragen. Als seine Dienstjahre vorüber waren, trat er wieder seine ihm zugehörige Stelle im Dorfe an. Der dasige Schmid, welcher unter den Oesterreichern gedient hatte, war ihm nicht recht gewogen, redete ihm viel Böses nach, und erzählte unter andern, daß Maaß beim Regimente öfters gestohlen, und mehrmals die schimpflichsten Strafen erlitten habe. Maaß schwieg zu diesen Verleumdungen still, schrieb aber unter der Hand an seinen gewesenen Hauptmann, und bat ihn um ein Zeugniß, wie er sich aufgeführt, und was für Regimentsstrafe er bekommen hätte. Dies Zeugniß kam an, und war höchst vortheilhaft und ehrenvoll für Maaß. Bei der ersten Gelegenheit nun, da die ganze Dorfschaft beisammen, und der Verleumder auch zugegen war, trat der brave Maaß auf,

und sagte: »Lieben Leute! es geht ein schlimmes Gerede von mir wegen meiner ehemaligen Aufführung beim Regimente. Damit Ihr nun wisset, daß es lauter Lügen und Lästerungen sind, so wird der Schulze so gut seyn, und dies der Dorfschaft vorlesen.« — Nachdem der Schulze das Zeugniß verlesen, sagte Maaß: »Sehet, lieben Nachbarn! so großes Unrecht kann einem ehrlichen Manne durch böse Zungen geschehen. Ich weiß nun recht gut, wer der Verleumder ist, und habe Zeugen, daß ich ihn also gar leicht überführen und zur Bestrafung ziehen kann; aber ich will das nicht thun, wenn Ihr mich nur für einen ehrlichen Mann haltet.« Jetzt trat der Schmid hervor, ging zu Maaß, und bat ihn mit Thränen um Vergebung, daß er aus Dummheit und Neid ihn so verleumdet habe. Und von der Zeit an that er ihm Alles zu Gefallen.

6. Franz Eugen von Savoyen führte die österreichischen Truppen gegen die Türken an. Um Ungarn und Siebenbürgen zu retten, kam es auf eine Schlacht an, die zu gewinnen er die günstigsten Aussichten hatte. Aber als er seinen Plan ausführen wollte, erschien eine kaiserliche Depesche; er liest darin mit Erstaunen den Befehl, sich mit den Türken in keine Schlacht einzulassen. Eugen kämpfte mit sich, was er thun sollte, und endlich entschloß er sich, die Türken doch anzugreifen. Er siegte, und da die Türken flohen und Alles im Stiche gelassen hatten, so wurde den Siegern das ganze Lager zur Beute. Als Eugen nun nach Wien zog, empfing man ihn an allen Orten mit großem Jubel. Die Bürger Wiens zogen ihm schaarenweise entgegen, und nannten ihn den Retter des Landes und ihren Schutzengel. Diese Auszeichnungen und Huldigungen erregten den Neid eines kaiserlichen Generals, Caprara; er schwärzte Eugen beim Kaiser an, und beschuldigte ihn des Ungehorsams gegen den kaiserlichen Befehl, sich mit den Türken in eine Schlacht einzulassen, indem er doch das Gegentheil gethan habe. Wirklich gelang es ihm auch, endlich selbst den Kaiser Leopold gegen Eugen einzunehmen. Man machte ihm bei dem höchsten Kriegsrathe wegen Insubordination den Prozeß, nahm ihm auf Befehl des

Kaisers den Degen ab, und kündigte ihm Arrest in der Stadt an. Aber die Bürger erhoben sich dagegen, und beschwerten sich beim Kaiser. Dieser erklärte nun: »Daß er den Prinzen Eugen nie für einen Uebelthäter, vielmehr immer als ein Werkzeug des Himmels betrachten werde, um die Feinde des christlichen Stammes damit zu vertilgen. Hiernach sehe er sich veranlaßt, den Prinzen nach seinen großen Verdiensten, und nicht anders, zu behandeln.« — Damit mußte nun Caprara schweigen. Eugen verzieh aber seinen Feinden, und diente seinem Kaiser und dem Vaterlande wo möglich mit noch größerem Eifer, als bisher.

Wenn deine Freuden die Bosheit trübt,
Blicke ruhig auf ihre Tücke,
Bis sie durch eigene Schwerkraft sinket.
Wenn sich die Bosheit senkt,
Hebt sich die Freude.

Umsonst, Verleumdung, suchst du mich
Mit deinem Gifte zu bespritzen;
Sieh', festen Muths erwart' ich dich,
Der Schild der Wahrheit muß mich schützen. —
Es höhneten einst Neid und Trug,
Dich, Sokrates, noch auf der Bahre,
Doch glänzend steht dein Aschenkrug,
Jetzt auf der Wahrheit Hochaltare.

Habe Nachsicht und Geduld mit den Fehlenden.

1 Thess. 5, 14. Traget die Schwachen, seyd geduldig gegen Jedermann.

Röm. 15, 1. Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen, und nicht Gefallen an uns selber haben.

Col. 3, 13. Vertrage einer den andern, und vergebet euch unter einander, so jemand Klage hat wider den andern; gleichwie Christus euch vergeben hat, also auch ihr.

Sir. 8, 6. Rücke dem nicht auf seine Sünde, der sich bessert, und gedenke, daß wir alle noch Schuld auf uns haben.

Gal. 6, 1. So ein Mensch etwa von einem Fehler übereilet würde, so helfet ihm wieder zurecht mit sanftmüthigem Geist, die ihr geistlich seyd. Und siehe auf dich selbst, daß du nicht auch versuchet werdest.

1 Petr. 4, 8. Die Liebe decket auch der Sünden Menge.

1. Der Römer Kamillus zog zum sechsten Male, mit der Würde eines obersten Befehlshabers bekleidet, gegen die Volsker zu Felde. Lucius, sein Gehülfe im Kommando, ein junger Mann, dem es noch an der einem Befehlshaber so nöthigen Vorsicht und Klugheit fehlte, brannte vor Begierde, sich zu schlagen. Kamillus, welcher einsah, daß die Umstände und die Lage des Ortes den Römern nicht günstig wären, wollte durchaus kein Treffen liefern, und rieth daher dem Lucius aus allen Kräften von diesem Unternehmen ab. Aber Lucius, der dieses Zaudern für Schwäche und Furchtsamkeit des Alters hielt, beschloß, sich nicht mehr an die Warnung des Kamillus zu kehren. Er griff daher mit dem größten Theile des Heeres, als Kamillus gerade krank war und das Bette hüten mußte, die Feinde an. Aber er erfuhr nur zu bald die üblen Folgen seines unbesonnenen Schrittes. Alles war ihm ungünstig; sein Heer fing an zu weichen, und er ward mit einer gänzlichen Niederlage bedroht. Doch in diesem entscheidenden Augenblicke kam ihm Kamillus zu Hülfe. Der alte kranke Mann raffte sich auf die erste Nachricht von der Unternehmung seines Mitbefehlshabers, und weil er den Ausgang derselben vorhersah, sogleich aus dem Bette auf, ließ sich auf sein Pferd helfen, und eilte an der Spitze einer kleinen Schaar aufs Schlachtfeld. Hier bot er alle seine Kräfte auf, die Ordnung bei dem Heere wieder herzustellen, und die Flüchtigen zurückzubringen. Es gelang ihm auch. Die Truppen wurden wie von einem neuen Geiste und Muthe beseelt; sie sammelten sich wieder, entschlossen, einen Feldherrn nicht zu verlassen, unter dem sie nur zu siegen gewohnt waren. Die Feinde wurden durch diese unvermuthete Wendung der Dinge zurück getrieben und gänzlich geschlagen. Kamillus, der so große Ursache gehabt hätte, mit dem Lucius unzufrieden zu seyn, und ihn zur strengen Verantwortung zu ziehen, ließ ihn jedoch sein Unrecht gar nicht fühlen, sondern er verzieh ihm seinen Fehler, und behandelte ihn mit eben so viel Güte und Sanftmuth, wie vorher.

2. Während der Regierungsjahre des römischen Kaisers Antoninus des Frommen (von 138 bis 161 n. Chr. Geb.)

entstand eine Hungersnoth, durch welche ein Aufruhr veranlaßt wurde. Einige der Empörer stellten den Kaiser zur Rede. Dieser, anstatt sich ihrer zu bemächtigen und sie zu strafen, ließ sie vor sich kommen, unterredete sich mit ihnen, und gab ihnen von allen Maßregeln Nachricht, die er ergriffen hatte, um dem allgemeinen Elende zu steuern.

3. Philipp der Erste, Herzog in Pommern, war das Muster eines edelmüthigen Fürsten. Als einige widerspenstige Unterthanen ihm gerechte Ursache zu strengen Bestrafungen gaben, und seine Räthe ihn zur Vollziehung derselben ermunterten, antwortete er: »Ich halte es für besser, mit Gütigkeit und Sanftmuth die Unterthanen zu erhalten, als sie durch übertriebene Strenge und starken Eifer zu unterdrücken und zu verderben.«

4. Der Connetable von Montmorenci hatte einen jungen Edelmann bei sich, dessen Vater ihm sehr ergeben gewesen war, und der ihm sterbend seinen Sohn angelegentlich empfohlen hatte. Der Connetable behielt ihn nicht nur in seinem eignen Palaste, sondern gab ihm noch dazu eine Pension. Der junge Mensch vergaß sich indessen einmal so weit, daß er einen Edelstein aus dem Zimmer seines Wohlthäters entwendete. Unglücklicherweise wurde er von einem Bedienten entdeckt, der es sogleich seinem Herrn anzeigte. Jedermann glaubte, der Unglückliche würde nun auf eine schimpfliche Weise aus dem Hause gejagt werden; aber man irrte sich. Der Connetable ließ den jungen Menschen vor sich kommen, der fußfällig seine Barmherzigkeit anflehete; er hob ihn auf und sagte: »Mein Herr, ich weiß, was für ein Unfall Ihnen begegnet ist; indessen liegt, glaube ich, der Fehler an mir, daß ich Ihnen eine zu kleine Pension gebe; ich vermehre sie daher um die Hälfte; fahren Sie übrigens fort, mein Haus als das Ihrige zu betrachten, nur machen Sie sich nie wieder eines ähnlichen Vergehens schuldig.«

5. Alphonsus V., König von Aragonien (starb 1458) ritt einst durch einen Wald. Ein vor ihm herreitender Page bog unvorsichtigerweise einen, ihm in den Weg kommenden, Baumzweig zurück, der nun, da er zurückprallte, den König

am Auge verwundete. Sogleich eilten die Herren aus seinem Gefolge voll Schrecken herbei. Der König suchte sie zu beruhigen, obgleich seine Wunde ihn empfindlich schmerzte, und sagte bald darauf ganz kalt: »Was mir bei der Sache das Unangenehmste ist, ist die Unruhe des armen Pagen, der an meiner Wunde schuld ist.«

6. Nach der Eroberung von Saint Jean d'Angeli, im Jahre 1621, kam der Herzog von Soubise, welcher das Haupt der Rebellen war, zu dem Könige Ludwig XIII., fiel ihm zu Füßen, und bat, unter dem Versprechen, ihm in Zukunft treu und gehorsam zu seyn, um Verzeihung. »Es wird mich freuen,« sagte der König, »wenn Sie mir künftig mehr Gelegenheit geben, mit Ihnen zufrieden zu seyn, als ich es bisher gehabt habe! Stehen Sie auf, und dienen Sie mir künftig besser.«

7. Als Ludwig XV., König von Frankreich (starb 1774), einst erhitzt von der Jagd zurückkam, und daher sogleich reine Wäsche anlegen wollte, mußte er lange auf seinen Garderobemeister warten. So unangenehm ihm dies auch war, so verbot er doch dem Kammerherrn, ihn deswegen zu schelten. »Lassen Sie ihn nur,« sagte er, »es ist für ihn unangenehm genug, daß er seine Pflicht zu thun vernachlässiget hat.«

8. Wider den Churfürsten Moritz von Sachsen (starb 1553) war, während der Belagerung Magdeburgs durch Tilly, eine Schmähschrift verbreitet worden. Der Churfürst erfuhr es, und befahl, den Verfasser zu ermitteln, und wenn man seiner habhaft werden könnte, ihn festzunehmen und nach Dresden zu schicken. Dies geschah. Nach den damaligen strengen Gesetzen erwartete der Gefangene nichts Geringeres, als den Tod. Moritz ließ ihn vor sich führen, und umgeben von seinen Räthen und in Gegenwart des Verfassers, die Schrift durch einen Sekretair vorlesen. Bei jeder Anschuldigung darin setzte der Churfürst das wahre Verhältniß aus einander, und suchte seine Handlungsweise zu rechtfertigen. Hierauf wandte er sich zu dem Pasquillanten und sagte: »Hast Du nun gehört, durch welche Gründe ich bewogen worden

bin, so und nicht anders zu handeln, wenn es auch weder Dir noch Deines Gleichen gefallen hat? Ich habe nicht nöthig, bei so bewandten Sachen Dich erst um Rath zu fragen. Sey daher in Zukunft vorsichtiger im Schreiben und sparsamer mit Deinen Worten, um von Andern Uebles zu reden, damit Dich Deine vorwitzige Zunge nicht in großes Unglück stürze. Dies Mal will ich Nachsicht mit Dir haben und Dir verzeihen; aber hüte Dich, daß es nicht wieder geschieht!« — Hierauf wurde der Verhaftete wieder in Freiheit gesetzt.

Es trage seines Bruders Schwäche
Der Mensch mit Nachsicht und Geduld,
Und ehre ihn als Gottes Werk, und räche
Durch Wohlthun sich und Lieb' und Huld.

Laßt uns einander, wo wir fehlen,
Voll Sanftmuth nachseh'n und verzeih'n,
Und nur mit friedevollen Seelen
Im Guten uns zu wachsen freu'n:
Dann wächst in jedem Augenblick
Mit unsrer Tugend unser Glück.

Vergieb denen, die Dich beleidigt haben.

Luc. 6, 37. Vergebet, so wird euch vergeben.

Sir. 28, 2. Vergieb dem Nächsten, was er dir zu Leide gethan hat, und bitte dann, so werden dir deine Sünden auch vergeben.

Matth. 6, 14. So ihr den Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben.

1 Joh. 2, 9. Wer da saget, er sey im Licht, und hasset seinen Bruder, der ist noch in Finsterniß!

Spr. Sal. 10, 12. Haß erreget Hader; aber Liebe decket zu alle Uebertretungen.

1. Ein arabischer König, dessen Name verloren gegangen ist, aber vor vielen andern der Aufbewahrung würdig gewesen zu seyn scheint, äußerte diese Gesinnung: »Es würde mich unendlich bekümmern, wenn irgend Jemand sich rühmen könnte, daß seine Beleidigungen weitere Grenzen haben könnten, als meine Gnade.«

Ambrosius sagte in seiner Lobrede, die er dem Kaiser Theodosius hielt: »Er beklagte sich lieber über seine Un-

terthanen, wie ihr Vater, als daß er sie bestrafte, wie ihr Richter.«

2. Philipp, König von Macedonien, ward von den Peloponnesern bei den olympischen Spielen öffentlich beschimpft. Alle Hofleute riethen ihm, sie zu bestrafen. »Nein,« erwiederte der König, »sie beleidigen mich, nachdem ich ihnen so viel Gutes gethan, was würden sie nicht erst thun, wenn ich ihnen etwas Uebles zufügen wollte!«

3. Als der König von Schweden, Gustav Adolph (starb 1632), Riga belagerte, ward er von dem Magistrate schimpflich behandelt. Als er die Stadt eingenommen hatte, sagte er großmüthig zu den Abgeordneten desselben: »Ich vergesse Euer unanständiges Betragen gegen mich; Ihr habt vielleicht aus einer guten Absicht gehandelt. Auch will ich aller ungeziemenden und beleidigenden Reden, die von Uebelgesinnten wider mich ausgestreut worden, um mich den Einwohnern von Riga verhaßt zu machen, nicht mehr gedenken. Es ist unter meiner Würde, nach den Urhebern derselben zu fragen.«

4. Die Regierung einer preußischen Provinz hatte zur Zeit Friedrichs des Großen einen unruhigen Bürger zur ewigen Gefangenschaft verurtheilt, weil er Gott, den König und die Regierung gelästert habe.« — Der König schrieb unter das Urtheil: »Gott wird es ihm vergeben, ich vergebe es ihm auch; weil er sich aber an meiner Regierung vergriffen, so soll er drei Jahr auf die Festung nach Spandau.«

5. Ludwig XII., König von Frankreich (starb 1515), hatte sich, ehe er zur Regierung kam, ein Verzeichniß von allen Höflingen und Dienern seines Vorgängers Karl VIII. geben lassen, und die Namen seiner heftigsten Gegner, welche am meisten Schuld an seiner Gefangennehmung unter der vorigen Regierung waren, mit einem Kreuz bezeichnet. Dies war bekannt geworden, und man vermuthete allgemein, daß er sich rächen würde. Als er den Thron bestieg (1498), entfernten sich daher viele vom Hofe. Ludwig rief sie sogleich zurück, verwies ihnen ihre Furcht, und sagte zu ihnen: »Das Kreuz, das ich bei den meisten Namen gesetzt habe, soll Euch

nicht meine Rache, sondern, wie das Kreuz des Heilandes, Vergebung und Vergessenheit der Beleidigungen ankündigen!«

6. Herzog Otto von Kärnthen war in beständigen Fehden mit Ulrich von Heimburg verwickelt. Um seinen Verwüstungen Grenzen zu setzen, hatte der Herzog einen seiner tapfersten Ritter, Rambrecht von Glanegg, zum Befehlshaber der Stadt Völkermarkt ernannt. Dieser hatte nun fast tägliche Gefechte mit den Heimburgern. Als er sich einst unbehutsamer Weise zu weit vor gewagt hatte, empfing er von hinten mit einem Speer eine schwere Wunde, so daß er augenblicklich vom Pferde stürzte. Im ersten Schmerz rief er aus: »Diese Wunde hat mir kein Feind, sondern einer der Meinigen versetzt!« Die Umstehenden, die von Begierde brannten, den Fall ihres tapfern Anführers zu rächen, drangen in ihn, den Thäter zu nennen. »Das wolle Gott verhüten,« antwortete der edle Ritter, »daß ich Sterbender noch Jemanden schädlich seyn solle. Ich verzeihe meinem Mörder, so wie ich wünsche, daß Gott mir verzeihen möge.« Mit diesen Worten gab er seinen Geist auf.

7. Constantia, Gemahlin Peters III., Königs von Aragonien, verurtheilte Karl, Prinzen von Salern, zum Tode, um den Tod Conrads von Schwaben zu rächen. Sie schickte darauf an einem Freitage früh hin, und ließ ihm sagen: »Er solle an seine Seele denken, denn er wäre verurtheilt, auf eben die Art zu sterben, als Conrad sey umgebracht worden.« Mit vieler Entschlossenheit antwortete dieser Prinz: »Der Tod würde ihm um desto leichter werden, weil er gerade an dem Tage der Woche, da Christus gestorben, sterben sollte.« Sobald die Königin diese Antwort hörte, sagte sie: »Weil der Prinz von Salern dieses Tages wegen so gern stirbt, so will ich ihm auch verzeihen aus Liebe gegen denjenigen, der an diesem Tage gestorben ist, um uns zu erlösen.« — In dem Augenblicke befahl sie, ihm zu melden, daß sie ihm das Leben geschenkt habe.

8. Als Karl III., König von Spanien, auf dem Sterbebette lag (1788) und das heilige Abendmahl empfangen hatte, wurde er von dem Patriarchen von Indien gefragt, ob

er seinen Feinden verzeihe. Der sterbende Monarch gab hierauf die schöne Antwort: »Also hätte ich bis auf diesen Augenblick warten sollen, um ihnen zu verzeihen? Ich habe ihnen allen gleich damals vergeben, als sie mich beleidigten.«

Wie kannst du von der Gottheit flehen: Vater,
Vergieb mir meine Schuld!« wenn doch dein Herz
Dir saget, daß du nicht vergiebst, und gern
Mit Nachsicht trägest andrer Brüder Schwächen?

Gern vergeben
Macht das Leben
Segensreich.
Wer so handelt,
O, der wandelt
Engeln gleich.

Versöhne dich mit denen, die du beleidigt hast.

Sir. 28, 6. Gedenke an das Ende und laß die Feindschaft fahren.

Eph. 4, 26. Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen.

Matth. 5, 23. 24. Darum, wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda eindenken, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe.

Sir. 28, 10. Laß ab vom Hader, so bleiben viele Sünden nach.

2 Cor. 13, 11. Seyd friedsam, so wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch seyn.

Röm. 12, 18. Ist es möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede.

1. Heinrich IV., König von Frankreich, sagte einst zu einem braven Offiziere seines Heeres, dem Herrn von Schomberg, in der Uebereilung ein paar Worte, wodurch sich derselbe sehr gekränkt fühlte. Einige Tage darauf sollte die Schlacht bei Ivry geliefert werden. Heinrich sah den Herrn von Schomberg, rief ihn zu sich, und sagte zu ihm, in Gegenwart der vornehmsten Generale: »Herr von Schomberg! Ich habe Sie beleidigt. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Lebens; ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit mir ins Grab nehmen. Ich kenne Ihre

Tapferkeit und Ihre Verdienste, und bitte Sie recht herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme!« — »Es ist wahr,« antwortete gerührt der Herr von Schomberg, »Sie haben mein Herz vor einigen Tagen tief verwundet, denn es ist sehr schmerzhaft, sich von einem verehrungswürdigen Könige verkannt zu sehen. Aber Ihre heutige Güte wird mir das Leben kosten; ich kenne in diesem Leben keine größere Freude, als in dem Dienste eines solchen Königs mein Leben aufzuopfern.« — Der brave Mann hatte wahr geredet; denn er focht mit beispielloser Tapferkeit jedes Mal da, wo die Gefahr am größten war.

2. In der Schlacht bei Rentin, im Jahre 1554, wo der Herzog von Guise Wunder der Tapferkeit that, ging einer von seinen Offizieren, Saintfal, zu hitzig auf den Feind los. Der Herzog gab ihm in der Uebereilung einen Hieb über den Kopf, und rief: er sollte halten. — Man sagte ihm nach der Schlacht, daß Saintfal beleidigt wäre, und beschlossen habe, ihn zu verlassen. Der Herzog, den dies schmerzte, trat im Zelte des Königs und in Gegenwart aller Offiziere zu ihm, und sagte: »Mein Herr de Saintfal, Sie halten sich wegen des Schlages, den ich Ihnen, als Sie zu hitzig anrückten, gab, für beleidigt. Aber es ist weit besser, daß ich Sie geschlagen habe, um Sie in einem Gefechte aufzuhalten, in welches Sie mit allzugroßer Hitze eilten, als wenn ich Sie auf so eine Art hätte antreiben, und Ihnen damit Ihre Feigheit vorwerfen müssen. Ich denke immer, wenn man es genau untersucht, daß dieser Schlag mehr zu Ihrem Ruhme, als zu Ihrer Beschimpfung gereicht. Die Herren Offiziere, die hier gegenwärtig sind, mögen Richter in der Sache seyn. Lassen Sie uns deswegen Freunde bleiben, wie wir es bisher gewesen sind.«

3. Der Herzog von B... hatte einem Lieutenant seiner Garde bei der Parade in der Hitze einen sehr bedeutenden Verweis gegeben. Der Offizier bat daher am folgenden Morgen um seinen Abschied. Der Herzog ließ antworten: er werde ihn noch erst bei der Parade sehen. Der Offizier erschien. Das Regiment stand unter dem Gewehr, als auf einmal der

Herzog auf den Lieutenant zuging, ihn umarmte, und zu ihm sagte: »Herr Kapitain, können Sie mir verzeihen, daß ich Sie gestern so beleidigt habe?«

4. Als der Prinz von Wallis und der Prinz von Osnabrück, die beiden Brüder, mit dem Federballe spielten, stieß ein königlicher Lakai, der nichts von der Belustigung der Prinzen wußte, jählings die Thür auf, so daß der Prinz von Osnabrück, der eben im Begriffe zu schlagen war, den Ball verfehlte, und das Spiel gegen den Kronprinzen verlor. Da dieser merkte, daß sein Bruder über den Zufall verdrießlich war, hob er seine Peitsche auf und gab dem Menschen im Scherz einen Streich. Als aber dieser über die Züchtigung ungehalten aussah, und in seinen Blicken merken ließ, daß es ihn verdroß, ging der Prinz gleich in sich, und sagte zu seinem Bruder: »Meine Liebe für Dich hat mich zu einer unüberlegten Handlung gegen diesen Mann gebracht, dessen Stand ihn schweigen heißt; wir müssen das ihm zugefügte Unrecht wieder gut machen, und immer eingedenk bleiben, daß, so hoch auch unser Stand ist, er doch so wenig, als er uns berechtigt, Uebles zu thun, uns lossspricht, Uebel wieder gut zu machen, wenn wir so weit uns vergessen haben, dergleichen zu thun.« — Wenige Tage darauf ward ein Dekret zu einer einträglichen Stelle bei des Prinzen Hofstaate, von dem Könige unterzeichnet, auf inständiges Anhalten des Kronprinzen an den Lakaien geschickt, der wegen des empfangenen Hiebes sich nun für hinlänglich gerechtfertigt fand.

5. Der König von Schweden, Gustav Adolph (starb 1632), entrüstete sich einmal sehr gegen den Obersten Scaton, und gab ihm, da er sich entschuldigen wollte, einen derben Schlag ins Gesicht. Die Züchtigung war hart, und um so viel schimpflicher, weil es nicht möglich war, Genugthuung zu fordern. Scaton verlangte daher sogleich seinen Abschied, und erhielt ihn. Gustav dachte hernach mit kaltem Blute dem Vorfalle nach, und sah ein, daß er einem brauchbaren Manne Unrecht gethan habe. Er schickte sogleich zu ihm, fand ihn aber nicht, und Gustav erfuhr, daß Scaton nach Däne-

nemark abgereis't sey, und daselbst, allem Vermuthen nach, Dienste nehmen werde. Der König setzte sich den Augenblick zu Pferde, und eilte, blos von ein paar Bedienten begleitet, gegen die Grenze, welche Schweden und Dänemark scheidet. Kaum war er daselbst angelangt, als er den Scaton kommen sah. Sogleich ging er auf ihn zu, und sagte: »Herr Oberster, Sie sind beleidigt, und ich bin es, der Sie beleidigt hat. Es thut mir leid, denn ich schätze Sie hoch. Ich bin hierher gekommen, Ihnen Genugthuung zu geben. Außer den Grenzen meines Reiches sind Scaton und Gustav jetzt einander gleich. Hier sind zwei Pistolen und zwei Degen. Rächen Sie sich, wenn Sie können!« — Scaton, der durch die Großmuth des Königs in Verwunderung gesetzt war, fiel ihm zu Füßen, dankte für alle Genugthuung, die er ihm jetzt geben wolle, und bat nur um die Erlaubniß, in seinem Dienste zu sterben. Gustav umarmte ihn, und sie kehrten mit einander nach Stockholm zurück, wo der König selbst dem ganzen Hofe erzählte, was zwischen ihnen vorgegangen sey.

6. John Bruen, ein Engländer, aus einer alten adligen Familie, besaß unter vielen Tugenden, die seine Seele zierten, vorzüglich Sanftmuth und Versöhnlichkeit. Einst ließ ihm einer seiner Nachbarn, der wegen einer geringen Ursache auf ihn zornig war, sagen: es sollte weder Er, noch irgend Jemand von den Seinigen sich unterstehen, auf seinen Grund und Boden zu kommen. Bruen gab dem Bedienten zur Antwort: »Sagt Eurem Herrn wieder, daß, wenn Er oder Jemand von den Seinigen auf meinen Grund und Boden kommen wird, es mir lieb seyn soll; will er aber gar in mein Haus kommen, so soll es mir noch lieber seyn.« — Diese freundliche Antwort rührte den feindseligen Nachbar; er kam, bot Bruen seine Hand, und ward einer von dessen aufrichtigsten Freunden.

Sollte ich mit Brüdern mich entzweien,
Weil sie, mir gleich, unvollkommen sind?
Sollte ich des Nächsten Splitter sehen,
Und für meinen Balken wär' ich blind?

Richtet nicht! O diese hohe Lehre —
Wohl dem Menschen, der sie nie vergißt,
Und der in der großen Welt der Schwachen
Weislich glaubt, daß er kein Engel ist!

Hand in Hand durch's Pilgerleben
Wollen wir zum Ziele gehn;
Nachsichtsvoll und schonend streben,
Brüderlich uns beizustehn.
Gönn' uns immer dein Geleit
Himmelstochter, Einigkeit!

Sey großmüthig gegen deine Feinde und Widersacher.

Spr. Sal. 20, 22. Sprich nicht: Ich will Böses vergelten! Harre des Herrn, der wird dir helfen.

1 Joh. 3, 15. Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger.

Spr. Sal. 24, 17. Freue dich des Falls deines Feindes nicht, und dein Herz sey nicht froh über sein Unglück.

Obadja 1, 12. Du sollst nicht deine Lust sehen an deinem Bruder zur Zeit seines Elends.

Spr. Sal. 24, 29. Sprich nicht: Wie man mir thut, so will ich wieder thun, und einem Jeglichen sein Werk vergelten.

Jac. 3, 13. Wer ist weise und klug unter euch? der erzeige mit seinem guten Wandel seine Werke in der Sanftmuth und Weisheit.

1. Cleomenes, ein spartanischer König, sagte oft: »Es ist königlich, seinen Freunden Gutes, und seinen Feinden Böses zu thun.« — »Noch viel königlicher ist es,« sagte Ariston, »seine Feinde sich zu Freunden zu machen.«

2. Als der römische Kaiser Augustus (starb im J. 14 n. Chr. Geb.) erfahren hatte, daß Cinna sich in eine Verschwörung wider ihn eingelassen habe, war er lange unentschlossen darüber, ob er den Weg der Milde und Verzeihung einschlagen, oder den Verräther bestrafen solle? Auf den Rath seiner Gemahlin Livia beschloß er endlich, noch einmal durch Großmuth den Cinna zu gewinnen zu suchen, nachdem er ihn schon früher als Feind wider sich gehabt, und seine Freundschaft nicht hatte erlangen können. Er ließ ihn also zu sich kommen, empfing ihn mit Auszeichnung und entdeckte ihm,

daß er von der ganzen Verschwörung unterrichtet sey. »Wornach trachtest Du?« fragte er ihn; »nach der höchsten Würde im Staate, die ich bekleide? Wenn es diese ist, die Du suchest, so will ich sie Dir abtreten. Wohlan,« fuhr Augustus fort, »ich schenke Dir als Verräther das Leben, wie ich es Dir schon einmal als Feind geschenkt habe; vom heutigen Tage an aber wollen wir Freunde seyn, wir wollen sehen, wer es von uns Beiden am redlichsten meine, ob ich, der ich Dir das Leben schenke, oder Du, der es von mir geschenkt bekommt.« — In der Folge überhäufte er den Cinna mit Ehrenbezeigungen, gab ihm das Konsulat, und machte ihm dabei freundschaftliche Vorwürfe, daß er dasselbe nicht bei ihm nachgesucht habe. Cinna konnte gegen so viele Großmuth nicht unempfindlich bleiben; er blieb des Kaisers Freund, und ernannte ihn in seinem Testamente zu seinem einzigen Erben.

3. Der römische Kaiser Titus Vespasianus (starb im J. 81 n. Chr. Geb.) war ein Fürst von ausgezeichneter Charaktergüte, Weisheit und Gerechtigkeitsliebe, der auch Beleidigungen mit seltener Großmuth zu verzeihen wußte. — Zwei vornehme junge Römer von Adel, Sextus und Lentulus, deren einer mit dem Kaiser aufgewachsen und erzogen war, verschworen sich wider ihn. Sie wollten zu einer bestimmten Zeit das Capitolium in Brand stecken, im Tumulte den Kaiser ermorden und sich der Regierung bemächtigen. Die Verrätherei wurde aber entdeckt, die Verschwornen in Verhaft genommen, ihres Verbrechens überführt und vom Senate zum Tode verdammt. Titus sollte nun das Urtheil unterschreiben. Er befahl, daß man die Schuldigen vor ihn bringen sollte. Sie erschienen mit tiefer Reue und nagender Todesfurcht, die auf ihren Gesichtern ausgedrückt waren. Der Kaiser entfernte durch einen Wink alle seine Bedienten, blieb mit den Verurtheilten allein, und anstatt sie mit harten Worten anzufahren, redete er mit väterlichem Ernste zu ihnen, und ermahnte sie, von ihrem gefährlichen Vorhaben abzustehen. »Was die oberste Gewalt betrifft,« sagte er unter andern, »so stehet es einzig und allein bei den Göttern, wem sie dieselbe bestimmt haben. Kann ich aber in diesem oder jenem Stücke etwas zur Befrie-

digung Eurer Wünsche beitragen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Euch zu willfahren.« — Nicht nur verzieh er diesen Treulosen ihre Undankbarkeit und Verrätherei, sondern er wußte auch seinen Feinden das Böse mit Gutem zu vergelten. Er schickte Eilboten zu der Mutter des Sextus, die sich vor Kummer an einem von Rom entfernten Orte aufhielt, und ließ sie in seinem Namen versichern, daß sie sich in Ansehung ihres Sohnes völlig beruhigen, und seines Lebens wegen ganz außer Sorgen seyn könne. Ja, Titus behielt die Schuldigen bei sich zur Tafel, und unterredete sich mit ihnen eben so vertraulich, wie er es vordem gegen sie zu thun gewohnt war.

4. Ein Corse ruhete mit zwei von seinen Verwandten bei einem Brunnen aus, als von ungefähr der, ihm allein bekannte, Mörder seines Sohnes auch dahin kam. Er redete ihn freundlich an, und nöthigte ihn, Theil an ihrem Mahl zu nehmen. Bei dieser Einladung, die der Andere für Falschheit hielt, erstarrte diesem das Blut in den Adern; da er aber nicht entfliehen konnte, so mußte er sie annehmen. Nach dem Essen schickte der Corse seine Verwandten fort, und blieb mit seinem Gaste allein. »Dein Leben,« sprach er, »ist in meiner Gewalt. Ich könnte es Dir nehmen, und den Tod meines Sohnes rächen. Es hat mir viel Thränen gekostet; allein ich will Alles vergessen, was ich durch Dich litt, nur versprich mir, auch Deine Feinde so zu behandeln, wie ich Dich behandle, und sey überzeugt, daß Verzeihen weit rühmlicher und süßer ist, als Rache üben.« Mit diesen Worten umarmte er ihn, der unbeweglich vor Bewunderung und Erstaunen dastand. — Als er wieder zu seinen Verwandten kam, sagte er: »Der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes; ich habe ihm verziehen und ihm sein Leben gelassen, das in meiner Hand war. Folgt meinem Beispiele und thut ihm nie etwas zu Leide, weil es mir die Freude vergällen würde, eine gute That vollbracht zu haben!«

5. Demetrius Poliorcetes (Städteeroberer), Sohn des Antigonus und König von Macedonien (starb 284 v. Chr. Geb.), hatte den Einwohnern von Athen, als er nach

dem Könige Cassander Statthalter daselbst war, viel Gutes erzeigt. Als dieser Prinz wider drei, gegen ihn verbündete, Fürsten in den Krieg zog, ließ er seine Gemahlin und seine Kinder bei den Athenern. Er verlor aber die Schlacht, und war gezwungen, zu entfliehen. Da glaubte er nun, daß er sich nur zu seinen Freunden, den Athenern, flüchten dürfe, um dort sichere Aufnahme zu finden. Allein diese Undankbaren weigerten sich, ihn aufzunehmen; ja, sie sendeten ihm sogar seine Gattin und seine Kinder zurück, unter dem Vorwande, daß sie in Athen nicht sicher genug seyn würden, indem die Feinde sie von dort leicht entführen könnten. — Einige Zeit nachher verbesserten sich wieder die Glücksumstände dieses Prinzen, der mit einem großen Heere heranzog, die Stadt Athen zu belagern. Die Athener, überzeugt, daß sie von dem Demetrius keine Verzeihung zu hoffen hätten, entschlossen sich, mit den Waffen in der Hand zu sterben, und gaben ein Urtheil, das denjenigen zum Tode verdammte, welcher vorschlagen würde, sich diesem Prinzen zu ergeben; allein sie überlegten nicht, daß beinahe kein Getreide in der Stadt war, und es ihnen gar bald an Brot gebrechen würde. In der That erklärten auch bald die Vernünftigsten, nachdem der Brotmangel überhand genommen, daß es besser sey, auf einmal durch das Racheschwert des Demetrius zu sterben, als langsam vor Hunger zu verschmachten. Sie öffneten ihm also die Thore der Stadt. Demetrius befahl, daß alle verheirathete Mannspersonen auf einem großen Platze versammelt werden sollten, den er mit Soldaten hatte umringen lassen, welche das bloße Schwert in der Hand hielten. Nun entstand ein großes Wehklagen in der Stadt. Die Weiber umarmten ihre Männer, die Kinder ihre Väter, und nahmen auf ewig Abschied von ihnen. Als die Männer alle auf dem bestimmten Platze versammelt waren, bestieg Demetrius einen erhabenen Ort, und verwies ihnen in den rührendsten Ausdrücken ihre Undankbarkeit. Sie aber blieben in einem tiefen Stillschweigen, und erwarteten jeden Augenblick, daß den Soldaten der Befehl würde gegeben werden, sie niederzuhauen. Wie sehr erstaunten sie daher, als der großmüthige Fürst seine Rede

also schloß: »Ich will Euch zeigen, wie sehr Ihr Euch gegen mich vergangen habt; denn es war kein Feind, dem Ihr den Beistand versagtet, nein, es war ein Fürst, der Euch liebte, der Euch noch Alle liebt, und der sich nur durch Verzeihung und durch Wohlthun an Euch rächen will. Kehrt nach Hause zurück; unterdessen, daß Ihr hier versammelt waret, haben meine Soldaten, auf meinen Befehl, Getreide und Brot in Eure Wohnungen gebracht.«

6. Adelstan wurde im Jahre 925, durch die freie Wahl des Volkes, auf den Thron von England erhoben, und erfüllte ganz die Hoffnungen, die man von ihm hatte. Er soll nie Blut vergossen haben, als das seiner Feinde, an der Spitze der Armeen und in gerechten Kriegen. Ein vornehmer Angelsachse, der sich in eine Verschwörung gegen ihn eingelassen hatte, aber entdeckt und überführt wurde, erhielt von ihm keine andere Bestrafung, als die der Verweisung. Die in Northumberland wohnenden Dänen, die sich von der englischen Oberherrschaft wieder frei machen wollten, wurden von ihm geschlagen. Die Ueberwundenen flohen nach Schottland, und reizten den König dieses Landes zu einem Kriege gegen England, wo er einen verheerenden Einfall that; allein er wurde ebenfalls, in den Ebenen von Bromfeld, gänzlich geschlagen und sein Land erobert. Adelstan, zufrieden, seine Treulosigkeit bestraft zu haben, gab ihm später sein Land zurück, und sagte großmüthig: »Es ist rühmlicher, Könige einzusetzen, als zu entthronen.« Eben so milde war er gegen die übrigen Urheber des Krieges.

7. Der Churfürst von Baiern, Max Emanuel, ging in dem Kriege wider Oesterreich (1703) auch auf Tyrol los. Er nahm in Eile die starken Festungen Rattenberg und Kufstein weg, kam bis nach Innsbruck, der Hauptstadt dieses Landes, und wollte nun weiter vorrücken. Aber auf einmal griffen die Bauern zum Gewehre, besetzten die engen Thäler, durch welche man ziehen mußte, und der Churfürst sah sich genöthigt, Tyrol wieder zu verlassen. Ueberall hatten sich die Bauern auf die Berge gelagert, und richteten viele hundert der flüchtenden Baiern zu Grunde; der Churfürst selbst

stand in Gefahr, auf dem Rückzuge das Leben zu verlieren. Graf Arco, ein getreuer Vasall, der bisher immer auf der linken Seite desselben geritten hatte, und die Gefahr seines Herrn erkannte, trat jetzt auf dessen rechte Seite, und wurde nun von den Bauern für den Churfürsten gehalten. Bald traf ihn auch ein Schuß, der ihn an der Seite seines Fürsten darnieder streckte. Durch seinen Tod wurde Emanuels Leben erhalten. — Nach eingetretenem Frieden kam der Tyroler Handel, Arco's Mörder, nach München, in der Meinung, daß ihn da Niemand kennen würde; er wurde aber doch verrathen, und seine Gegenwart dem Churfürsten gemeldet. Emanuel, anstatt sich zu rächen, schickte ihm zwölf baiersche Thaler, und ließ ihm großmüthig sagen: Er möchte sich in aller Stille aus der Stadt machen, denn er könnte ihm für sein Leben nicht gut stehen, wenn die Bürger seinen Aufenthalt erführen. — So rettete der edelmüthige Fürst dem das Leben, der es ihm hatte rauben wollen.

8. Als der männliche Stamm der Karolinger in Deutschland ausgestorben war, wollte man einen König deutscher Nation, und suchte einen Prinzen, des Thrones würdig. Alle Großen des Reichs wählten den wackern Sachsenherzog, Otto den Erlauchten; er aber lehnte diese Würde seines hohen Alters wegen ab. Man gab ihm hierauf die Vollmacht, einen zu ernennen, den er selbst der Krone am würdigsten hielte, und er ernannte — seinen Feind, den Herzog Konrad von Franken (im Jahre 911). Konrad, den Otto's Großmuth rührte, machte ihn zu seinem weisen und treuen Berather fast in allen Geschäften des Reiches; und so wie Otto gegen ihn großmüthig gewesen war, so war nun Konrad es auch, aus Liebe zum Vaterlande, gegen den Sohn desselben, Herzog Heinrich von Sachsen, der sich beständig als ein Feind gegen ihn bewiesen hatte. Konrad empfahl ihn zu seinem Nachfolger. »Er ist,« sagte er, »ein kluger und tapferer Prinz, und vermögend, die Hoheit und Macht des Reiches mit Nachdruck zu behaupten.«

9. Der Künstler Bouchardon in Paris erhielt den Auftrag, eine Bildsäule des Königs von Dänemark, Friedrich

des Fünften (starb 1766), zu verfertigen. Bouchardon gab zur Antwort: »Ich habe mein Tagewerk vollbracht; aber ich empfehle Saly, einen jungen Künstler, der es nicht schlechter machen wird, als ich.« Und Saly war — sein erklärter Feind.

10. Im Jahre 1318 belagerte Herzog Leopold von Oesterreich die Stadt Solothurn, welche es mit Ludwig von Baiern gegen Friedrich den Schönen von Oesterreich hielt. Leopold hatte eine Brücke über den Fluß Aar schlagen lassen. Plötzlich schwoll die Aar an, und ein heranstürzendes Waldwasser schlug mit so schrecklichem Gebrause gegen die Brücke, daß diese einbrach, und alle darauf befindlichen Soldaten ins Wasser stürzten. Die Belagerten erblickten den Jammer von ferne; sie vergaßen in diesem Augenblicke, daß es ihre Feinde waren, die in Gefahr standen, zu Grunde zu gehen, eilten alsbald zur Stadt hinaus, reichten ihnen ihre umgekehrten Spieße dar, zogen Einen nach dem Andern aus der Fluth heraus, und ließen sie dann wieder frei abziehen. — Der Herzog, gerührt von der Großmuth derer, über die er die Drangsale des Krieges gebracht hatte, machte sich auf, nahm dreißig vornehme Ritter zu sich, und begehrte, in die Stadt eingelassen zu werden. Man öffnete ihm das Thor. Leopold dankte den Solothurnern für die Rettung seiner Krieger, erklärte sich durch ihre edlen Gesinnungen für überwunden, und hob die Belagerung auf.

Erhab'ne Seelen ehren auch ihres Feindes Werth,
Von seinem Haupte wehren sie selbst der Rache Schwert;
Zwar ihre Unschuld schirmen sie kühn mit festem Muth,
Doch in Verfolgungsstürmen wallt heißer nicht ihr Blut.
Gott über alle Welten, Gott führt die Wag' allein:
Er möge einst vergelten; ihr Rächen heißt — Verzeih'n!

O Großmuth! wenn doch Alle wüßten,
Mit deinen Waffen sich zu rüsten,
Wie selig wäre dann die Welt!
O Herzen, willig zum Vergeben,
So hoch kann euch kein Thron erheben,
Als euch der Ruhm der Großmuth stellt!

Räche dich nicht.

3 Mos. 19, 18. Du sollst nicht rachgierig seyn, noch Zorn halten.

Sir. 10, 6. Räche nicht genau alle Missethat, und kühle dein Müthlein nicht, wenn du strafen sollst.

Pred. Sal. 10, 4. Laß dich nicht entrüsten, denn Nachlassen stillet großes Unglück.

Gal. 5, 15. So ihr euch unter einander beißet und fresset, so sehet zu, daß ihr nicht unter einander verzehret werdet.

Sir. 28, 1. Wer sich rächet, an dem wird sich der Herr wieder rächen, und wird ihm seine Sünde auch behalten.

Röm. 12, 19. Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn, denn es stehet geschrieben: »Die Rache ist mein!« spricht der Herr.

1. Euklid, ein Schüler des Sokrates, hörte einst seinen Bruder sagen: »Ich will des Todes seyn, wenn ich mich nicht an Dir räche?« — »Und ich,« erwiederte er, »will des Todes seyn, wenn ich es nicht dahin bringe, daß Du Deine Erbitterung fahren lassen, und mich lieben mußt, wie vorher!«

2. Der Günstling eines Sultans warf mit einem Stein nach einem Derwisch, der ihn um ein Almosen bat. Der beleidigte Geistliche unterstand sich nichts zu sagen, doch nahm er den Stein auf, bewahrte ihn, und tröstete sich mit der Hoffnung, daß über kurz oder lang die Zeit kommen würde, wo er ohne Gefahr den in Ungnade gefallenen Günstling wieder werfen könnte. Nach einem langen Zeitverlaufe erfuhr er, daß der Günstling beim Sultan in Ungnade gefallen, und auf dessen Befehl auf einem Kameel zur öffentlichen Schande herumgeführt würde. — Kaum hatte der Derwisch dies vernommen, so suchte er seinen Stein auf, warf ihn jedoch, nach einigem Bedenken, ins Wasser, und sagte: »Ich sehe ein, daß man sich nicht rächen darf. Ist unser Feind mächtig, so begeht man eine Unvorsichtigkeit und Thorheit; ist er im Elende, dann macht man sich einer Niederträchtigkeit schuldig.«

3. Als dem Könige von Frankreich, Philipp dem Schönen (starb 1314), angerathen ward, den Bischof von Pamiers, der am meisten an den Streitigkeiten zwischen dem Könige und dem Papste Bonifacius VIII. beigetragen hatte,

zu strafen, und sich an ihm zu rächen, so antwortete er: »Ich kann es thun; aber es ist schön, etwas können, und es doch nicht thun!«

4. Dem berühmten italienischen Dichter Torquato Tasso (starb 1595) gab Jemand zu erkennen, daß sich ihm eine günstige Gelegenheit darbiete, sich an einem Menschen zu rächen, der ihn sehr beleidigt hatte. »Bewahre, keine Rache!« erwiederte Tasso. »Was ich ihm etwa nehmen möchte, wäre sein böser Wille. Sein Vermögen und seine Ehre mag ich nicht, noch weniger aber sein Leben!«

5. Als der athenienſische Feldherr Phocion (um 350 v. Chr.), einer der tugendhaftesten Männer des Alterthums, ungerechter Weise angeklagt und zum Tode verurtheilt worden war, fragte man ihn: ob er nicht noch etwas seinem Sohne, der gegenwärtig war, zu sagen habe. Er wandte sich hierauf an seinen Sohn mit den Worten: »Mein Sohn, ich befehle Dir, ja ich bitte Dich, daß Du Dich nie an den Athenienſern wegen ihres ungerechten Verfahrens gegen mich rächest!«

6. Als Heinrich der Vierte, König von Frankreich (starb 1610), nach langem Kampfe den französischen Thron bestiegen hatte, gab man ihm einst den Rath, einige Städte der Gegenpartei, die ihm hartnäckigen Widerstand geleistet hatten, mit Strenge zu behandeln, um sie zu strafen; allein der König antwortete: »Das Vergnügen, das man bei der Rache empfindet, dauert nur einen Augenblick, das Vergnügen der Milde und Verzeihung aber währt immer fort.«

7. Vor einem Richter in einer deutschen Stadt geriethen zwei Bürger in einen rechtlichen Streit, davon der Eine des Richters größter Feind war, und ihm die ärgsten Beleidigungen zugefügt hatte. Der rechtschaffene Mann sah, daß das Recht auf der Seite dieses seines Feindes sey, und — anstatt sich zu rächen, entschied er den Streit zu seinem Vortheile.

8. Toussaint l'Ouvertüre, einer der merkwürdigsten Neger, der auf St. Domingo als Heerführer seiner Landsleute für die Rechte der Menschheit stritt (starb 1802), besaß auch ein dankbares und für die Tugend empfängliches Herz. — Bald nach der Ankunft des Generals Maitland auf der In-

sel St. Domingo waren vier Franzosen, die einen schwarzen Verrath gegen ihn angesponnen hatten, wieder in seine Gewalt gekommen. Anstatt nun an diesen Verräthern eine blutige Rache zu nehmen, führte er sie Sonntags Vormittags in die Kirche, wo er fortan, als der Prediger den Spruch aus der heiligen Schrift vorlas: »Vergebet, so wird auch Euch vergeben!« mit ihnen an den Altar trat, und ihnen die Verzeihung schenkte, deren wir Alle von Gott bedürfen, sie aber dringend und herzlich ermahnte, in sich zu gehen und ihr Leben zu bessern.

Sich nicht rächen, auch dann nicht, wenn Rache Gerechtigkeit wäre,
Das ist edel. Erhaben ist's, den Beleidiger lieben;
Ihn in der Noth mit verborgener Wohlthat laben, ist himmlisch.

Verbitt're dir dein Leben nicht,
O Mensch, durch eig'ne Rache!
Vergeben ist des Menschen Pflicht,
Vergelten Gottes Sache.
Die Sanftmuth, die sein Wort gebeut,
Liebt, duldet, segnet und erfreut.

Vergilt das Böse mit Gutem.

Röm. 12, 21. Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

1 Thess. 5, 15. Sehet zu, daß Niemand Böses mit Bösem Jemand vergelte, sondern allezeit jaget dem Guten nach, beides unter einander und gegen Jedermann.

Spr. Sal. 11, 27. Wer da Gutes sucht, dem widerfährt Gutes.

1 Petr. 3, 9. Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort; sondern dagegen segnet und wisset, daß ihr dazu berufen seyd, daß ihr den Segen beerbet.

Matth. 5, 44. 45. Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen: auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel. Denn er lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Röm. 12, 20. So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das thust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln.

1. Als Alexander der Große, König von Macedonien, erfuhr, daß verschiedene seiner Generale sehr unzufrieden auf ihn wären, murreten und übel von ihm redeten, sagte er: »Es ist königlich, Andern Gutes zu thun, und sich Böses nachreden zu lassen.«

2. Der arabische Philosoph Averroes (starb 1206 n. Chr. Geb.) bekam zu einer Zeit, als er sehr großmüthig geholfen hatte, von seinen Freunden bittere Vorwürfe darüber, daß er Leute unterstütze, von denen er doch wisse, daß sie ihn auf das Höchste haßten; da gab er folgende echt christliche Antwort: »Verwandten und Freunden helfen ist noch keine Tugend; Tugend ist, seinen ärgsten Widersachern helfen. Auch sehe ich, daß ich dabei gar nicht zu kurz komme; schon manchen Feind schuf ich dadurch zum Freunde für mich um.«

3. Als Julius Cäsar, dieser als Feldherr und Geschichtsschreiber ausgezeichnete Römer (starb 44 v. Chr. Geb.), seine Feinde besiegt hatte, erklärte er, daß die angenehmste Folge seiner Siege diese sey: »daß er Gelegenheit erhalte, für die Erhaltung des Lebens derjenigen zu sorgen, die den Wunsch zu erkennen gegeben, ihm das seinige zu rauben.«

4. Als der Graf Ernst von Mansfeld, im Jahre 1618, in die Pfalz einfiel und die Baiern schlug, erfuhr er, daß einer seiner Offiziere, Namens Cazel, die Plane seiner Unternehmungen den österreichischen Generalen verrathe. Ohne hierüber einige Empfindlichkeit blicken zu lassen, ließ er dem Verräther dreihundert Thaler auszahlen, und schickte ihn mit einem Schreiben an den Grafen von Bucquoi, folgenden Inhalts: »Da Cazel ein getreuerer Diener von Ihnen ist, als von mir, so schicke ich Ihnen denselben zu, damit Sie seine Dienste nutzen können.« — Als eben dieser Graf zu einer andern Zeit erfuhr, man habe seinen Apotheker bestochen, ihn zu vergiften, gab er diesem eine Summe Geldes, damit er nicht mehr durch Armuth verleitet werden möchte, sich zu Verbrechen brauchen zu lassen.

5. Vor mehrern Jahren schlug sich ein französischer Offizier der Kavallerie mit einem Offizier der Infanterie. Ob-

gleich der Erstere von Letzterem einen tödtlichen Stich erhielt, so begnügte er sich doch blos damit, seinen Gegner zu entwaffnen. »Da,« sagte er, indem er den Degen aufnahm, ihn seinem Mörder wiedergab, und todt zu dessen Füßen niedersank: »da, empfange von mir, was Du mir genommen — das Leben.«

6. Malesherbe, Staatsminister Ludwigs **XVI.** von Frankreich, ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mann (starb **1793**), war auch ein großer Naturforscher, und durchreisete, um seine Kenntnisse zu vermehren, nicht nur Frankreich, sondern auch die Pyrenäen und die Schweiz. Bei einer dieser wissenschaftlichen Wanderungen, die er als schlichter Privatmann unter dem angenommenen Namen Guillaume machte, hatte er sich einst in Frankreich verirrt; er entdeckte endlich ein Dörfchen, pochte an die Thür des Pfarrers, und bat um ein Nachtlager. Der Pfarrer, dem der fremde Gast ungelegen kam, wies ihn in die Scheune. Malesherbes legte sich wohlgemuth auf weiches Stroh nieder, und schlief vortrefflich. Am folgenden Morgen ließ er an seinen Wirth folgendes Zettelchen zurück: »Lamoignon Malesherbes bittet den Herrn Pfarrer, den wärmsten Dank für den ihm gewährten Zufluchtsort anzunehmen. Nie wird er dessen Gastfreiheit vergessen, und um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen, hat er den Minister um die erste erledigte gute Pfründe für ihn ersucht.« — Der Pfarrer erstarrte fast vor Schreck und Beschämung. Der Minister Malesherbes erfüllte aber bald die ihm gegebene Versicherung; der Pfarrer erhielt wirklich die bessere Pfründe, doch fühlte er es noch lange, daß glühende Kohlen auf sein Haupt gesammelt worden waren.

7. Der Metzger Schnell aus Kassel ging eines Tages über Land, um Vieh einzukaufen. Unterwegs begegnete ihm ein Mann, der ihn um ein Almosen bittet. Schnell wendet sich um, damit jener nicht das viele Geld sehen möchte, das er bei sich hatte, und sucht etliche Stücke hervor. Plötzlich aber schlug ihn der vermeinte Bettler mit einem knotigen Stocke so heftig auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden stürzte. Als der Thäter hierauf sich über ihn hermachen

und ihm das Geld abnehmen will, fallen die beiden Hunde, welche der Metzger bei sich hatte, wüthend über ihn her, und zerren ihn, übel zugerichtet, in einen nahen Sumpf. Nun kehren sie zu ihrem Herrn zurück, und belecken ihm das Gesicht so lange, bis er aus der Ohnmacht wieder erwacht. Nachdem er völlig zum Bewußtseyn gekommen, sein Geld noch vorfindet, und seinen Weg fortsetzen will, hört er in der Nähe ein ängstliches Jammern. Er geht dem Laute nach, und sieht, daß seine Hunde sich wieder mit jenem Elenden herumzerren. Schnell springt in den Sumpf, jagt die Hunde fort, und zieht den übel zugerichteten Thäter aufs Trockene; alsdann erst fragt er ihn um die Ursache jener so mörderischen Begegnung. »Die äußerste Noth,« versetzte dieser, »welche mich zu dieser Handlung antrieb, hat keine Gesetze. Der mitleidigen Herzen giebt es wenige, und meistens werde ich mit Spott und Verachtung zurückgewiesen.« Der Metzger antwortete ihm: »Ich könnte Dich mit Recht dem Gerichte als einen Mörder überliefern, ich will es aber nicht thun. Da, nimm für die Wunden, welche Dir meine Hunde zugefügt haben, und gehe Deines Weges.« Mit diesen Worten gab Schnell seinem Mörder einige Thaler, und verließ ihn mit dem edlen Bewußtseyn, das Gebot erfüllt zu haben: »Thut wohl denen, die Euch beleidigen!«

8. Im Jahre 1789 starb zu Lobeda, einem bei Jena liegenden Städtchen, die Wittwe eines wohlhabenden Schlächters, Maria Herrmann. Ihr Haus und ihre Scheune waren so gelegen, daß zwischen beiden ein Stück vom Hofe des Nachbars war, weshalb sie ohne Unbequemlichkeit nicht aus dem Hause in die Scheune kommen konnte. Sie bot ihrem Nachbar für das Stückchen Hof etwas Ansehnliches, konnte es aber von ihm nicht erlangen. Nach der Zeit kam die Wirthschaft des Nachbars so sehr in Verfall, daß Haus und Hof von Obrigkeits wegen feil geboten werden mußten. Die Herrmann erstand nun Beides meistbietend, und vereinigte das ihr so nöthige Fleckchen Hof mit dem ihrigen. Das Haus nebst dem übrigen Hofe aber schenkte sie dem verarmten ungefälligen Nachbar, und half ihm dadurch wieder empor.

9. Der Herr von S... zu Rückershausen bei Neukirchen, im Churfürstenthum Hessen, hatte mit dem Bauer Dippel mehrere unangenehme Prozesse, und lebte in Feindschaft mit ihm. — Am 28. August 1815 ging Herr von S... mit seiner zweiten Tochter, welche sechs Jahr alt war, nach seinem Garten, um Bohnen zu pflücken. Das Kind trägt ein kleines Körbchen, um die Bohnen darin zu sammeln. Ihr Weg zum Garten führt über die Krempf, welche, durch den Regen angeschwollen, gerade da, wo Beide über sie auf einem schmalen Stege gehen müssen, eine tiefe Stelle hatte. Schon öfters war das Kind getrost über diesen Steg gegangen. Nun folgte es dem Vater nach; aber kaum war es an die gedachte Stelle gekommen, als es ins Wasser fällt. Der erschrockene Vater springt sogleich nach, um seine Tochter zu retten, findet sie aber nicht. Er selbst kommt in Gefahr, da das Wasser sehr tief ist, und ruft um Hülfe. Ehe man es noch erwarten konnte, eilt sogleich der Bauer Dippel, welcher den Angstruf vernommen, herbei, springt ungesäumt ins Wasser, rettet auf Verlangen des Vaters zuerst das Kind, und hilft dann auch dem Vater heraus. Dieser dankt innigst gerührt dem braven Dippel, mit der Versicherung, es nie zu vergessen, was er an ihm und seinem Kinde gethan habe, und schlägt sogleich alle mit ihm gehabten Streitigkeiten nieder.

10. Der Prediger Nardin zu Blamont, ein Mann von wahrer christlicher Rechtschaffenheit und Menschenliebe, war, wie bereits oben erzählt (S. 372), durch die Verleumdungen seiner Feinde, um sein Amt gebracht, jedoch kurze Zeit darauf wieder in dasselbe eingesetzt worden. Nun hatte der Intendant zu Besançon eine vakante Predigerstelle, zu welcher sich viele Candidaten gemeldet hatten, zu besetzen, und fragte Nardin um seine Meinung. Dieser empfahl ihm den Sohn eines seiner heftigsten Verfolger. »Was!« rief der Intendant: »Erinnern Sie sich nicht mehr an das Unrecht, das Ihnen sein Vater zugefügt hat?« Nardin gab hierauf die edle Antwort: »Ich muß es ja billig von meinem Meister gelernt haben, Böses mit Gutem zu vergelten, und für meine

Feinde zu beten.« — Der Candidat erhielt auf seine Empfehlung das Amt. Er kam, um dem Intendanten seinen Dank abzustatten, und bot ihm ein Geschenk zur Erkenntlichkeit an. Dieser schlug es aber aus, und sagte: »Der Dank und das Geschenk kommt nicht mir zu, sondern Nardin; gehen Sie zu ihm, und bringen Sie ihm Beides, denn ihm allein sind Sie es schuldig, daß Sie diese Stelle erhalten haben.«

Wahrlich! Böses mit Gutem vergelten,
Fordert Engelskraft,
Wenn mit Gutem Gutes vergelten
Wohl der Mensch noch schafft;
Aber Gutes mit Bösem vergelten,
War und ist in Himmel und Welten
Satans Eigenschaft!

Von nied'rer Rache rein,
Des Feindes Glücks sich freuen
Und seinem Pfade Blumen streuen,
Das heißt — Gott ähnlich seyn.

Hüte dich vor Undankbarkeit.

Sir. 29, 20. Vergiß nicht der Wohlthat deines Nächsten.

Sir. 12, 3. Den bösen Buben, die nicht danken für die Wohlthat, wird's nicht wohlgehen.

Sir. 29, 23. Ein Undankbarer läßt seinen Erlöser stecken.

Spr. Sal. 17, 13. Wer Gutes mit Bösem vergilt, von deß Hause wird Böses nicht lassen.

Sir. 29, 9. Mancher bezahlt den, der ihm Gutes thut, mit Fluchen und Schelten, und giebt ihm Schmähworte für Dank.

1. Der berühmte römische Redner Cicero (starb im J. 44 v. Chr. Geb.) hatte dem Papilius durch eine Vertheidigung vor Gericht das Leben gerettet, und ihn auf keine Weise beleidigt. Dennoch erbot er sich, diesen seinen, von Antonius, Lepidus und Octavianus in die Acht erklärten, Wohlthäter aufzusuchen und umzubringen. Er kam mit einigen Soldaten auf Cicero's Landgut, und da er ihn hier nicht fand, setzte er ihm nach, und holte ihn bald wieder ein. Cicero streckte seinen Kopf geduldig dem Undankbaren hin,

und

und dieser hieb ihm denselben nebst der rechten Hand ab; beide wurden an der öffentlichen Rednerbühne zu Rom aufgesteckt, wo seine Beredsamkeit die Zuhörer so oft zum Beifall hingerissen, und die — wie Livius sagt — nie eine menschliche Stimme erreicht hat.

2. Chauvelin, der im Jahre 1793 französischer Minister war, verlor seinen Vater am Schlagfluß, da er erst fünf Jahr alt war. Dies rührte den König Ludwig XVI. von Frankreich dergestalt, daß er ihm, um für das verwaiſete Kind eines ihm lieb gewesenen Dieners zu sorgen, die Stelle seines Vaters verlieh. Chauvelin hätte ihm dies mit treuer Anhänglichkeit lohnen sollen; aber er war undankbar genug, daß er ihn zur Zeit der Gefahr verließ, und zur Gegenpartei des Königs überging.

3. Der berühmte englische Philosoph Locke (starb 1704) war der Freund eines jungen Menschen, dem er viel Wohlthaten erwies. Dieser Undankbare stahl ihm heimlich eine Summe Geldes, und entfernte sich. Einige Zeit nachher ward ein Mensch bei ihm angemeldet, der in einem armseligen Zustande ihn zu sprechen verlange. Er ließ ihn hereinkommen; aber wie erschrak er, als er in ihm jenen seinen Freund erkannte, der jetzt kam, ihn um Hülfe und Vergebung zu bitten. Locke sah ihn eine Weile an, ohne ein Wort zu sprechen, nahm dann einen Bankozettel von 50 Pfund Sterling, gab ihm solchen, und sagte: »Ob ich Ihnen gleich Ihr Verfahren gegen mich aufrichtig verzeihe, so darf ich doch nicht Gelegenheit geben, daß Sie mich nochmals betrügen. Nehmen Sie diese Kleinigkeit, die ich Ihnen schenke — nicht als ein Zeichen meiner Ergebenheit gegen Sie, sondern, um Ihnen aus Ihrer gegenwärtigen Noth zu helfen, ohne daß ich mich erinnern wollte, wie wenig Sie es verdienen. Antworten Sie mir nicht; es ist mir unmöglich, Ihnen meine Hochachtung wieder zu schenken, und merken Sie sich, daß die Freundschaft, ist sie einmal verletzt, auch auf immer verloren ist!«

4. Ein französischer Soldat, der sich durch viele Beweise seiner Tapferkeit die Gunst seines Königs erworben hatte,

wurde einst in einem Sturme, wo das Schiff, auf welchem er war, scheiterte, entblößt, hülflos und beinahe todt an das Ufer geworfen. Ein rechtschaffener, menschenfreundlicher Landmann erbarmte sich seiner, trug ihn nach Hause, legte ihn in sein eigenes Bett, erwärmte ihn, brachte ihn wieder zum Leben, und gab ihm sechs Wochen lang Alles, was zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nöthig war. Der durch ihn vom Tode gerettete Soldat versicherte ihn seines herzlichsten Dankes, und versprach sogar, ihm von dem Könige, der ihn sehr schätze, eine reichliche Belohnung zu verschaffen. Nachdem er völlig wieder hergestellt war, verließ er seinen wohlthätigen Wirth, der ihm selbst noch Geld zu seiner Reise gab. — Als der Soldat vom Könige Audienz erhielt, erzählte er ihm sein Unglück, und der gütige König stellte ihm frei, sich eine Gnade von ihm auszubitten. Der Soldat, der das schöne königliche Pachtgut seines freundlichen Wohlthäters mit Neid und Mißgunst betrachtet hatte, bat den König, ihm diese Pachtung zu übergeben. Seine Bitte wurde auch gewährt, ohne zuvor Berichte über die nähern Verhältnisse einziehen zu lassen. Sobald der rechtschaffene Pachter hiervon Kunde erhielt, wandte er sich unmittelbar an den König selbst, und erzählte ihm in einem Schreiben offen und wahr den ganzen Zusammenhang der Sache. Der König, über die abscheuliche Undankbarkeit des Soldaten sehr erzürnt, nahm sogleich seinen Befehl zurück, und gab dem strafwürdigen Menschen sein ganzes Mißfallen über sein schändliches Verhalten zu erkennen.

5. Ein reicher Mann, der sich einige Zeit in Manheim aufhielt, fiel im Jahre 1781 durch Zufall bis an den Hals ins Wasser. Etliche brave Leute sprangen sogleich hinzu, und retteten ihn. Nun bat er inständigst, es möchte doch Jemand seinen Hut, der ihm vom Kopfe gefallen war, aus dem Wasser holen, er wolle gern erkenntlich dafür seyn. Ein Gärtnerbursche war bereit hierzu, ließ sich an Stricken ins Wasser und fing den Hut auf. Diesem gab er nun aus Erkenntlichkeit sechs Groschen, aber den Personen, die ihn gerettet hatten, dankte er nicht einmal! —

6. Ein preußischer Grenadier, Namens Hubert, lag im Jahre 1778 im Lazareth zu Neiße in Schlesien. Neben ihm lag ein Füsilier, dessen Frau nebst einem Kinde kurz zuvor gestorben war, und die ihm einen Sohn hinterlassen hatte. Der Füsilier starb im Lazareth, und sein Sohn, ein Knabe von zehn Jahren, war nun von aller Welt verlassen. Sein Schicksal ging dem braven Hubert nahe, und er versprach dem Knaben, wenn er Zutranen zu ihm haben werde, Vaterstelle bei ihm zu vertreten. Als er wieder genesen war, nahm er den Knaben mit nach Jägerndorf, wohin das Bataillon gegangen war. Hier kleidete und pflegte er ihn aufs Beste, und that mehr an dem Verwaiſ'ten, als tausend leibliche Eltern an ihren eigenen Kindern thun. Nachdem der Friede geschlossen war, brachte er ihn mit nach Berlin, schickte ihn in die Schule, und gab ihn, nach vollendeter Schulzeit, zu einem Flormacher in die Lehre. Hubert hatte selbst Kinder, aber nie fand man, daß er einen Unterschied zwischen diesen und dem angenommenen Sohne machte. Auch seine Frau behandelte den Knaben gleich liebreich, und sorgte so gut für ihn, als es ihre Umstände nur immer gestatteten. Aber der Knabe war nicht so dankbar, wie es seine Wohlthäter wohl hätten erwarten können. Er hatte nämlich begüterte Anverwandte in Schlesien, welche ihm sagen ließen, er möchte zu ihnen kommen. Da ein Lehrbursche beim Flormacherhandwerk schon einen kleinen Wochenlohn bekommt, so nahm Hubert denselben, um seinen Pflegesohn davon zu kleiden und zu beköstigen. Dieser fürchtete nun, Hubert möchte deswegen seiner Abreise Hindernisse in den Weg legen, und verließ daher seinen Wohlthäter heimlich, ohne ihm zuvor ein Wort von seinem Vorhaben gesagt zu haben. Erst, nachdem er bei seinen Anverwandten angekommen war, schrieb er ihm die Ursach seiner Entfernung. »Ich kann es ihm nicht verdenken,« sagte der gute Mann, mit dem Tone eines verkannten und gekränkten Herzens, »daß er zu seinen Verwandten gegangen ist. Er kann es dort besser haben, als bei mir; nur sagen hätte er mir's gekonnt, ich würde mich über sein Glück gefreut haben!« —

Thiere des Waldes beschämen euch selbst, ihr Ungeheuer von Menschen!
Stirbt doch der Hund für den Herrn, lecket ein Löwe die Hand
Des Wohlthäters; nur euch macht nicht empfangene Wohlthat Dankbar, und der Erguß herzlicher Liebe nicht sanft!

Wenn du in bittern Leidensstunden
Ein hülfreich Bruderherz gefunden,
O Mensch! dann übe treu die Pflicht
Des Danks, und lohn' mit Undank nicht!
Wer Liebe kann mit Haß belohnen,
In dem muß alles Böse wohnen.

Sey dankbar und erkenntlich.

1 Thess. 5, 18. Seyd dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes an euch.

Psalm 50, 23. Wer Dank opfert, preiset Gott.

Col. 4, 2. Haltet an am Gebet und wachet in demselben mit Danksagung.

Sir. 12, 1. Willst du Gutes thun, so siehe zu, wenn du es thust, so verdienest du Dank damit.

Col. 2, 7. Seyd fest im Glauben und in demselben reichlich dankbar.

Sir. 12, 2. Thue dem Frommen Gutes, so wird dir's reichlich vergolten, wo nicht von ihm, so geschieht es gewiß vom Herrn.

1. Der König Pyrrhus von Epirus (starb 272 v. Chr. Geb.) war gegen seine Freunde und Bedienten sehr gütig, und bereit, die ihm erwiesenen Dienste und Gefälligkeiten zu vergelten. Deswegen beklagte er den Tod des Aeropus, der ihm sehr nützlich gewesen war, ungemein. »Er hat zwar nur,« sagte Pyrrhus, »das allgemeine Schicksal erfahren, das den Menschen bevorsteht; aber ich bedauere es, daß er eher gestorben ist, als bis ich ihn für die mir geleisteten Dienste habe belohnen können. Man kann auch den Erben der Gläubiger Schulden bezahlen; allein es thut einem dankbaren Herzen wehe, wenn es erzeigte Gefälligkeiten nicht demjenigen selbst, von welchem es sie erhalten hat, wieder vergelten kann.« —

2. Erich der Aeltere, Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, war ein Liebling und Freund des Kaisers Maximi-

lian I., und leistete diesem wichtige Dienste. Ehe der Herzog noch zur Regierung kam, schlug er, als Oberbefehlshaber einer kaiserlichen Armee, die Türken. Nach seines Vaters, Herzogs Wilhelm des Jüngern, Tode, rief ihn der Kaiser Maximilian zu Hülfe, als er seinem Schwager, dem Herzog Albrecht von Baiern, gegen den Pfalzgrafen Ruprecht beistand. Im Jahre 1504 kam es bei Regensburg zu einer Hauptschlacht. Der Kaiser verlor sein Pferd, und kam in große Lebensgefahr. Aber Herzog Erich verließ ihn nicht, beschützte ihn gegen die auf ihn eindringenden Feinde, und verhalf ihm wieder zu einem Pferde. Er selbst ward darüber verwundet, schlug dessenungeachtet sich mit den Feinden herum, bis er vom Pferde sank, und unter den Erschlagenen und Verwundeten dalag. Hier würde er sich bald verblutet haben oder zertreten worden seyn, wenn nicht sein Diener, der große Hinz genannt, dem er die Sorge für seine Sicherheit und Erhaltung besonders aufgetragen hatte, ihn gesucht hätte. Er fand ihn endlich, hob ihn auf ein Pferd, und führte ihn weg. So rettete ein treuer Diener dem Herzoge das Leben, so wie dieser seinem Freund und Gönner, dem Kaiser, das seinige beschützt hatte. — Nach geendigter Schlacht konnte der Kaiser dem Herzog nicht genug danken; er schlug ihn zum Ritter, und verlangte, daß er künftig in seinem Wappen einen goldenen Stern, oben in dem Pfauenschwanze auf dem Helmzeichen, führen sollte; »denn,« sagte er, »Herzog Erich übertrifft an Tapferkeit und Verdiensten alle deutsche Fürsten so sehr, als der Morgenstern die andern Sterne an Glanz.« Seit dieser Zeit ist das Wappen der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg mit einem solchen Sterne geziert.

3. Als der Kaiser Rudolph von Habsburg (starb 1291) eine Zeit lang sein Hoflager zu Mainz hielt, kam ein Bürger von Zürich, Namens Jakob Müller, der in Geschäften nach Frankfurt reis'te, und den Kaiser auf dem Reichstage zu sehen wünschte, zu ihm. Der Kaiser, der eben einen Kreis von Großen des Reichs um sich hatte, empfing ihn herzlich wie einen Bruder, und stellte ihn diesen Fürsten

und Herren vor. Diese konnten es nicht begreifen, daß der Kaiser gegen einen so geringen Mann sich so herablasse. Da sagte der Kaiser: »Zu der Zeit, als wir der Zürcher Hauptmann waren, in dem Kriege mit Leuthold von Regensberg, hatten wir uns verritten, so daß die Mannschaft uns nicht mehr zu Hülfe kommen konnte; verwundet wurden wir von dem Pferde gestochen, und von Feinden umgeben, so daß man uns für todt hielt. Indessen kam dieser Bürger von Zürich, schlug die, so ob uns waren, mannlich in die Flucht, setzte uns auf sein eigen Pferd, und führte uns von den Feinden weg. Die Mannschaft war nach Zürich zurückgekehrt, und man glaubte deshalb nicht anders, als daß wir Beide verloren seyen. Wir sollen deswegen billig unser Leben lang die Züricher ehren und erhöhen; denn wir waren arm, und von dem von Regensberg fast ausgekriegt und verderbt; nichts desto weniger sind sie uns beigestanden, haben uns nicht verachtet, und sind eine Ursache aller Ehre und alles Glückes, das uns seither zugefallen ist, darum, was wir haben und sind, kommt uns von der Stadt Zürich her.« Dann schlug er den Müller in ihrer Gegenwart zum Ritter, und beschenkte ihn köstlich.

4. Thomas Wolsey hatte sich aus einem niedrigen Stande bis zu der hohen Stufe eines Ministers Heinrichs des Achten von England emporgeschwungen, dessen Günstling er war. Plötzlich aber fiel er bei dem, freilich sehr veränderlichen, Könige in Ungnade, wurde wegen mehrerer seiner Handlungen öffentlich angeklagt, und in sein Erzbisthum York verwiesen. Nun sah er sich von allen Großen des Reiches verlassen, und selbst vom Volke gehaßt. Fiz Williams war der Einzige, der die Dienste und Wohlthaten, die ihm Wolsey als Minister erwiesen hatte, nicht vergaß. Er nahm sich jetzt seiner an, vertheidigte seine Sache, und suchte die guten Eigenschaften und großen Talente des gefallenen Günstlings möglichst hervorzuheben; ja, er bot ihm sogar sein Landgut zum Aufenthalte an, und bat ihn, wenigstens auf einen Tag dahin zu kommen. Wolsey, erfreut über diesen Beweis von Dankbarkeit, der ihm in seiner jetzigen Lage um so theurer war, folgte der Einladung, und wurde von Fiz Williams

mit der größten Ehrerbietung empfangen. — Als der König hiervon Nachricht erhielt, ließ er den dankbaren Fiz Williams vor sich fordern, und fragte ihn mit drohender Miene und in einem zornigen Tone: wie er die Verwegenheit haben könne, einen Mann bei sich aufzunehmen, der sich der Verrätherei schuldig gemacht habe? — »Sire!« antwortete Williams: »Ich bin von der unterthänigsten Ehrerbietung gegen Ew. Majestät durchdrungen; ich bin weder ein schlechter Bürger, noch ein untreuer Unterthan; ich habe weder den in Ungnade gefallenen Minister, noch den Staatsverbrecher in meinem Hause aufgenommen; es ist mein alter, ehrwürdiger Herr und Beschützer, von dem ich das Glück und die Ruhe erhalten habe, die ich genieße: und diesen sollte ich in seinem Unglück verlassen, diesen großmüthigen Herrn, diesen freigebigen Wohlthäter? Ach, Sire, ich würde dann der allerundankbarste Mensch seyn!« — Heinrich, der sonst nicht immer sanft und nachgebend war, erstaunte und — bewunderte die dankbaren Gesinnungen Williams. Er schätzte ihn von diesem Augenblicke an sehr hoch, machte ihn auf der Stelle zum Ritter, und ernannte ihn, nach einiger Zeit, zu seinem Geheimen Rathe.

5. Zur Zeit eines furchtbaren Aufruhrs in Irland (1798) hielt sich Richard Edgeworth — Vater der berühmten Schriftstellerin Maria E. — daselbst auf, und bewohnte ein Landgut in der Grafschaft Longford. — Bei der großen Milde seines Herzens stimmte er anfangs nicht dafür, den Aufstand durch Waffen zu dämpfen, sondern rieth, so lange als möglich die Güte zu versuchen. Da aber die mehrsten seiner Nachbarn schon zur Schwerthülfe gegriffen hatten gegen die Rebellen, und da er einsah, daß auch er seinen Pächtern einen schnellen und kräftigen Schutz nicht länger vorenthalten dürfe, so errichtete er eine bewaffnete Schaar, und führte sie den Uebrigen zu. Seine Familie hatte er nach der Stadt Longford in Sicherheit gebracht. Nur die Hausverwalterin war noch auf dem Landgute geblieben, sollte aber des Abends auch nachfolgen. Doch unversehens drang ein Schwarm von Rebellen in das Dorf, und stürmte gegen das Thor des

Gutes an. Alles schien verloren, da Hülfe nicht zur Hand war. Plötzlich stellte sich der Anführer des wilden Schwarms mit einer Pike vor das Thor und schwur: »Eher lasse ich mein Leben auf dieser Stelle, als daß Jemand durch dieses Thor bricht, und in diesen Hof einen Fuß setzt. Die Haushälterin drinnen ist eine gute Frau. Sie hat mir einen großen Dienst erzeigt, obwohl ich weiter sie nicht kenne, und sie mich nicht kennt. Sie hat im vorigen Jahre meinem bedrängten Weibe die Pacht für einen Flachsacker vorgestreckt; dafür will ich jetzo mich als ihren dankbaren Freund beweisen!« — Der ehrliche Mann stand nun die ganze Nacht Schildwache vor dem Thor, und rief der bangen Frau drinnen wiederholentlich zu: »sie möge sich nicht fürchten, Niemand solle ihr oder den Ihrigen das mindeste Leid zufügen, oder über ihres Herrn Schwelle treten; kein Blatt solle angerührt werden!« — Er hielt Wort. Der Schwarm zog mit Huzza! vorüber, und so wurde das ganze Gehöft, durch die Dankbarkeit eines Einzelnen, gerettet.

6. In dem schlesischen Feldzuge 1741 fand ein preußischer Husar einen jungen österreichischen Offizier, der schwer verwundet war, und ihn inständig bat, seine Leiden zu enden, und ihm den Tod zu geben. »Nein, Bruder!« antwortete der Husar: »Ich trage Dich ins Lazareth, und Du wirst geheilt werden.« — Dies geschah, und der Offizier ward wirklich hergestellt. Er bietet seinem Retter Alles, was er hat; aber er kann ihn um keinen Preis bewegen, etwas weiter anzunehmen, als eine einzige Uhr, die der Husar zum Andenken behält. Nach erfolgtem Frieden wurde das Regiment, wobei der brave Husar diente, aufgelöst. Dieser ging nun nach Ungarn, und suchte als Stallmeister irgendwo unterzukommen. Er ward dem Fürsten Anton Esterhazy, der einen Bereiter brauchte, vorgestellt. Gleich beim ersten Anblick erinnert sich der Fürst, ihn schon gesehen zu haben, und erhält auf seine Frage: ob er nicht im schlesischen Kriege gedient habe? eine bejahende Antwort. »Habt Ihr nicht einem Offizier das Leben gerettet?« fragte er weiter. »Vielleicht wohl mehrern,« erwiedert der Husar; »ich erinnere mich aber nur eines einzi-

gen noch recht gut, von dem ich diese Uhr habe.« — »Ich bin es, der sie Euch gegeben hat!« ruft überrascht der Prinz aus: »Ihr seyd mein Retter, und von jetzt an mein erster Stallmeister und mein Freund!«

7. Der jetzige König von Preußen, Friedrich Wilhelm **III.**, war, als ein zehnjähriger Prinz, mit seinem Hofmeister zur Zeit der gewöhnlichen Revüe der Truppen zu Berlin, und besuchte bei dieser Gelegenheit auch das Lager vor dem Halleschen Thore. Er bemerkte hier einen schon ziemlich bejahrten Kavallerie-Offizier, dessen Physiognomie ihm gefiel, und mit dem er sich in ein Gespräch einließ. Als er erfuhr, daß er, seines Alters ungeachtet, doch erst Lieutenant sey, so äußerte er seine Verwunderung darüber, und der Offizier erzählte ihm, daß er während des siebenjährigen Krieges lange Zeit in Kriegsgefangenschaft gewesen, und daher von dem indessen vorgefallenen Vorrücken der Offiziere ausgeschlossen geblieben sey. Am folgenden Tage kam der Prinz wieder ins Lager, und suchte den Offizier auf. Er fing von Neuem ein Gespräch mit ihm an, und bat ihn, er möchte ihm doch zeigen, wie man ein Kavallerie-Pferd sattele. Der Offizier ließ sogleich sein Pferd vorführen, und zeigte dem Prinzen jedes einzelne Stück des ganzen Geschirrs, sagte ihm von jedem den Namen, und sattelte alsdann selbst das Pferd. — Als der Offizier wieder in seinem Standquartier angekommen war, ließ er ein kleines Pferd mit vollständigem Sattelzeug von einem Sattler verfertigen, und schickte es dem Prinzen, um sich daran im Satteln zu üben. Der Prinz hatte eine große Freude darüber, und selbst, als er schon erwachsen war, zeigte er denen, die zu ihm kamen, oft dieses Pferd noch mit sichtbarem Vergnügen. — Seit jener Zeit fragte Friedrich Wilhelm fleißig nach dem alten Lieutenant, der endlich Rittmeister geworden war, und erhielt immer das beste Zeugniß von seinem Wohlverhalten und seinen militairischen Kenntnissen. In den ersten Tagen, nachdem er die Regierung angetreten hatte, erinnerte er sich des Mannes, der ihm Unterricht ertheilt hatte. Sogleich schrieb er an ihn: »Ich freue mich, daß ich jetzt im Stande bin, gewisse Schulden abzutragen, die mich schon

lange drückten, und alte Verdienste zu belohnen.« Friedrich Wilhelm überschickte ihm dabei das Patent als Major und hundert Stück Friedrichsd'or zu einer Reise nach Berlin, indem er ihn selbst zu sprechen wünschte. Der alte, würdige Mann war über diese Ehre hocherfreut, reis'te zu dem edlen Könige, meldete sich, und wurde sogleich von ihm zur Tafel geladen.

Lieblich entfließt dir die Rede, und schön der Dank deiner Lippen,
Aber noch lieblicher ist, schöner die dankende That!
Stütze die kriechende Rebe, zwar schweigend empfängt sie die Wohlthat,
Doch sie bringet dir bald lieblich erquickende Frucht.

Die Dankbarkeit ist allen Völkern eigen,
Selbst der Barbar verkennt sie nicht;
Wie glücklich, wenn wir thätig zeigen,
Daß wir sie kennen — unsre Pflicht!

Wohlthaten, deren du nicht bedarfst, entziehe Andern nicht.

Habak. 2, 6. Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut, wie lange wird's währen?

Sir. 41, 29. Gieb dich nicht aufs Betteln; es ist besser, sterben, denn betteln.

Sir. 40, 30. Wer sich auf eines Andern Tisch verläßt, der gedenkt sich nicht mit Ehren zu nähren.

1. Als im Jahre 1707 der König von Frankreich, Ludwig XIV., dem Generallieutenant der Seetruppen, Düguay-Trouin, wegen einer merkwürdigen Action, ein Gnadengehalt aussetzte, schrieb der General an den Minister, und bat, daß man diese Pension seinem Unterkommandanten, St. Auban, möge zu Gute kommen lassen, weil dieser bei einem Gefechte ein Bein verloren hätte. »Ich bin belohnt genug,« sagte er, »wenn ich erhalte, daß für meine Offiziere gesorgt wird.«

2. Fünf Jünglinge aus Castel Veterre, welche zu Neapel studirten, erhielten die Nachricht, daß auch ihr Geburtsort durch das Erdbeben vom 5. Februar 1783, wodurch

Messina zerstört ward, verwüstet worden sey. Sie wünschten zu den Ihrigen zu reisen, um ihnen Beistand zu leisten, und erhielten vom Könige 200 Dukaten. Ehe sie abreiseten, bekamen sie Briefe von ihren Verwandten, und dadurch die Nachricht, daß sich alle noch am Leben befänden. Sie stellten nun ihre Reise ein, und gaben die 200 Dukaten an den König wieder zurück, der ihnen aber aufs Neue ein Geschenk damit machte.

3. Ein alter, schwacher Silberarbeiter in Wien, Namens Siebert, erhielt aus dem Armeninstitute eine ganze Portion, damit er nicht der Noth, Hunger zu leiden, ausgesetzt wäre. Im Jahre 1785 wurde ihm unvermuthet ein Schuldposten eingezahlt, den er schon längst für verloren gehalten hatte. Sogleich ging er zum Amtsvorsteher und sagte: »Ich kann für die Zukunft kein Almosen mehr annehmen. Gott half mir zur Erlangung einer Schuld, die ich für verloren gehalten hatte, und die mich nun in den Stand setzt, als ein ehrlicher und genügsamer Mann meine noch übrigen Lebenstage ohne Sorgen zuzubringen. Ich habe nun schon Unterstützung genug aus der Armenkasse erhalten, und wünsche, daß ein Armer künftig diese Wohlthat genieße. Ich bitte Sie daher, mein Herr, (hier überreichte er dem Vorsteher einen Beutel mit Geld) nehmen Sie dieses zur Unterstützung eines Dürftigeren, als ich nun bin, an. Sollten meiner übrigen Tage nur wenige seyn, so soll mein übriges Geld dem wohlthätigen Institute auch zufallen. Indeß danke ich Ihnen und jedem guten Herzen für die Unterstützung meines grauen Alters. Gott lohne Ihnen dafür!«

4. Eine Frauensperson in Halle, die sich vom Spinnen nährte, war in jüngern Jahren die Pflegerin ihrer alten Mutter, die zum Theil durch Menschenfreunde erhalten ward, und welche monatlich die milden Gaben durch diese ihre Tochter abholen ließ. Die Mutter starb, und ihre gute Tochter dankte ihren bisherigen Wohlthätern für die empfangene Unterstützung. Eine wohlthätige Dame erbot sich nun freiwillig, künftig ihr die Wohlthat zufließen zu lassen, welche bisher ihre Mutter genossen; aber sie antwortete dankbar und bescheiden: »Nein,

Madame, so lange ich noch durch eigene Arbeit mir mein Brod verdienen kann, halte ich's für Unrecht, diese Wohlthat anzunehmen; helfen Sie damit lieber einem bedürftigeren Armen.«

5. Zur Zeit einer Theurung kam ein fremdes Ehepaar mit seinen Kindern zu Magdeburg an, um hier Unterhalt zu suchen. Man wollte diesen Leuten ein Almosen mittheilen, allein sie dankten sehr bescheiden und antworteten: »Wir können noch mit unsern Händen unser Brod verdienen, und würden es uns daher zur Sünde anrechnen, wenn wir denen die Almosen nähmen, die deren bedürftiger sind, als wir.«

6. Nach dem Tode des Kanzlers Voisin, im Jahre 1717, sprach der Herzog von Orleans, als damaliger Regent, mit verschiedenen Vornehmen, und wollte von ihnen wissen, wer Kanzler werden würde. »Der, den Ew. Königliche Hoheit ernennen werden,« gab Einer von ihnen zur Antwort; »ganz Paris aber ernennt den Herrn von Aguesseau.« Dieser berühmte Mann, der nie um eine Bedienung angesucht hatte, ob er gleich öfters sicher gewesen wäre, sie zu erhalten, wurde sogleich zu dieser Stelle des Reichs berufen. Er war damals 48 Jahr alt, und hatte in seinem Leben oft gesagt: »Der Himmel bewahre mich, daß ich nicht einem lebendigen Manne seinen Platz nehme!«

Der Menschheit hohen Werth empfinden,
Und unsrer Mitgeschöpfe Glück,
Ihr wahres Wohl durch Rath und That zu gründen:
Wie selig macht uns dies in jedem Augenblick!
Erleicht'rung für den Fleiß, und Sorge für die Noth
Sey meine Tugend, sey mein heiligstes Gebot.

Wünsche, mit wenigem Gut und redlichem Herzen zu leben,
Als reich seyn, unrecht Schätze sich haben gehäuft:
In der Gerechtigkeit sind die Tugenden alle vereinigt;
Jeglicher Edele lebet — gerecht.

Sey wohlthätig ohne Eigennutz und Ruhmsucht.

Gal. 5, 26. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig seyn.

Luc. 6, 35. Thut wohl und leihet, daß ihr nichts dafür hoffet, so wird euer Lohn groß seyn, und werdet Kinder des Allerhöchsten seyn.

Matth. 6, 3. 4. Wenn du aber Almosen giebst, so laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut, auf daß dein Almosen verborgen sey; und dein Vater, der in das Verborgene siehet, wird dir's vergelten öffentlich.

Philip. 2, 3. Nichts thut durch Zank und eitle Ehre.

2 Cor. 13, 3. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze.

1 Tim. 1, 5. Die Hauptsumme des Gebots ist: Liebe von reinem Herzen, und von gutem Gewissen, und von ungetrübtem Glauben.

1. Ein Landpfarrer ging eines Tages aus der nahe gelegenen Hauptstadt auf sein Dorf zurück, als er plötzlich vor sich einen Fremden an einem Kornacker, auf seinem Reisesacke schlafend antraf; neben ihm lag sein Hut, in welchem ein Stück schwarzes Brot sich befand. Sein Gesicht war blaß, und er schien durch Krankheit sehr gelitten zu haben. Doch die guten Kleidungsstücke und die redliche Gesichtsbildung des Armen, bewiesen es deutlich, daß der gute Mann kein schlechtdenkender Bettler sey. »Ein schwarzes, hartes Stück Brod kann ihm unmöglich gedeihen,« dachte der rechtschaffene Pfarrer; »vielleicht hat er auch keinen Heller Zehrgeld, man muß dem Elenden helfen.« Er legte ihm einen Gulden in den Hut, und zog sich etwa hundert Schritte in das nächste Gebüsch zurück. Bald erwachte der arme Schlafende, staunte über das mitleidfühlende, unbekannte Herz, und sah umher, von wessen Güte ihm die milde Gabe gekommen, konnte aber Niemanden entdecken. Da faltete er die Hände, streckte sie gen Himmel, und rief: »O Gott!« und dankte dem unbekannten Geber.

2. Ein Europäer, der mit einer Karavane durch einen Theil von Wüst-Arabien zog, erfuhr die für Reisende nicht seltene Begegnung, daß ein nomadisches Volk, welches jedoch von Einigen aus der Karavane zuvor gereizt worden war, einen Angriff auf dieselbe that, und zwar so stark und mächtig,

daß die ganze Karavane zerstreut wurde. Er hatte, außer den empfindlichsten Schmerzen, die ihm der harte Tritt seines Dromedars zuzog, und die ihn wund machten, zuletzt noch das Unglück, daß das Thier stürzte, und dieser Unfall würde ihn unfehlbar in die Hände des Feindes überliefert haben, wenn nicht Einer der ihm zunächst reitenden, und die Karavane begleitenden Araber, seinen Dromedar zum Knieen gebracht, und ihn aufgenommen hätte. Tag und Nacht wurde nun die Flucht fortgesetzt, so daß endlich der erschrecklichste Durst bei ihm erfolgte. Er klagte seinem Gefährten die Noth. Dieser, vermuthlich der Strapazen schon gewohnt, empfand nichts davon, und suchte, sobald sie nur den Feind nicht mehr so dicht hinter sich hatten, die äußerst seltenen Quellen in dieser Gegend auf. Sobald sie eine derselben erreicht hatten, gab der Araber ihm auch von seinem Vorrathe zu essen, da der Europäer den seinigen, mit dem Dromedar zugleich, eingebüßt hatte. — Gegen so viel Wohlthat und Hülfe wollte der Europäer sich erkenntlich zeigen, und drückte ein ansehnliches Stück Geld in die Hand seines treuen Gefährten. Allein mit einem edlen Unwillen gab dieser es zurück, und da nun der Erstere in Lobeserhebungen über den Edelmuth und die Bescheidenheit desselben ausbrach, erwiederte dieser: »Ich weiß nicht, wie Du von einer Sache so viel Aufhebens machen kannst, die es auf keine Weise verdienet. Würdest Du denn nicht auch dasselbe gethan haben, wenn ich in Deiner Lage gewesen wäre?«

3. Als im Sommer 1796 die Franzosen in Deutschland so weit vordrangen, daß sie nahe an die böhmische Grenze kamen, mußten viele französische Emigranten, die sich im Reich aufhielten, weiter rückwärts nach Sachsen und Preußen fliehen. Sie versammelten sich besonders stark in Dresden. Einer von ihnen war so unglücklich, seine Brieftasche zu verlieren, worin er seine Pässe hatte, die er zur Fortsetzung seiner Reise nöthig brauchte. Er machte in der Zeitung seinen Verlust öffentlich bekannt, und versprach dem, der sie finden und ihm wieder zustellen würde, zwei Thaler zur Belohnung. Der Schneidermeister Busch fand sie, und war sogleich bereit,

sie zurückzugeben, nicht aber um der versprochenen Belohnung willen, denn er wußte, daß die meisten französischen Emigranten sich in dürftigen Umständen befanden. Er bat den Eigenthümer der Brieftasche zu sich, gab sie ihm unentgeltlich zurück, behielt ihn bei sich zu Tische, und ließ ihm auch noch seine schadhaften Kleider ausbessern.

4. Wolf, ein Schweizer von Geburt, während des Revolutionskrieges französischer Reiter, wollte durch einen Strom setzen, welcher aber während eines, mehrere Tage anhaltenden, Regens sehr hoch angelaufen war, daher er seinen Vorsatz ändern mußte. Da wurde er indeß einen Unglücklichen, den Vater einer Familie, gewahr, der von dem Strome fortgerissen wurde. Ungeachtet der augenscheinlichsten Gefahr sprang der Reiter vom Pferde, stürzte mitten in die tobenden Wellen, arbeitete sich mit der größten Anstrengung bis zu dem Manne, welcher dem Ertrinken nahe war, hindurch, faßte ihn bei den Haaren, und brachte ihn glücklich ans Ufer zurück. Kaum war der Gerettete wieder zu sich selbst gekommen, als er in seine Taschen griff, und zwei Thaler herauszog. Mit dem Tone, welcher den innigsten Dank verrieth, sagte er: »Dies ist Alles, was ich habe, ich bitte Euch, nehmt es, denn ich bin Euch mein Leben schuldig!« — »Nein! nein!« erwiederte Wolf: »Ich habe auch Kinder, und fühle nur zu gut, was es ist, einen Familienvater zu retten. Behaltet Euer Geld, ich habe nichts als meine Pflicht gethan.«

5. Ein österreichischer Offizier kam, im Jahre 1797, von der Armee nach Wien, und ließ sich durch einen Lohnkutscher zu einem Freunde fahren. Im Wagen durchlies't er einige so eben erhaltene Briefe, steckt sie wieder in die Tasche, steigt vor dem Hause aus, in welches er hinwollte, und läßt in der Ecke des Wagens seine Brieftasche liegen, worin Dokumente und Banknoten für ungefähr 3000 Fl., größtentheils Regimentsgelder, sich befanden. Erst am Abend spät entdeckt er den Verlust. Es war keine Hoffnung vorhanden, die Brieftasche wieder zu bekommen, da sowohl der Name des Kutschers, als auch die Nummer des Wagens, unbekannt war. Der brave Offizier war der Verzweiflung nahe, seine Cassation

gewiß, und selbst im äußersten Fall der Anerkenntniß seiner Unschuld, das Vertrauen zu ihm geschwächt, weil man ihn für nachlässig halten konnte. Ein einziger Freund, welchem er seine Noth klagte, geht mit ihm am andern Morgen zu den Vorgesetzten. Hier erfuhren sie, daß schon am vorigen Abend die verlorne Brieftasche, nebst der ganzen Geldsumme, für den wahren Eigenthümer niedergelegt worden sey. Der ehrliche Finder wollte nicht bekannt seyn, um das gute Werk nicht durch Eigennutz zu entweihen.

6. Als einst in Wien eine Feuersbrunst war, kam der Kaiser Joseph II. auch herbei, und stellte sich zu nahe an das brennende Haus. Ein Handwerksmann sahe, daß der Kaiser in Gefahr war, warnte ihn, und bat ihn, wegzugehen. Der Kaiser sah sich um, ob die Gefahr auch wirklich so groß wäre. Wie er aber zu lange zauderte, so kam der Handwerksmann, ergriff ihn mit Ungestüm, hob ihn in die Höhe, und trug ihn an einen sichern Ort. Kaum stand er da, so stürzte das brennende Haus ein, und die feurigen Balken fielen gerade auf den Platz, wo der Kaiser vorher gestanden hatte. — Der Monarch reichte seinem Erretter zur Belohnung seinen Beutel voll Gold dar; aber der brave Handwerksmann nahm ihn nicht an, sondern sagte: »Was ich gethan habe, that ich aus Liebe; die kann nicht bezahlt werden! Soll ich aber um eine Gnade bitten, so sey es für meinen Nachbar. Er ist ein ehrlicher Mann, aber so arm, daß er nicht Meister werden und sich Handwerkszeug anschaffen kann.« — Der Kaiser erfüllte seine Bitte und beschenkte den armen Nachbar reichlich. Aber seinem Erretter zu Ehren ließ er eine goldene Schaumünze prägen.

7. Ein geschickter Künstler, der aber in dürftigen Umständen lebte, war einem Kaufmanne zehn Thaler schuldig, und es ward ihm schwer, dieselben zu bezahlen. Als dies der Herr von K... erfuhr, schickte er dem Kaufmanne die zehn Thaler, und ließ ihn bitten, seinen Namen zu verschweigen. Mit vieler Mühe hatte der Künstler endlich das Geld zusammengebracht, und ging zu dem Kaufmann, es ihm einzuhändigen. Dieser gab es ihm aber wieder zurück, mit dem Bemer-

merken, daß die Schuld schon bezahlt sey, jedoch dürfe er den Namen desjenigen nicht nennen, der ihm diesen Liebesdienst erwiesen habe.

8. Herr Jennings, der beim königlichen Marine-Büreau zu London angestellt war, ging einst bei einem Trödlerladen vorüber, in welchem er im Hintergrunde ein Gemälde erblickte, das seine ganze Aufmerksamkeit anzog. Er fragte nach dem Preise. Der Trödler setzte ihn sehr niedrig an, mit dem Bemerken jedoch, daß es ihm schwer falle, bei den dermaligen harten Zeiten seine starke Familie zu ernähren. Herr Jennings glaubte hier Gelegenheit zur Uebung einer uneigennützigen Menschenliebe zu finden, und sagte zu dem Trödler: »Verkaufen Sie dies Gemälde nicht unter dreitausend Pfund Sterling.« Hierauf eilte er fort. Der Handelsmann wußte nicht, was er dazu denken und sagen sollte, und zweifelte, ob man ihn nicht zum Besten haben wolle. Doch bald wurde er aus seiner Ungewißheit gerissen. Jennings kam mit einem reichen Kunstfreunde zurück, der das unbeachtete alte Gemälde für ein Meisterstück von Rubens erkannte, und es mit 3100 Pfund Sterling bezahlte.

9. In dem schweren französischen Kriege wurden dem Kaiser Franz II. von Oesterreich viele freiwillige Geschenke an Geld von seinen treuen Unterthanen überreicht, damit er die Unkosten des Krieges desto leichter bestreiten, und das Vaterland schützen könnte. Im Jahre 1793 kam unter andern auch ein Bauer mit den Worten: »Ich bring' Euch was!« — und legte tausend Gulden vor dem Kaiser auf den Tisch. Der Kaiser wunderte sich über die Freigebigkeit des Bauern, der ein so ansehnliches Geschenk brachte, und fragte ihn nach seinem Namen und wo er her wäre. »Das soll Niemand wissen!« antwortete der Bauer, und ging fort. Der Kaiser schickte ihm Leute nach, um ihn nochmals nach seinem Namen und Wohnort zu fragen; aber diesen antwortete er lachend: »Meinet Ihr, daß ich es Euch sagen werde, da ich es dem Kaiser nicht gesagt habe?« — Er wollte nicht, daß man ihn wegen seiner Liebe und Treue gegen seinen guten

Monarchen öffentlich rühmen möchte, und verschwieg daher seinen Namen.

10. Der Ziegeldeckermeister Karl Zierler wollte am 15. April 1804 bei Penzing in Oesterreich durch den Wienfluß fahren; aber die Kutsche, in welcher er saß, wurde durch die Gewalt des Wassers gehoben und umgestürzt. Der Knecht entkam mit den Pferden, Zierler selbst aber wurde vom Wasser fortgerissen, und konnte nur dadurch sein Leben fristen, daß er sich auf die obere Decke der Kutsche begab. Mehrere Personen versuchten, ihn durch Stricke und andere Rettungswerkzeuge ans Ufer zu bringen, aber es gelang nicht. Als Zierler eben in der größten Gefahr schwebte, kam ein Knecht von Penzing, Anton Mayer, vorüber gefahren. Von Mitleid ergriffen; spannte er sogleich eines seiner stärksten Pferde aus, ritt in den gewaltsam strömenden Strom hinein, hob den Zierler auf sein Pferd, und brachte ihn mit eigener größter Lebensgefahr glücklich ans Land. Aber sogleich nach geschehener That entfernte er sich schnell, so daß Zierler ihm nicht einmal danken konnte; ja er unterließ es auch, sich um die ausgesetzte gesetzmäßige Belohnung zu melden, und diese wurde ihm erst später von Amts wegen ertheilt.

Hilf, wo du kannst, mit Rath und That,
Ist gleich der Boden deiner Saat
Nicht dankbar! Bloß aus Menschenliebe
Sey stets bereit zu That und Rath.
Wer Dank verlangt für seine That,
Der that sie nicht aus reinem Triebe.

Wer zwar mit Rath, mit Trost und Schutz
Den Nächsten unterstützet,
Doch nur aus Stolz und Eigennutz,
Aus Eitelkeit ihm nützet,
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht,
Der liebet seinen Nächsten nicht.

Wenn du wohlthust, so geschehe es mit Schonung und Zartgefühl.

Sir. 18, 15. 17. Mein Kind, wenn du Jemand Gutes thust, so mache dich nicht unnütz, und wenn du etwas giebst, so betrübe ihn nicht mit harten Worten. Ja ein Wort ist oft angenehmer, denn eine große Gabe, und ein holdseliger Mensch giebt sie alle beide.

Röm. 12, 8. Giebt Jemand, so gebe er einfältiglich; übet Jemand Barmherzigkeit, so thue er es mit Lust.

Sir. 41, 28. Schäme dich, deinem Freunde aufzurücken, und wenn du ihm etwas giebst, so verweise es ihm nicht.

Marc. 12, 42—44. Es kommt nicht darauf an, was und wie viel du thust, sondern wie du es thust.

1. Der griechische Philosoph Arcesilaus (starb 242 v. Chr. Geb.) hatte einen armen und zugleich kranken Freund. Schaam hielt diesen ab, sich zu entdecken, daß es ihm am Nothwendigsten fehlte. Arcesilaus wollte ihm beistehen, ohne ihn zu beschämen. Er besuchte ihn, und steckte beim Weggehen unbemerkt einen Beutel mit Geld unter des Kranken Kopfkissen, damit dieser das Nothwendige nicht sowohl annehmen, als vielmehr finden sollte.

2. Herr von Beaumont, Erzbischof von Paris, ging einst ganz allein auf dem Lande spazieren. Ein Offizier trat zu ihm, und machte ihn mit seinen traurigen Umständen bekannt. »Ich habe, antwortete der Erzbischof theilnehmend, kein Geld bei mir, und möchte Sie wohl bitten, mir in mein Schloß zu folgen; aber ich müßte daselbst von einem meiner Leute Geld fordern, und Sie würden Ursache haben, zu fürchten, daß man dessen Bestimmung bemerke, was Sie kränken könnte. Nehmen Sie hier meine Uhr, ich bitte Sie darum.«

3. Georg III., König von England, kam einst in die Hofversammlung, als schon sämmtliche anwesende Personen im Spiele begriffen waren. Nur ein junges Fräulein stand da allein, ohne daß Jemand mit ihr spielte. Der König fragte, warum sie nicht auch spiele? — »O Sire!« antwortete sie, »ich bin eine arme Waise, die blos von der Gnade ihrer Tante leben muß, wer wird da mit mir spielen?« — »Kommen Sie,« sagte der König, »ich will es thun.« — In Kur-

zem hatte der König 2000 Dukaten an sie verloren. »Dachte ich's doch,« — sagte er, indem er lächelnd aufstand — »daß ich bei Ihnen verlieren würde.«

4. In einem Gasthause zu Frankfurt am Main waren, während eines der Kriege mit den Franzosen, einige Offiziere versammelt, welche sich sehr beklagten, daß sie mit ihrem Gelde nicht ausreichen könnten. Einer unter ihnen, welcher eine lange Zeit still und schwermüthig dagesessen hatte, unterbrach sie: »Ach, meine Herren,« sagte er, »was klagen Sie doch? Denken Sie sich meine Lage. Ich habe von den Meinigen keinen Heller Zuschuß, bin erst seit Kurzem Offizier, habe keine Equipage, habe noch keinen Sold als Offizier empfangen, und zu dem Allen ist mein Pferd noch lahm, und ich sehe keine Möglichkeit, einen einzigen von diesen Umständen abzuändern.« Alle gestanden, daß er weit übler daran sey, als sie, und bedauerten ihn. — Ein Jude hatte dies Alles mit angehört. Als der junge Offizier hinausging folgte er ihm. »Herr Lieutenant,« sagte er, »Ihre Erzählung hat mich gerührt, ich wünsche, Ihnen dienen zu können.« — Der Lieutenant dankte für sein Anerbieten, und sagte, er sey schon von Jugend auf viele Noth gewohnt, und könne nichts von ihm annehmen, da er nicht wissen könne, ob er jemals im Stande seyn werde, es wieder zu bezahlen. Der Jude suchte ihm alle seine Besorgnisse zu nehmen, und drang ihm, so sehr er sich auch weigerte, ein kleines Päckchen auf, in welchem hundert Thaler in Golde waren, und entfernte sich dann sehr schnell. Am andern Morgen in aller Frühe trat der Hausknecht zum Lieutenant und sagte: das schöne Pferd sey da, welches er gestern von dem Juden erhandelt habe. Der Lieutenant erstaunte. »Das ist ein Irrthum,« sagte er, »ich habe kein Pferd erhandelt.« — »Nein, nein,« antwortete der Hausknecht, »es hat alles seine Richtigkeit, das Pferd gehört Ihnen, und ist bereits in Ihren Stall gezogen.« — Der Lieutenant wollte sogleich zu dem fremden Juden, und weitere Erkundigung einziehen; allein der Hausknecht sagte ihm, der Jude sey schon vor Tagesanbruch abgereis't.

5. Als der Erzbischof von Auch, Apchon (starb 1783),

in seiner Diöces ankam, hörte er von zweien Schwestern einer sehr angesehenen Familie, daß sie in sehr dürftigen Umständen lebten, und sich darum sehr zurückgezogen hielten; sie wären indessen reich an Tugenden und christlicher Weisheit, und ertrügen ihr Schicksal mit Geduld und Ergebung. Der ehrwürdige Prälat beschloß sogleich, sich derselben anzunehmen, ohne sie jedoch fühlen zu lassen, daß er ihnen einen Dienst leiste. — Um ihnen seine Achtung zu beweisen, stattete er zuerst bei ihnen einen Besuch ab, ehe er noch zu irgend Jemanden in der Stadt gegangen war. Er fand die beiden Schwestern so edel, als sie der Ruf ihm geschildert hatte. Nach einigen Unterredungen warf er die Augen auf ein im Zimmer befindliches Gemälde, und schien dasselbe — welches in der That nur ganz mittelmäßig war — mit großer Freude zu betrachten. Zugleich fügte er hinzu, daß er unbedenklich 2000 Thaler dafür geben würde, wenn er nicht fürchten müßte, daß es ihnen zu werth sey, um ihm solches für irgend einen Preis abzutreten. »Es freut uns sehr,« erwiederten die Schwestern, »etwas zu besitzen, was Ihnen gefällt, und wir würden stolz darauf seyn, wenn Sie uns würdigten, dies Gemälde von uns anzunehmen.« — Kaum war der Prälat in seine Wohnung zurückgekehrt, so ließ er das Gemälde abholen, und den Besitzerinnen die 2000 Thaler einhändigen. Um aber allen Verdacht zu entfernen, als wenn dies ein Geschenk seyn solle, bezeigte er ihnen wiederholt seine Dankbarkeit, damit sie immer fester glauben möchten, sie hätten nicht sowohl eine Wohlthat von ihm empfangen, als vielmehr ihm eine Gefälligkeit erwiesen.

6. Die Prinzessin von Wales, Charlotte Auguste (starb 1817), hatte einen Lehrer, dessen Vermögensumstände nicht die besten waren. Sie dachte darüber nach, wie sie ihm eine Gutthat erweisen könnte, ohne ihm dabei irgend wehe zu thun. Eines Tages kam derselbe etwas spät zum Unterrichte, und die Prinzessin, diese Gelegenheit benutzend, begrüßte ihn mit den Worten: »Ihre Stunde ist schon halb vorbei!« Der Lehrer entschuldigte seine Verspätung durch den unrichtigen Gang seiner Uhr, die auch im Aeußern nicht die beste war. »Damit Sie mir nun nicht

wieder zu spät kommen,« antwortete Charlotte freundlich, »so sehen Sie in Zukunft nach dieser hier!« und schenkte ihm eine sehr schöne, werthvolle Uhr.

7. Der im Mai 1789 zu Göttingen verstorbene Professor der Theologie, Dr. Johann Peter Miller, war ein sehr biederer, bescheidener und wohlthätiger Mann. Einst bemerkte er, daß einer seiner Zuhörer immer mit sehr schlechten Beinkleidern in seinem Hörsaale erschien. Aus väterlicher Besorgniß, ob nicht vielleicht eine, durch ausschweifende Lebensart herbeigeführte, Armuth die Ursache hiervon seyn möchte, ließ er diesen Menschen zu sich kommen, und befragte ihn nach seinen Umständen. Da er hörte, daß eine unverschuldete Armuth allein die Ursache seines schlechten Anzuges sey, schenkte er ihm ein Paar Beinkleider, welche er sich kurz vorher hatte machen lassen, mit der freundlichen Anrede: »Es gewährt mir immer eine besondere Freude, wenn ein guter Mensch ein Kleidungsstück von mir trägt; machen Sie mir diese Freude!« — Der Student fand in der Tasche unter dem Futter, in einem alten Stückchen Papier, einen Doppel-Louisd'or. Die Umstände machten es wahrscheinlich, daß Miller von diesem Goldstücke nichts wußte; aber der ehrliche Jüngling eilte, das Gefundene dem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zu geben. Anstatt nun dies Goldstück wieder anzunehmen, sprach dieser mit dem Ausdruck des herzlichsten Wohlwollens: »Ich habe einige schriftliche Ausarbeitungen von Ihnen gelesen, die von Ihrem vorzüglichen Kopfe zeugen; um so mehr freue ich mich jetzt, daß Ihr Herz Ihrem Kopfe keine Schande macht. Von nun an werde ich als Vater gegen Sie handeln. Der Doppel-Louisd'or ist zu einem Kleide für Sie bestimmt; und hier nehmen Sie noch dieses Geld, wovon Sie sogleich das Nöthige in Ihrer bisherigen Wohnung berichtigen, und von morgen an in meinem Hause unentgeltlich Kost und Wohnung nehmen können.«

O Mensch, dein Wohlthun bleibet dein,
Sollt' auch die Welt undankbar seyn;
Gieb, leihe, rathe, diene gern,
Von Eigennutz sey allzeit fern.

Beim Wohlthun sey dein Blick voll Huld,
Meid' allen Vorwurf alter Schuld,
Wenn er nicht nützt und Freuden schwächt,
Wär' er auch, wie man spricht, gerecht.

Beweis' ich meine Güte,
So sey mir im Gemüthe,
Nicht Stolz, nicht Prahlerei!
Nie will ich die beschämen,
Die Gutes von mir nehmen:
Von Lohnsucht sey mein Herz stets frei.

Sey nicht hart und lieblos.

Sir. 4, 1. Liebes Kind, laß den Armen nicht Noth leiden, und sey nicht hart gegen den Dürftigen.

Zachar. 7, 9. Ein Jeglicher beweise an seinem Bruder Güte und Barmherzigkeit.

Röm. 13, 10. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses.

Spr. Sal. 15, 1. Ein hartes Wort richtet Grimm an.

1 Cor. 16, 14. Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen.

Sir. 4, 3. Einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides, und verziehe die Gabe dem Dürftigen nicht.

Sir. 4, 36. Deine Hand soll nicht aufgethan seyn, immer zu nehmen, und zugeschlossen, immer zu geben.

1. Der römische Kaiser Hadrian (starb 138 n. Chr. Geb.) war zwar kein so großer Regent, als sein Vorgänger, Trajan, aber doch ein in mehrfacher Hinsicht ausgezeichneter Mann. Eine lange anhaltende Siechheit machte ihn in seinen letzten Regierungsjahren, mürrisch, finster, ja selbst grausam. Einst schlug er einen Sklaven mit einem Stocke ins Auge, so daß der Mensch dasselbe auch dadurch verlor. Als Hadrian es bemerkte, rief er den Sklaven zu sich, und erlaubte ihm, für das verlorne Auge sich eine Vergütung auszubitten. Der Unglückliche schwieg. Der Kaiser forderte ihn wieder auf, von ihm zu bitten, was er wolle. Darauf erwiederte der Sklave: »Ich verlange keine Gnade; aber ich wünsche, das verlorne Auge wieder zu haben.« Hadrian fühlte, daß er dem Menschen keinen Ersatz geben könne, und bereuete seine, an ihm verübte, Grausamkeit.

2. Ein alter Mann in Frankfurt am Main kam eines Abends, im Jahre 1788, entblößt und vor Kälte erstarrt, in den Hof eines Pachters, dessen Vieh er den Sommer hindurch zu hüten pflegte, und bat um ein Nachtlager. Dieses wurde ihm abgeschlagen. Er verlangte nur einen Platz in der Scheune, um sich die Nacht hindurch vor der heftigen Kälte schützen zu können; umsonst! Der Pachter ließ ihn durch einen seiner Knechte vor die Thür bringen, und sie hinter ihm verriegeln. In einem benachbarten Dorfe war derselbe schon abgewiesen worden, weil er kein Geld hatte, unter Menschen, Mitbrüdern und Christen Mitleid und Hülfe zu erkaufen. Nun bemächtigte sich die Verzweiflung seiner. Er dachte: Gott wird sich dein in einer bessern Welt erbarmen! und — erhing sich an einen naheſtehenden Baum.

3. Ein reicher Ritterguts-Besitzer in Sachsen war (1785) am zurückgetretenen Podagra seinem Tode nahe. Den einen Fuß hatte er auf dem gefüllten, vor seinem Bette stehenden Geldkasten liegen, und in der Hand hielt er die Zinsbücher seiner Unterthanen. In einem derselben fand er, daß eine arme Wittwe noch einige Thaler Erbzins schuldig sey. »Sie soll bezahlen!« rief er, »ich will nicht, daß man nach meinem Tode Unrichtigkeiten finde!« — Die Frau hatte nur eine einzige Kuh, von der sie sich nährte. Da nun die Eigenthümerin nicht baar bezahlen konnte, so befahl er, ihr die Kuh aus dem Stalle wegzuführen. Eine gutherzige Seele schenkte der Frau in der Stille die schuldigen acht Thaler, und nach Bezahlung dieser Summe bekam die Wittwe ihre Kuh wieder.

4. Bei dem Senator Hieronymus Schele in Hamburg (starb 1774) ward ein Handwerker wegen einer Schuld angeklagt. Der Mann war sehr arm, und es kam so weit, daß seine Handwerksgeräthschaften, das Einzige, was ihm übrig war, und auch zugleich das Einzige, wodurch er sich etwas wieder verdienen konnte, verkauft werden sollten. Alle Bemühungen Schele's, den Gläubiger zu besänftigen, waren umsonst. Von Mitleid durchdrungen, aber auch fest überzeugt, daß der Lauf der Gerechtigkeit nicht gehemmt werden müßte, sprach dieser gerechte und dabei gütige Richter das Urtheil,

und die Geräthschaften wurden verkauft. Allein unter der Hand kaufte er sie an sich. Von dem gelöf'ten Gelde ward der harte Gläubiger befriedigt, und der großmüthige Menschenfreund machte dem bedrängten Schuldner ein Geschenk mit den wiedergekauften Geräthschaften.

5. Ein ehrlicher Tagelöhner in Potsdam, Namens Horst, hatte Lebens lang auf einem der dortigen Holzhöfe gearbeitet, und täglich in seiner Jugend 10 Groschen verdient. Dieser Tagelohn wurde ihm bei zunehmendem Alter geschmälert, so daß er zuletzt täglich nur 6 Groschen bekam, wovon er seine Frau und fünf Kinder ernähren mußte. Endlich werden ihm auch diese 6 Groschen abgenommen, da das Alter und die Abnahme der Kräfte ihm nicht erlauben, so viel zu arbeiten, als der Holzsetzer von ihm verlangt. Diese Kränkung, sich außer Lohn und Brot gesetzt zu sehen, und sich von seiner Frau ernähren zu lassen, wirkt so sehr auf sein Gemüth, daß er einmal gegen Abend von seiner Frau, die an nichts Arges denkt, Abschied nimmt, nach der Glienik'schen Brücke geht, und sich über das Geländer in die Havel hinabstürzt. Dies geschah im Jahre 1788.

6. Der Knopfmachermeister Wiebe zu Stadthagen in Westphalen pflegte sich immer einen ansehnlichen Vorrath von Kameelgarn und andern Gattungen von Garn von der Messe kommen zu lassen, um manchem seiner Mitmeister für einen kleinen Gewinn damit aushelfen zu können. Auf eine solche Art hatte er einem Knopfmacher in Lübecke einige Jahre her Garn geliefert, aber von demselben keine Bezahlung erhalten. In der Folge blieb dieser Mann gänzlich von ihm aus, und kaufte seinen Garnbedarf anderswo, ohne zuvor an Wieben den schuldigen Rest berichtigt zu haben. Da sich die Schuld auf etwas über 50 Thaler belief, so machte Wiebe, der zwar nicht arm, aber doch auch kein reicher Mann war, selbst den Weg nach Lübecke, um das Geld einzufordern. Er tritt in die Stube seines Schuldners, und findet überall Spuren des höchsten Elends; besonders aber fällt ihm unter der Familie des Mannes ein Knabe auf, den seine Eltern, allen Kennzeichen nach, in der äußersten Rohheit aufwachsen ließen. Wiebe

hatte sich anfänglich vorgenommen, auf die Bezahlung der Schuld, die schon so lange gestanden hatte, zu dringen, und, wenn's die Umstände erforderten, selbst obrigkeitliche Hülfe zu suchen. Allein die drückend kümmerliche Lage, worin sich sein Schuldner befand, erweichte sein Herz. »Liebster Meister,« sagte er zu ihm: »ich sehe wohl, Geld wird Er mir nicht geben können, ich will also Seinen Sohn hier an Zahlungsstatt annehmen.« — Der arme Mann wußte nicht, was er aus diesem Antrage machen sollte, und fragte: »Wie soll ich das verstehen?« — »Wie gesagt,« antwortete Wiebe: »ich nehme Seinen Sohn zu mir, und Seine Schuld will ich auch tilgen.« — Wirklich nahm Wiebe den Knaben mit sich, hielt ihn wie sein eigenes Kind, schickte ihn in die Schule, und sorgte überhaupt für Alles, was dem Knaben zu seinem künftigen Glücke nöthig war.

Hältst Du geschlossen öfter deine Hand,
Als ausgestreckt, die fremde aufzunehmen:
Ach, sprich, wie tief mußt du dich dann erst schämen,
Ist sie geballt dem Nächsten zugewandt?

Gott ist's, der des Mitleids Triebe
Dir in deine Seele schuf;
Ach, sie rufen dich zur Liebe,
Und ihr Ruf ist Gottes Ruf.
Menschlich, menschlich sollst du seyn,
Sollst des Bruderwohls dich freu'n;
Du bedenkst nicht, wer du bist,
Wenn dein Herz nicht liebreich ist.

Sey wirksam zur Beförderung des allgemeinen Besten.

Jerem. 29, 7. Suchet der Stadt Bestes, und betet für sie zum Herrn; denn wenn es ihr wohlgehet, so gehet es euch auch wohl.

1 Cor. 12, 26. So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.

Hebr. 10, 24. Lasset uns unter einander unsrer selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken.

1 Cor. 13, 5. Die Liebe suchet nicht das Ihre.

1. Plinius der Jüngere, ein edler Römer, der die Gunst des Kaisers Trajan in hohem Grade genoß (geb. 62 n. Chr. Geb.), setzte ein ansehnliches Kapital aus, das von den Einkünften seiner Landgüter genommen, und zur Unterhaltung der Armen verwendet werden sollte. Einer seiner Freunde machte ihm darüber einen Vorwurf. Plinius gab ihm zur Antwort: »Man muß das allgemeine Beste allemal seinem Privatintereſſe, so wie die Ewigkeit der Zeit, vorziehen, und mehr Sorgfalt auf seine Wohlthaten, als auf seine Bereicherung verwenden.«

2. Alexander der Große, König von Macedonien (starb 324 v. Chr. Geb.), hatte sich vorgenommen, auf seinem Zuge nach Persien die Stadt Lampsakus, wegen ihrer großen Anhänglichkeit an die Perser, gänzlich zu zerstören. Anaximenes, ein berühmter, dort lebender Gelehrter, welcher Alexanders Lehrer gewesen war, faßte den Entschluß, bei diesem um Schonung der Stadt zu bitten. Alexander aber, welcher seine Absicht wohl ahnen mochte, that einen feierlichen Schwur, daß er die Bitte, die Anaximenes an ihn thun würde, nie erfüllen wolle. Bescheiden trat dieser vor den König, und bat ihn — Lampsakus zu zerstören. Alexander, der seinen Schwur nicht brechen wollte, sah sich nun genöthigt, das Gegentheil zu thun, und die Stadt war — gerettet.

3. Als im ersten punischen Kriege (von 264 bis 241 v. Chr. Geb.) die Römer den Anschlag faßten, ihre Herrschaft auch über das Meer auszubreiten, so wurde in kurzer Zeit eine Schiffsflotte erbauet, um die große Seemacht der Karthaginenser damit anzugreifen. Allein diese römische Flotte ging mehr als einmal völlig verloren, und zwar durch die Unerfahrenheit ihrer Admirale, welche bei der Uebermacht eines, im Seewesen geübten und gebildeten Feindes, mehr auf ihren Muth, als ihre Geschicklichkeiten rechneten, die gefärlichen Oerter des Meeres zu wenig kannten, und oft dem Sturmwinde trotzen wollten. Alle diese Unglücksfälle schlugen indeß den Muth des römischen Volkes nicht darnieder. Der Senat beschloß nun, vor der Hand nicht weiter zu Wasser gegen den

Feind zu fechten. Allein in der Folge zeigte es sich, daß die Insel Sicilien unmöglich ohne eine Flotte behauptet werden könne, und man ließ sich nun die nochmalige Ausrüstung einer Flotte äußerst angelegen seyn. Aber der öffentliche Schatz war bereits erschöpft. Woher sollten die Kosten bestritten werden? — Da vereinigten sich sogleich einige Bürger mit unbeschreiblichem Eifer zum Dienste ihres Vaterlandes. Die Rathsherren gingen mit gutem Beispiele voran, und die reichsten unter ihnen ließen auf eigene Kosten jeder ein Kriegsschiff erbauen. Andere Bürger folgten diesem Beispiele, und legten sich eine freiwillige Schatzung auf, so daß von dem Gelde, welches mehrere Personen von ihrem Vermögen zusammen schossen, immer ein Schiff erbaut werden konnte. Auf diese Art wurde endlich eine Flotte von 200 Schiffen ausgerüstet, und der Republik fiel dabei weiter nichts zur Last, als daß sie den Bürgern das ausgelegte Geld, unter günstigen Umständen, wieder erstatten mußte. Rom behauptete nun durch seine neue, im vortrefflichen Stande befindliche Flotte Sicilien, und zwang die Karthaginenser zu einem ehrenvollen Frieden.

4. Der Kaufmann Gozkowsky zu Berlin (starb 1775) war ein Mann von hohem Patriotismus und einer wohlthuenden Menschenliebe. Als im Oktober des Jahres 1760, während des siebenjährigen Krieges, Berlin in die Gewalt der Russen und Oestreicher gerieth, welche sich die grausamsten Zerstörungen und Greuel erlaubten, trat er, gleich einem rettenden Genius, unter seinen Mitbürgern auf. Schon früher hatte er durch die menschenfreundlichen Unterstützungen, welche er gefangenen russischen Offizieren hatte angedeihen lassen, die Liebe der Russen, und durch sein weises und edles Benehmen, auch die Gunst des feindlichen Generals, Tottleben, sich erworben. Durch seine Verhandlungen wußte er es nun dahin zu bringen, daß die angesetzte Contribution von 4 Millionen Thaler auf anderthalb Millionen herabgesetzt wurde; auch gelang ihm, alle königlichen Fabriken vor der Plünderung zu schützen, die allgemeine Volksentwaffnung zu hintertreiben, und die angesehensten Kaufleute, welche als Geißeln fortgeschleppt werden sollten, dem Staate und ihren Familien zu erhalten.

Ja, der patriotisch gesinnte Mann reis'te sogar dem russischen Heere nach, um die dringendsten Angelegenheiten der Stadt zu berichtigen, kämpfte sich durch vielfache Lebensgefahren muthvoll hindurch, und brachte dem Vaterlande einen großen Theil seiner Reichthümer zum Opfer dar. Der Senat von Berlin erklärte in einem Danksagungsschreiben an ihn: »Es ist ein Beispiel ohne Beispiel, daß ein Mann für seine Mitbürger das unternimmt und ausstehet, was Sie ohne alles Interesse übernommen haben.« Der dankbare König ließ ihm ein Geschenk von 150,000 Thalern auszahlen, welche er aber auch wiederum für das allgemeine Beste verwendete.

5. Ein in jeder Hinsicht wackerer und tüchtiger Mann war der Arzt und Bürgermeister zu Halberstadt, Benjamin Lieberkühn, welcher überall, an Krankenbetten, wie an der Spitze seiner Bürgerschaft, bis zu seinem Hinscheiden — am 17. April 1789 — unermüdlich viel Gutes stiftete. Zu keiner Zeit aber hatte er mehr Gelegenheit, sich um seine Mitbürger verdient zu machen, als im siebenjährigen Kriege. Seine männliche Gestalt, seine starke Stimme, seine Fertigkeit in der französischen Sprache, seine Geschicklichkeit, mit Menschen aller Art umzugehen — dies Alles kam ihm dabei sehr zu Statten. Als das französische Heer unter Richelieu — im J. 1757 — Halberstadt besetzte, und unerschwingliche Forderungen an die Stadt gemacht wurden, verweigerte sie Lieberkühn mit der größten Standhaftigkeit. »Wissen Sie wohl,« drohete ihm Richelieu: »daß ich Sie aufhängen lassen kann, wenn Sie meinem Befehle nicht sogleich Gehorsam leisten?« — »Ich weiß,« erwiederte Lieberkühn: »daß ich jetzo unter den Befehlen des großen Ludwig, Königs von Frankreich, stehe; dieser aber denkt viel zu edel, als daß er einem armen halberstädtschen Bürgermeister flugs und ohne ein erhebliches Verbrechen sollte aufhängen lassen. Auch weiß ich, und bin von der edlen Denkungsart Ew. Excellenz zu sehr überzeugt, daß dieses nicht geschehen wird; denn ich bin hier ja nicht unter den Händen der grausamen Türken, sondern christlicher Franzosen.« Der Herzog gab sich zufrieden, und ließ ihn mit Lächeln von sich. — Einen härteren Stand hatte er, als 1759

ein Haufen Oestreicher, unter dem Generalfeldzeugmeister Ried, in Halberstadt einrückte, und eine Brandschatzung, die schlechterdings nicht aufgebracht werden konnte, von der Stadt verlangte. Die Panduren standen schon auf dem Marktplatze aufmarschirt, und erwarteten den ersten Schall der Sturmtrommel, um über die unglückliche Stadt herzufallen und sie auszuplündern. Keine Vorstellung wollte fruchten. Da that Lieberkühn einen Fußfall vor Ried, redete ihn, weil er des Deutschen nicht recht kundig war, lateinisch an, und stellte ihm die Güte der großen Kaiserin Maria Theresia so rührend vor, daß er des Feindes Herz gewann, und ihn dahin bewegte, mit einer viel geringeren Summe zufrieden zu seyn. Im Jahre 1760 bemächtigten sich die Franzosen, unter dem General Stainville, der Stadt abermals, um eine rückständige Contribution einzutreiben. Es war unmöglich, in der ausgesogenen, und fast verarmten Stadt die geforderte Summe zusammen zu bringen. Die Franzosen nahmen daher den Bürgermeister Lieberkühn, den Rathsherrn Bodenstein, und den Hofapotheker Hecht als Geißeln mit sich fort. Jedoch auch dies Mal war Lieberkühns Beredsamkeit siegreich. Zuerst verschaffte er seinen Leidensgenossen, Bodenstein und Hecht, die Freiheit wieder. Er selbst ging noch bis Wiehe in Sachsen mit. Hier benutzte er die Freundschaft eines französischen Staabswundarztes, um auch für sich die Erlaubniß zur Heimkehr zu erlangen. — So hat er böse und gute Tage mit seinen Mitbürgern getheilt, ist Tag und Nacht zu Dienst und Hülfe bereit gewesen, und hat seine süßeste Freude besonders daran gehabt, der Stadt im Stillen Gutes thun zu können.

6. Am 11. Januar 1815 richtete ein Gewitter am Rhein und in den Niederlanden bedeutende Verheerungen an. Ein Blitzstrahl entzündete den Thurm der Lamberti-Kirche zu Düsseldorf am Rhein. Es war gerade Mittag, und eine große Menschenmenge kam schnell zusammen. Der Eine gab diesen und der Andere wieder einen andern Rath, wie das Feuer, welches oben in der Spitze des Thurmes brannte, am glücklichsten gedämpft werden könnte. Alle Vorschläge schienen in-

deß entweder unausführbar oder zwecklos. Da trat der Schlossermeister Wimmer hervor, und rettete durch seine Entschlossenheit die Stadt. Muthig und unverzagt klimmte er bis zur Spitze des Thurmes hinauf, wo das Feuer unmittelbar über ihm brannte, schlug den Thurm auf, und hieb die Spitze ab. Diese Arbeit war äußerst gefährlich, da er im Feuer und Rauch stand, und das schmelzende Blei auf ihn herabträufelte. Er wurde auch wirklich an mehreren Stellen des Körpers bedeutend verbrannt, ließ aber dennoch nicht ab, bis das Werk der Rettung vollbracht war. — Die Einwohner der Stadt sammelten unter sich Beiträge für den entschlossenen und braven Wimmer, ohne dessen gewagte, kühne That sie wahrscheinlich ein großes Unheil betroffen hätte.

7. Bei der Belagerung von Neisse in Schlesien, in dem letztern französisch-preußischen Kriege, gab der dortige Schleifermeister, Johann Rieß, ein schönes Beispiel von Gemeingeist und Vaterlandsliebe. Er sowohl als seine ganze Familie trug unaufgefordert und mit der größten Anstrengung Munition zu den Geschützen herbei, um dem Feinde recht kräftig begegnen, und sein Feuer dämpfen zu können. Sein Eifer und seine Thätigkeit erstreckte sich selbst auf die kleinsten Hülfsleistungen, durch die er nützlich werden konnte. In der Laboranten-Kasematte sammelte er die abgesägten Enden von den Bomben- und Granaten-Zündern, deren Länge nach der Schußweite bestimmt wird, sorgfältig, spaltete sie, und grub den darin befindlichen Zundersatz mühsam heraus, weil man ihm gesagt hatte, daß er noch in der Folge brauchbar sey. Mehrere Wochen hatte nun schon das feindliche Bombardement gedauert, und bei der heftigen Erwiederung war der vorräthige Zundersatz, so wie der Bestand an Salpeter, aufgegangen. Man hatte sich so eben noch des letzten Vorrathes davon aus den Apotheken und Kaufläden bemächtigt, und Zundersatz angesetzt, als man durch eine unglückliche Explosion denselben wieder verlor. Nun wäre ein gänzlicher Mangel eingetreten, und man hätte wenigstens nicht sogleich dem Feinde wieder mit Wurfgeschossen schädlich werden können, wenn nicht die Sorgfalt des braven Rieß hier ausgeholfen hätte. Durch diese war man

in den Stand gesetzt, jenen Satz zu stampfen, davon Zunder zu schlagen, und so den Feind ohne Unterbrechung, nach wie vor, mit Bomben und Granaten zu bedienen. — Zur Zeit des Bombardements, wo Alles sich in die Kasematten und Keller flüchtete, war nur Er nicht zu bewegen, seine Wohnung, die nicht einmal sein Eigenthum war, zu verlassen, und in der, einige Schritte entlegenen, Kasematte der Bastion Zuflucht zu suchen. Mit einer seltenen Geistesgegenwart setzte er sich der größten Gefahr aus, um nur überall, wo er irgend Beistand leisten und nützlich werden könne, zugegen zu seyn. Als man ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, welcher er sich preisgebe, äußerte er: »Ich glaube an ein göttliches Verhängniß, ohne welches mir kein Haar gekrümmt werden kann, und dem ich auch nirgends zu entgehen vermag. Ist mir mein Ende hier bestimmt, so kann es mir, indem ich meine Pflichten erfülle, nicht anders als willkommen seyn.«

Wirken laßt uns, helfen, rathen,
Vorwärts strebe Sinn und Blick,
Nimmer ernten ohne Saaten,
Muth besieget das Geschick.
Unser Ziel sey: edle Thaten,
Unsre Losung: Bürgerglück!

Ich soll kein Uebel fliehen,
Wenn mir die Pflicht gebeut,
Mich ihm zu unterziehen;
Soll mit Entschlossenheit
Da, wo Gefahren sind,
Aus Pflicht, Gefahr nie scheuen,
Um mich des Lohns zu freuen,
Den Kampf und Sieg gewinnt.

Sey mildthätig und barmherzig gegen Nothleidende und Arme.

Tob. 4, 7. 9. Von deinen Gütern hilf den Armen, und wende dich nicht von den Armen, so wird dich Gott wieder gnädig ansehen. — Hast du viel, so gieb reichlich, hast du wenig, so gieb das Wenige doch mit treuem Herzen.

Spr. Sal. 3, 27. Weigere dich nicht, dem Dürftigen Gutes zu thun, so deine Hand von Gott hat, solches zu thun.

Sir.

Sir. 4, 5. Wende deine Augen nicht von dem Dürftigen, auf daß er nicht über dich klage.

Luc. 6, 36. Seyd barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist.

Hebr. 13, 16. Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.

1 Joh. 3, 17. Wenn jemand dieser Welt Güter hat, und siehet seinen Bruder darben, und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm?

Spr. Sal. 19, 17. Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn, und der Herr wird es ihm wieder vergelten.

Sir. 14, 14. Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast, so wird dir auch Freude widerfahren, die du begehrest.

Jac. 2, 13. Es wird ein unbarmherziges Gericht ergehen über den, der nicht Barmherzigkeit gethan hat, und die Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht.

Apostelgesch. 20, 35. Geben ist seliger denn nehmen.

1. Johann Gerhard, Professor zu Jena (starb 1637), war ein äußerst wohlthätiger und gutmüthiger Mann. Hörte er von Kranken, so besuchte er sie und tröstete sie; waren sie arm, so besorgte er ihnen für sein Geld oder durch Fürsprache Arzeneien und Krankenspeisen. Sah er nackte und zerlumpte Leute, so schickte er ihnen Kleider; forschte er Hungrige aus, so sandte er ihnen Almosen und von seinem Tische. Er hatte den Grundsatz, dem er beständig folgte: Keinen, den er erquikken konnte, ungetröstet von sich weggehen zu lassen. — Er schrieb, sprach und arbeitete, die jenaischen Armenanstalten, so wie es nur damals die schlechten Zeiten des dreißigjährigen Krieges zuließen, aufs Wohlthätigste einzurichten. Ehe dies, durch ihn unabläßig betriebene, Werk zu Stande kam, pflegte er oft in Gesellschaften zu sagen: »Lieber will ich meine Weinberge, Aecker und Gärten verkaufen, als die Armen unbarmherzig verschmachten lassen, denn mein Erlöser Jesus sagt: »Verkauft von dem, was ihr habt, und gebt es den Armen!«

2. Karl Borromäus, Erzbischof von Mailand (starb 1584), zeichnete sich, neben seinen anderweitigen großen Verdiensten, auch besonders durch seine unbegrenzte Wohlthätigkeit gegen Arme aus; Gutes zu thun, war er im Stande, Alles aufzuopfern. Nach einer großen, von seinem Bru-

der erhaltenen Erbschaft, machte er alle Kostbarkeiten zu Gelde, und stattete mit demselben hundert arme Jungfrauen aus, welche mit ihren Verlobten paarweise vor ihm her zur Kirche zogen. Als er Erzbischof von Mailand geworden war und in diese Stadt einzog, verkaufte er für mehr als 30,000 Kronen Silberwerk, und vertheilte sie unter die Armen. Sein, in dem Königreich Neapel gelegenes, Gut Diva verkaufte er um 40,000 Kronen, und unterstützte damit Arme und Nothleidende. Alle Hospitäler und milde Stiftungen in Mailand wurden von ihm gleichsam neu gegründet und herrlich ausgestattet. Er hatte nicht blos einen Almosenpfleger, wie jeder Bischof, und welcher alle Monate zweihundert Kronen austheilte, sondern auch einen zweiten, welcher die Hausarmen, die sich des Bettelns schämten, ausforschen und ihnen Hülfe bringen mußte. Der Kardinal selbst trug stets einen vollen Beutel bei sich, um jedem Armen gleich etwas mittheilen zu können. Während der großen und Alles verheerenden Pest im Jahre 1576, lebten in der Stadt und Gegend von Mailand siebzigtausend arme Leute blos von dem Almosen des Kardinals. Bei Annäherung des Winters ließ er mehrere tausend Ellen rothes und blaues Tuch zur Kleidung austheilen. Er selbst hatte bis an seinen Tod blos ein gewöhnliches Stück Leinwand zum Tischtuche. »Wie thöricht handeln diejenigen,« pflegte er zu sagen, »die ihre Schätze auf der Erde unterbringen, wo sie doch nothwendig zu Grunde gehen müssen. Wie viel weiser handeln die, welche ihre Reichthümer durch die Armuth in den Himmel tragen lassen, wo sie deren in Ewigkeit genießen werden.«

3. Ein, wegen seines vortrefflichen Herzens und seiner Fürsorge für die Armen ausgezeichneter Regent, war Eduard VI., König von England, welcher aber schon als ein Jüngling von sechszehn Jahren starb (1553). Als der Bischof Ridley von London, in seiner Krankheit, vor ihm predigte, und nach Gelegenheit des Textes zeigte, wie die Liebe und Mildthätigkeit gegen die Armen eine große Belohnung habe, ließ ihn der König nach der Predigt zu sich kommen, und fragte ihn um Rath, wie er sich gegen die Armen recht mildthätig zeigen

könne. Ridley bat sich Bedenkzeit aus, und überlegte die Sache mit dem Lordmajor und den Aldermanns der Stadt London. Nachdem nun diese die Armen in Klassen eingetheilt hatten, gab der König die Franziskanerkirche zu Newgate zum Waisenhause, die Bartholomäuskirche zum Hospital, und sein Palais Bridewell zum Zuchthause, mit reichlichen Revenüen, und bekräftigte die Stiftung der Thomaskirche in der Vorstadt Southwark zum Hospital. Dies geschah elf Tage vor seinem Ende, und bei der Unterschreibung dankte er Gott, daß er ihn noch so lange habe leben lassen, diese nöthige Liebeswerke zu Stande zu bringen.

4. Der Herzog von Burgund, Vater Ludwigs XV. von Frankreich, und Schüler des weisen und frommen Fenelon, war von Jugend auf ein großer Liebhaber von Edelsteinen und Kunstseltenheiten, und hatte ein nicht unbedeutendes Kabinet von dergleichen Sachen. Als der harte Winter 1709 eintrat, und das Elend der, ohnehin erschöpften, Nation aufs Höchste trieb, verkaufte er das ganze kostbare Kabinet, und unterstützte mit dem Gelde die Armen und Nothleidenden. Eines Tages kam der Pfarrer von Versailles zu ihm und erzählte, daß die Noth des Volkes noch immer fortdauere. Da führte ihn der Prinz in sein Kabinet, zeigte ihm die wenigen, noch zurückbehaltenen Edelsteine, und sagte: »Herr Pfarrer, weil wir kein Geld mehr haben, und unsre Armen Hungers sterben, so macht, daß diese Steine Brot werden!« —

5. Ehe der berühmte Engländer John Howard (starb 1790) seine, aus Menschenliebe unternommene, große Reise zum Besten der Gefangenen antrat (von 1785 bis 1789), hielt er sich einige Zeit auf seinem väterlichen Gute zu Cardington auf; und wie er allenthalben, wo er hinkam, Thatbeweise seiner edlen Gesinnung gab, so wurde er auch hier der Wohlthäter der armen Einwohner. Er munterte sie zum Fleiße auf, besuchte sie in Krankheiten, und wendete durch Rath und That manches Unglück von ihnen ab. Er unterstützte sie, daß sie ihre Hütten, die den Einsturz droheten, nach einem bequemern Plane aufbauen konnten, und gab jedem ein kleines Gärtchen uebst einem Stück Acker, zum Anbau der Kartoffeln. Auf

eine ausgezeichnet schöne Weise wußte er durch seine Unterstüzzungen den Fleiß und das Wohlverhalten aller derjenigen Leute, deren er sich annahm, zu befördern. Seine Hülfe war immer so beschaffen, daß sie sich dabei nie über ihren Stand erheben, oder der Arbeit entziehen durften. Und da die wenigsten Armen gehörig hauszuhalten verstehen, so traf er eine solche Eintheilung, daß sie von Zeit zu Zeit etwas, aber nie viel auf einmal, erhielten.

6. Ein wohlhabender Kaufmann in Hamburg, Namens Böhl, hatte eine Gesellschaft von etwa dreißig Personen zu sich zu Gaste gebeten. Seine Frau wollte sie, um ihnen etwas, in dieser Jahreszeit noch Seltenes vorzusetzen, unter andern mit Forellen bewirthen. Weil sie aber das Stück davon mit einem Dukaten bezahlen sollte, und dieser Preis ihr zu hoch war, so nahm sie deshalb Rücksprache mit ihrem Manne. Dieser sagte: »Einen solchen Aufwand können wir zwar bei unsern Umständen allenfalls schon machen, aber ich halte ihn für sündlich, und er soll unterbleiben. Denk' einmal, wie vielen Armen man mit diesem Gelde helfen könnte, das die Forellen kosten würden! Ich will einen andern Gebrauch davon machen.« — Der Tag des Gastmahls erschien, und Böhl ließ an demselben, statt der Fische, eine Schüssel, aber zugedeckt, auf den Tisch setzen. Hierauf erzählte er den Gästen das Vorhaben seiner Frau, erwähnte des hohen Preises der Forellen, bezeugte, daß er eine so kostbare Speise für sündlich gehalten, und sagte zuletzt, daß, statt der dreißig Fische, eben so viel Dukaten in der Schüssel lägen, und daß jeder der Gäste die Güte haben möchte, Einen davon zu nehmen, und ihn einem Armen, dessen Dürftigkeit ihm bekannt wäre, zu schenken. »Ich sehe Sie Alle für zu gutherzig an,« schloß er, »als daß Sie diesem Gerichte nicht Ihren Beifall geben sollten.« — Die Gäste fühlten das Schöne dieser Handlung, und Einer von ihnen sagte: »Nun so soll ein Jeder von uns noch Einen Dukaten, den er in einer Forelle verzehrt hätte, dazu legen, um desto mehrere Armen erfreuen zu können.«

7. Joseph II., Kaiser von Oesterreich (starb 1790),

erhielt einst eine Bittschrift von einem armen Lieutenant in Wien, worin er ihn um eine kleine Zulage ersuchte, weil er mit zehn Kindern von einem geringen Gehalte leben mußte. Der Kaiser, der gern Alles selbst untersuchte, ging am andern Morgen zu dem Offizier, der eine kleine Wohnung in der Vorstadt hatte. Als er eintrat, fand er elf Kinder um den Offizier, die seinem Unterrichte zuhörten. Dieser ward durch die Herablassung des Kaisers sehr gerührt, und vergoß Freudenthränen. Die Kinder, welche glaubten, er weine vor Kummer, drängten sich um ihn, und suchten ihn zu trösten, so daß der Kaiser durch diesen Auftritt sehr bewegt ward. »Sie sprachen aber,« fing Joseph an, »in Ihrer Bittschrift von zehn Kindern, ist das elfte hier ein fremdes?« — »Einigermaßen,« erwiederte der Offizier: »denn es ist ein Findelkind. Es lag vor einigen Jahren vor meiner Thüre; ich konnte mich nicht entschließen, das arme Geschöpf hülflos zu verlassen. Meine Frau, die damals noch lebte, nahm es auch willig auf, und sagte: Dies eine Kind wird unsere Last eben nicht sehr vermehren; und so hat es, bis auf den heutigen Tag, eben den Unterhalt und Unterricht genossen, wie meine eigenen Kinder, mit denen ich mich freilich sehr kümmerlich behelfen muß; denn, wie Ew. Majestät sehen, ein Stückchen Brot und ein Glas Wasser ist ihr Frühstück, und die Mittags- und Abendkost ist nicht viel besser.« »Gleichwohl sind sie alle gesund und munter!« sagte der Kaiser. »Und da Sie ein so zärtlicher Vater sind, so wäre es Schade, sie Ihnen zu nehmen und anderwärts zu versorgen. Damit Sie aber dieselben besser ernähren und erziehen können, so will ich Ihnen jährlich für jedes Kind hundert Gulden auszahlen lassen, und auch Ihrer, Herr Lieutenant, werde ich mich erinnern.«

8. Ein Rechtsgelehrter zu Hamburg, Namens Christian Daniel Anderson, befand sich in einer Gesellschaft, wo gespielt wurde. Aus Gefälligkeit gegen die Gesellschaft spielte er mit und gewann. Das gewonnene Geld wollte er nun zu einem wohlthätigen Zwecke anwenden; er setzte es in die Lotterie mit der Bestimmung, daß, wenn er etwas gewönne, der Gewinn der Armenordnung oder Armenanstalt zu

Hamburg zu Theil werden solle. Er ließ deswegen auch in der Liste die Buchstaben A. O. (d. i. Armen-Ordnung) bei seiner Nummer setzen; Niemand aber wußte etwas von seinem Vorsatze. Seine wohlthätige Absicht wurde von Gott gesegnet; denn als die Lotterie am 18. Januar 1796 gezogen wurde, bekam er den größten Gewinn von 25000 Mark. Der rechtschaffene Anderson hielt gewissenhaft das Versprechen, das er bei sich selbst gethan hatte, und schenkte der Armenanstalt den ganzen Gewinn.

9. Eine fromme und fleißige Familie zu Magdeburg war im Jahre 1778 durch Krankheit und andere Unglücksfälle um ihr ganzes Vermögen gekommen. Da sie außer Stande war, dem Wirthe die noch schuldigen 20 Thaler Miethe zu entrichten, ließ dieser die Unglücklichen auspfänden, ihnen ihre wenigen Habseligkeiten wegnehmen, und trieb sie selbst aus seinem Hause. Ein Menschenfreund, der dies erfuhr, faßte sogleich den edeln Vorsatz, die Elenden zu retten. Er bezahlte die 20 Thaler, führte die Verstoßenen in eine andere Wohnung, und ließ ihnen ihre Sachen wieder zustellen. Mit heißen Thränen der Rührung und Freude dankten die Geretteten ihrem Wohlthäter, und erfleheten ihm den Segen Gottes. Da sagte der menschenfreundliche Mann: »Ich habe in vorigen Zeiten prächtige Bälle und Gastmahle gegeben, aber diese süße Freude empfand ich noch nie!«

10. Ein Militair, welcher eine ziemliche Anzahl von Kindern zu ernähren hatte, wozu seine Pension nicht hinreichen wollte, bat vor einiger Zeit den jetzigen Kaiser von Oesterreich, Franz II., um eine Unterstützung. Er erhielt die Weisung, sich nach einigen Tagen im kaiserlichen Kabinet zu melden. Noch an demselben Tage gelangte seine Bittschrift an die kaiserliche Kasse, nachdem der Kaiser auf die Rückseite geschrieben hatte: »Dem Bittsteller 5000 Gulden zu bezahlen.« Der Kassirer stutzte, und besah die Zahl drei bis vier Mal, wollte jedoch seinen Augen nicht trauen, da der Kaiser in dergleichen Fällen nie mehr als 500 Gulden angewiesen hatte. Er begab sich also mit der Anweisung zum Kabinetsdirector, der gleichfalls stutzte, und endlich mit der Bittschrift zu dem

Monarchen selbst ging. Dieser besah dieselbe, und sagte dann lächelnd: »Da ist mir eine Null zuviel ausgekommen, weil es aber schon einmal geschrieben ist, so soll's auch geschrieben bleiben. Bezahlen Sie dem Manne gleich 500 Gulden, und die übrigen 4500 legen Sie fruchtbringend für seine Kinder an.«

Wer frei, aus reinem Willen, der Liebe Thaten übt,
Der fraget nie im Stillen: wem und warum er giebt.
Er muß es ja vollbringen aus eignem Herzensdrang,
Nicht Lohn will er erringen, nicht Gegendienst, nicht Dank.
Der Geist, durch den er handelt, ist rein, wie ew'ges Licht;
Er klügelt nicht, er wandelt sich selbst beim Undank nicht.
Wo seine Klugheit leise berechnend überlegt,
Und prüfend erst und weise mit strenger Wage wägt:
Da steht mit offnen Händen die fromme Liebe da,
Nur Segen auszuspenden und Hülfe fern und nah.
Die Klugheit sorgt und bauet ein festes Haus sich auf,
Die Liebe aber schauet zum Himmel still hinauf;
Sie fordert kein Vergelten, ihr g'nügt die stille Lust:
Dem großen Gott der Welten ist ihre That bewußt.

O Wunsch des Menschenfreundes werde
Erfüllung: Menschen glücklich sehn,
Selbst glücklich machen! — Schöne Erde,
Dann wirst du noch einmal so schön!
Denn eine süß're, schön're Pflicht
Als Menschenliebe giebt es nicht.

Kranken und Elenden beweise herzliche Theilnahme und thätigen Beistand.

Röm. 12, 15. Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden.

Sir. 4, 4. Die Bitte des Elenden schlage nicht ab, und wende dein Angesicht nicht von dem Armen.

1 Thess. 5, 14. Tröstet die Kleinmüthigen!

Sir. 7, 38. 39. Laß die Weinenden nicht ohne Trost, sondern traure mit den Traurenden. — Beschwere dich nicht, die Kranken zu besuchen, denn um deßwillen wirst du geliebet werden.

1 Joh. 3, 18. Lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.

1. Julius Cäsar (starb 44 v. Chr. Geb.) wurde eines Tages auf der Reise von einem heftigen Ungewitter überfallen, welches ihn nöthigte, in der Hütte eines Armen Schuz zu suchen. Einer seiner Begleiter, Namens Oppius, war krank, und doch fand sich nur ein kleines Kämmerchen im Hause, worin kaum eine Person Platz hatte. Cäsar sagte sogleich: »Die rühmlichsten Plätze sind für die größten Männer, die unentbehrlichsten für die Kranken.« Er trat die kleine Kammer an den Oppius ab, er aber und die Uebrigen legten sich vor der Thüre unter ein Wetterdach, das über derselben angebracht war.

2. Graf Leopold von Berchthold in Mähren (starb 1809) war einer der edelsten Menschenfreunde, indem er sein ganzes Leben auf die uneigennützigste und prunkloseste Art, Menschenwohl zu befördern widmete. — Als er noch beim Militair stand, und mit seinem Regimente zu Brünn im Standquartiere lag, erfuhr er, daß der Blitz in einem benachbarten Wäldchen einen armen Tagelöhner erschlagen habe. Sogleich setzte er sich zu Pferde, und erreichte den Platz, als man eben im Begriffe war, den Verunglückten in sein Dorf zu bringen. Sein Puls schlug noch. Der Graf eilte in die Stadt zurück, und kam nach einer Viertelstunde mit dem Regimentsarzte zurück. Man gab dem Kranken ein Brechmittel, und er kam wieder zu sich. Der Wundarzt mußte ihn täglich besuchen, und der Graf that ein Gleiches. Einer seiner Freunde beschlich ihn einmal, als er dem Kranken eine Brühe reichte, wozu er dem Weibe des Mannes täglich das Geld gab. Ein anderes Mal sah man ihn vor dessen Bette sitzend, wo er ihm die Fliegen abwehrte, indessen das Weib die Küche besorgte. — Der Patient wurde hergestellt; allein seine Kleider waren halb vom Blitze verzehrt. Der Graf beschied ihn auf die Mittagszeit in das Speisehaus der Offiziere. »Wie wär's, meine Herren,« sagte er zu ihnen, als der Genesene hereintrat, »wenn wir heute nicht Billard spielten, und dafür diesem armen Manne, statt seines verbrannten Rockes, einen neuen kauften?« — Der Graf eröffnete die Sammlung, die Uebrigen folgten seinem Beispiele, und der Arme wurde gekleidet.

3. Vor etwa funfzig Jahren herrschte in dem Dorfe Sauvigni in Frankreich eine gefährliche, ansteckende Seuche. Der damalige Herr des Dorfes, Marquis von M..., kam im Anfange des Februars mit seiner Familie dahin. Seine Gattin gedachte nur kurze Zeit auf dem Lande zuzubringen, und hatte schon Anstalten getroffen, um an den Belustigungen des Carnevals in der Hauptstadt Paris Antheil nehmen zu können. Als sie zu Sauvigni anlangte, bewog sie der Anblick des Elends, das dort herrschte, ihr Vorhaben aufzugeben. Ihr gefühlvolles Herz widmete sie nun ganz dem Dienste der unglücklichen Unterthanen, und verwandte das zu den Festlichkeiten in Paris bestimmte Geld zur Rettung der noch lebenden Bauern. Sie schrieb nicht nur selbst an den Arzt Maret zu Dijon, daß er auf ihre Kosten alle, zur Erleichterung der Noth dienenden, Anstalten treffen solle; gab nicht nur alle ihre Bedienten zur Wartung der Kranken her, sondern sie besuchte auch selbst mit ihrem Gemale die Krankenstuben, pflegte und wartete die gefährlichsten Kranken, und sorgte für die Reinlichkeit in ihren Häusern. Mehr als zwanzig todtkrank gewesene Patienten verdankten, nächst Gott, ihrer angewandten Sorgfalt ihre Wiederherstellung.

4. In den letzten Monaten des Jahres 1813 herrschte ein ansteckendes Nervenfieber in Hausen bei Kissingen, im Königreich Baiern; wenige Einwohner des Dorfes waren davon verschont geblieben, und viele gestorben. In dem Hause des Johannes Blöß daselbst waren Eltern und Kinder zugleich erkrankt, nur die älteste, gleichfalls kranke, Tochter war noch im Stande, einige nothdürftige Hülfe zu leisten; aber, vom Nervenschlage getroffen, starb sie plötzlich. Nun war Niemand mehr im Hause, der die Kranken hätte pflegen können, weil alle Familienglieder selbst krank darnieder lagen, die übrigen Einwohner aber theils mit eigenen Kranken beschäftigt, theils ohnehin muthlos gemacht, und erschreckt durch den Tod der Tochter, zeigten keine Bereitwilligkeit, der Verlassenen sich anzunehmen. Ungeachtet der drohenden Gefahr übernahm nun die edelsinnige Anna Maria Bockelt, ein Mädchen von 16 Jahren, die Pflege der Kranken, und besorgte zugleich die

übrigen häuslichen Geschäfte. Doch die Eltern starben mit gerührtem Danke für ihre menschenfreundliche Hülfe und Pflege; nur die beiden Kinder konnten gerettet werden. Aber jetzt wurde die treue, dienstfertige Bockelt selbst von der Ansteckung ergriffen, und vermehrte, zu ihren armen Eltern zurückgekehrt, das Elend in dem väterlichen Hause, in welchem schon beide Eltern und drei Schwestern krank darnieder lagen. Doch sie wurde gerettet. — Der damalige Großherzog von Würzburg belohnte den Edelsinn der braven Bockelt durch ein ansehnliches Geschenk an Gelde.

5. Ein katholischer Landgeistlicher bei Verdün in Frankreich fand im Winter eine beinahe erfrorene reisende Judenfrau mit einem neugebornen Kinde; Beide hätten ohne seine Hülfe elend umkommen müssen. Er nahm sie mit sich, wartete und pflegte sie in seinem Hause; allein aller Sorgfalt ungeachtet, starb das Kind. Sogleich schrieb er an die Judenschaft nach Metz, und Einige von ihnen kamen und begruben das Kind nach ihren Gebräuchen. Der Pfarrer behielt die arme Frau noch drei Wochen bei sich, und gab ihr bei der Abreise noch etwas Geld und Lebensmittel auf den Weg. Die Judenschaft in Metz schenkte ihm aus Erkenntlichkeit eine goldene Uhr mit einem emaillirten Gehäuse, worauf die Geschichte des barmherzigen Samariters abgebildet war.

6. Ungefähr eine Stunde von Bern, am linken Ufer der Aar, liegt das kleine, aber schön gebaute Dorf Kehrsatz in einer anmuthigen Gegend. Im Jahre 1825, an einem warmen Frühlingstage, sank ein Mann aus der Gegend von Lyon, ohnmächtig bei diesem Dorfe nieder. Er war schon mehrere Tage in der Gegend, um Arbeit zu suchen, kränkelnd und ohne Geld umhergeirrt, als er in seinem traurigen Zustande gefunden wurde. Man brachte ihn in's Wirthshaus des Dorfes, wohin ein Arzt aus der Nachbarschaft gerufen, und wo er, auf Kosten der Gemeinde, bis zu seiner Wiedergenesung gepflegt wurde. Als er, vollkommen wieder hergestellt, das Dorf verließ, dankte er gerührt den menschenfreundlichen Bewohnern desselben, die ihn seinem nahen Tode entrissen hatten.

7. Als der Erzherzog Karl von Oesterreich, im Jahre

1800, nach Böhmen zur Armee reis'te, um bei derselben den Oberbefehl gegen die Franzosen zu übernehmen, traf er, indem er sich dem Kampfplatze näherte, mehrere Verwundete, die, verlassen von aller Hülfe, sich mühsam fortschleppten, und, wenn noch Kräfte übrig waren, zum Theil ihre Bagagewagen selbst zogen, damit dieselben nicht in die Hände des Feindes fallen möchten. Gerührt von solchem Elende, ließ der edelmüthige Prinz sogleich die Pferde von mehreren Kanonen, die ebenfalls schon im Rückzuge begriffen waren, abspannen und vor die Bagagewagen bringen, auf welche sich dann die Verwundeten setzen mußten. »Denn,« sagte er »solche brave Leute verdienen es wohl mehr, gerettet zu werden, als ein paar Kanonen.« — Kaum hatte der feindliche Befehlshaber, Marschall Moreau, diese edelmüthige Handlung erfahren, so befahl er, die zurückgelassenen Kanonen an die Oesterreicher zurückzugeben. »Ich will keine Kanonen,« sagte er, »die aus so menschenfreundlichen Bewegungsgründen zurückgelassen worden sind.«

8. Ein Geistlicher in Manheim wurde zu einem Kranken gerufen, der in der größten Armuth schmachtete, und dessen trauriges Schicksal ihn bis zu Thränen rührte. Er sprach ihm Trost zu, ermahnte ihn zum Vertrauen auf Gott, und empfahl ihm Geduld. Als er von ihm gegangen war, begegnete ihm unterwegs Herr von Lamezan, ein edler, wohlthuender Menschenfreund, dem der Geistliche das große Elend des Kranken, von dem er eben komme, mit rührenden Worten schilderte. Herr von Lamezan eilte sogleich in die Hütte des Unglücklichen, und untersuchte, wie hier zu helfen sey. Nun ließ er die Lagerstätte reinigen, sorgte für Arznei und Nahrung, und ging dann zu einem Juden, um einiges Hausgeräth und ein Bett für den Kranken anzuschaffen. Er ward mit ihm Eins um sechs Carolins, und bedingte dabei, daß der Jude die Sachen in die Wohnung des Kranken bringen solle, wo er die Bezahlung von ihm empfangen werde. Der Jude kam und brachte das Bett und das Hausgeräth. Als er das Elend und die Noth des Kranken sah, sagte er zum Herrn von Lamezan: »Ich hatte Ihnen zwar diese Sachen für sechs Ca-

rolins verkauft, weil ich aber sehe, daß Sie dieselben zu einer so wohlthätigen Absicht gebrauchen, so will ich nichts daran gewinnen, und sie Ihnen für drei Carolins lassen, um diesen Preis habe ich sie selbst vor einigen Tagen gekauft.« Der Herr von Lamezan nahm dieses Anerbieten zwar an, und bezahlte ihm die drei Carolins, doch gab er ihm noch einen halben Carolin für seine Bemühung. Der Jude nahm den halben Carolin, ging aber sogleich an das Bett, drückte ihn dem Kranken in die Hand, und sagte: »Hier, mein Freund, lindere Dein Elend mit dieser Gabe.«

Sieh den Leidenden, wie trübe sich sein Blick zur Erde senkt;
Sieh, wie ohne Reiz und Liebe vor ihm hin die Zukunft hängt;
Wie bei leisen Trauertönen Wehmuth ihm die Wange netzt,
Wie die Welt mit allem Schönen Alles, nur nicht ihn, ergötzt! —
Gehe hin, um selbst zu sehen, welche Noth den Armen drängt;
Doch bleib nicht beim Anblick stehen, Neugier ohne Hülfe kränkt;
Aber Mitgefühl im Herzen, das kein Sittenspruch dich lehrt,
Trost und Linderung der Schmerzen machen dich des Himmels werth.

Sey wie ein Gott im Wohlthun auf der Erde,
Und gieb dem Armen froh von deinem Heerde,
Und tröste warm des Kummers Sohn:
So wird man mit Entzücken Dir begegnen,
Und dich, wie Kinder ihren Vater, segnen, —
Und dieses ist — der schönste Lohn!

Sey ein Helfer und Beschützer der Bedrängten und Verfolgten.

Sir. 4, 9. Errette den, dem Gewalt geschiehet, von dem, der ihm Unrecht thut.

Hebr. 13, 3. Gedenket der Gebundenen und derer, die Trübsal leiden.

Jes. 58, 6. Laß ledig, welche du beschwerest, gieb frei, welche du drängest.

Spr. Sal. 31, 8. Thue deinen Mund auf für die Stummen und die Sache derer, die verlassen sind.

Psalm 82, 4. Errette den Geringen und Armen, und erlöse ihn aus der Gottlosen Gewalt.

1. Im Jahre 1793 waren die Franzosen bis nach Frankfurt a. M. vorgedrungen, wurden aber bald wieder aus dieser Stadt vertrieben. Als die Hessen vom Affenthore herein auf den Wall vorrückten, flüchteten 32 Franzosen, Nationalgarden und Linientruppen, durch das Fenster in das Haus eines ziemlich dürftigen Bürgers und Gärtners, in der Vorstadt Sachsenhausen, Namens Peter Theobadus, gerade, als Niemand in dem Hause anwesend war. Mit nicht geringer Verwunderung traf die Frau des Gärtners bei ihrer Heimkunft diese Gäste an, welche inständig und mit kläglichen Geberden um Schutz und längeren verborgenen Aufenthalt in ihrem Hause baten, wozu auch die Frau gern bereit war. Indeß wurde es von einigen Nachbarn verrathen, daß sich Franzosen in dieses Haus geflüchtet hätten, worauf sogleich ein hessischer Offizier mit einem Kommando kam, und die Auslieferung der Feinde verlangte. Doch unerschrocken trat die Frau mit ihrem Manne vor die Hausthür, und schwur, sich lieber tödten zu lassen, als sie jetzt herauszugeben. »Es sind unsre Feinde,« sagte sie, »aber kommt erst in einer Stunde wieder, wenn sich Eure Mordlust abgekühlt haben wird; oder versprecht Ihr mir jetzt, ihnen kein Leid zu thun, sondern sie als Kriegsgefangene zu behandeln, so sollt Ihr sie haben.« — Der Edelsinn und die Unerschrockenheit dieser Frau rührte den hessischen Offizier; er bestand zwar noch einige Minuten auf unbedingte Auslieferung; da aber die Frau bei ihrer Rede blieb, so gab er nach, und versprach ihr Schonung der Gefangenen. Er hielt auch redlich Wort. Das brave Weib schickte ihren Sohn noch bis zum Thore den Gefangenen nach, um zu sehen, ob ihnen auch wirklich nichts Feindliches widerfahre, und sie freuete sich herzlich, als sie hörte, daß man sie durchaus nicht gekränkt habe.

2. In der Zeit der ersten französischen Revolution, als ein Theil der Geistlichkeit den, von der republikanischen Regierung verlangten, Eid leistete, der andere ihn verweigerte, und hierüber unter dem Clerus heftige Feindschaft entbrannte, hatten zwei nichtbeeidete Geistliche zu Vendome eine Prozession, bei welcher ein großer Theil ihrer beeidigten Kollegen sich be-

fand, durch läſternde Aeußerungen — vielleicht im Religionseifer — beſchimpft. Das hierdurch aufgebrachte Volk machte Miene, ſich der Ruheſtörer zu bemächtigen, die nun eine Zuflucht in einem nahen Hauſe ſuchten. Schon hatte der wüthende Haufe das Haus erbrochen, als ein junger, kaum achtzehnjähriger Dragoneroffizier ſich eifrig unter die Stürmenden miſchte, ihnen durch die eingeſprengte Thür voraneilte, das aufgeregte Volk anredete und beſänftigte, und ihm Erbarmen für das Leben der beiden Prieſter einflößte. Es mußte nun noch ein Weg von faſt einer Stunde zurückgelegt werden, um ſie außerhalb der Stadt in Sicherheit zu bringen; Alles folgte hinterher. Beim Anblicke eines Fluſſes fiel es dem ſcheinbar beruhigten Volke ein, die beiden Geiſtlichen zu ertränken. Der junge Krieger trat jetzt wieder vermittelnd ein, und brachte mit vieler Mühe die wüthende Menge auf ihr früheres Verſprechen zurück. Man ging wieder eine Strecke weiter, da erſchien unglücklicher Weiſe noch ein tumultuariſcher Haufe mit Dreſchflegeln bewaffneter Bauern. Der muthige Offizier beſiegte indeſſen aufs Neue alle Hinderniſſe, und rettete glücklich die todtbleichen Geiſtlichen. Der junge Dragoneroffizier aber war — Ludwig Philipp, damals Herzog von Chartres, jetzt König der Franzoſen.

3. Nach der großen Niederlage, welche der unglückliche Prinz Karl Eduard, älteſter Sohn des Kron-Prätendenten von England, bei Culloden im Jahre 1746 erlitt, und nach der gänzlichen Zerſtreuung ſeines kleinen Heeres, die nach dieſer Schlacht erfolgte, irrte er flüchtig und verlaſſen, in dem ſchlechten Gewande eines Tagelöhners, in ſeinem Vaterlande umher. Auf ſeinen Kopf war ein großer Preis geſetzt, und Jedem, der ihn aufnehmen und ſchützen würde, die härteſte Strafe angedroht. Anfangs wurde er von zwei treuen Genoſſen ſeines Unglücks begleitet; da dieſe aber einige Mal die Veranlaſſung zur Erkennung des Prinzen wurden, ſo bat er ſie, ihn ſeinem traurigen Schickſale allein zu überlaſſen. Sie trennten ſich mit ſchwerem Herzen von ihm, und Eduard ſtand nun in der großen weiten Welt verlaſſen und allein da. Indeß er war in der Schule des Unglücks aufgewachſen, und

dies hatte sein Herz fest, seinen Sinn männlich gemacht. — Nachdem er eines Tages 10 englische Meilen zu Fuße gegangen, und von Hunger und Müdigkeit ganz erschöpft war, kam er auf dem Schlosse eines Edelmannes an, von dem er wußte, daß er nicht von der königlichen Partei, aber ein rechtlicher und braver Mann sey. Indem er zu ihm ins Zimmer trat, sagte er: »Der Sohn Eures Königs bittet Euch um Brot, um ein Kleid, und für diese Nacht um ein wirthliches Lager. Ich weiß, Ihr seyd ein Feind meines Hauses; aber ich glaube an Redlichkeit und Tugend, und rechne darauf, daß Ihr von meinem Vertrauen zu Euch, und von meinem Unglücke keinen schlechten Gebrauch machen werdet. Nehmt die Lumpen, die mich jetzt bedecken! Rasch und wunderbar ist der Wechsel menschlicher Dinge; vielleicht könnet Ihr einst solche in den Palast der Könige von Großbritannien bringen.« — Der Edelmann war tief gerührt, nahm den Prinzen mit offenen Armen auf, leistete ihm in allen Stücken den möglichsten Beistand, bewirthete ihn mehrere Tage lang gastfreundschaftlich, und beobachtete über dies Alles ein unverletzliches Stillschweigen. — Einige Zeit darauf ward er angeklagt, daß er den Prinzen Eduard in seinem Hause beherbergt habe, und deshalb vor das Parlament gefordert. Der Edelmann erschien, und mit einer Ruhe und Standhaftigkeit, die nur das Bewußtseyn einer guten That giebt, sagte er zu seinen Richtern: »Erlaubt mir, ehrwürdige Männer, daß ich Euch eine Frage vorlege, bevor Ihr mich befragt. Wer von Euch würde den flüchtigen Sohn des Kron-Prätendenten, wenn er sich mit offenem Vertrauen in Eure Arme geworfen hätte, verrathen und ausgeliefert haben?« — Alle schwiegen, und sprachen den Angeklagten, ohne weitere Untersuchung, frei.

4. Als sich im Jahre 1187 die Stadt Jerusalem dem Sultan von Egypten und Syrien, Saladin, zu ergeben gezwungen sah, bestimmte der Sieger das Lösegeld eines jeden Gefangenen zu zehn Besens oder Goldthalern, und fügte die Erklärung hinzu, daß derjenige, der diese Summe nicht aufbringen könne, zur Sklaverei verurtheilt sey. Nur sehr Wenige waren im Stande, eine so große Summe aufzubringen; die

Meisten sahen mit Schrecken einer harten Sklaverei entgegen. Da bat der edelmüthige Bruder des Sultans um die Befreiung von tausend Mann, und ein anderer hoher Offizier wagte eben diese Bitte. Der Sultan willigte ein, und sagte: »Ihr habt Euern Almosen gegeben, es ist billig, daß ich auch den meinigen gebe. Macht in der Stadt bekannt, daß alle Arme und Unbemittelte, ohne Lösegeld, sich hinwenden können, wohin sie wollen, und daß ich ihnen die Freiheit schenke.«

5. Im Sommer 1796 näherten sich die Franzosen den Grenzen der ehemaligen Landvoigtei Schwaben, damals noch unter österreichischer Herrschaft. Bei Altdorf und Weingarten, jetzt zum würtembergischen Oberamt Ravensburg gehörig, kam es, den 30. September, zwischen den Franzosen und Oesterreichern zum Treffen, in welchem die Letztern zum Rückzuge gezwungen wurden. In der Nähe der ehemaligen Abtei Weingarten, ja innerhalb der Mauern derselben, ward noch hartnäckig gekämpft. Aber die Franzosen drängten auch da die Oesterreicher zurück, und stürmten mit Wuth ins Kloster hinein. Mit dem fürchterlichsten Mordgeschrei, unter dem Vorwande, versteckte Oesterreicher zu suchen, drangen sie in alle Gemächer der Abtei. »Heraus mit den versteckten Oesterreichern!« schrieen sie wild durch einander, und droheten, im Verweigerungsfall, die Bewohner der Abtei niederzumachen und das Kloster selbst in Brand zu stecken. Es waren auch wirklich 31 Oesterreicher, welche bei dem schnellen Herbeirücken der Feinde sich nicht mehr retten konnten, im Kloster verborgen. Aber weder Drohungen noch Mißhandlungen konnten die Bewohner der Abtei bewegen, sie auszuliefern. Der ausharrenden und ihrer eigenen Gefahr nicht achtenden Menschenliebe jener Edlen verdankten die Oesterreicher ihre Rettung.

6. Der Marquis du Terrais hatte in seinem Testamente 4000 Livres zu einem milden Zweck ausgesetzt, und zwar nur, um für solche Leute, die wegen Schulden im Gefängniß saßen, die Gläubiger zu bezahlen, und ihnen dadurch die Freiheit wieder zu verschaffen; diese sollten nach ihrer Befreiung seiner Beerdigung beiwohnen, und nach dem Begräbnisse noch 1000 Livres unter sie vertheilt werden. Einer der

Te-

Testaments-Vollstrecker, welcher Präsident war, schlug vor, man solle diese 1000 Livres zu den 4000 schlagen, damit man eine desto größere Zahl von Unglücklichen befreien könne; allein der Erbe des Verstorbenen widersetzte sich diesem Vorschlage, weil der Wille des Verstorbenen zu deutlich ausgedrückt wäre.« Es wurden also neun und sechszig Gefangene für die 4000 Livres befreit, und nach dem Leichenbegängnisse noch die 1000 Livres unter sie vertheilt. Indessen hörten sie die Bedienten von dem Vorschlage des Präsidenten reden, und fanden denselben so billig, daß sie einmüthig ihre Antheile zurückgaben, mit der Bitte: dieses Geld zur Loskaufung anderer Unglücklicher zu verwenden. Dies geschah auch, und es wurden noch elf Gefangene durch das großmüthige Mitleid ihrer Unglücksgefährten aus dem Verhafte befreit.

7. Der Prinz von Valois befand sich, als ein Knabe von zwölf Jahren, mit dem Könige von Frankreich auf der Jagd, und bemerkte zuerst, daß ein wildes Schwein auf das Pferd des Monarchen in voller Wuth losstürzte. Der junge Prinz wagte sein eigenes Leben, indem er sich vor den König stellte, um ihn zu beschützen. Das Schwein wurde glücklich erlegt, und der König, der dem Prinzen seinen Dank für seine Aufmerksamkeit abstattete, stellte es ihm gleichzeitig frei, sich eine Gnade zu erbitten. — Ohne diese günstige Gelegenheit zu seinem eigenen Vortheile zu benutzen, war der Prinz nur auf die Rettung leidender Brüder bedacht, und gab dem Könige die Antwort: »Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, einige Sklaven in Algier loszukaufen, so werde ich es als den größten Beweis königlicher Huld ansehen.« Der König erfüllte diesen Wunsch, und die befreieten Gefangenen erschienen in kurzer Zeit vor dem Prinzen in einer neuen Kleidung, die man zu Ehren des jungen Menschenfreundes »de Valois« nannte.

Hülfreich zu Bedrängten eilen,
Ihnen Schutz und Retter seyn;
Kummer lindern, Wunden heilen,
Wohlthun, trösten und erfreu'n,
Und dies thun aus edlem Triebe:
Das ist — wahre Menschenliebe! —

Mit dem Bruder warm empfinden,
Ob er froh ist, ob er weinet,
Seine Wunden ihm verbinden,
Jauchzen, wenn das Glück ihm scheint:
O das sey in meinem Leben,
Mein geheiligtes Bestreben,
Dann drückt einst zur letzten Ruh,
Liebe mir die Augen zu.

Nimm dich der Wittwen und Waisen an.

Jac. 1, 27. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: Die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen.

Jes. 58, 7. Brich dem Hungrigen dein Brot, und die, so im Elend sind, führe ins Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleisch.

Sir. 4, 10. Halte dich gegen die Waisen wie ein Vater, und gegen ihre Mutter, wie ein Hausherr.

Matth. 18, 5. Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.

Matth. 25, 40. Was ihr gethan habt Einem meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan.

Jes. 1, 17. Schaffet den Waisen Recht und helfet der Wittwen Sache.

Psalm 27, 10. Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.

1. Als Magdeburg im Jahre 1631, durch den kaiserlichen General Tilly, erobert und in einen Schutthaufen verwandelt wurde, mußten die Einwohner, welche nicht von dem Feinde getödtet, oder unter den einstürzenden Häusern der in vollen Flammen stehenden Stadt begraben wurden, nackt und arm davon fliehen. Unter diesen war auch eine Wittwe mit neun unerzogenen Kindern. Sie war reich; aber alles Geld, welches sie vorräthig hatte, ihr Silber, ihre Juwelen und andere Kostbarkeiten, wurden von den Croaten geraubt. Nachdem ihr Haus geplündert war, gerieth es in Brand. Alle ihre Handlungsbücher wurden ein Raub der Flammen. Nun floh sie, in traurigster Armuth, hülflos mit ihrem Häuflein Kinder nach Wolmirstädt, und von hier nach Braunschweig, wo sie sich kümmerlich nährte. Kurze Zeit darauf

kam einer ihrer Handlungsdiener, der lange, und immer ehrlich, ihr Rechnungswesen geführt hatte, zu ihr. Er freuete sich herzlich, sie zu finden, nachdem er überall sorgfältig ausgeforscht hatte, wo er sie antreffen möchte. Jetzt ertheilte er Nachricht von vielen großen Geldsummen, die sie auswärtig zu fordern hatte, ließ sich von ihr eine Vollmacht zur Einforderung derselben geben, und reis'te weit umher. Treulich sammelte er die ausstehenden Geldposten ein, und brachte der armen, verlassenen Wittwe Alles gewissenhaft, bis auf den geringsten Pfennig. Ohne die redliche Unterstützung und treue Mühwaltung dieses braven, jungen Mannes, würde sie schwerlich jemals wieder der Armuth entrissen seyn.

2. Ein, wahrscheinlich elternloser, Knabe zu Großwardein in Ungarn, irrte nackt und ausgehungert umher, und nährte sich kümmerlich von dem, was ihm mitleidige Menschen zuwarfen. Nachts verkroch er sich gewöhnlich in einen faulen Strohhaufen, nahe bei der Reiter-Kaserne. Da entdeckte ihn der Reiter des Melas'schen Dragoner-Regiments, Podhorzaleck, aus Böhmen. Gerührt durch den kläglichen Anblick des Elenden, entschloß sich der brave Soldat, den Knaben zu sich zu nehmen, und Vaterstelle bei ihm zu vertreten. Er ließ ihn sogleich reinigen und kleiden, schickte ihn in die Schule, und suchte ihn so dem Verderben und der Verwilderung zu entreißen. Ob er gleich nur von seinem Solde lebte, und keine Zulage von Hause aus erhielt, so scheuete er doch die Kosten nicht, welche damit verbunden waren.

3. Ein Schuhmacher in Sachsen, Namens Steude, starb und hinterließ seiner armen Frau fünf unerzogene Kinder, worunter ein Säugling war. Das gute Weib wußte nun keine Aussicht, keinen Trost. In der Gegend ihres Landes fand sie nur wenig Unterstützung. Sie nahm daher Alles, was sie noch hatte, zusammen, trug ein Kind auf dem Arme, eines im Korbe auf dem Rücken, und die übrigen drei liefen nebenher. So kam sie nach Franken; da sie indessen auch hier wenig Hülfe fand, so beschloß sie, ins Brandenburgische zu gehen, weil sie hörte, daß sich schon viele Menschen daselbst glücklich festgesetzt hätten. Es war Abend, als sie auf

dieser Reise mit ihren Kindern in dem Dörfchen Wasserknoten eintraf. Ein Bauer, der vor seiner Hausthür saß, rief sie an und fragte, wohin sie wolle. Diesem erzählte sie ihre Umstände und ihren Entschluß, und er versprach ihr Arbeit und Auskommen. Der brave Bauer behielt die ganze Familie bei sich, unterrichtete die Knaben in Feldarbeiten; die Frau und ihre Töchter mußten der Bäuerin in ihren Arbeiten an die Hand gehen. Die Wittwe war kaum zwei Jahr da, als sie mit Hülfe des guten Bauers einen kleinen Handel anfing, um sich dadurch etwas für ihr Alter und ihre Kinder zu ersparen.

4. Zu Ansbach starb ein Schneidermeister, der nichts hinterließ, als eine Wittwe mit drei kleinen Kindern, worunter das jüngste an einer schmerzlichen Krankheit litt. Die Wittwe hatte nach Handwerksgebrauch das Recht, sich von irgend einem dasigen Meister einen Gesellen zu wählen, der ihre wenigen Kunden während ihres Wittwenstandes in Besorgung nehmen sollte, und ihre Wahl fiel auf einen sehr redlichen Menschen, Namens Erzinger. Obgleich er die Armuth der Wittwe kannte, übernahm er doch ihren Antrag, und gab sich die äußerste Mühe, ihre kleine Kundschaft durch gute Arbeit zu vermehren. Der brave Erzinger bemerkte bald den Segen seines Fleißes. Die hinterlassenen Schulden wurden um ein Großes vermindert, und die Wittwe konnte noch einen zweiten Gesellen halten. — Vorzüglich aber verdient die zärtliche Liebe, womit Erzinger ein krankes, unter schrecklichen Eitergeschwüren mehrere Jahre lang schmachtendes Kind pflegte und wartete, die rühmlichste Anerkennung. Er wusch und reinigte die unzähligen Wunden des leidenden Kranken, und ließ ihn sogar bei sich im Bette schlafen. Die Vorsehung leitete es dafür aber auch so, daß der Markgraf von Ansbach dem rechtschaffenen Erzinger das Geld zur Erwerbung des Bürger- und Meisterrechts schenkte.

5. Als am 1. Januar 1822 die Pforte des Klosters Amrode, im Mühlhäuser Regierungskreise, früh Morgens geöffnet wurde, fand der Pförtner einen Korb auf der Thürschwelle stehen, in welchem sich ein Kind weiblichen Geschlechts, ungefähr in einem Alter von zwei Jahren, befand. Bestürzt

eilte er zu seinem Herrn, dem Besitzer des Klosterguts, dem Oberamtmann von Wademayer. Dieser besann sich nicht lange, was er thun, oder wo er den kleinen Findling unterbringen wolle, um seiner los zu werden, sondern nahm ihn freundlich auf, übergab ihn seiner eben so edelgesinnten Gattin, und Beide gelobten, dem Kinde im wahren Sinne des Worts Eltern zu werden.

6. Von Silkerode, einem Dorfe unweit Duderstadt, in der Landdrostei Hildesheim, zog ein Armer, Namens Volkmann, in den nahe gelegenen hannöverschen Flecken Lauterberg, und hinterließ einen armen Freund, Christoph Kalbheim, der, um sich und seine drei Kinder zu ernähren, Schuhe flickte, Mulden, Kochlöffel und andere Geräthschaften verfertigte. Volkmann geräth durch den harten Drang der Zeitumstände in das äußerste Elend, und wird tödtlich krank. Sieben unerzogene Kinder, nackt und bloß, von Ungeziefer und Ausschlag starrend, wimmern um sein Sterbebette, und sagen: »Was soll nun aus uns werden?« — »Gehet hin,« spricht der sterbende Vater mit gebrochener Stimme, »ruft Kalbheim, er wird Euer Vater seyn!« und sein Lebenslicht erlischt. — Kalbheim kommt, und sein menschenfreundlicher Entschluß reift schnell zur That. Er nimmt das verlassene Häuflein der sieben Kinder mit in seine Hütte, reinigt sie, schickt sie in die Schule, theilt jeden Bissen seines spärlich erworbenen Brotes mit ihnen, und erzieht sie, trotz alles Murrens und Verdrusses von Seiten seiner Umgebungen, so lange, bis sie in Dienste untergebracht waren. — Die königlich preußische Regierung zu Erfurt hatte kaum die edle That erfahren, als sie dem Kalbheim vorläufig eine Unterstützung von vierzig Thalern auszahlen ließ, und dem jüngsten Volkmann für die Folge eine Stelle in dem Waisenhause zu Halle zusicherte. Aus Berlin erhielt der wackere Kalbheim von unbekannter Hand zehn Thaler mit der Inschrift: »Dem Versorger der Volkmannschen Kinder; vertraue Gott!« Der König von Preußen verlieh ihm für seine echt christliche Menschenliebe das allgemeine Ehrenzeichen zweiter Klasse.

7. In Berlin starb ein Künstler, der eine Zeit hin-

durch bedeutende Geschäfte gemacht, und viel verdient, aber nie das Erworbene wohl zu erhalten, und für Tage der Krankheit und des Alters etwas zu ersparen verstanden hatte. Daher sah sich seine Wittwe von Allem entblößt, und befand sich nach dem Tode dessen, der ihr bisher Unterhalt erworben, in einer um so drückendern Lage, als sie, siech und oft Wochen lang bettlägerig, durch eigene Anstrengung ihre Unterhaltungsmittel sich zu erwerben außer Stande war. Zu verschämt, um ihre dürftige Lage Andern zu entdecken, oder das öffentliche Mitleid für sich rege zu machen, schränkte sie sich so viel als möglich ein, und setzte im Stillen zu, was sie nur irgend entbehren konnte. — Bei aller Bemühung, ihr trauriges Loos den Augen der Welt zu verbergen, war dies doch dem scharfen Blicke eines Taubstummen nicht entgangen, der, ihr gegenüber auf demselben Hofe wohnend, sich von Kunstarbeiten mühsam ernährte. Ohne daß die Leidende es erfuhr, von wem ihr die Wohlthaten kamen, wußte derselbe ihr angemessene Unterstützungen zuzuwenden. Fünf Vierteljahre ließ der edle Taubstumme die Unglückliche warten, pflegen und erquicken. Da starb sie, und erst jetzt, als er auch ihr Leichenbegängniß besorgen ließ, ward seine edle That bekannt.

8. Katharina II., Kaiserin von Rußland, machte in den ersten Jahren ihrer Regierung (von 1762 bis 1796) öfters Spazierritte. Bei einem solchen sah einer ihrer Begleiter, in einem Graben an der Straße, ein neugebornes Kind in Lumpen gewickelt liegen, und sagte zu einem Andern, der neben ihm ritt: »Das arme Geschöpf! Es wäre ihm besser, wenn es gleich aus der Welt geschafft würde.« Dies hörte die Kaiserin, und ließ sich das Kind sogleich bringen. Durch das Emporheben und Forttragen aus seinem süßen Schlummer geweckt, schlug das Kind die Augen auf und weinte. Katharina nahm es dem Kammerherrn, der es brachte, aus den Händen, hob es auf ihr Pferd, und trotz seiner unreinlichen Einhüllung, suchte sie es durch zärtliche Liebkosungen zu besänftigen, welches ihr auch endlich gelang. Ein Reitknecht wollte es ihr abnehmen, allein die Kaiserin behielt es in ih-

ren Armen, und ritt nun einen sanften Schritt, bis sie ans Schloß kam. Hier ließ sie das Kind in ihrem Zimmer von seiner schmutzigen Einhüllung befreien. Es war ein Mädchen. Mit mütterlicher Sorgfalt nahm sich Katharina desselben an, ließ es erziehen, und als es herangewachsen war, in Allem unterrichten, was zur Bildung eines Frauenzimmers von Stande erforderlich war. Nach beendigter Erziehung erhob sie es in den Grafenstand, beschenkte es reichlich, und verlieh ihm sogar ihren eigenen Orden, der jährlich 3000 Rubel eintrug. Obwohl viele reiche und vornehme Herren sich um die Hand der jungen Gräfin bewarben, so wies sie doch alle solche Bewerbungen von sich, fest entschlossen, sich bei Lebzeiten ihrer großmüthigen Wohlthäterin nie zu verheirathen, um ihr, so viel es in ihren Kräften stünde, ihre Barmherzigkeit durch innigen Dank und Anhänglichkeit zu vergelten.

O folgt mit heißem Triebe,
Dem Ruf zur Menschenliebe,
Beglücket und erfreut!
Dann folgt dem schönen Morgen
Der Abend ohne Sorgen,
Der Liebe Lohn — die Seligkeit.

Menschen beglücken,
Lehrt uns Natur;
Folgt mit Entzücken,
Brüder, der Spur.
Thränen verwandeln
In heitern Blick,
Göttlich zu handeln,
Sey unser Glück.

Entwende dem Nächsten nichts von seinem Eigenthum.

2 Mos. 20, 15. Du sollst nicht stehlen!

3 Mos. 19, 13. Du sollst deinem Nächsten nicht Unrecht thun, noch ihn berauben.

Joh. 10, 10. Ein Dieb kommt nicht, denn daß er stehle, würge und umbringe.

1 Cor. 6, 10. Weder die Diebe, noch die Geizigen, noch die Räuber werden das Reich Gottes ererben.

Spr. Sal. 29, 24. Wer mit Dieben Theil hat, der hasset sein Leben.

Ephes. 4, 28. Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite, und schaffe mit seinen Händen etwas Gutes, auf daß er habe zu geben dem Dürftigen.

1. Franz Clavel, Oberamtmann in der fürstlich thurn- und taxischen Stadt Scheer, verlor frühzeitig seine Eltern, und wurde von seinem Oheim, dem Oberamtsrath Clavel zu Möskirch, im Großherzogthum Baden, erzogen. Einen klein scheinenden Vorfall, der ihm als Knabe begegnete, rechnete er noch in seinem Alter unter die wichtigsten seines Lebens, weil ihm derselbe alle Unredlichkeit auf immer verabscheuungswürdig gemacht hätte. Er hatte nämlich einst ein Kreuzerbrötchen von dem Laden eines Bäckers entwendet; darüber entstand Klage, und dies bewog seinen Oheim, ihn dafür so nachdrücklich zu züchtigen, daß er, von diesem Augenblick an, immer eine heilige Ehrfurcht gegen alles fremde Eigenthum behielt. »Wie leicht wäre es gewesen,« sagte er oft, »wenn man mich nicht für diese kleine Entwendung bestraft hätte, daß ich von einer Veruntreuung zur andern fortgeschritten wäre, und vielleicht mein Ende auf dem Rabensteine gefunden hätte. Ach, wie Mancher, der ein ehrlicher und nützlicher Mann geworden wäre, stirbt am Galgen, weil er nicht bei dem ersten kleinen Diebstahle ermahnt, und mit Nachdruck zurecht gewiesen wurde!«

2. Franz Dominik Cartouche war ein berüchtigter Dieb, der zu Anfange des 18ten Jahrhunderts an der Spitze einer sehr zahlreichen Gaunerbande zu Paris stand, und im J. 1721 auf dem Blutgerüste sein Leben endigte. — Sein Vater, ein Böttcher, bemerkte an ihm einen fähigen Kopf, und schickte ihn daher in das dortige Jesuiten-Kollegium. Hier befand er sich nun unter lauten jungen Leuten, wovon die geringsten die Söhne der vornehmsten Bürger von Paris waren, die alle viel Taschengeld hatten, wofür sie sich Näschereien kaufen konnten. Dies reizte die Lüsternheit des jungen Cartouche, und da er kein Geld hatte, so suchte er das durch

List zu erlangen, was er sich rechtmäßiger Weise nicht verschaffen konnte. Er versuchte daher, die Buden der Obsthändlerinnen, die unter dem Eingange in das Kollegium standen, zu bestehlen; und es gelang ihm, ohne entdeckt zu werden. In seinem Gefängnisse kam er zur Erkenntniß seines schlechten Verhaltens, und bekannte mit Thränen, daß er nie so viele Bubenstücke würde begangen haben, wenn es ihm als Knabe nicht so leicht geworden, und so ungeahndet hingegangen wäre, jene armen Obstweiber zu bestehlen. Denn dadurch habe er Muth bekommen, mehrere und wichtigere Diebsgriffe zu thun.

3. Ein Husar, welcher im Jahre 1787 auf Urlaub in seine Heimath wanderte, kam Abends spät in einem Dorfe an, und bat den Prediger um ein Nachtquartier, welches ihm auch gewährt wurde. Um Mitternacht vernahm der Husar ein dumpfes Gewinsel, und glaubte, daß es in der Stube des Predigers sey. Er stand sogleich auf, bewaffnete sich, und ging dem Gewinsel nach. Kaum eröffnete er die Stubenthür, als er einige verlarvte Leute sah, die im Begriff waren, die Predigersfrau zu knebeln, nachdem sie vorher schon den Prediger gemißhandelt hatten. Der Husar zog seinen Säbel, und hieb Einen in den Kopf, welcher aber, so wie die andern, entsprang. Nun eilte der Husar zu dem Schulzen, um ihm die Sache anzuzeigen, und ihn zur Verfolgung der Bösewichter aufzufordern. Als er in die Wohnung des Schulzen trat, sah er, daß die Frau ihren Mann verband. Wie erstaunte er aber, als er in dem Schulzen eben den erkannte, den er gehauen hatte. Er drang in ihn, seine Mitgehülfen zu entdecken, welche ebenfalls Bewohner des Dorfes waren. Zwei von ihnen wurden zur Bestrafung eingezogen, die andern aber entflohen.

4. Als der Kaiser Karl V. (starb 1558) einst im großen Gedränge ging, wurde ihm von dem Halse eine kleine kostbare Uhr listiger Weise abgeschnitten und entwendet. Es war unmöglich, den Dieb unter der gewaltigen Volksmenge aufzufinden; auch kannte man ihn nicht. Der Kaiser selbst war von einem großen Gefolge umgeben, und der Räuber unerkannt aus den Augen. Aber auf einmal fing die Uhr an zu

schlagen, und verrieth den Dieb, dessen man sich alsbald bemächtigte und in Sicherheit brachte.

5. Zu einem reichen Pächter bei Dresden kam vor einigen Jahren ein Arbeiter, der sich bei ihm verdingen wollte, gerade zur Abendstunde. Der Pächter ging hinaus, um mit seiner Frau darüber zu sprechen, und ließ den Menschen allein, während schon die Suppe zum Abendbrot für die Leute aufgetragen war. Der Fremde benutzte die Abwesenheit des Pächters, und schüttete Pulver in die Suppe, was einer der Knechte, der auf der Thürschwelle gelauscht hatte, bemerkte, und seinem Herrn anzeigte. Dieser hielt dem Arbeiter die That vor, und zwang ihn, als er leugnete, einen großen Theil der Suppe zu essen, indeß für die Dienstleute ein anderes Gericht bereitet wurde. — Nach ungefähr zehn Minuten schlief der Mensch ein, und zwar so fest, daß nichts vermochte, ihn zu ermuntern. Nun untersuchte man ihn, und fand eine kleine Pfeife in seiner Tasche. Die Absicht des Diebstahls wurde jetzt immer deutlicher. Sobald die Nacht einbrach, ließ der Pächter seine Leute sich bewaffnen und im Hofe sich ganz still verhalten; er selbst pfiff auf der Pfeife nach allen Gegenden hin, und alsbald kamen sechs Kerle über die Gartenmauer gesprungen, und wollten ins Wohnhaus dringen. Die Knechte nahmen sie nachdrücklich in Empfang, und hielten vier von ihnen fest. Diese bekannten bald den Anschlag, und wurden der Behörde zur Bestrafung übergeben.

»Du sollst nicht stehlen!« Engel lächeln nieder,
Wenn Recht und Treue unter Menschen wohnt.
Der Wilde raubt, die Keule mordet Brüder,
Wo Habsucht unter Diebsgesellen thront.
Ich kann nicht irren, wenn die Habsucht winket,
Der inn're Richter spricht: »es ist nicht dein!«
Wenn Alles vor dem Götzen niedersinket,
Laß mich gerecht und Deiner würdig seyn!

Achte das Eigenthum des Nächsten.

1 Cor. 13, 5. 6. Die Liebe trachtet nicht nach Schaden, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit.

Micha 2, 1. Wehe denen, die Schaden zu thun trachten, und ge-

hen mit bösen Tücken um auf ihrem Lagen, daß sie es vollbringen, weil sie die Macht haben.

Spr. Sal. 12, 12. Des Gottlosen Lust ist Schaden zu thun; aber die Wurzel der Gerechten wird Frucht bringen.

Phil. 2, 4. Ein Jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Nächsten ist.

Sir. 31, 18. Nimm es bei dir selber ab, was dein Nächster gerne oder ungerne hat, und halte dich vernünftig in allen Stücken.

Tob. 4, 16. Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern auch nicht.

1. Friedrich II., König von Preußen, hielt bei dem Dorfe Körbelitz, unweit Magdeburg, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, auch im Sommer 1777 eine Heerschau. Beim Abreiten aus dem Standquartiere, der gewöhnlichen Dorfschenke, hätte der kürzeste Weg zu den versammelten Heerschaaren durch eine fröhlich aufsprießende Saatbreite geführt. Schon zeigten sich Einige von der Begleitung des Königs bereit, hineinzusprengen, als dieser im befehlenden Tone die Worte sprach: »Meine Herren, wir müssen die Hoffnungen armer Leute respectiren!« — Ein weiter Umweg, der nun genommen wurde, war die Folge dieses menschenfreundlichen Herrscherworts.

2. Der mongolische Kaiser von Hindostan, Aureng-Zeys, der sich überhaupt durch eine weise Regierung auszeichnete, erfuhr, daß seine Soldaten, um ihre Pferde bequemer tränken zu können, einen Bach abgeleitet hatten, der eine Mühle trieb, die allein eine Frau und ihre Familie ernährte. Er ließ den Bach nicht nur in sein voriges Bette leiten, sondern bat auch die Frau wegen des zugefügten Unrechts um Vergebung, und gab ihr ansehnliche Geschenke.

3. Die Postillions fuhren einst den König von Polen, August II. (starb 1733), über ein geackertes Feld. Der Eigenthümer, der mit seinen Leuten in der Nähe war, und den König nicht kannte, fiel den Pferden in die Zügel, und drohete, die Räder mit seiner Hacke zu zerschlagen. Die Pagen sprangen sogleich hinzu, und es entstand ein lauter Wortwechsel zwischen diesen und dem Bauer. Sobald der König die Ursache des Streits erfahren hatte, ließ er dem Bauer ein ansehnliches Geschenk reichen, und der Postillion mußte auswei-

chen, und auf die Straße fahren. »Der arme Mann,« sagte der König, »hat Recht, daß er sein Eigenthum vertheidigt. Thäte ihm Einer von meinen Unterthanen Schaden, wäre ich nicht auch verbunden, ihn zu bestrafen?«

4. Als im Jahre 1755 der Palast, in welchem der Großvezier zu Constantinopel jederzeit zu wohnen pflegt, und worin alle Archive verwahret, und alle öffentliche Geschäfte verhandelt werden, ganz niedergebrannt war, und man ihn wieder aufbauen wollte, so dachte man darauf, wie man ihn zwar wieder auf die alte Stelle setzen, ihn aber durch seine Lage zugleich vor einem ähnlichen Zufalle künftig sichern möchte. Daher entschloß man sich, einen hinlänglich weiten Raum rund um den Palast herum leer zu lassen, und deswegen verschiedene Häuser, die daran stießen, zu kaufen und niederzureißen. Die meisten Eigenthümer ließen sich den Verkauf gefallen. Eine einzige alte Frau erklärte sich aber: »Sie könne und wolle ihr Haus nicht verkaufen. Es sey das Eigenthum ihrer Familie seit mehreren Geschlechtsfolgen gewesen, und kein Geld könne ihr den Werth ersetzen, den das Häuschen für sie habe.« — Keine Anerbietungen, keine Drohungen konnten bei ihr etwas ausrichten. Der damalige Kaiser, Osman III., befahl hierauf, das Haus stehen zu lassen; und als man ihn fragte: »Warum er nicht sein Ansehen gebrauche, und dem Weibe das Haus mit Gewalt nähme und bezahle?« so gab er zur Antwort: »Das ist nicht möglich; es kann nicht geschehen, denn — es ist ihr Eigenthum.«

5. Waldemar der Große, König von Dänemark (starb 1182), ward vom Kaiser Friedrich I. nach Metz zu einer Unterredung eingeladen, wohin er sich auch mit einem großen Gefolge begab. Nach einiger Zeit fehlte das Futter für seine Pferde, so daß er auch selbst für Geld nichts bekommen konnte. Als er darüber klagte, sagte der Kaiser zu ihm: Das ganze umliegende Land stehe ihm offen, und er könne überall frei zugreifen, wo er wolle. »Nein,« erwiederte Waldemar: »ich bin ein König und kein Räuber, der sich an fremdem Eigenthum vergreifen sollte. Ich darf in eines An-

dern Lande nicht thun, was ich in meinem eigenen für Unrecht halte.«

6. Im Jahre 1788 erschoß ein Pächter in Norfolk vor den Augen seines Gutsherrn einen der Jagdhunde, welche über seine Getreidefelder liefen. Der Gutsherr stellte ihn hierüber zur Rede, und fragte zornig: »Wie er sich das unterstehen könne?« Ganz ruhig antwortete der Pächter: »Wenn Sie mir die Pachtgelder erlassen, so jagen Sie, wann und wo Sie wollen; verlangen Sie aber diese zur rechten Zeit, so lassen Sie mir auch die Mittel, die mich in den Stand setzen, sie Ihnen zu entrichten.« — Der Gutsherr sah bei reiferem Nachdenken ein, daß der Mann Recht habe, und verschonte auf der Jagd seine Felder.

7. Elisabeth, Königin von England (starb 1603), unterstützte den König von Frankreich, Heinrich IV., gegen seine aufrührerischen Unterthanen, und die Holländer gegen ihren Unterdrücker, den spanischen König Philipp II. Die Niederländer boten ihr aus Dankbarkeit die Oberherrschaft über ihre Besitzungen an; allein Elisabeth schlug das Anerbieten der holländischen Abgesandten aus, und antwortete: »Es ist weder anständig noch erlaubt, sich eines fremden Guts zu bemächtigen.«

Alles Unrecht soll ich hassen,
Flieh'n, was leicht dazu verführt,
Jedem geben, Jedem lassen,
Das, was ihm als Sein gebührt.

Ich will mir das verbieten,
Was Andern Schaden bringt,
Will Schaden auch verhüten,
Wo kein Gesetz mich zwingt.
Des Nächsten Recht zu schätzen,
Es niemals zu verletzen,
Sey stets mir heil'ge Pflicht.

Bewahre dich vor Neid und Mißgunst.

Sir. 14, 10. Ein Neidischer siehet nicht gern essen, und thut ihm wehe, wenn er soll essen geben.

Spr. Sal. 21, 10. Die Seele des Gottlosen wünschet Arges, und gönnet seinem Nächsten nichts.

Sir. 14, 8. Das ist ein böser Mensch, der nicht sehen mag, daß man den Leuten Gutes thut, sondern wendet sein Angesicht weg, und erbarmet sich niemandes.

Psalm 36, 5. Die Gottlosen trachten auf ihrem Lager nach Schaden, und stehen fest auf dem bösen Wege, und scheuen kein Arges.

Sir. 27, 30. Wer dem Andern Schaden thun will, dem kommt es selber über seinen Hals, daß er nicht weiß, woher.

1 Petr. 2, 1. So leget nun ab alle Bosheit, allen Betrug und Heuchelei und Neid.

1. Aristides, ein wegen seiner Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit hochgeachteter Grieche (starb 461 v. Chr. Geb.), wurde in Folge der Eifersucht des Themistokles, dem er bei der innern Staatsverwaltung zur Seite stand, durch den Ostracismus (Scherbengericht) verbannt. Dieses Gericht bestand darin, daß die Athener die Namen der ihnen zu mächtig gewordenen, und daher ihrer Freiheit Gefahr drohenden Staatsbürger auf Scherben schrieben, und diese in eine, auf dem Marktplatze befindliche, Urne warfen, wobei jedoch wenigstens 6000 für die Verbannten gestimmt haben mußten, wenn der Beschluß gültig seyn sollte. — Ein gemeiner Bürger, der in der Versammlung, in welcher Aristides verbannt wurde, zufällig neben ihm stand, wandte sich an ihn mit der Bitte, ihm den Namen Aristides auf den Scherben zu schreiben, mit welchem er seine Stimme abgeben wollte. »Hat Dir Aristides etwas gethan?« fragte dieser. »Nein,« antwortete der Bürger; »aber ich kann es nur nicht leiden, daß man ihn stets »den Gerechten« nennt.«

2. Bei einem Viehsterben ereignete es sich, daß einem Bauer fast alles Vieh fiel, während seinem Nachbar noch kein Stück gestorben war. Dieser tröstete ihn, und versprach, wenn sein Vieh leben bliebe, ihm den besten Ochsen zu schenken. Da endlich alles Vieh des, von der Seuche heimgesuchten, Bauers todt war, und des Nachbars Vieh noch immer gesund

blieb, so bemächtigte sich seiner ein boshafter Neid gegen den guten Nachbar. Er nahm das, mit dem Geifer des krepirten Viehes besudelte, Futter, und legte es des Nachbars gesundem Vieh vor, damit es auch sterben sollte. Es blieb aber dennoch gesund. — Nach einiger Zeit schickte ihm der Nachbar den versprochenen Ochsen. Der Bauer, gerührt über solche Redlichkeit, gestand mit Thränen seine Bosheit. Der Nachbar vergab ihm. Der Ochse war aber den dritten Tag todt, und des Nachbars Vieh blieb beständig gesund.

3. In einem schlesischen Dorfe lebte der Gärtner Normann, welcher sich gut und ehrlich nährte, und es durch seinen Fleiß dahin brachte, daß er sich ein Häuschen bauen, einiges Vieh halten, und seinen Acker selbst bauen konnte. Aber er hatte einen bösen Nachbar, Ganzler, der sehr neidisch auf ihn war, und Alles, was dem fleißigen Manne glückte, mit scheelen Augen ansah. Der Neid trieb ihn zur Bosheit, so, daß er seinem Nachbar zu schaden suchte. Weil er selbst nicht arbeiten wollte, und Alles, was er hatte, in dem Wirthshause durchbrachte, so konnte er auch nicht leiden, daß der fleißige Nachbar etwas vor sich brachte. Daher war er Tag und Nacht darauf bedacht, ihm allen möglichen Schaden zu thun. Normann that ihm dagegen Alles zu Liebe und Gefallen, und sagte öfters zu ihm: »Lieber Nachbar, ich thue Euch ja nichts zu Leide; laßt uns doch in Frieden leben!« Der neidische Nachbar hörte nicht darauf, und fuhr in seiner Bosheit fort. Nun wollte ihm Normann nichts mehr leihen, weil er ihm das Geliehene entweder verdarb, oder nicht wiedergab. Dies machte Ganzlern noch boshafter, und er fügte dem braven Normann Schaden zu, wo er nur wußte und konnte. Dieser hatte eine reiche Ernte gehabt, und mußte Stroh draußen vor der Scheune in große Haufen legen. Ganzler konnte, aus Neid hierüber, keine Nacht schlafen; er stand auf, und — zündete das Stroh an. Die Flamme ergriff zugleich die Scheune, und verzehrte diese nebst dem Hause. Aber auch Ganzlers Haus und Ställe wurden durch das Feuer vernichtet, und dies brachte ihn nun vollends an den Bettelstab.

4. Jakob de Gourdon de Genouillac, insgemein Galiot genannt, wurde wegen seines treuen Diensteifers, besonders von dem französischen Könige Franciscus, mit vielen Gnadenbezeigungen überhäuft. Dies zog ihm zuletzt den Neid vieler Hofleute zu, daß sie ihm bei dem Könige verhaßt zu machen suchten. Sie vergrößerten seinen Reichthum und die Kosten, die er zur Verschönerung seines Landgutes Aßier in Quercy anwendte, und brachten es auch so weit, daß sie ihn verdächtig machten. Der König, der keiner Verstellung fähig war, wartete nicht, bis der Argwohn in seiner Seele Wurzel gefaßt hatte, sondern eilte, sich mit Galiot darüber zu unterreden, welcher ihm eben so freimüthig antwortete: »Sire, ich bin sehr reich; ich habe indeß weiter nichts, als was Sie mir geschenkt haben, alle meine Güter gehören Ihnen zu. Nehmen Sie dieselben wieder; ich werde nicht Ursach haben, mich zu beschweren; ich werde Ihnen auch nicht mit wenigerem Eifer dienen.« Der König wurde gerührt, umarmte den tugendhaften Alten, und sagte zu ihm: »Liebster Freund, liebet mich ferner, und dienet mir wie bisher! Der Neid vergreift sich an meiner Ehre, wenn er sich ferner an Euern Gütern vergreift. Dienste, wie die Eurigen, können nicht theuer genug bezahlt werden.«

Wehe dem grämlichen Neide! Wie starret von stechenden Dornen,
Welche zur Qual er sich pflanzt, um ihn ein wuchernder Wald!
Aengstlich zählt er die Blümchen auf fremden Gefilden, und pflanzet
Aengstlich, wenn eines entsprießt, Dornen aufs eigne Gebiet! —

Neid, du großes Uebel! Doch ist das Gute noch in dir,
Daß du mit eig'nem Pfeil selbst das Herz dir durchbohrst!

Betrüge nicht.

Sir. 42, 3. Handle treulich gegen den Nächsten.

3 Mos. 25, 14. Wenn du etwas deinem Nächsten verkaufst, oder ihm etwas abkaufst, soll keiner seinen Bruder übervortheilen.

3 Mos. 19, 35. 36. Ihr sollt nicht ungleich handeln mit der Elle, mit Gewicht, mit Maaß. Rechte Wage, rechte Pfunde, rechte Scheffel, rechte Kannen sollen bei euch seyn.

1 Thess. 4, 6. Niemand greife zu weit, und vervortheile seinen Bruder im Handel.

Jerem.

Jerem. 22, 13. Wehe dem, der sein Haus mit Sünden bauet, und seine Gemächer mit Unrecht, der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt, und giebt ihm seinen Lohn nicht.

Röm. 13, 7. Gebt jedermann, was ihr ihm zu geben schuldig seyd.

Spr. Sal. 16, 8. Es ist besser, wenig mit Gerechtigkeit, denn viel Einkommens mit Unrecht.

1. Als der reiche römische Ritter und Staatsmann Cajus Canius nach Syrakus gekommen war, um daselbst seine noch übrigen Lebenstage in Ruhe zuzubringen, äußerte er öfters, er wünsche wohl einige Gärten zu haben, wo er sich mit seinen Freunden ergötzen könnte, ohne von Andern gestört zu werden. Ein gewisser Wechsler, Namens Pythius, sagte ihm, er habe zwar keine Gärten zu verkaufen, allein Canius dürfe sich immer der seinigen bedienen, als wenn sie ihm selbst gehörten. Zugleich lud er denselben ein, am folgenden Tage mit ihm in einem seiner Gärten zu speisen. Die Einladung wurde angenommen. Der Wechsler rief darauf die Fischer zusammen, bat sie, am folgenden Tage vor seinen Gärten zu fischen, und richtete sie ganz zu seiner Absicht ab. Canius kam, und Pythius ließ ein köstliches Mahl zubereiten. Man sah eine Menge Kähne. Ein Jeder brachte herbei, was er gefangen hatte, und warf die Fische zu den Füßen des Pythius. Darauf fragte Canius: »Was bedeuten, lieber Pythius, die vielen Fische und die vielen Kähne?« — »Du darfst Dich,« antwortete er, »darüber nicht wundern, denn es findet sich hier in den Gewässern eine große Mannigfaltigkeit von Fischen.« Canius, der hieran ein großes Vergnügen fand, wurde dadurch leidenschaftlich für den Besitz des Landguts eingenommen, und ließ nicht nach mit Bitten, bis Pythius ihm dasselbe, jedoch um einen außergewöhnlich hohen Preis, käuflich überließ. — Am folgenden Tage lud Canius seine Freunde ein. Er selbst kam früh, sah aber keinen Kahn. Er fragte seinen nächsten Nachbar, ob etwa die Fischer Feiertage hätten, weil er keine Fischer sähe? »Keine Feiertage, so viel ich weiß!« antwortete der Nachbar; »allein hier pflegt man nicht zu fischen. Deswegen wunderte ich mich gestern, als ich hier fischen sah.« Canius ärgerte sich zwar,

von Pythius so bösartig hintergangen zu seyn; indessen mußte er sich zufrieden geben, da eine Klage nichts geholfen haben würde.

2. Gylippus, einer der Generale der Lacedämonier im peloponnesischen Kriege (vom Jahre 431 bis 404 v. Chr. Geb.), welcher Krieg sich mit der völligen Ueberwindung der Athenienser endigte. Lysander, der Anführer der Lacedämonier, zwang sie, sich ihm zu ergeben. Er ließ hierauf den Hafen Piräus und die Mauern Athens zerstören, und ernannte dreißig Männer zu ihren Regenten, welche die dreißig Tyrannen genannt zu werden pflegen. Die große Beute, die Lysander gemacht hatte, worunter viel Geld und viele Kostbarkeiten sich befanden, schickte er durch den Gylippus, der das Kommando gegen die Athenienser in Sicilien mit vielem Glücke geführt hatte, nach Lacedämon. Dieser aber ließ sich verleiten, an den, ihm anvertrauten, Schätzen sich zu vergreifen. Er machte nämlich die Nähte unten an den Säcken, worin die Beute sich befand, auf, nahm aus jedem Sacke Geld heraus, und nähete ihn dann wieder zu. Er wußte aber nicht, daß in jedem Sacke ein Zettel lag, auf welchem die darin befindliche Summe bemerkt war. Das entwandte Geld versteckte er unter dem Dache seines Hauses; die Säcke übergab er den Ephoren, und zeigte ihnen die unversehrten Siegel, die oben an denselben waren. Die Ephoren wußten nicht, was sie denken sollten, da sie die Säcke öffneten, und beim Zählen die, auf den Zetteln verzeichneten, Summen nicht fanden. Ein Sklave des Gylippus aber machte sie auf eine räthselhafte Art auf den vorgegangenen Betrug aufmerksam. Man ließ in Gylippus Hause nachsuchen, und fand die vermißten Summen. Durch diesen schändlichen Betrug befleckte Gylippus den Ruhm seiner vorigen Thaten so sehr, und sah sich so allgemein verachtet, daß er Lacedämon freiwillig verließ.

3. In London entwendete ein alter Mann heimlich ein Stück Brot aus einem Bäckerladen, wurde aber dabei von dem Bäcker ergriffen, und sogleich zum Lord-Major gebracht. Der Greis konnte den Diebstahl nicht leugnen, denn er hatte

den Beweis davon noch in der Hand. Er bat um Gnade, und betheuerte, daß er nur gesucht habe, seinen Hunger zu stillen. Der Richter nahm ihm das Stück Brot aus der Hand, und es kam ihm vor, als wenn dasselbe viel leichter sey, als es nach der Ordnung hätte seyn sollen. Er schickte also, ohne es sich merken zu lassen, nach dem Hause des Bäckers, und seine Vermuthung fand sich begründet. Der Bäcker bestand indessen auf die Verhaftnehmung des Alten. »Das soll geschehen,« sprach der Richter: »allein da Ihr selbst strafbar seyd, so verurtheile ich Euch vorerst in eine Geldbuße. Von der Hälfte dieser Summe soll Euresgleichen, nämlich der Dieb, welchen Ihr angeklagt habt, im Gefängnisse Unterhalt finden.«

4. Ein Taugenichts, Namens Frick von Grimmersheim, der Ausschuß einer braven Familie, die sich viele Mühe gegeben hatte, ihn zur Ordnung zu bringen, trieb sich im Jahre 1790 in der vormaligen Rheinpfalz umher, und suchte durch Falschheit und Verstellung die Leute zu hintergehen. Eines Tages kam er zerlumpt und zerrissen zu einem katholischen Schulmeister, vier Meilen von seiner Heimath, machte sich bei ihm durch seine Musik beliebt, die er etwas verstand, und nahm ihn durch seine gleisnerischen Reden so ein, daß er ihm Obdach und Kost gab. Dem falschen, aber schlauen Gaste gefiel es hier so wohl, daß er folgende List aussann, recht lange da zu bleiben. »Ihr seyd so herzensgute Leute,« sagte er zum Schulmeister und zu dessen Frau, »daß ich nichts mehr wünsche, als mein Leben bei Euch zu beschließen, und die große Erbschaft, die ich in einem Vierteljahre in Mannheim zu erheben habe, Euch zuzuwenden.« — Die ehrlichen Leute behielten ihn nun ein Vierteljahr lang bei sich, bewirtheten ihn aufs Beste, kleideten ihn vom Fuß auf, und wandten fast Alles, was sie hatten, an den Falschen, bis endlich der gewünschte Tag kam, da die Erbschaft erhoben werden sollte. Da gingen sie alle Drei nach Mannheim; Frick ging zum Schein in ein Herrschaftshaus, und kam nach einer halben Stunde wieder mit der Nachricht, daß die Zahlung den Nachmittag geschehen solle. Sie ließen sich nun eine

herrliche Mahlzeit auf Rechnung der Erbschaft auftischen. Der Schulmeister gab seinem Freunde noch die geringe Barschaft, die er bei sich hatte, zum vorgeblichen Einkauf einiger Kleinigkeiten; mit dieser ging er auf den Markt, und ließ sich — nie wieder sehen.

Gegen einen Jeden ehrlich, doch mit kluger Vorsicht seyn,
O wie frommt das unaufhörlich, wie viel Segen bringt das ein!
Alle gute Menschen schämen sich des Falschen, der betrügt:
Sollt' ich mir das Kleinod nehmen, das im guten Namen liegt?

Von Herzen gut, und Keinem feind,
Und fern von Trug und Neide,
Und aller guten Menschen Freund,
Und aller Menschen Freude,
Soll stets ein Jeder, Groß und Klein
Und Reich und Arm, auf Erden seyn!

Sey ehrlich in Wiedererstattung des dir Geliehenen und Anvertrauten.

2 Mos. 20, 17. Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses, noch alles deß, das dein Nächster hat.

Sir. 29, 2. Leihe deinem Nächsten, wenn er es bedarf, und du Anderer gieb es auch wieder zur bestimmten Zeit.

Ps. 37, 21. Der Gottlose borget und bezahlet nicht, aber der Gerechte ist barmherzig und milde.

Spr. Sal. 15, 16. Es ist besser, ein Wenig mit der Furcht des Herrn, denn großer Schatz, darin Unruhe ist.

Röm. 13, 8. Seyd niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet.

1. Gelon, König von Syrakus (starb 477 v. Chr. Geb.), suchte seinen größten Ruhm in der Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit seiner Reden und Handlungen. Als er einst zu einer vorhabenden Unternehmung Geld gebrauchte, wendete er sich an das Volk, und forderte dessen Beiträge. Das Volk aber scheuete die Kosten, und zeigte sich dazu nicht bereit. Da bat Gelon, ihm das benöthigte Geld nur zu leihen, und versprach, es nach geendigtem Kriege sogleich zurück zu zahlen. Nun wurden die erforderlichen Summen zusammengebracht, und Gelon erfüllte sein Versprechen genau zur be-

stimmten Zeit; sämmtliches Geld wurde dem Volke zurückgezahlt.

2. Ein ehrlicher Handwerker erhielt einmal von einem Kaufmanne, der bei ihm einzukehren pflegte, eine Summe Geldes, daß er sie einige Tage aufheben sollte, weil er auf ein paar Tage einen Freund an einem benachbarten Orte besuchen wollte. Der Kaufmann hatte das Unglück, unterwegs mit dem Pferde zu stürzen, und das Leben einzubüßen. Nun hatte der Handwerksmann das Geld, kein Mensch wußte es, und weder Handschrift noch sonst etwas war darüber ausgestellt. Doch gleich nach erhaltener Nachricht von dem Unglücke des Kaufmanns schrieb er an dessen Angehörige, und meldete zugleich, daß er eine Summe Geldes von dem Verewigten in Verwahrung habe, die er ihnen auch bald darauf schickte. »Ei,« sagte einer seiner Freunde, »seyd Ihr nicht ein einfältiger Mensch gewesen, daß Ihr das Geld nicht behalten habt, wer wird es denn gewußt haben?« — »Gott,« antwortete er, »der Alles weiß, und ich, der ich in meinem Gewissen niemals würde Ruhe gehabt haben.«

3. Als die Stadt Creuznach, am 7. Januar 1794, das Unglück hatte, von den Franzosen geplündert zu werden, verlor ein Uhrmacher daselbst ebenfalls den größten Theil seines Vermögens. Die Soldaten drangen in sein Haus, noch ehe er im Stande war, irgend Etwas zu verbergen, und nahmen alle vorräthige goldene und silberne Taschenuhren, sammt seinen andern besten Habseligkeiten weg. Eine einzige Taschenuhr blieb verschont, welche ihm zum Ausbessern zugeschickt worden war, und die er den Tag zuvor fertig gemacht, und in eine Schachtel gelegt hatte, um sie mit Gelegenheit zurück zu schicken. Diese Schachtel stand auf einem Brett, und wurde von den Franzosen nicht wahrgenommen. — Der Eigenthümer dieser Uhr, welcher sechs Stunden von Creuznach wohnte, gab dieselbe schon verloren, und hielt es nicht einmal der Mühe werth, darnach zu fragen. Der Uhrmacher hätte also unter dem Vorwande, daß die Uhr von den Franzosen auch mit weggenommen sey, dieselbe behalten können, ohne daß sie ihm abgefordert worden wäre. Aber dieser rechtschaf-

sene Mann dachte zu ehrlich, als daß er eine fremde Sache hätte an sich behalten sollen; sobald die Franzosen sich entfernt hatten, schickte er die Uhr unaufgefordert an den Eigenthümer zurück.

4. Ein russischer Soldat wurde im siebenjährigen Kriege von den Preußen gefangen genommen, und ging in preußische Kriegsdienste. In der damaligen Theurung reichte sein Traktament nicht hin, und in der äußersten Noth bat er eine ganz unbekannte Bürgerfrau, halb durch Zeichen, halb durch Worte, um ein Darlehn von zwölf Groschen, die er in acht Tagen wieder zu geben versprach. Die Frau, gerührt durch seinen Anblick, gab ihm das Geld; aber sie dachte nicht, daß es ein Darlehn seyn sollte. Nach acht Tagen kam der Soldat, gab wieder durch Geberden zu verstehen, daß ihn sehr hungere, aber doch bezahlte er ihr die zwölf Groschen, und sagte: »Er hätte zwar nichts weiter, aber ein ehrlicher Mann müsse sein Wort halten; wenn sie ihm nur noch die Hälfte auf acht Tage leihen wolle, würde sie ihm einen großen Dienst erweisen.« — Die Frau schenkte ihm die zwölf Groschen.

5. Der Kaufmann Geiger aus Ulm im Königreich Würtemberg, hatte das Unglück gehabt, in Königsberg in Preußen, wo er eine Handlung betrieb, schon vor 15 Jahren in seinen Geschäften so weit zurück zu kommen, daß er seine Zahlungen einstellen mußte. Nachdem er sich, so gut als möglich, mit seinen Gläubigern abgefunden hatte, welche freilich bedeutende Verluste erlitten, verließ er Königsberg, und machte seitdem glückliche Geschäfte für ein französisches Handlungshaus. Auf seinen Reisen für dasselbe kam er, im Jahre 1803, wieder nach Königsberg, und bezahlte von demjenigen, was er sich bisher erworben hatte, und was doch nicht außerordentlich viel seyn konnte, Alles, was er noch schuldig geblieben war. Nach dem vor 15 Jahren getroffenen Accord konnte ihn Niemand hierzu zwingen, aber er that es freiwillig aus Pflichtgefühl und Redlichkeit.

6. Auf dem Linsenhof nahe bei der preußischen Stadt Suhla, kam im Jahre 1784 zur Nachtzeit Feuer aus, welches aber bald gelöscht wurde, so daß nur ein Haus ab-

brannte. Die Eigenthümerin des brennenden Hauses hatte im ersten Schreck einer Person ein Packet mit einigen hundert Thalern aufzuheben gegeben, ohne sich erinnern zu können, wem sie es gegeben habe. Da der Brand gelöscht war, und sich die Frau ängstlich über den Verlust ihres Geldes beklagte, so kam die Person, Dorothea Biester mit Namen, welche das Geld in Empfang genommen hatte, und übergab es der rechtmäßigen Eigenthümerin. Eine schlechtdenkende Person sagte: »Du Thörin, daß Du das Geld nicht behalten hast! Es war ja Nacht, als Du es bekamst, und Niemand hätte auf Dich gerathen.« — »Vor solcher Ungerechtigkeit,« antwortete sie, »wird mich Gott bewahren! Jetzt habe ich doch ein gutes Gewissen.«

7. Im Jahre 1833 erstand ein Bäcker in Kent, Namens Gillmann, in einer Auction einen Schreibtisch. Er hatte ihn schon mehrere Monate benutzt, und fand erst vor Kurzem ein geheimes Fach, und darin 600 Zehnpfundnoten und Dokumente über Gelder, die in der englischen Bank deponirt worden, zusammen im Belaufe von 7000 Pfund Sterling (nahe an 50,000 Thaler). Der redliche Mann nahm keinen Augenblick Anstand, die rechtmäßigen Eigenthümer des Geldes auszuforschen, um ihnen dasselbe zurückzugeben.

So, wie du fühlst, empfinden deine Brüder,
D'rum ehr' und schone jederzeit ihr Gut!
Des dir Vertrauten sey ein treuer Hüter,
Auf dem die Achtung seines Nächsten ruht.
In des Gewerbes und des Handels Zweigen,
Laß keine Hinterlist, noch Falschheit dich beschleichen!
Wie immerhin des Nächsten Gut sich nenne,
Zu welchem Glauben er sich auch bekenne,
Aus welchem Volk' und Land' er immer sey:
Mit Allen handle — ehrlich, redlich, treu!

O wie beglückt ist Der, auf dessen reine Schätze,
Nicht Fluch, nicht Schande fällt,
Nicht Vorwurf der Gesetze!

Gieb das Gefundene dem rechtmäßigen Eigenthümer zurück.

Tob. 2, 21. Sehet zu, daß nichts gestohlen sey; gebet es dem rechten Herrn wieder, denn uns gebühret nicht zu essen vom gestohlenen Gut, oder dasselbige anzurühren.

3 Mos. 6, 3. 4. Wenn einer das gefunden hat, was verloren ist, so soll er wiedergeben, was er mit Gewalt genommen, oder mit Unrecht an sich gebracht hat.

Habak. 2, 6. Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gut! Wie lange wird es währen?

Spr. Sal. 10, 2. Unrecht Gut hilft nicht; aber Gerechtigkeit errettet vom Tode.

Luc. 16, 10. Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu, und wer im Geringsten unrecht ist, der ist auch im Großen unrecht.

1. Vornthal, ein armer Handwerker zu B..., fand auf der Landstraße einen Beutel mit einer ziemlichen Summe Geldes. Anstatt sich zu freuen, war er vielmehr bekümmert, daß derjenige, der ihn verloren, dadurch vielleicht unglücklich werden möchte. Er gab sich nun alle Mühe, den Eigenthümer dieses Geldes ausfindig zu machen, und ließ, um seine Absicht zu erreichen, seinen Fund öffentlich bekannt machen. Zu seiner Freude meldete sich der rechtmäßige Herr dieses Geldes, und nachdem er genügende Beweise beigebracht hatte, daß der Beutel ihm gehöre, gab er ihm denselben zurück. Der Eigenthümer bot ihm zehn Dukaten zur Erkenntlichkeit an; Vornthal aber sagte: »Mein Herr, Sie dürfen mir meine Schuldigkeit nicht bezahlen. Wenn Sie aber ein Geschenk machen wollen, so schicken Sie die Dukaten der armen Wittwe U..., der es bei vielen Kindern an Brot und Hausmiethe fehlt.« — Dies geschah auch.

2. Gavanon, ein Sackträger zu Ganges, in dem Gebiete von Montpellier, fand auf der Messe von Beaucaire eine schöne goldene Uhr. Sogleich ging er zu dem Ausrufer, um es überall bekannt machen zu lassen. Dieser aber forderte seine Bezahlung, die sich auf dreißig Sols (etwa 10 Groschen) belief, zum Voraus, und Gavanon hatte nicht mehr als acht Sols in seinem Vermögen. Er borgte

den Rest. Die Uhr ward ausgerufen, und der Eigenthümer meldete sich. Als dieser dem ehrlichen Finder eine ansehnliche Belohnung darbot, antwortete Gavanon: »Geben Sie mir mein eigenes und das erborgte Geld, das ich noch schuldig bin, wieder, mehr ist nicht nöthig. Wenn der Ausrufer mit mir eines Sinnes gewesen wäre, so hätten Sie gar nichts zu bezahlen gehabt.«

3. Als im Mai 1801 eine Abtheilung russischer Kriegsgefangener bei ihrem Rückmarsch aus Frankreich zu Coldiz, im Königreich Sachsen, übernachtete, so ließ einer derselben einige nothwendige Stücke von seiner wenigen Habe aus Vergessenheit bei seinen Wirthsleuten liegen, welche dies nicht eher bemerkten, als bis die Abtheilung vielleicht schon wieder in ihren neuen Quartieren angekommen war. Die ehrlichen Leute, welche arm waren, und eine Menge Kinder hatten, geriethen bei dieser Entdeckung in die ängstlichste Verlegenheit. Sie erkannten leicht, wie unentbehrlich diese Sachen dem Russen bei seinem weiten Marsche seyn würden, und beschlossen, sie ihm sogleich nachzutragen. Die Frau machte sich mit einem ihrer Kinder in aller Frühe auf, wanderte über fünf Stunden lang, und ruhete nicht eher, als bis sie den gefunden hatte, den sie suchte. Sie fand ihn in dem Dorfe Littewitz, und übergab ihm freudig seine Kleider. Der Russe war innigst gerührt über die gutherzige Ehrlichkeit des Weibes, und stammelte ihr in gebrochenem Deutsch sein Erstaunen und seinen Dank. Gewiß würde er sie reichlich belohnt haben, wenn er es im Stande gewesen wäre. — Der Vorfall wurde bald unter den übrigen Russen im Dorfe bekannt, und eine große Zahl derselben eilte herbei, um das »brave deutsche Weib« zu sehen.

4. Ein Reisender verlor bei Regensburg den Weg. Ein Bauer, der ihm begegnete, wies ihm die rechte Straße, und damit sich jener nicht wieder davon verirre, ging er eine große Strecke im trüben, stürmischen Wetter, auf einem schlechten, beschwerlichen Wege, zu Fuß neben der Kutsche her. Als er wieder nach Hause ging, fand er eine Geldbörse. Es war ungewiß, ob sie auf einer Straße, worüber Hunderte reisen,

gerade dieſer Fremde verloren, und eben ſo beſchwerlich war es den tiefen Weg von zwei Meilen zu machen, und den Fremden auf dem nächſten Poſthauſe einzuholen. Aber der ehrliche Bauer beſann ſich nicht lange. Er lief den weiten Weg zurück, und fragte den Fremden, ob er die Geldbörſe verloren hätte? Auf die Verſicherung, daß dies allerdings der Fall ſey, gab er ihm die Börſe zurück. Der Fremde wollte ihn belohnen, aber der brave Bauer nahm nichts, indem er ſagte: »Ich verkaufe es ja nicht!« und ging ohne Umſtände nach Hauſe.

5. Im Jahre 1776 ereignete ſich folgende Geſchichte in Liſſabon. Eine arme Wittwe kam ein Mal über das andere in das Vorzimmer des königlichen Palaſtes, und obwohl ſie beſtändig abgewieſen ward, ſo kam ſie doch immer wieder, und verlangte, den König zu ſprechen. Endlich erreichte ſie ihren Zweck. »Sehen Ew. Majeſtät,« redete ſie den König an, »was ich in dem Schutt einiger Häuſer, die in dem großen Erdbeben (im J. 1755) zuſammengeſtürzt ſind, gefunden habe. Ich bin eine arme Wittwe und Mutter von ſechs lebenden Kindern. Dieſes Käſtchen« — fuhr ſie fort, indem ſie ſolches dem Könige überreichte — »hätte mich zwar aus aller Noth retten können, allein mein guter Name und ein gutes Gewiſſen ſind mir lieber, als alle Schätze der Welt. Ew. Majeſtät ſind derjenige, der das, was ich gefunden, ſeinem rechtmäßigen Beſitzer zuſtellen kann.« — Der König ließ auf der Stelle das Käſtchen öffnen, fand in demſelben die ſchönſten Juwelen, lobte die Ehrlichkeit der Wittwe, verſicherte ſie ſeiner Gnade, und ließ ihr gleich 20,000 Piaſter (etwa 22,000 Thaler) auszahlen. Hierauf gab er Befehl, den rechtmäßigen Eigenthümer ausfindig zu machen, und wenn er ſich nicht finden ſollte, das Käſtchen mit den Juwelen zu verkaufen, und den Ertrag der Wittwe und ihren ſechs Kindern zukommen zu laſſen.

Ein Gut, durch Liſt und Ränke nur gewonnen,
Zeugt keine Frucht mit herrlichem Gedeih'n;
Wie Frühlingsſchnee iſt es oft ſchnell zerronnen,
Kein wahrer Segen kehret bei ihm ein;

Er erbt nicht fort auf kommende Geschlechter,
Denn sein Erwerber ist des Rechts Verächter.

Sey redlich, sey getreu der Pflicht,
Gerechtes Gut nur zu erwerben;
Denn unrecht Gut gedeihet nicht,
Kommt selten auf den dritten Erben.

Hilf und diene dem Nächsten wo und so viel du vermagst.

Sir. 29, 27. Hilf deinem Nächsten aus, so viel du kannst.

1 Cor. 10, 24. Niemand suche, was sein ist, sondern ein Jeglicher, was des Andern ist.

2 Mos. 23, 5. Versäume gerne das Deine um des Nächsten willen.

1 Petri 4, 10. Dienet einander, ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat.

Gal. 5, 13. Durch die Liebe diene Einer dem Andern.

1. Im Winter 1786 hatte eine arme Frau auf der Friedrichsstadt zu Berlin aus der königlichen Schenkung einen Viertelhaufen Holz nebst dem Fuhrgelde erhalten. Nun lag das Holz vor der Thür des Hauses, in dessen drittem Stockwerke sie wohnte. Den ganzen Tag suchte die arme Frau nach Leuten zum Hauen und Hinauftragen, konnte aber keinen finden, der mit der Bezahlung so lange warten, und Keinen, der sie ihr so lange vorschießen wollte, bis sie so viel verdient hätte. Endlich stand sie, da es fast Abend war, bei ihrem Holze, und jammerte, daß es ihr die Nacht würde gestohlen werden. Zwei Husaren vom Regimente Ziethen gingen vorbei, und hörten sie jammern. »Kamerad,« sagte der Eine zum Andern, »ich dächte, wir hieben der armen Frau das Holz und trügen es ihr hinauf.« — »Wenn Du meinst« — antwortete dieser, holte Säge und Axt, und sie gingen Beide nicht eher von dannen, als bis Alles an Ort und Stelle gebracht worden war.

2. Zu Brivâde, einem Dorfe in Auvergne, ward ein Bauer in der Erntezeit krank; seine unmündigen Kinder waren seine einzigen Hausgenossen. Er hielt schon seine Ernte verloren, als die mitleidige Gemeinde beschloß, ihm zu helfen,

und den Sonntag zur Einerntung aller seiner Früchte anzuwenden. Sie bat den Prediger um die Erlaubniß, dies Sonntags thun zu dürfen, da sie in der Woche auf ihren eigenen Feldern zu sehr beschäftigt wären. Der Prediger willigte gern ein, und in zwei Sonntagen war das Getreide des Kranken in die Scheune.

3. Am 27. Juni 1805 brach auf dem Huemerhofe zu Straß, zwischen Efferding und Hartheim, ein heftiges Feuer aus. Der Hauptmann Schneider, welcher eben mit seiner Kompagnie bei Hartheim, eine Stunde von Straß, auf dem Exercierplatze stand, eilte sogleich mit der ganzen Mannschaft dem Feuer zu. Mit der äußersten Anstrengung gelang es den edelmüthigen Kriegern, bei dem fast gänzlichen Mangel an Spritzen, die benachbarten Häuser, über welche die Flamme bereits sich zu verbreiten droheten, zu retten. Den Meisten derselben verbrannte die Montur auf dem Leibe. Aus dem brennenden Hause vernahm der Oberlieutenant Fetscher eine wimmernde Stimme. Er stürzte in die Flammen, und rettete mit eigener Lebensgefahr ein krankes Mädchen, welches in der Bestürzung von den Bewohnern des Hauses zurückgelassen worden war. Die Bewohner der geretteten nachbarlichen Häuser wollten der Kompagnie ihren Dank bezeigen, und brachten Geld zusammen. Aber die uneigennützigen Soldaten wiesen das angebotene Geschenk zurück, und bestimmten es den Unglücklichen, welche durch den Brand ihr Vermögen eingebüßt hatten.

4. Im Jahre 1779 stürzte eine Chaise, in der ein gewisser Herr von Moncap und dessen Frau saßen, in den reißenden Strom der Rhone. Bonardel, ein Fischer in Vienne, beschäftigte sich eben auf dem Flusse, und ergriff den Augenblick, da der Wagen wieder über das Wasser kam, die Deichsel nach seinem Schiffe zu ziehen, und die beiden Eheleute, welche dem Tode nahe waren, herauszureißen. Die Geretteten hatten in ihrem Wagen 2000 Thaler zurückgelassen, und beklagten, als sie wieder zum Bewußtseyn kamen, diesen Verlust. Der menschenfreundliche Bonardel arbeitete nun den ganzen Tag, um den Wagen zu entdecken, welchen er

endlich eine Stunde unterhalb Vienne fand. Er holte das Geld aus dem zertrümmerten Wagen hervor, und brachte es denen, welchen es gehörte, ohne das Mindeste davon genommen zu haben. — Der damalige König von Frankreich setzte diesem braven Fischer ein jährliches Gnadengeschenk von 30 Thalern für seine edelmüthige That aus.

5. Ein braver Handwerksmann hatte sich mit Weib und Kind immer ehrlich genährt, und Reinlichkeit und Ordnung herrschten in ihrer kleinen Hütte. Nun starb ihr zwölfjähriger Sohn nach langem Krankenlager an der Schwindsucht, und die Tochter verfiel zugleich mit dem Vater in eine langwierige und gefährliche Krankheit. Die Noth dieser braven Leute war aufs Höchste gestiegen. Keines war im Stande, einen einzigen Bissen Brots zu verdienen. Aber der Mann hatte sechs Gefährten, die mit ihm in einem Kalkbruche arbeiteten. Diese vereinigten sich, in den Feierabendstunden, die ihnen sonst besonders bezahlt wurden, für ihren kranken Bruder so viel zu arbeiten, daß er seinen Wochenlohn fortbekam. Durch diese Hülfe erholte er sich; aber die Tochter starb nach einigen Wochen.

6. Im Jahre 1783 entstand durch den ausgetretenen Isarfluß in der Vorstadt Au zu München eine verheerende Ueberschwemmung, wobei viele Menschen in Gefahr kamen, ihr Leben und ihr ganzes Habe zu verlieren. Insonderheit war eine Familie von sieben Menschen unwiederbringlich verloren, wenn kein Retter erschien. — Anton Fleck, von Augsburg gebürtig, und Grenadier beim baierschen Leibregimente, sah kaum die Unglücklichen, und hörte ihr Angstgeschrei um Hülfe, als er sich geschwind entkleidete, und muthig in die Fluthen stürzte. Er konnte nur immer Einen ans Land bringen, aber immer schwamm er auch wieder mit der größten Lebensgefahr zu den noch Zurückgebliebenen hinüber, bis er sie alle sieben gerettet hatte. Damit war er noch nicht zufrieden; er wollte auch die größte Habseligkeit dieser unglücklichen Familie, die Kuh, von der sie sich nährten, retten. Er schwamm also zum achten Male hinein, und so sehr sich die Kuh, durch das viele hereindringende Holz und anderes Geräth verwildert, wi-

derſetzte, ſo bemeiſterte er ſich ihrer doch, und brachte ſie an das Geſtade. — Fleck wurde von Seiten der Oberlandesregierung reichlich beſchenkt, und ſeine menſchenfreundliche Handlung durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht.

7. Zu Bracke, im Großherzogthum Oldenburg, bemerkte man, am 10. Dezember 1815 um 10 Uhr Vormittags, einen beladenen Kahn auf der Weſer im Eiſe treibend, von welchem ſich der Eigenthümer bereits gerettet hatte. Die Strömung war ſtark, der Eisgang heftig, und das Waſſer mit Treibeis ganz bedeckt. Man war allgemein der Meinung, daß hier keine Möglichkeit zur Rettung des Kahns vorhanden ſey, und Niemand wollte dieſerhalb ſein Leben der augenſcheinlichen Gefahr preisgeben. Aber in der Ladung des Kahns beſtand hauptſächlich das Vermögen des, durch unverſchuldete harte Schickſale, in Dürftigkeit gerathenen Eigenthümers, und an die Erhaltung des Kahns war die Fortſetzung ſeines Erwerbes geknüpft. Nur die Schiffer Gerd Wienberg, Gerd Meyer, Karſten Sandersfeld aus Bracke, und Dietrich Kimme d. j. aus Fünfhauſen, fühlten edles Mitleiden, und beſchloſſen, die Rettung des Kahns und der Ladung zu verſuchen. In einer kleinen Jölle arbeiteten ſie ſich durch das treibende Eis, jeden Augenblick in Gefahr, ein Opfer ihrer Menſchenliebe zu werden. Nach vieler Anſtrengung gelangten ſie an den Kahn, aber nur, um aus überſtandenen Gefahren in deſto größere zu gerathen, denn ſie fanden, daß das Waſſer ſchon in den Kahn gedrungen war, und mehrere Fuß hoch darin ſtand. Doch das Glück begünſtigte ihr kühnes Unternehmen. Eine unerwartet eintretende Windſtille ließ eine Oeffnung im Eiſe entſtehen, und bei verdoppelter Anſtrengung gelang es ihnen nun, in weniger als vier Stunden, den Kahn und die Ladung glücklich zu retten. — Die großherzogliche Regierung erkannte das Verdienſtliche dieſer uneigennützigen Handlung belobend an, und brachte ſie zur öffentlichen Kunde.

8. Zu St. Remi in Frankreich wurde ein Perrückenmacher auf beiden Augen blind, und dadurch außer Stand geſetzt, ſich und die Seinigen zu ernähren. Ein anderer Perrükkenmacher in derſelben Stadt, Namens Peter Montaigne,

übernahm nun für den Erblindeten alle Kunden desselben, welche er länger als ein Jahr wie seine eigenen besorgte. Die Einnahme dafür berechnete er dem blinden Manne aufs Genaueste, welchen er, sammt dessen Familie, durch seinen edelmüthigen Fleiß unermüdet ernährte, obgleich er selbst Frau und Kinder hatte, und vorher mit dem Unglücklichen in keiner nähern Verbindung stand. Dabei legte er so wenigen Werth auf seine schöne That, daß es ihn befremdete, wenn er deshalb gelobt ward.

9. Bei dem Reichskammergerichte in Wetzlar wollte die Gräfin Karoline von Wittgenstein eine Rechtssache gegen den Kammerrichter von Spauer anhängig machen. Sie ging von einem Advokaten zum andern; alle aber wiesen sie ab, weil sie sich fürchteten, einen Prozeß gegen einen Kammerrichter zu führen. Endlich kam sie auch zum Prokurator Haas, und fand in ihm einen dienstfertigen Mann, der keine Menschenfurcht hatte. »Ich will Ihre Sache übernehmen,« sagte dieser zur Gräfin, »ohne den Haß zu scheuen, den ich mir dadurch zuziehen werde, weil ich deswegen die Rechte studiert habe, um die Unschuld zu vertheidigen und ihr Schutz zu verschaffen.« — »Aber ich kann Sie nicht bezahlen, edler Mann!« sagte die Gräfin. »Auch dies achte ich nicht,« erwiederte Haas: »Ein redlicher Mann muß nicht nur dann arbeiten, wenn er für seine Dienste bezahlt wird, sondern immer, wenn er Andern helfen und Nutzen stiften kann; ich werde also nicht weniger Fleiß und Mühe anwenden.« — Der würdige Mann hielt, was er versprochen hatte; ja, er that noch mehr: er bezahlte 1000 Thaler für den Druck der Klageschriften, arbeitete mit Fleiß und Geschicklichkeit, und hatte die so süße, belohnende Freude, daß er den Beifall seines Gewissens dabei einerntete.

Glückselig, wer das kurze Erdenleben
Der nützlichen Geschäftigkeit,
Und jede Kraft, vom Schöpfer ihm gegeben,
Dem Dienste seiner Brüder weiht!

Wo ich Menschen dienen kann,
Muß ich schnell und willig dienen,

Lang geſäumt, heißt kaum gethan;
In den heitern, frohen Mienen,
Spiegeln ſich des Herzens Triebe:
Theilnehmung und Menſchenliebe.

Trachte Keinem nach dem Leben.

2 Moſ. 20, 13. Du ſollſt nicht tödten!

3 Moſ. 24, 17. Wer irgend einen Menſchen erſchlägt, der ſoll des Todes ſterben.

1 Moſ. 9, 6. Wer Menſchenblut vergießt, deß Blut ſoll auch durch Menſchen vergoſſen werden, denn Gott hat den Menſchen zu ſeinem Bilde gemacht.

Matth. 5, 21. Du ſollſt nicht tödten; wer aber tödtet, der ſoll des Gerichts ſchuldig ſeyn.

Matth. 26, 52. Da ſprach Jeſus zum Petrus: Stecke dein Schwert an ſeinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der ſoll durchs Schwert umkommen.

1. Petr. 4, 15. Niemand unter euch leide als ein Mörder, oder Dieb, oder Uebelthäter.

1. Der junge Pompejus gab dem Auguſtus und Marcus Antonius, ſeinen beiden Nebenbuhlern, ein Abendeſſen auf ſeinem Schiffe. Indem ſie mit einander vom Frieden redeten, flüſterte einer von den Offizieren dem Pompejus heimlich ins Ohr: daß ihm das Glück jetzt eine günſtige Gelegenheit darböte, auf den Thron zu kommen, indem er auf ein Mal ſeine beiden Nebenbuhler ums Leben bringen könnte, da ſie ſich aus Unvorſichtigkeit in ſeine Gewalt begeben hätten. »Nimmermehr!« antwortete der junge Pompejus: »Ich will mich nie ſo aufführen, daß man mir den Vorwurf machen könne, ich hätte mir das Reich durch eine verwerfliche, niederträchtige That erworben.«

2. Alexander VI. (ſtarb 1503) war ein ſehr gottloſer Papſt, und ſein Sohn, Cäſar Borgia, nicht weniger ſchlecht. Der Papſt wollte gern die Güter einiger reichen Kardinäle für dieſen ſeinen Sohn an ſich bringen, inſonderheit trachtete er nach den Gütern des Kardinals Hadrian Cornetto. Er bat deshalb jene Herren zu Gaſte, um ihnen bei der Tafel vergifteten Wein vorzuſetzen. Der Papſt und ſein Sohn,

Sohn, Beide voll von dem mörderischen Anschlage, erschienen eher in dem Speisezimmer, als die Andern, und forderten von einem Bedienten, der nichts von dem Geheimnisse wußte, zu trinken. Dieser ergriff von ungefähr die vergiftete Flasche, welche dem alten Papste einen plötzlichen Tod, seinem Sohne aber eine beständige Schwachheit seiner Gesundheit verursachte.

3. Der deutsche Kaiser Heinrich III. (starb 1056) pflegte zu Rom bei dem aventinischen Berge oft vorüber zu gehen, um die nicht weit davon entfernte Kirche zu besuchen. Ein Meuchelmörder wollte sich dieser Gelegenheit bedienen, um einen großen Stein auf den Kaiser zu werfen, und ihn damit zu tödten. Indem er nun diesen Stein wälzte, verlor er das Gleichgewicht, und schlug zugleich mit ihm den Berg hinunter, so daß er auf der Stelle todt liegen blieb.

4. Eine, von Krems gebürtige, zu Wien dienende Köchin hatte sich während ihrer Dienstzeit gegen 400 Fl. erspart, welche sie ihren Eltern zur Unterstützung überbringen wollte. Sie kehrte in dem Wirthshause zu Traubendorf ein, wo der Wirth mit ihr verwandt war. Offenherzig gestand sie den Zweck ihrer Reise, daß sie das ersparte Geld ihren Eltern überbringen wolle. Die Wirthin, gereizt durch das Geld, machte bald einen Anschlag auf das Leben dieses Mädchens. Sie schlug ihr deshalb vor, die Nacht in dem Wohnzimmer, und in dem Bette zu schlafen, wo sonst immer ihre eigene Tochter liege, welche einstweilen in einer Kammer schlafen könne. Beide Mädchen, die Köchin und die Wirthstochter, sprachen vor dem Schlafengehen noch Vieles zusammen, und in diesem Gespräche bat die Köchin die Wirthstochter, daß Letztere doch lieber in dem Wohnzimmer schlafen möchte, da sie nicht gewohnt sey, in warmen Zimmern zu schlafen. Dies geschah, und die Köchin ging in die Kammer. Von allem diesen wußte die Mutter nichts. Nach Mitternacht steht die Wirthin auf, nimmt siedendes Fett und gießt es der Schlafenden in den Mund. Erst beim schrecklichen Jammern des Mädchens ward die Mutter den Irrthum gewahr, und bekannte ihre schwarze That.

5. Im Jahre 1829 war ein 21jähriger junger Mensch,

Chr. Fr. Selig, aus Merseburg gebürtig, aus dem Zuchthause in Zeiz entsprungen, traf auf der Landstraße einen Handwerksburschen, und erschlug ihn, um sich mit dessen Gelde fortzuhelfen. Er fand indessen nichts als einige Pfennige bei dem Ermordeten; zugleich erwachte auch sein Gewissen, und dies bewog ihn, sich bei dem Pfarrer zu Dorna, einem halb reußischen, halb altenburgischen Dorfe, freiwillig als Mörder und Straßenräuber anzugeben. Der Unglückliche wurde sogleich an das Landgericht zu Gera zur gerechten Bestrafung abgeliefert.

Du sollst nicht tödten!« Rache schreit die Erde,
Wenn Kinderblut den Mutterschooß entweiht:
Der Mörder bebt, der Schutzgeist weicht vom Herde,
Und Nachtgewölke deckt die Ewigkeit.
»Du bist die Liebe!« säuselt's unter Sternen,
»Du bist die Liebe!« tönt's im Erdenthal;
Könnt' ich mich je von Dir in Nacht entfernen,
O Vater dort, dann leuchte mir Dein Strahl!

Hüte dich vor Zank und Jähzorn.

Marc. 9, 50. Habt Frieden unter einander!

Matth. 5, 9. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.

Spr. Sal. 17, 19. Wer Zank liebt, der liebt Sünde.

Sir. 28, 10. Laß ab vom Hader, so bleiben viele Sünden nach.

Spr. Sal. 15, 18. Ein zorniger Mensch richtet Hader an; ein Geduldiger aber stillet den Zank.

Jac. 1, 19. 20. Seyd langsam zum Zorn; denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist.

2 Mos. 21, 12. Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes schuldig seyn.

Ephes. 4, 3. Seyd fleißig, zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens.

1. Am Ostersonntage 1785 vereinigten sich in Trient beim Wein zwei Jünglinge, die sehr nahe verwandt waren. Sie geriethen in den heftigsten Wortwechsel, und einer lief in der unsinnigen Hitze, die sich seiner bemeistert hatte, nach Hause, lud eine Flinte mit fünf Kugeln, lauerte nächst der Domkirche, mitten in der Stadt und bei hellem Tage, auf

seinen Gegner, drückte los, als er ihn am Ziele zu haben glaubte, verfehlte ihn aber, und schoß den unschuldigen und einzigen Sohn einer Familie todt. Die Polizei sperrte sogleich die Stadtthore, bekam den unglücklichen Thäter in die Hände, und überlieferte ihn der Gerechtigkeit.

2. Eine wohlhabende Bauerfrau bekam Streit mit ihrer Magd. Sie zankten sich heftig mit Worten. Es war des Morgens früh; die Magd wollte so eben auf das Feld gehen, um Mist auszubreiten, und hatte eine Mistgabel in der Hand. Als nun die Frau ihr allerhand Vorwürfe machte, und sie eine Diebin hieß, warf sie die Mistgabel auf die Erde und lief zum Hause hinaus. Die Frau, hierüber in Zorn gerathen, und unfähig zu überlegen, was sie that, ergriff die Mistgabel und lief der Magd nach; weil sie dieselbe aber nicht mehr erreichen konnte, so warf sie ihr die Mistgabel nach, und zwar so unglücklich, daß die eine Spitze derselben ihr neben dem Auge in den Kopf ging. Mit großem Geschrei lief das Mädchen zu den Nachbarn, und ließ sich die Gabel aus dem Kopfe ziehen. Sie spürte sogleich starke Betäubung und Kopfschmerzen, welche immer zunahmen, und so heftig wurden, daß sie nach drei Tagen starb. Die Frau mußte die gerechte Strafe ihrer Bosheit leiden.

3. Ein Knabe ward von einem andern beim Spielen unversehens am Auge beschädigt. Ein Verwandter des Beschädigten gerieth darüber so heftig in Zorn, daß er jenes Kind, welches das andere beschädigt hatte, und sich gegen ihn verantwortete, bei den Haaren ergriff, und es so lange schlug und trat, bis es unter seinen Händen starb. Die Gerichte ließen ihn ins Gefängniß setzen, und verurtheilten ihn zum Tode.

4. Heinrich Kelter, ein Bauer in dem fürstlich lippeschen Dorfe Stimmsee, lebte mit seinem Stiefsohn, Johann Brahl, der nur ein kleines Ackerstück im Besitz hatte, in fortwährendem Streit. Brahl, der durch Unterstützung mehrerer Menschenfreunde sich eine Kuh angeschafft hatte, geht am 3. April 1798 auf den Boden, um Futter für sie zu schneiden, und will sich dazu der Schneidelade seines Stiefvaters bedienen. Seine leibliche Mutter, die Frau des Bauern

Kelter, eilt ihm nach, um von der Stelle, wo er Futter schneiden will, den Kohl, der eben da liegt, wegzubringen. Während dieses Geschäfts kommt auch ihr Mann auf den Boden, und untersagt seinem Sohne den Gebrauch der Schneidelade, aus dem Grunde, weil Brahl dieselbe vorher auf dem Boden nicht habe dulden wollen, sondern sie vor drei Jahren in den Mistpfuhl geworfen habe. Nun entsteht Zank. Kelter verlangt, sein Stiefsohn solle unverzüglich die Schneidelade an die Stelle setzen, von welcher er sie weggenommen habe; Brahl weigert sich, und will die Schneidelade vom Boden werfen. Es fallen Schimpfreden, wodurch die beiden Zänker immer mehr erbittert werden. Brahl, in der Hitze des Zorns, geht auf seinen Stiefvater zu, mit einem Hebebaum in der Hand. Der hierdurch noch mehr gereizte Stiefvater nimmt die Heugabel, die er schon vorher in der Hand gehabt hatte, und giebt mit dem Stiel derselben seinem Stiefsohne, der nur einige Fuß von der Bodenluke steht, einen Schlag auf die rechte Schulter, und dieser, der dem Schlage ausweichen will, stürzt zur Seite durch die offene Bodenluke auf die harte Erde, und — stirbt nach wenigen Stunden an den Folgen dieses Falles. Kelter mußte für seinen Zorn und seine Selbstrache im Gefängnisse büßen, und dabei die Vorwürfe seines Gewissens vernehmen, eine ganze Familie um ihren Versorger und Ernährer gebracht zu haben.

5. Ein Magdeburger Fleischermeister, ein schon betagter Mann, kam am 30. Juli 1823 des Vormittags von einem Geschäftsgange nach Hause, und ward von seiner Frau, seines längern Ausbleibens halber, hart angegangen. Darüber wurde er so heftig erzürnt, daß er ihr unter harter Androhung das weitere Zanken verbot, und, als die Frau dennoch mit ihren Vorwürfen fortfuhr, ihr ein eben in der Hand gehaltenes Fleischbeil entgegen warf. Leider nahm der Wurf des Beils eine höchst unglückliche Richtung, und traf die Frau mit der Schneide so scharf am Halse, daß sie, davon tödtlich verwundet, noch in derselben Stunde den Geist aufgab. Der unglückliche Mann war nach der That besinnungslos im Fleischhofe herumgegangen, wurde hier sogleich festgenommen und an

das Kriminalgericht abgeliefert, wo er der Strafe seines Jähzorns, der ihn zum Mörder seiner ebenfalls betagten Frau machte, entgegen sah.

6. In der Nachbarschaft von Dieppe in Frankreich waren im vorigen Jahre (1833) zwei junge Leute, ein siebzehnjähriger Student aus Paris, Namens Rasp, und der funfzehnjährige Sohn eines Gutsbesitzers, Namens Medine, auf der Jagd gewesen. Da die Jagd nicht glücklich ausfiel, kehrte Medine, der Gegenvorstellungen seines Freundes ungeachtet, nach dem Schlosse seines Vaters zurück. Unterweges machte ihm Rasp Vorwürfe wegen Mangels an Muth, und nannte ihn einen Poltron, einen Faulenzer. Bei diesen Worten drohete Medine mit Peitschenhieben, und da Rasp ihn aufforderte, diese Drohung zu vollziehen, so erfüllte er sie auch. Der Gereizte legte jetzt sein Gewehr auf Medine, und dieser auf seinen Freund an. Beide schossen, und Rasp stürzte leblos zu Boden. Medine beklagte unter heftigen Thränen den Tod seines Freundes, und stellte sich selbst vor die Gerichte.

Darfst du dem Bruder wohl das Leben rauben?
Es ihm zu schützen, hat der Herr geboten;
Ihn retten muthig, wenn Gefahren drohten.
Nicht Zorn und Rachsucht sollst du dir erlauben;
Des Nächsten Leben sollst du treulich schützen,
Nach Kräften jederzeit ihm helfen, dienen, nützen,
Und, eingedenk der eig'nen Schwäch' und Schuld,
Verzeih'n dem Fehlenden mit Nachsicht und Geduld.

Wo wilde Leidenschaft
Noch stürmt, wo Zorn noch glühet
Und Rachsucht: da entfliehet
Des Herzens Ruh', des Geistes Kraft.

Gefährde das Leben des Nächsten nicht durch Unvorsichtigkeit und scherzhaftes Erschrecken.

2 Chron. 19, 6. Sehet zu, was ihr thut!

Spr. Sal. 14, 18. Es ist der Weisen Krone, vorsichtiglich handeln.

Sir. 7, 40. Was du thust, so bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebles thun.

Sir. 34, 20. Der Herr giebt Leben und Segen.

1. Der Wundarzt Heßner zu Kaltensundheim, im Großherzogthum Weimar, litt zuweilen an Magenschmerzen, gegen welche er eine gewisse Arznei in seiner Hausapotheke vorräthig hielt, die er dann immer zu brauchen pflegte. Einst ward er in der Nacht von seinen gewöhnlichen Magenschmerzen wieder befallen, und ließ sogleich seine alte Arznei durch Jemand holen. Er nahm einen Schluck davon, worauf er sich augenblicklich sehr übel befand. Als er nun das Glas und die Medicin beim Lichte näher besah, zeigte es sich, daß man ihm ein unrechtes Glas gebracht hatte, worin, statt seiner gewöhnlichen Magenarznei, ätzendes Sublimatwasser enthalten war. Er bekam am Kinn einen weißen Ausschlag, als wenn es mit Seife eingeschmiert wäre, wurde mit jedem Tage kränker und elender, so daß er nach drei Wochen seinen Geist aufgeben mußte, ungeachtet alle Mittel zu seiner Rettung angewandt wurden.

2. In D... sollte eine Magd zum Frühstücke Thee machen. Da sie die kupferne Theemaschine noch von gestern gefüllt fand, so setzte sie das Wasser, um sich eine Mühe zu sparen, noch einmal an das Feuer. Einige Zeit darauf trug sie es in die Stube. Die Großmutter, die Mutter und die Kinder versammelten sich um die Theemaschine und genossen ihr Frühstück. Nicht lange darnach überfiel sie alle ein so heftiges Erbrechen, daß häufig Blut von ihnen ging. Man ließ sogleich den Arzt rufen, und dieser entdeckte bald, daß die Ursache davon in der Zubereitung des Thees liege. Das Wasser hatte nämlich nach und nach den Grünspan aufgelöst, der sich im Kupfer befindet, und ein gefährliches Gift ist. Durch die sorgfältigen Bemühungen des Arztes wurden die Kranken wie-

der hergestellt; die Magd aber, welche auch davon getrunken hatte, mußte am längsten für ihre Unvorsichtigkeit und Trägheit leiden.

3. Im verwichenen Jahre (1833) kehrten an der böhmischen Grenze bei Liebwerda zwei österreichische Grenzjäger in der dortigen Mühle ein. Der Eine hatte ein geladenes, der Andere ein ungeladenes Gewehr. Das einzige Kind des Müllers, ein liebenswürdiges Mädchen von 22 Jahren, stand gerade vor der Thür, und scherzend legte der Besitzer des ungeladenen Gewehres auf das Mädchen an. Später gingen die Jäger in die Mühle. Als sie wieder aufbrachen, stand das Mädchen wieder vor der Thür. Der Jäger wiederholte seinen unzeitigen Scherz, legte auf sie an und drückte ab. Unglücklicherweise hatten die Jäger in der Mühle die Gewehre verwechselt. Das Mädchen stürzte, von 50 Schrotkörnern zerschossen, entseelt zu Boden. Am 15. September wurde die Unglückliche mit vieler Theilnahme bestattet.

4. Ein rechtschaffener Färber zu Wien ließ, im Sommer 1796, auf einem kleinen Schiffe, in dem kleinen Arm der Donau, durch seine Leute gefärbte Seide auswaschen. Sein kleiner Sohn von vier Jahren, ein lebhafter Knabe, war mit ihnen auf dem Fahrzeuge, und trieb mancherlei Muthwillen. Der Vater gebot ihm Ruhe, und drohete, ihn aus dem Schiffe in das Wasser zu werfen. Er ergriff ihn bei den Armen und schwenkte ihn einige Mal über das Schiff. Nun mochte sich der Knabe vielleicht gesträubt haben, oder dem Vater eine krampfhafte Empfindung in die Hände gefahren seyn, genug, das Kind fiel ins Wasser, schrie, streckte die Hände empor, und war ohne Rettung verloren. Der Vater fiel in Ohnmacht. Einige Leute bemühten sich, das Kind zu retten, andere, den halbtodten Vater ins Leben zu rufen. Letzteres gelang, als das Kind entseelt aus dem Wasser gezogen wurde, und im ewigen Schlafe lag.

5. Friedrich Lenz, der siebenjährige Sohn eines Gastwirths in Barby, von zartem Körperbau und empfindsamer Seele, wurde, ohne Wissen seiner Eltern, mit einem Ringe beschenkt; diesen preßt er voller Freude an einen seiner Fin-

ger, um damit unter seinen Gespielen zu glänzen. Doch war sein vermeintes Glück nur von kurzer Dauer. Sein Finger schwoll heftig auf, und er entdeckte dies betrübt seinen Eltern. Die Mutter bedachte nicht, wie schädlich ein plötzliches Erschrecken ihrem Kinde werden könne, und sprach im Scherz, daß der Finger abgeschnitten werden müßte. Dies, und das Abnehmen des Ringes mit einer Zange vom Schlosser, machte einen so heftigen Eindruck auf das Kind, daß es gleich nach der Operation in die heftigste Epilepsie (fallende Sucht) verfiel, und man an seinem Leben zweifelte; doch wurde es nach langer Zeit, durch die Kunst eines geschickten Arztes, glücklich wieder hergestellt.

6. Zu Freiberg in Sachsen gingen zwei Schüler, Beckert und Förster, in der Abenddämmerung spazieren. Sie kommen an den Galgen, als plötzlich dieser seinem Freunde Beckert zuruft: »Sieh hin, dort, vom Galgen her, ruft es Dich!« Ohne zu bedenken, daß sein Gefährte scherzt, läuft Beckert voll Angst und Bestürzung in die Stadt zurück, setzt sich, um auszuruhen, auf einen vor dem Hause befindlichen Stein, und bekam bald darauf heftige epileptische Zufälle, die ihn sein ganzes Leben hindurch nicht wieder verließen. Alle Mittel, seine Gesundheit herzustellen, waren fruchtlos. Er endete sein trauriges Leben am 1. September 1796, in einem Alter von 31 Jahren. —

Menschenleben soll mir theuer seyn!
Ich darf es Keinem kürzen,
Es in Gefahr nicht stürzen;
Soll aus Gefahren es befrei'n.

Das Leben ist ein großes Gut,
Ich will es treu verwalten,
Will gern mit Sorgfalt und mit Muth
Auch Andern es erhalten.
Was ihres Körpers Wohlseyn stört,
Was Gram und Unmuth wirkt und mehrt,
Das will ich stets mit Freuden
Entfernen und vermeiden.

In Lebensgefahren leiste dem Nächsten Hülfe und Beistand.

Luc. 10, 33. 34. Der Samariter verband ihm seine Wunden, goß darin Oel und Wein, und hob ihn auf sein Thier, und führte ihn in die Herberge, und pflegete sein.

Hesek. 16, 6. Ich aber ging vor dir über, und sahe dich in deinem Blute liegen, und sprach zu dir, da du so in deinem Blute lagest: Du sollst leben.

1. Im Kanal von Calais war am 30. Oktober 1784 ein heftiger Sturm. Der Laufer, ein mit Salz beladenes Schiff, lag auf der Rhede von Calais. Dieses ergriff der Sturm so, daß seine Ankertaue rissen, und es einem Fort, das Rothe genannt, gegenüber, auf die sogenannte Teufelsbank geworfen wurde. Das Steuerruder ging durch diesen Fall verloren, und nach verschiedenen Stößen, welche die ganze Mannschaft ins Meer stürzten, fing das Schiff an von vorn zu sinken. Der Kapitain, Namens Gernic, hielt sich noch am Mastbaume fest. Ludwig Gavet, ein Seeoffizier von zwanzig Jahren, und Ringard, Beide aus Calais, nebst dem Matrosen Morel von Dünkirchen, sahen die schreckliche Lage des Mannes, und beschlossen sogleich, ihn zu retten. Sie vermochten den Kapitain eines englischen Packetboots, Namens Star, ihnen sein Boot zu leihen, und zwei englische Matrosen vereinigten sich mit ihnen zu der edlen That. Die See war nicht hoch, aber so wüthend zwischen den beiden Dämmen, daß Jedermann an ihrem Unternehmen verzweifelte, und sie als Opfer ihrer Menschenliebe bedauerte. — In der That hatten sie kaum die Hälfte der Dämme zurückgelegt, als die Wellen ihren Kahn gefüllt hatten, und sie die Unmöglichkeit sahen, zur Mündung des Hafens hinauszukommen. Aber wer edel ist, läßt sich von einer guten That nicht durch Schwierigkeiten abschrecken. Gavet redete seinen braven Kameraden zu, das Boot am westlichen Damme auf den Strand zu werfen. Nun hoben sie es mit aller Macht auf den Damm, ließen es auf der andern Seite wieder nieder und machten es flott. Hier sahen sie den Unglücklichen, wie er, bis ans Kinn im Wasser, mit dem Tode kämpfte,

indem er sich mit einer Hand am Maste hielt, und mit der andern Nothzeichen gab. In dem Augenblick ging das Boot unter. Doch Gavet, den die augenscheinlichste Gefahr nicht muthlos machte, stürzte sich in die Wogen, warf dem Kapitain ein Seil zu, der es zwei Mal verfehlte, zum dritten Mal aber faßte und sich um den Hals knüpfte. Gavet sah, daß er es nicht nach sich ziehen konnte, ohne den zu erdrosseln, den er retten wollte; schwamm also näher an Gernic, faßte ihn mit einer Hand beim Kragen, schwamm mit der andern, und entriß auf diese Art einen Mann, der noch einmal so schwer war, als er selbst, dem gewissen Tode. Seine Gefährten kamen ihm zu Hülfe und trugen den Kapitain in das Boot, das sie wieder ausgeschöpft hatten. Die Wellen füllten es von Neuem, und sie leerten es von Neuem aus. Endlich hatten die braven Leute das Vergnügen, im Anblick einer großen Menge, den geretteten Gernic in ein Wirthshaus zu bringen, wo sie ihm Hülfe reichen ließen, weil er kaum noch athmete.

2. Am 8. September 1798 besuchten zwei der wohlhabendsten Bauern, Holneiß und Horn, aus Glesien im Königreich Sachsen, den Markt in Horburg bei Skeudiz, und kehrten Abends spät von dort wieder zurück. Neben ihnen auf dem Wagen saß Holneiß's Sohn. Sie erreichten glücklich das Dorf Wehliz. Hier geht eine Furth durch die Elster, durch welche alle Reisende ihren Weg nehmen müssen. Furchtlos fuhr der Bauer Horn in den Strom hinein. Kaum aber hatten sie das Ufer einige Schritte hinter sich, als die Pferde und der Wagen, durch den heftigen Wasserstoß, da die Elster zufälligerweise, vermuthlich durch ein entferntes Gewitter, zwei Ellen hoch angeschwollen war, umgeworfen wurden. Die Unglücklichen hielten sich mit vieler Mühe an einem Büschchen fest, das aus dem Wasser hervorragte, und riefen jammernd um Hülfe; aber ihr Angstgeschrei wurde nirgends vernommen. Schon drohte der Strom sie fortzureißen, da kommt der Carabinierkorporal Mahnitz, vom Regimente des Generals von Zscheschwitz, dieselbe Straße hört das Schreien der Kämpfenden, eilt nach dem Ufer und ruft ihnen Hülfe zu.

Er bricht eine lange, unter die dort stehenden Obstbäume gestützte, Stange los, wirft sich getrost, wie ein Held, ins tobende Wasser, kommt mit vieler Anstrengung und Mühe den Unglücklichen nahe, reicht ihnen die Stange, zieht sie behutsam hinter sich her dem Ufer zu, und rettet so glücklich zwei Hausväter ihren Familien, und ein Kind seinen Eltern.

3. In der Nacht vom 10. bis 11. Oktober 1785 stürzte in Mühlhausen das Gewölbe eines Kellers ein. Ueber demselben befand sich ein Zimmer, in welchem ein Frauenzimmer und drei Kinder schliefen. Diese wurden in eine Tiefe von ungefähr 20 Fuß versenkt, und unter den einstürzenden Wänden der Stube begraben. Das Krachen des eingestürzten Gebäudes war zum Glück so heftig, daß es die Nachbarn aus dem Schlafe weckte. Sie eilten auch herbei, und hörten dem Wimmern und Stöhnen der Begrabenen mitleidig zu; aber weil die noch stehenden Wände augenblicklich nachzustürzen drohten, so wagte es Keiner, den Verunglückten in der Tiefe beizuspringen. Endlich kam ein Knecht, stieg ohne Bedenken in die Tiefe hinab, und sein Beispiel ermunterte einen seiner Kameraden, ihm nachzuspringen. Nun räumten die braven Bursche mit ihren Händen den Schutt weg, und waren so glücklich, alle vier Menschen, die darunter begraben waren, zu retten. Fünf Minuten später wäre es um sie geschehen gewesen.

4. Am 25. Januar 1803 kamen bei sehr großer Kälte und heftigem Schneegestöber zwei Frauenspersonen aus dem Dorfe Nalaczan, welche sich auf dem Rückweg vom Groß-Meseritscher Jahrmarkt auf den Feldern verirrt hatten, in das Dorf Taſſau in Mähren, und klopften bei dem, am Anfange des Dorfes gelegenen, Hause des Bauern Andreas Drapela an, welcher schon schlief. Nachdem er aufgestanden war, und die Verirrten aufgenommen hatte, baten sie ihn dringend um Hülfe und Rettung ihres alten Vetters, Johann-es Duffek, welcher auf dem Felde nebst ihnen mit Schlitten und Pferden in eine Tiefe versunken sey, aus welcher sie sich zwar gerettet, ohne jedoch im Stande gewesen zu seyn, weder dem alten Manne, noch seinem Vieh und Wagen herauszuhelfen. Nachdem sich der brave, jederzeit zum Dienst

bereitwillige Drapela die Gegend, wo sie den Alten lebendig verlassen, so viel als ihnen möglich war, hatte beschreiben lassen, so machte er sich sogleich allein auf den Weg dahin, und fand endlich die Grube, und in derselben den bereits ganz erstarrten Mann, mit dem Gesicht im Schnee liegend, nebst Schlitten und Pferden. Da er aber den Unglücklichen nicht allein retten konnte, so kehrte er in's Dorf zurück, und nahm noch zwei Nachbarn mit sich, durch deren Hülfe er ihn aus der Grube heraus, und in seine Wohnung brachte. Hier legte er denselben in ein ungeheiztes Zimmer auf Stroh, und rieb ihn mit dem Hemde über drei Stunden lang an dem ganzen Leibe, bis der Scheintodte endlich gegen Morgen zu athmen anfing, und nach und nach gänzlich zur Besinnung gelangte. Hierauf ließ er das Zimmer mäßig heizen, und ihm blos eine Fleischsuppe reichen, wovon sich dieser, über 60 Jahre alte Mann so schnell erholte, daß ihn sein edler Menschenretter schon am dritten Tage nach Hause fahren, und seinen Angehörigen völlig hergestellt übergeben konnte.

5. Im Frühjahre 1790 stürzte zu Erfurt eine Magd, die ein Kind im Mantel trug, in einen mit Brettern verdeckten Brunnen. Auf ihr Geschrei versammelte sich eine Menge Leute um den Brunnen, schauten hinab und bedauerten die Verunglückte, die sich an den hervorragenden Steinen der Mauer angeklammert hatte, und vor dem Augenblicke bebte, in welchem sie mit dem Kinde, das sie festhielt, in das tiefe Wasser hinabstürzen würde. — Der Bürger und Zimmermann Schäfer kam dazu, sah die Gefahr dieser Unglücklichen, und suchte sogleich auf einer Leiter hinabzusteigen, um sie zu retten. Allein weil das, über dem Brunnen gebaute, kleine Häuschen zu enge war, konnte dies nicht ohne Schwierigkeiten bewerkstelligt werden, deren Beseitigung mit einem, für das Leben der Verunglückten gefährlichen, Zeitverluste verknüpft war. Er band also zu seiner Sicherheit ein Seil um seinen Leib, ließ es die Anwesenden festhalten, und kletterte an der Mauer hinab. Zuerst nahm er das Kind, hielt es, weil er die Hände zum Klimmen gebrauchte, mit den Zähnen an den Kleiderchen fest, und brachte es glücklich hinauf. Darauf stieg

er wieder hinab, und befreite zuvörderst die Magd von ihrem Mantel, der sie im Hinaufklimmen würde gehindert haben, und schürzte das Seil, an welchem jetzt sein eigener Leib hing, ihr um den Leib. Auch sie ward nun an dem Seile glücklich der Gefahr entrissen und hinauf geholfen. Jetzt war nun die Reihe an ihm, mittelst des ihm zugeworfenen Seils sich selbst wieder zu helfen. Er that es, kletterte glücklich wieder hinauf, und — ging davon, zufrieden mit dem Bewußtseyn der schön vollbrachten That.

6. Zu Karden an der Mosel spielte, im November 1823, der neunjährige Sohn des Briefboten am Moselufer mit einem Kahne, und stieß ihn ab, ohne ihn wieder erreichen zu können. Besorgt wegen einer desfallsigen Züchtigung, sprang der Knabe dem Kahne nach, gerieth aber in die Tiefe, und versank. Auf das Geschrei einiger Kinder eilte sein dreizehnjähriger Bruder, und kurz darauf sein Vater zu Hülfe. Der Bruder sprang in den Fluß, und ergriff den Kleinen glücklich, aber Beide gingen unter. Mittlerweile sprang der Vater ihnen nach, aber er versank ebenfalls. Während dieser Zeit hatten sich viele Menschen am Ufer versammelt, unter ihnen der Maurergesell Ritter; er stürzte sich dem verschwundenen Vater nach, und ergriff ihn glücklich; aber Beide zog es unaufhaltsam hinab in die, allen Umstehenden immer furchtbarer werdende, Tiefe. Vier Personen schienen von dem unerbittlichen Elemente auf immer verschlungen zu seyn, und das Jammergeschrei der Angehörigen füllte die Lüfte; da trat ein starker und kühner Mann, Hunten ist sein Name, an das Ufer, und obgleich seit Kurzem erst von einer schweren Krankheit genesen, stürzte er mit festem Muthe und kalter Verachtung der ihn offenbar bedrohenden Todesgefahr, den Versunkenen nach, ergriff den Ritter, und zog ihn, sammt den beiden Knaben und ihrem Vater, welche sich alle noch krampfhaft gefaßt hielten, lebend wieder an das Ufer.

7. Den 15. April 1827 brach im Orte Haselbach in Oesterreich ein verheerendes Feuer aus. Unter den zur Rettung Herbeigeeilten befand sich auch Leopold Kreitmeyer von Nieder-Hollabrunn, Vater von sechs Kindern. Er hört,

daß der Ortsbewohner Leopold Reinwein, welcher schon vor Jahren das Bein gebrochen, und noch immer an das Bett gebannt war, in größter Gefahr schwebe, in seinem bereits lichterloh brennenden Hause ein Raub der Flammen zu werden. Kreitmeyer entschließt sich, den, dem elendesten Tode preisgegebenen, Unglücklichen mit Gottes Hülfe zu retten. Ohne nur einen Augenblick die ihm selbst drohende große Gefahr zu bedenken, eilt der edle Mann auf das brennende Haus zu. Ob auch der dichteste Rauch ihn umhüllt, und hell auflodernde Flammen ihn umgeben, dennoch stürzt er mitten durch sie hindurch, und hat die Freude, den bereits dem Tode nahen, kranken Reinwein, unterstützt von dem, auf sein Anrufen herbeigeeilten Johann Parzer von Nieder-Hollabrunn, glücklich und unversehrt dem Feuer zu entreißen.

8. Bei der Belagerung von Glogau in Schlesien wurde am 10. November 1806 eine alte Frau mit einem dreivierteljährigen Kinde, ihrem Enkel, auf dem Arme, auf die Oderbrücke gestoßen. Hinter ihr wurde die Fallbrücke aufgezogen, vor ihr ein Theil der Brücke abgebrochen. Sie konnte also weder vor- noch rückwärts kommen, und mußte auf den Trümmern der Brücke eine Nacht hindurch Todesangst aushalten; auch war sie bei der damaligen durchdringenden Kälte noch der Gefahr ausgesetzt, in Schlummer zu gerathen, und in die Tiefe zu stürzen, oder erschossen zu werden, indem die, hinter der Fallbrücke stehenden Preußen die Nacht hindurch ununterbrochen über die Oder auf die baierischen Soldaten feuerten. Als man sie bei Anbruch des Tages in dieser schaudervollen Lage auf dem schmalen Raume zwischen den Kämpfenden erblickte, entschlossen sich der Korporal Ziegler und der Gemeine Anton Klaiber, vom königlich baierischen Infanterie-Bataillon Taxis, ihre Rettung zu versuchen. Sie gaben ihr Vorhaben dem Feinde zu erkennen, und die preußischen Offiziere versprachen, so lange man mit der Rettung der Frau beschäftigt sey, das Feuer auszusetzen. Mit der größten Lebensgefahr wagten Ziegler und Klaiber über einen schmalen schneidenden Balken und einige Pfeiler zu klettern und zu rutschen, und retteten so die Alte und das Kind glücklich. —

Der König von Baiern belohnte diese edelmüthige Handlung mit einem Geschenk von 20 Dukaten für jeden der beiden braven Männer.

9. Am 9. Mai 1830 befanden sich mehrere Jünglinge aus dem Thale Tux in Tyrol auf der Jagd. Plötzlich zeigte sich einigen von ihnen ein Bär, auf welchen ein Jäger auch sogleich feuerte; allein der Schuß mißglückte, und der erschrokkene Bär rannte in wilder Flucht über einen Bergabhang, an dessen unterm Ende der Jäger Balthasar Erler, der das Nahen eines so furchtbaren Thieres nicht ahnete, unter schattigen Stauden saß. Mit gereiztem Ingrimme warf sich der Bär auf den Jüngling, brachte ihm einige Wunden bei, und zerrte ihn wüthend auf dem Boden bis an den Rand eines 18 Klafter hohen Felsens umher, von welchem der Unglückliche hinab in einen Strudel des reißenden, mehr als 6 Schuh tiefen Bergstromes Nikas stürzte. Auf sein Angstgeschrei kamen die andern Jäger herbei; sie konnten jedoch nur noch die aus den Wellen emporragenden Füße ihres Mitgefährten, und den am Ufer des Wildbaches seiner Beute nacheilenden Bären erblicken. Ein Rettungsversuch wurde von Allen für eben so zwecklos, als der doppelten Gefahr des Strudels und des Wildthieres wegen, für tollkühn gehalten. Da sprang der achtzehnjährige Jüngling Georg Geisler von Stokach zu Schönenbuch unerschrocken in den Strudel hinab, packte den Balthasar Erler bei den Haaren, indem er durch das feste Anklammern an einem unter dem Wasser befindlichen Stein sein eigenes Untersinken in dem Strudel verhinderte, und hielt zitternd und die letzte Kraft aufbietend, den ganz bewußtlosen Balthasar Erler beim Kopfe über die Wellen empor, bis die übrigen Jäger durch wiederholte Schüsse den Bären vom Ufer verscheuchten, und nun dem muthigen Jünglinge zu Hülfe eilten, welcher mittelst ihres Beistandes den so eben einer dreifachen Todesgefahr entronnenen Mitgefährten glücklich an das Ufer brachte. In gerechter Anerkennung dieser edlen That wurde der muthvolle Jüngling mit der, für gefahrvolle Lebensrettung bestimmten Prämie belohnt; den schönsten Lohn aber

trug er in seinem Herzen: das Bewußtseyn, durch Muth einem Menschen das Leben gerettet zu haben.

10. Der Kaiser von Rußland Alexander I. (starb 1825) war, im Jahre 1806, auf einer Reise durch Litthauen, zwischen den Städten Kowno und Wilna, seinem Gefolge zu Pferde vorausgeeilt, und fand plötzlich am Ufer der Wilna mehrere Leute stehen, welche Etwas aus dem Wasser ziehen zu wollen schienen. Er stieg vom Pferde, näherte sich, und sahe einen menschlichen Körper im Wasser liegen. Niemand erkannte den Kaiser, und man wunderte sich, als der Offizier, für den man ihn hielt, verlangte, daß man den todten Körper auf einem trocknen, etwas abhängigen Platze niederlegen, und ihn wieder ins Leben zu bringen sich bemühen sollte. Ja, man war ihm sogar selbst wenig behülflich, als er den Leichnam von den nassen Kleidern befreite, und Brust und Schläfe desselben aus allen Kräften rieb. Nach einer Weile, während der Kaiser noch immer mit dem Verunglückten beschäftigt war, kam sein Gefolge, und unter diesem befand sich auch der kaiserliche Leibarzt, Doctor Weilly. Die Rettungsversuche wurden nun wiederholt. Der Doctor schlug dem Verunglückten eine Ader, aber es kam kein Blut. Der Kaiser fuhr inzwischen unermüdet fort, ihn zu reiben, doch gab er kein Zeichen des Lebens von sich. Drei Stunden hatten bereits ihre Anstrengungen gewährt, da erklärte der Doctor, zum größten Leidwesen des Kaisers, daß alle ferneren Versuche vergebens wären, und der Verunglückte todt sey. Der Kaiser wollte es aber noch immer nicht glauben, legte selbst wieder Hand an, und bat den Doctor, noch einen zweiten Aderschlag zu versuchen. Dies geschah, und Alexander hatte die Genugthuung, das Blut fließen zu sehen, und einen leisen Seufzer zu hören. Die Freude und Rührung des Kaisers hierüber war kaum zu beschreiben. Er blickte zum Himmel auf und rief: »Guter Gott! dies ist der schönste Tag meines Lebens!« und Thränen der dankbarsten Wonne benetzten die Wangen des Monarchen. Die Bemühungen wurden nun mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt, und der Kaiser verband selbst die Ader mit seinem Taschentuch. Der Kranke, der sich nach und nach erholte, wurde

nun in ein Haus gebracht, und hier auf das Sorgfältigste gepflegt und behandelt. Bei seiner Abreise gab ihm der Kaiser alles Geld, was er bei sich hatte, und sorgte auch ferner für ihn und seine Familie.

Der Menschenliebe Bett ist weich,
Hart sind der Ehre Betten;
Macht Menschentödten groß und reich —
Froh macht nur Menschenretten!

Schöne Thaten wehen
Auf das stille Grab,
Wo wir untergehen,
Himmelsduft herab.

Wir sollen das Leben für die Brüder lassen.

1 Joh. 3, 16. Daran haben wir erkannt die Liebe, daß Er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben für die Brüder lassen.

Röm. 8, 9. Wer Christus Geist nicht hat, der ist nicht sein.

1 Petr. 2, 21. Christus hat uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußtapfen.

1. Eine furchtbare Pest wüthete in Marseille; die Stadt ward zur Wüste, Gras wuchs auf den Straßen, Leichenzügen begegnete man bei jedem Schritte. Die Aerzte versammelten sich zur Berathschlagung auf dem Rathhause, denn noch bis jetzt hatte man kein Mittel entdecken können, um der Seuche Einhalt zu thun. Nach langer Besprechung stimmten endlich Alle darin überein, daß die Krankheit einen eigenthümlichen, verborgenen Charakter habe, den nur die Section (Oeffnung und Zergliederung) eines daran Verstorbenen enthüllen könnte. Wer sollte sich aber einer solchen Untersuchung preisgeben, da es entschieden war, daß der Arzt, der sie anstellen würde, in wenigen Stunden ein Opfer der Ansteckung werden müsse, die dann so schnell und heftig wirken werde, daß an kein Gegenmittel zu denken sey? — Da stand ein junger aber erfahrner Wundarzt, Namens Guyon, auf, und erklärte fest entschlossen: »Ich bin bereit, mich für die Rettung meines Vaterlands zu weihen! Vor dieser Versammlung

schwöre ich im Namen der Menschheit und der Religion, daß ich morgen mit Tagesanbruch einen an der Pest Verstorbenen seciren (zergliedern), und was ich finde, während der Operation niederschreiben will.« — Augenblicks verließ er die Versammlung. Guyon war unverheirathet, reich, und setzte daher sogleich seinen letzten Willen auf, in welchem sich Recht und Frömmigkeit aussprachen, und empfing dann um Mitternacht die heiligen Sacramente. In seinem eigenen Hause war ein Mann vor weniger als 24 Stunden an der Pest gestorben. Sobald der Tag anbrach, eilte Guyon in das Gemach, wo die Leiche lag, mit Schreibzeug, Papier und einem kleinen Krucifix. Dort schloß er sich ein, kniete an dem Leichnam nieder, betete und flehete zu Gott, daß er seine eben vorzunehmende menschenfreundliche Handlung segnen möge, und begann hierauf die schreckliche Operation, während welcher er seine Bemerkungen treu und ruhig niederschrieb. Dann verließ er das Leichengemach, tauchte, was er geschrieben, in ein Gefäß mit Weinessig, begab sich selbst ins Pestkrankenhaus, und starb dort nach zwölf Stunden einen schöneren Tod, als je ein Held auf dem Schlachtfelde.

2. Zwei Offiziere, die auf einer Reise von Stockholm nach Abo Schiffbruch litten, und sich nebst ihrem Bedienten, einem Finnen, auf einem Balken retteten, bemerkten, daß wenn nicht Einer von ihnen Dreien freiwillig diesem letzten Halt entsage, sie alle Drei unfehlbar untergehen müßten, und schilderten einander die Noth, in welche ihr Tod ihre Kinder und Familie stürzen würde. »Nun, so lebt wohl!« rief jetzt der brave Finne, und begrub sich in den Wellen.

3. In den Jahren 1772 und 1773 verwüstete ein toller Wolf die Gegend von Hüningen, und biß selbst viele Menschen. Diese wurden dann auf eine schreckliche Weise von der Wolfswuth angesteckt, und starben, da alle Versuche zu ihrer Rettung fruchtlos blieben, den gräßlichsten Tod. — Eines Tages ging Schönemann, der Sohn eines Kaufmanns zu Hüningen, die Freude seiner Eltern, und der Liebling Aller, die ihn kannten, vor dem Thore spazieren. Der schöne, heitre Abend veranlaßte ihn, sich unter einen Baum zu lagern. Kaum

hatte der Jüngling einige Minuten daselbst gesessen, als der, hinter dem Gebüsch verborgene wüthende Wolf plötzlich hervorsprang, über ihn herfiel, und ihn furchtbar mit seinen Zähnen verwundete. Weit entfernt, dem Schrecken zu unterliegen, trotzte der junge Held der Gefahr, und war nur bemüht, sich des Thieres zu bemächtigen. Er faßte den Wolf mit kräftigem Arme, obgleich dieser schon sehr zerfleischt war, und rief der, nicht weit davon stehenden Schildwacht zu: »Schieß auf die Bestie, und wenn Du mich auch treffen solltest, mein Tod wird Andern nützlich seyn.« Der Soldat gab Feuer, und war so glücklich, daß der Wolf allein todt zur Erde fiel. Doch der edle Jüngling war schrecklich zerfleischt worden, und alle Hülfe, ihn zu retten, vergebens; er starb eines elenden Todes. Ehe er seinen Geist aushauchte, sagte er standhaft: »O, ich sterbe freudig, denn ich habe mein Vaterland von einer fürchterlichen Plage befreit!«

4. Ein holländischer Offizier, Namens Johann Schaffelaar, besetzte den Thurm zu Barnevelt im Jahre 1582. Die Feinde schlossen ihn darin ein, und forderten ihn auf, sich sogleich zu ergeben. Er wollte sich indeß nicht eher dazu verstehen, als bis man ihn mit grobem Geschütz angreifen würde. Dies geschah; man schoß Bresche, und nun erklärte er sich bereit, zu kapituliren. Aber die Feinde waren erbittert, und machten es zur Hauptbedingung für das Leben der Belagerten, daß man ihnen den Anführer selbst von der Höhe des Thurmes herunter würfe. Alle Glieder der kleinen Besatzung schworen, daß sie lieber sterben, als eine solche Bedingung eingehen wollten. Aber der edle Schaffelaar trat an den Rand des Thurmes, umfaßte eine der Schießscharten, und sprach: »Meine Freunde, es ist besser, daß Einer für Euch stirbt, als daß Alle für Einen sterben. Ich ehre Eure Liebe!« Mit diesen Worten stürzte er sich von der Höhe des Thurmes herab, und wurde ein Opfer des Todes. Seine Freunde trauerten um ihn, und seine Feinde bewunderten ihn.

5. Im Jahre 1771 wüthete in Moskau eine pestartige Krankheit. Die gemeinen Russen bewiesen häufig ihre Verehrung einem Bilde, in der abergläubischen Hoffnung, durch seine

wunderthätige Kraft gesund, oder vor der Pest bewahrt zu bleiben. Sie steckten sich aber dadurch nur an, und das Sterben ward immer allgemeiner. Aerzte und verständige Leute stellten dem verehrungswürdigen Erzbischofe die Nothwendigkeit vor, das Bild wegnehmen zu lassen, um dadurch die Veranlassung zur Verbreitung der Krankheit aus dem Wege zu räumen. Er antwortete: »Ich sehe, daß diese That Tausenden das Leben retten wird, darum will ich sie vollbringen, sollte ich gleich, wie ich's nicht anders erwarten darf, mein eigenes Leben darüber verlieren.« Er führte seinen edlen Vorsatz mit Entschlossenheit aus. Kaum aber war das Bild weggenommen, als dessen abergläubige Verehrer voller Wuth sich an dem Erzbischofe zu rächen suchten. Er floh in die Kirche eines Klosters, und betete da für die Verblendeten, und um die Abwendung des ferneren Unglücks von seinem geliebten Vaterlande. Allein seine wüthenden Verfolger rissen ihn vom Altare weg, und er wurde jämmerlich von denen ermordet, deren Retter er war.

— Nichts erhebt das Menschenherz
So sehr, als der entzückende Gedanke:
Nie stirbt die große That! Sie wirket fort,
Und durch die Kraft des Beispiels wecket sie
Auch nach Jahrtausenden das edle Herz
Zu großer That.

Wer frei sich opfert, Großes zu erstreben,
Ist frei und groß, und wird unsterblich leben!

---

2. Pflichten in besondern Verhältnissen.

Ehegatten sind einander die herzlichste Liebe, den thätigsten Beistand und die unverbrüchlichste Treue schuldig.

Hebr. 13, 4. Die Ehe soll ehrlich gehalten werden.

Ephes. 5, 33. Ein jeglicher habe sein Weib lieb als sich selbst; das Weib aber ehre den Mann.

Ephes. 5, 28. Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst.

1 Cor. 7, 10. 11. Den Ehelichen gebietet der Herr, daß das Weib

sich nicht scheide von dem Manne, und daß der Mann das Weib nicht von sich lasse.

1 Cor. 7, 3. Der Mann leiste dem Weibe die schuldige Freundschaft, desselbigen gleichen das Weib dem Manne.

Col. 3, 18. 19. Ihr Weiber, seyd unterthan euern Männern in dem Herrn, wie sich's gebühret. Ihr Männer liebet eure Weiber, und seyd nicht bitter gegen sie.

Matth. 19, 6. Was Gott zusammengefügt hat, soll kein Mensch scheiden.

1. Theano, erst die Schülerin, hernach die Gattin des berühmten griechischen Philosophen Pythagoras, war nicht nur ein sehr gelehrtes Frauenzimmer, sondern auch eine treue Vorsteherin und Verwalterin des Hauswesens. Als man sie fragte: »Wodurch sie sich Ruhm erwerben wolle?" gab sie zur Antwort: »wenn ich Wolle spinne und für mein Haus sorge.« Sie bezeichnete damit ihre Liebe zu ihrem Gatten, ihre erziehende Sorgfalt für ihre Kinder, und ihren häuslichen Fleiß sehr deutlich. Die Geschichtschreiber bemerken auch noch von ihr, daß sie verheirathete Frauenzimmer gelehrt und ermahnt habe, mit ihren Männern wohl umzugehen.

2. Robert, der Sohn Wilhelms des Eroberers, war von einem vergifteten Pfeile verwundet worden. Die Aerzte erklärten ihm, daß er sterben müsse, wenn sich nicht Jemand fände, der sich entschlösse, das in der Wunde befindliche Gift heraus zu saugen, und ihm hierdurch das Leben zu retten. »Wohlan," sagte der Prinz: »so bin ich entschlossen zu sterben. Niemals werde ich unbillig und grausam genug seyn, zu gestatten, daß sich irgend Jemand aufopfere, um mich zu erhalten." — Die Prinzessin Sybille, seine Gemahlin, nahm die Zeit wahr, da er schlief, sog die Wunde aus, und — starb, nachdem sie ihren Gemahl den Armen des Todes entrissen hatte.

3. In einem Dorfe, fünf Meilen von Altona, war ein armer Schuster, Ludwig Grabow, dessen Frau nach einer langen Krankheit das Gesicht verloren hatte. Der brave Mann bot Alles auf, um der Unglücklichen Hülfe zu schaffen, aber alle Mittel, die er drei Jahre lang angewandt hatte, blieben ohne Erfolg. Endlich hört er von einem geschickten Au-

genarzt, der zu Altona wohnte. Sogleich machte er sich bei rauher Witterung auf den Weg, und leitete seine blinde Frau die fünf Meilen weit dahin, um auch dies noch zu versuchen. Der Arzt versprach, sie zu heilen, forderte aber für die Kur 25 Thaler. Nun ging der wackere Schuster nach Hause, verkaufte, aus Liebe zu seinem Weibe, seine einzige Kuh, die bisher fast die ganze Haushaltung ernährt hatte, und trug das Geld mit Freuden dem Arzte hin. Nach einigen Wochen führte er seine Frau, vollkommen sehend, in seine Hütte zurück.

4. Ein holländischer Steuermann, Namens Hermann, war von den Spaniern, während der Belagerung von Ostende, zum Gefangenen gemacht worden. Als seine Gattin, Katharina, dies erfuhr, verkleidete sie sich in eine Mannsperson, und begab sich ins Lager der Spanier, mit der Absicht, ihren Mann frei zu machen. Sie wurde aber, weil sie sehr schön war, und keine männliche Stimme hatte, sogleich für verdächtig angehalten, und als ein Spion, an Händen und Füßen geschlossen, ins Gefängniß geworfen. Nun kam, der Gewohnheit nach, ein Pater, um die Gefangenen, besonders die Kranken, zu besuchen. Diesen bat sie, beichten zu dürfen, und eröffnete ihm bei dieser Gelegenheit ihr Vorhaben. Der Geistliche fühlte Mitleid für sie, und wirkte ihr die Erlaubniß aus, daß sie in eben das Gefängniß, worin ihr Mann saß, gebracht wurde. Hier nun erzählte sie dem geliebten Gatten, daß sie Alles, was sie an Werth besessen, zu Gelde gemacht, und damit seine Loskaufung zu bewirken gedenke; sollte man ihm aber seine Freiheit versagen, so würde sie sich glücklich schätzen, wenn man ihr nur verstatte, mit ihm sein Leiden und sein Gefängniß zu theilen. — Der Graf Karl Longueval von Bücquoi, der im Lager befehligte, bewunderte die edle und treue Gattenliebe dieser Frau, und schenkte ihrem Manne, ohne Lösegeld zu nehmen, die Freiheit.

5. Als einst ein Bauer in dem Königreiche Neapel nahe an dem Meere seinen Acker baute, und seine Frau in einiger Entfernung ebenfalls auf dem Felde arbeitete, stiegen türkische Seeräuber an das Land, ergriffen die Frau, und führten sie mit sich fort in die Gefangenschaft. Als der Bauer

sie überall suchte und nirgends fand, sprang er, ohne langes Bedenken, ins Meer, erreichte glücklich das Raubschiff, und schrie hinauf: er wolle mit seinem Weibe zugleich in die Gefangenschaft gehen. Die Türken konnten die Entschlossenheit des Mannes nicht genug bewundern, und als sie hernach dem Dey von Tunis diese That erzählten, gewann dieser den Mann so lieb, daß er ihm und dem Weibe die völlige Freiheit schenkte, und ihn in seinen eigenen Dienst aufnahm.

6. Die Schweizer bemächtigten sich im Jahre 1499 des Schlosses Blumenfeld, und der Baron von Roseneck, welcher darin befehligte, sollte das Opfer ihrer besondern Rache werden. Indessen wurde den Einwohnern zugestanden, daß jeder von seinen Habseligkeiten so viel mit sich nehmen sollte, als er tragen könnte. Die Gemahlin des Barons, welche in diesem Artikel der Kapitulation mit einbegriffen war, konnte nichts Kostbareres für sich finden, als ihren Gemahl, dessen Loos ihr bedenklich schien; sie nahm ihn auf ihre Schultern, und trug ihn aus dem Schlosse hinaus. Diese erfinderische Großmuth, von der die Geschichte noch einige Beispiele aufzuweisen hat (die treuen Weiber zu Weinsperg, 1140), verfehlte auch bei den Schweizern ihren Zweck nicht. Sie unterdrückten ihre Rache gegen den Baron, gaben ihn frei, und ließen der tugendhaften Gattin ihr ganzes Vermögen verabfolgen.

7. Zur Zeit der französischen Revolution wurde auch der Marschall von Mouchy verhaftet und nach Luxemburg gebracht. Sogleich begab sich auch seine Gemahlin dahin. Man stellte ihr vor, der Verhaftsbefehl gehe sie nichts an. Sie erwiederte: »Da mein Mann verhaftet ist, so bin ich es auch!« — Als der Marschall vor das Revolutions-Tribunal gefordert wurde, begleitete sie ihn auch dahin. Der öffentliche Ankläger bemerkte, sie sey nicht gefordert. Sie gab zur Antwort: »Da mein Mann vorgefordert ist, so bin ich es auch!« — Als endlich das Todesurtheil über ihren Mann gefällt wurde, bestieg sie mit ihm den Richtkarren, und als der Scharfrichter ihr einwendete, sie sey ja nicht verurtheilt, so antwortete sie: »Da mein Mann verurtheilt ist, so bin ich es auch!« — Dies war die einzige Antwort der tugendhaften

Gattin, welche am Ende die Erfüllung ihres Wunsches erzwang, und mit dem hingerichtet wurde, welchen sie nie aufgehört hatte zu lieben.

— — — Heilig sey
Der Ehe Bund, zu dem fürs ganze Leben
Sich Mann und Weib des Schwures Pfand gegeben,
In Freud' und Leid versichernd Lieb' und Treu.
Vered'lung ist dem Menschen aufgegeben
Für dieses Daseyns unbestimmte Zeit:
Sie sey das Ziel in allem Thun und Streben;
Zu jedem Opfer fühl' er sich bereit!

— Nichts ist wahrlich so wünschenswerth und erfreuend,
Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
Ruhig ihr Haus verwalten, dem Feind ein kränkender Anblick,
Wonne dem Freund; und mehr noch genießen sie selber!

Eltern sollen in herzlicher Liebe ihre Kinder körperlich und geistig wohl erziehen.

Psalm 127, 3. Kinder sind eine Gabe des Herrn.

Sir. 7, 25. Hast du Kinder, so ziehe sie.

Tob. 1, 10. Lehre dein Kind Gottes Wort von Jugend auf, daß es Gott fürchte und die Sünde meide.

Sir. 30, 13. Ziehe dein Kind und laß es nicht müßig gehen, daß du nicht über ihm zu Schanden werdest.

Spr. Sal. 22, 6. Wie man einen Knaben gewöhnet, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird.

Col. 3, 21. Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht scheu werden.

Ephes. 6, 4. Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Sir. 16, 3. 4. Es ist besser, ein frommes Kind, denn tausend gottlose; und ist besser, ohne Kinder sterben, denn gottlose Kinder haben.

1. Marcus Portius Cato (starb 147 v. Chr. Geb.) war Censor in Rom, und hatte den Ruhm eines braven Kriegers, eines Gelehrten und eines guten und zärtlichen Vaters. Von seiner ersten Gemahlin hatte er nur einen Sohn, der sehr schwächlich war; aber um so größer war auch die Sorge, die sowohl er, als seine Gattin, um ihn trugen. Diese säugte,

wickelte und wusch ihn selbst. Und er, der Vater, ließ sich durch nichts anderes, als nothwendige Geschäfte, abhalten, beim Baden und Einwickeln seines Sohnes selbst zugegen zu seyn. Als er heranwuchs, suchte er selbst ihn durch allerlei Leibesübungen zu stärken, die indessen oft, wegen seiner Schwächlichkeit, ausgesetzt werden mußten. Er unterrichtete ihn auch selbst in allen ihm nöthigen Kenntnissen, und hatte das Vergnügen, zu sehen, daß er ein brauchbarer Mann ward, und die wichtigsten Staatswürden erhielt, ob er gleich nicht lange lebte.

2. Der römische Kaiser Augustus (starb im J. 14 n. Chr. Geb.) hatte nur eine einzige Tochter, und von derselben einige Enkel, die er an Kindesstatt annahm, und einige Enkelinnen. Er war für ihre Erziehung sehr besorgt, und glaubte seine Enkelinnen nicht zu entehren, wenn er sie das Spinnen lehren ließ. Seine Enkel unterrichtete er selbst in den ersten Kenntnissen, und in mancherlei körperlichen Uebungen, und hatte sie fast beständig unter seinen Augen. So oft er sie dem römischen Volke empfahl, setzte er allemal die Bedingnisse hinzu: »Wenn sie es verdienen werden.«

3. Der Kaiser Karl der Große (starb 814) war, bei seinen ausgezeichneten Vorzügen als Regent, auch ein sehr zärtlicher und weiser Vater. Er ließ seine Kinder in allen nützlichen Kenntnissen unterrichten, und war, wenn es seine Geschäfte irgend gestatteten, nirgends lieber, als in ihrer Gesellschaft. Seinem Sohne und Nachfolger Ludwig, den er zum Mitregenten annahm, gab er öffentlich bei seiner Krönung folgende Lehren: »Gott zu ehren und dessen Gebote zu halten; seinen Schwestern, Brüdern und Verwandten Gutes zu erzeigen, gute Minister zu erwählen, und alle seine Unterthanen als seine Kinder zu lieben.« — Als er hörte, daß dieser sein Sohn in Aquitanien so gute Gesetze gab, und so löblich regierte, rief er aus: »Ach, es ist doch keine größere Freude auf der Welt, als wenn die Väter es noch in ihrem Alter erleben, daß sie von ihren Söhnen schon in deren blühender Jugend übertroffen werden!«

4. Der Churfürst von Sachsen, Johann der Bestän-

dige (starb 1532) nahm sich mit großer Sorgfalt der Erziehung seiner Kinder an, und brachte mit vielem Kostenaufwand die geschicktesten Lehrer an seinen Hof. Sehr oft wohnte er dem Unterricht der Prinzen bei, und veranstaltete mit ihnen jährlich zwei Prüfungen, wozu der Kanzler und die Räthe eingeladen wurden. Er theilte sodann den Kindern Ehrengeschenke aus, und ermahnte sie zu fernerem Fleiß und zum Gehorsam. Diese seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg; die Prinzen machten in Wissenschaften und Sprachen große Fortschritte, so daß der Churfürst einst zu Luther sagte: »Es hat mir mein Sohn Ernst eine lateinische Epistel geschrieben, und sie gefällt mir wohl. Er bittet um einen Hirsch, den habe ich ihm geschossen und geschickt; ich will, daß er ferner fleißig sey.« — Als einige Vornehme die Erziehungsweise des Churfürsten tadeln wollten, so äußerte er: »Es lernt sich wohl von selber, wie man zwei Beine über ein Pferd hängen, sich gegen wilde Thiere erwehren, oder einen Hasen fangen soll, darum können solches auch meine Reitjungen; aber wie man gottesfürchtig leben, christlich regieren, auch Land und Leuten löblich vorstehen soll, dazu bedürfen ich und meine Söhne gelehrter Leute und guter Bücher, nächst Gottes Geist und Gnade.«

5. Auch der Herzog von Baiern, Albert III., war ein treuer, zärtlich besorgter Vater. Seine Sorgfalt für eine gute Erziehung seiner Kinder war eben so groß, als seine Grundsätze über die Erziehung zweckmäßig und weise waren. »Erziehet die Jugend,« sagte er, »zuerst für Gott und zu Gott, und dann erst für die Welt. Mein Sohn sey zuerst Christ, dann Mensch, und endlich Fürst.«

6. Ein Jäger, der bei einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu erziehen hatte, nahete sich einst seinem Landesvater, Franz Ludwig, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg (starb 1795), mit der Bitte, ihn von einem schweren Kummer zu befreien, der ihm auf dem Herzen läge. »Ich habe viele Kinder,« sagte er, »und ernähre sie von dem Ertrage meines Dienstes; aber ich wohne in einer Gegend, in deren Nähe sich keine Schule befindet, in welcher ich sie nützlich un-

terrichten lassen könnte, und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin; auch möchte ich sie nicht gern anderwärts in die Kost thun, um sie nicht aus meiner Aufsicht zu lassen.« — Der edelgesinnte Fürst, der gern jedem Bedürfnisse seiner Unterthanen abhalf, und dessen schöne Erziehungsanstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Unterricht der Jugend angelegen seyn ließ, hörte ihn ruhig an, und forderte ihn auf, einen Vorschlag zu thun, wie ihm zu helfen wäre. »Gnädigster Herr,« antwortete der Jäger, » in der Gegend von N... wohnt ein anderer Jäger, nahe bei einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder; wenn nun Ew. fürstliche Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der seinigen vertauschen. Zwar trägt diese Stelle 100 Thaler mehr ein, als die meinige; aber diese Summe will ich ihm jährlich herauszahlen, da es mir nicht um die Einkünfte zu thun ist, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann.« — Diese väterliche Fürsorge für die Bildung seiner Kinder gefiel dem Fürsten. Er genehmigte den Vorschlag, ließ den andern Jäger zu sich kommen, und stellte ihm selbst die Sache vor. Dieser willigte gern in den Vorschlag, und erklärte, daß er auch die 100 Thaler dem Vater der sieben Kinder überlassen wolle. Den Fürsten freuete es sehr, so brave Diener zu haben; er schenkte diesem Letztern 100 Dukaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Dienstes; dem Andern aber legte er 100 Thaler aus seiner Privatkasse zu.

7. Dr. Martin Luthers Sohn, Johann, hatte sich in seinem zwölften Jahre eines Vergehens schuldig gemacht, worüber der Vater so ungehalten war, daß er ihn in drei Tagen nicht vor sich ließ. Der Sohn bat demüthig in einem Schreiben um Verzeihung; auch legte die Mutter und ein Freund des Vaters Fürbitten für ihn ein. Da sagte Luther: »Ich will lieber keinen, als einen ungerathenen Sohn haben.«

Eltern, Eltern, säumet nicht,
Eure Kinder zu erziehen;

Heilig, groß ist eure Pflicht!
Lehrt sie Alles, Alles fliehen,
Was nur Wahn und Sünde nähret,
Und der Seele Wohl zerstöret,

Stärket ihres Körpers Kraft,
Daß sich ihre Seele stärke,
Und was reine Freuden schafft,
Sie mit offnem Sinn bemerke.
Heil euch, wenn sie durch ihr Leben,
Euren Ruhm vor Gott erheben!

Den Eltern gebührt Liebe, thätiger Dank und Gehorsam.

Ephes. 6, 1. Ihr Kinder, seyd gehorsam euren Eltern in dem Herrn, denn das ist billig.

Spr. Sal. 23, 22. Gehorche deinem Vater, der dich gezeugt hat, und verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt wird.

Spr. Sal. 1, 8. Gehorche der Zucht deines Vaters, und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter.

Sir. 3, 1—3. Gehorchet eurem Vater, und lebet also, auf daß es euch wohlgehe. Denn der Herr will den Vater von den Kindern geehrt haben, und was eine Mutter den Kindern heißt, will er gehalten haben.

Spr. Sal. 10, 1. Ein weiser Sohn ist seines Vaters Freude, aber ein thörichter Sohn ist seiner Mutter Grämen.

Sir. 3, 18. Wer seinen Vater verläßt, der wird geschändet, und wer seine Mutter betrübet, der ist verflucht vom Herrn.

1 Tim. 5, 4. Den Eltern Gleiches vergelten, das ist wohlgethan und angenehm vor Gott.

Spr. Sal. 19, 26. Wer den Vater (im Alter) verläßt und die Mutter vertreibet, der ist ein schändliches und verfluchtes Kind.

1. Ferdinand, König von Aragonien, der Großmüthige genannt, war der Vater Alphons V., und regierte in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts. Auf dem Sterbebette bat Ferdinand diesen seinen ältesten Sohn, seinem jüngern Bruder, Johann, das Königreich Castilien zu überlassen. »Mein lieber Vater,« antwortete Alphonsus, »der Ruhm, Ihnen gehorsam gewesen zu seyn, wird von mir immer höher geachtet werden, als mein Erstgeburtsrecht. Wenn Sie glauben, daß mein Bruder Ihre Stelle besser er-

setzen wird, als ich, so bin ich es gern zufrieden, daß Sie ihm alle Ihre Königreiche hinterlassen. Ich werde Ihre Anordnungen so heilig befolgen, als wenn sie von Gott selbst kämen.« — Diese Worte rührten Ferdinanden so sehr, daß er noch im Sterben Thränen über diesen guten Sohn weinte.

2. Johann Cicero, der Sohn des Churfürsten Albrecht von Brandenburg, war kaum 15 Jahre alt, als ihn sein Vater zum Statthalter in der Mark ernannte. Hier mußte er, während sein Vater in Franken, wo er auch die Fürstenthümer Anspach und Bayreuth besaß, im Ueberflusse lebte, mit drückendem Mangel kämpfen, mußte dem eigensinnigen Vater ohne Widerrede folgen, und oft Verfügungen ausführen, die besser hätten seyn können. In den Briefen an seinen Vater, die noch aufbehalten sind, schildert er seine kümmerliche Lage auf eine rührende Art. Er wisse oft nicht, schreibt er einmal, wie er sich vor seinen Gläubigern retten, woher er zur Bestreitung der nöthigsten Ausgaben und dringendsten Staatsbedürfnisse Geld nehmen solle; er müsse sich in seinem Hauswesen auf das Kümmerlichste behelfen, es fehle ihm an Allem, was in der Haushaltung gebraucht werde, an Bettzeug, an Tischzeug, Silbergeschirr, ja selbst an standesmäßiger Kleidung. Und bei dem Allen zeigte er doch die größte Hochachtung, den pünktlichsten Gehorsam und die tiefste Bescheidenheit gegen seinen Vater. Als er demselben einst einen weisen Rath ertheilt hatte, setzte er in seinem Briefe wohlbedächtig hinzu: »Wir bitten Ew. Liebden in kindlicher Treue und Gehorsam, uns dergleichen Vorschläge für keine Vermessenheit oder Eigendünkel auszulegen, da wir wohl wissen, daß Ew. Liebden, durch eigne Klugheit und große Uebung in Geschäften, besser wissen, was zu thun ist, als wir und unsere Räthe.«

3. Nach dem Siege, den Octavianus, nachheriger Kaiser Augustus, gegen den Antonius in der Schlacht bei Actium erfochten hatte, ließ er sich die Gefangenen vorführen. Unter ihnen war auch Metellus, einer seiner eifrigsten Gegner. So sehr Elend und Kummer ihn entstellt hatten, erkannte ihn doch sein Sohn, der unter dem siegenden

Heere diente, lief sogleich auf ihn zu, und schloß ihn in seine Arme. Dann wandte er sich mit Thränen in den Augen an Octavian, und sagte: »Mein Vater war Dein Feind, und hat als solcher den Tod verdient; ich aber habe Dir treu gedient, und kann auf Belohnung Anspruch machen. Entweder also: er lebt mit mir, oder ich sterbe mit ihm!« Octavian, den die kindliche Liebe des jungen Metellus rührte, verzieh dem Vater desselben.

4. Unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus wüthete einst in Sicilien der feuerspeiende Berg Aetna auf eine furchtbare Art, und hatte weit um sich herum, besonders aber über die Gegend von Catanea, Verheerung und Verderben verbreitet. Die bestürzten Einwohner strebten in ängstlicher Eile zu retten, was ihnen am liebsten war. Man ergriff Gold, Waffen, Kleider, und mit diesen Gütern beladen floh Jeder so schnell, als es Muth und Kräfte erlaubten. Zwei Söhne eines alten Bürgers aus der reichen Stadt Catanea, Amphinomius und sein Bruder Anapis, erblickten, indem sie eben mit Aufladung einiger Habseligkeiten sich beschäftigten, und die benachbarten Häuser bereits brannten, ihren abgelebten Vater neben ihrer alten Mutter, beide vor Alter und Schrecken ganz entkräftet, an der Schwelle des Hauses in Ohnmacht liegen. Die Jünglinge, die Vater und Mutter für ihren größten Reichthum hielten, warfen ihre Schätze zur Erde, rafften hingegen diese kostbare Beute schnell auf, und eilten, mit ihrer theuren Last auf dem Rücken, mitten durch die Glut bis an das Meer, wo ein Nachen sie aufnahm.

5. Im Jahre 1756 wollten die Reformirten in der Gegend von Nismes eine gottesdienstliche Versammlung halten. Sie waren kaum eine Stunde da, als die Nachricht kam, es rücke ein Detaschement von der Besatzung in Nismes heran, um sie zu zerstreuen und zu Gefangenen zu machen. Jedermann floh, auch der junge Johann Fabre, der Sohn eines rechtschaffenen evangelischen Tuchhändlers von Nismes, mit seinen Freunden. Aber ihm fällt sein alter, schwacher Vater ein; er eilt zurück, ihn zu suchen, und findet ihn schon in der

Gewalt der Soldaten. Sogleich stürzt er sich mitten unter sie, ergreift den Vater beim Arm, stößt ihn aus dem Haufen heraus, und sagt: »Hier habt Ihr mich! Es ist genug an mir! Laßt meinen Vater gehen!« — Der zärtliche Vater sträubte sich, dies Opfer seines Sohnes anzunehmen, und die Soldaten faßten ihn wieder. Endlich erhielt es der junge Fabre, daß man seinen Vater gehen ließ, und ihn in der Gefangenschaft behielt. Er drängte sich darauf an die Spitze des Detaschements hervor, und rief dem Offizier zu: »Fort, mein Herr! Was machen wir hier! Laßt uns marschiren!« Dies that er, damit die Soldaten seinen Vater nicht wieder greifen möchten, und sie ließen ihn zurück. Der zärtliche Sohn wurde nun in das Schloß zu Nismes eingesperrt, ohne daß Vater, Mutter und Freunde ihm die geringste Hülfe leisten durften. Er wurde hierauf zu den Galeeren verurtheilt, und mußte sieben Jahre in dieser schrecklichen Sklaverei schmachten, wo ihn die Vorsehung wieder in die Arme seiner Eltern zurückführte, die von Kummer und Elend fast erdrückt waren.

6. Johann Reiners war der Sohn eines armen Töpfers im Städtchen Wiemund, zwei Meilen von Aurich in Ostfriesland. Sein Vater hatte 140 Thaler Schulden, und wurde von seinen Gläubigern hart gedrängt, so daß er auf dem Punkt stand, Haus und Nahrung zu verlieren. Der Sohn sah die mißlichen Umstände seines Vaters, und beschloß, sich selbst für ihn zu verkaufen, und durch dieses Opfer den Vater zu retten. Als ein junger, rüstiger Mensch von 20 Jahren und 11 Zoll Größe, ging er unter die königlich preußische Garde nach Potsdam und bekam sogleich 150 Thaler Handgeld. Sogleich schickte er dem Vater 140 Thaler zur Befriedigung seiner Gläubiger, und behielt nur 10 Thaler für sich, mit welcher Empfindung und stillen Freude — können nur die fühlen, die einer ähnlichen Liebe fähig sind.

7. Ein achtzehnjähriger Jüngling, welcher bei einem Bauer als Knecht diente, hörte, daß seine Eltern durch einen Zufall ihre einzige Kuh, und mit derselben ihr fast einziges Nahrungsmittel verloren hatten, ohne Hoffnung, bald wieder eine andere kaufen zu können, wozu sie kaum in einem Jahre

das nöthige Geld erspart haben würden. Das ging dem Sohne zu Herzen, und er war bald entschlossen, was er thun wollte, um seinen Eltern aus der Noth zu helfen. »Gebt mir eine von Euren Kühen,« sagte er zu dem Bauer, bei welchem er diente, »ich will Euch dafür ein Jahr umsonst dienen.« Der Bauer fand den Vorschlag vortheilhaft, und willigte ein. — Des andern Morgens, als die Mutter erwachte, hörte sie eine Kuh in ihrem Stalle brüllen. Hastig lief sie dahin und rief: »Das hat mein Sohn gethan!« Jetzt ging sie in das benachbarte Dorf, wo dieser ihr Sohn diente, und erfuhr nun, wie er's gemacht, und wie er in der vorigen Nacht die Kuh in ihren Stall geführt habe. Die Mutter wurde hierüber innigst gerührt, und fing an zu weinen. Da beruhigte sie der Sohn und sagte: »Gieb Dich zufrieden Mutter! Du hättest ja doch nicht gleich wieder eine Kuh kaufen können; und was ich gethan habe, ist aus Liebe für Euch geschehen.«

8. Elisabeth, die Tochter eines Kothsassen (Kossäten) in Lauenburg, Namens Bergmann, stand bei einer guten Herrschaft in einem vortheilhaften Dienst; aber aus kindlicher Liebe zu ihren Eltern verließ sie denselben, und zog zu ihnen, um sie in ihrem hohen Alter und in ihrer Armuth zu pflegen. Da sie deren Kothe (Häuschen) sehr verfallen vorfand, verwandte sie ihren erworbenen Dienstlohn zur Ausbesserung derselben. Ein Jahr darauf aber wurde diese Kothe durch eine Feuersbrunst völlig in Asche gelegt, und die Verunglückten retteten von dem Ihrigen nichts, als ein paar Betten. Elisabeth miethete hierauf sich und ihren Eltern eine kleine Wohnung, und für sich einen Webestuhl, und ernährt nun schon über zehn Jahre lang, durch Weben und andere Handarbeit, ihren seit sechs Jahren kränklichen und fast lahmen Vater, nebst ihrer Mutter, die auch elend und schwach ist. Sie ermüdet nicht in ihrer kindlichen Treue, sondern fährt unablässig fort, die alten nothleidenden Eltern mit der größten Gelassenheit und Freundlichkeit zu warten und zu verpflegen. — Mehrere Menschenfreunde haben sich vereinigt, Beiträge zur Wiederaufbauung ihrer abgebrannten Kothe zu sammeln, wozu sie, ihrer Armuth wegen, schon alle Hoffnung aufgegeben hatte.

9.

9. Ein achtzigjähriger Greis, Namens Gautier, ward in Paris beim Betteln ertappt, und, weil dies hier sehr scharf verboten ist, ins Gefängniß gesteckt. Kaum hatte sein Sohn, der selbst im äußersten Elende lebte, dies erfahren, so hörte er nicht auf mit Bitten und Flehen, bis er die Befreiung seines Vaters erhielt. Und nun lief er mit dem zärtlichsten Eifer und holte ihn aus dem Kerker ab. Der Alte war vor Kummer halb todt; allein der redliche Sohn nahm ihn auf seinen Rücken, und trug, wie ein zweiter Aeneas, diese heilige Bürde in seine elende Hütte auf das Strohlager, wo er ihn erquickte, so viel er nur konnte. — Dies hört ein anderer armer Tagelöhner, und gleich wird ihm für seine alte Mutter bange. Er läuft zu ihr, um sie zu warnen, und trifft sie eben bettelnd an. »Mutter, Mutter,« ruft er voller Angst aus, »was thut Ihr? Vielleicht bin ich nicht so glücklich, als Gautiers Sohn! Hütet Euch, daß Ihr nicht ergriffen werdet!« Indem er noch so spricht, kommt ein Polizeidiener dazu, und will die Bettlerin mit sich fortschleppen. Die Liebe aber giebt dem Sohne Kraft und Muth. Er wendet alles an, sie ihm zu entreißen, und führt sie glücklich in seine Hütte. Nun arbeitet er mit doppelter Anstrengung seiner Kräfte, und bringt der geretteten Mutter jeden Abend, was er mit saurem Schweiße verdient hat.

10. Der, zu seiner Zeit berühmte, Dichter Jak. Emanuel Pyra (starb als Konrector am köllnischen Gymnasium in Berlin 1744) ging im Jahre 1735 auf die Universität nach Halle, und mußte sich hier sehr kümmerlich behelfen, da er von seinen, in der äußersten Dürftigkeit lebenden, Eltern durchaus keine Unterstützung erwarten konnte. Er erhielt ein kleines Stipendium, und überschickte solches sogleich seinen armen Eltern, deren Noth ihm weit mehr am Herzen lag, als die seinige. Als ihn sein Freund Lange — der nachmalige Pastor zu Laublingen bei Halle — eben acht Tage lang nicht gesehen hatte, traf er ihn von ungefähr an einem öffentlichen Orte. Er erschrak über ihn, so elend sah er aus. Pyra that sehr schüchtern, und gestand nach langem liebreichen Zureden seinem Freunde, daß er seiner armen Mutter sein Stipendium

geschickt, und nun seit drei Tagen nichts genossen hätte. Lange ward dadurch äußerst gerührt, und wurde von der Stunde an, nicht blos in Ansehung seines Genie's, sondern in aller Betrachtung sein Pflegevater.

O glücklich, wen als Kind des Schicksals milde Hand,
Getreuen Eltern anvertrauet!
Wem, eh' er noch sich selbst erkannt,
Ein weiser Vater den Verstand,
Das Herz die sanfte Mutter bauet! —

O Kinder, nützet jede Zeit in eurem Jugendleben,
Laßt Zeugniß eurer Dankbarkeit das späte Alter geben;
Belohnt durch Früchte edler Art, entkeimt der Jugendblüthe,
Durch treue Lieb' und Zärtlichkeit, die elterliche Güte!

Ehre Vater und Mutter, und verachte sie nicht.

Ephes. 6, 2. Ehre Vater und Mutter, das ist das erste Gebot, das Verheißung hat.

Matth. 15, 4. Du sollst Vater und Mutter ehren. Wer aber Vater und Mutter flucht, der soll des Todes sterben.

Sir. 7, 29. Ehre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist.

Sir. 3, 9. Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld.

Sir. 3, 6. Wer seinen Vater ehret, der wird auch Freude an seinen Kindern haben, und wenn er betet, so wird er erhöret.

1. Es trug sich einst zu — erzählt ein weiser Perser — daß ich in der Hitze meiner Mutter mit beleidigendem Stolze antwortete. Sie ward darüber sehr traurig, und Thränen fielen von ihren Wangen. Ich näherte mich ihr, und sie redete mich mit folgenden Worten an: »Du, der Du eben so groß gegen mich thatest, erinnerst Du Dich nicht, wie klein ich Dich gesehen habe?«

2. Richard Cromwel, der Sohn des Protectors, folgte zwar seinem Vater in der Regierung Englands, aber er ward bald abgesetzt; weil er indeß weiter keine Ansprüche machte, sondern in stiller Ruhe lebte, so geschah ihm auch weiter kein Leid, als Karl II., der Sohn des enthaupteten Karl I., wieder auf den Thron kam. — Im Jahre 1705 erbte er durch

den Tod seines einzigen Sohnes ein Landgut, und ließ es durch eine seiner Töchter in Besitz nehmen. Diese beredete sich mit ihren Schwestern, es dem Vater, der sich immer sehr zärtlich gegen seine Kinder bewiesen hatte, nicht heraus zu geben. Sie wandten vor, er sey schon zu alt, und erboten sich, ihm jährlich ein kleines Gehalt auszuzahlen. Unwillig über ein solches Betragen seiner Kinder, suchte der Vater sein Recht zu behaupten, und verklagte seine Töchter. Als er mit ihnen vor dem Richter in Westminster erschien, bewies ihm dieser, als einem ehemaligen Regenten und einem ehrwürdigen Greise, viel Achtung, erklärte ihn für den rechtmäßigen Besitzer des Landguts, und machte den Töchtern, wegen der Kränkung, die sie ihrem bejahrten Vater zugefügt hatten, verdiente Vorwürfe. So hatten sie sich selbst öffentlich beschimpft, und ihnen folgte die Verachtung Aller, denen ihr schlechtes Betragen gegen ihren Vater bekannt wurde.

3. So berühmt auch Jean Baptiste Rousseau, als französischer Dichter und Satyriker, geworden ist (starb 1741), so tadelnswerth war doch sein Betragen gegen seinen rechtschaffenen Vater. Dieser war ein Schuster, und hatte Alles zu seiner Bildung in den besten Schulen aufgewendet. Als das erste Lustspiel seines Sohnes auf dem Theater vorgestellt wurde, war auch er zugegen, und der Beifall, den das Stück allgemein erhielt, erfreute den Vater so sehr, daß er sich gegen die neben ihm Sitzenden als den Vater des Verfassers zu erkennen gab. Nach Beendigung des Stückes eilte der beglückte Vater zu seinem Sohne, traf ihn am Ausgange des Theaters, und umarmte ihn voll herzlicher Freude, indem er ihn seinen lieben Sohn nannte. »Ihr, mein Vater?« rief Rousseau, und ließ den betroffenen Vater stehen. Ja, er schämte sich seiner Herkunft so sehr, daß er eine Zeit lang einen andern Namen führte.

4. In B... lebte vor mehrern Jahren ein würdiger Staatsmann. Er war von niedriger Herkunft, von armen, aber ehrlichen Eltern geboren; allein er ward, seiner Gelehrsamkeit und großen Verdienste wegen, von seinem Könige zu einem seiner vornehmsten Minister erhoben. Dieser wackere

Mann vergaß nie die Niedrigkeit seiner Herkunft, und schämte sich weder der Armseligkeit seiner Eltern, noch derjenigen Anverwandten, die er, wenn sie ihn besuchten, oft an der Thür seines Hauses umarmte. Einst hatte er ein Gastmahl angestellt, und eine große Gesellschaft vornehmer Herren und Damen zu sich eingeladen. Während man an der Tafel saß, meldete ihm sein Bedienter, daß ein alter Mann in dem Vorzimmer sey, der ihn zu sprechen verlange. Sogleich stand er von der Tafel auf, ging in's Vorzimmer, und fand in der angemeldeten Person seinen Vater. Voll Freude über den unerwarteten Besuch umarmte er den geliebten Vater auf das Zärtlichste, und führte ihn sogleich ins Speisezimmer. Hier wies er ihm die oberste Stelle an, und bat die Vornehmen um Verzeihung, indem er sagte: »Dies ist mein Vater; verstatten Sie ihm diese Freude und Ehre, die nicht ich, sondern sein Alter verdient.«

5. Grimani, ein venetianischer Edelmann und Admiral der republikanischen Flotte, verlor im Jahre 1500, aus zu großer väterlicher Sorgfalt, ein Seetreffen gegen die Türken. Bei seiner Zurückkunft in sein Vaterland wurde er ins Gefängniß gesetzt und ihm der Prozeß gemacht. Als er, mit Ketten belastet, vor dem großen Rath erscheinen mußte, ging sein Sohn, mit dem römischen Purpur bekleidet, an seiner Seite, und half ihm mit eigener Hand die Last der Ketten heben.

6. Als der gottesfürchtige und gerechte Thomas Morus (starb 1535) die Stelle eines Lord-Großkanzlers von England verwaltete, war sein Vater, Sir Johann, einer von den ältesten Richtern auf der königlichen Bank, und es war ein sehr ungewöhnlicher Anblick in Westminster-Hall, daß man zwei so wichtige Stellen zu gleicher Zeit mit einem Vater und dessen Sohne besetzen sah. Wenn nun das Gericht der königlichen Bank seine Sitzung hielt, und der Kanzler in die Gerichtsstube kam, so ging er allezeit vorher in dieses Gericht, knieete da, in Gegenwart Aller, vor seinem Vater nieder, und bat um seinen Segen. Wenn es sich zutrug, daß sie einander in Gesellschaften begegneten, so bot er allezeit seinem Vater den Rang vor ihm an, obgleich derselbe, in Anse-

hung der hohen Würde seines Sohnes, dies stets zu vermeiden suchte.

7. Der churfürstlich-brandenburgische Feldmarschall von Dörflinger, welcher sich in der Schlacht bei Fehrbellin, im Jahre 1675, so großen Ruhm erworben, war der Sohn eines Schneiders, nach dessen Tode seine Mutter als Wittwe im Hirtenhause desselben Dorfes wohnte, wo er geboren und sein Vater gestorben war. Dörflinger, der seine Eltern immer in liebevollem Andenken behalten hatte, kaufte in der kleinen Stadt Freienwalde ein Haus, und ließ es für die Bequemlichkeit seiner Mutter auf das Sorgfältigste einrichten. Er selbst fuhr in einer sechsspännigen Kutsche zu seiner Mutter, um sie aus ihrer bisherigen Wohnung abzuholen. Als die Kutsche vor dem Hirtenhause hielt, schickte der Feldmarschall einen Bedienten ins Haus, und ließ die Wittwe Dörflinger an den Wagen rufen. »Mutter,« redete er sie an, »habt Ihr einen Sohn?« — »Ja,« antwortete sie; »er ist als Schneidergeselle auf die Wanderschaft gegangen; nach der Zeit aber habe ich nichts mehr von ihm gehört.« — »Nun, Mütterchen,« fuhr er fort, »seht, Euer Sohn ist hier; ich bin es selbst! Gott hat mich glücklich und geehrt gemacht. Ihr reiset mit mir, und ich habe schon Haus und Alles für Euch besorgt. Wollt Ihr etwas, was Euch lieb ist, mitnehmen, so holt es her.« — Er führte hierauf die erstaunte alte Frau in das für sie bereitete Haus, und ließ sie bis an ihren Tod auf das Zärtlichste pflegen.

»Du sollst den Vater und die Mutter ehren!«
Die Gottheit spricht. Bewahre dieses Wort!
Die Urne winkt, sie soll dich Liebe lehren;
Dann lebt dein Glück in deinen Kindern fort.

O sanfter Zug, der unser Leben weihet,
Er kommt von Dir, dem Vater der Natur!
Die Welt ist todt, durch Liebe nur gedeihet
Das Leben und der Freude Blumenflur.

Geschwister sollen einander durch herzliche Liebe und Eintracht beglücken und erfreuen.

1. Mos. 13, 8. Abraham sprach zu Loth: »Lieber, laß nicht Zank seyn zwischen mir und dir, denn wir sind Brüder.

1. Joh. 3, 10. Wer nicht recht thut, der ist nicht von Gott, und wer nicht seinen Bruder lieb hat.

Psalm 133, 1. Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder und Schwestern einträchtig bei einander wohnen.

Spr. Sal. 6, 19. Der Herr hat einen Greuel an dem, der Hader zwischen Brüdern anrichtet.

Sir. 40, 24. Ein Bruder hilft dem andern in der Noth.

Sir. 25, 1. 2. Drei schöne Dinge sind, die beides Gott und Menschen wohlgefallen: Wenn Brüder Eins sind, Nachbarn sich lieb haben, und Mann und Weib sich mit einander wohl begehen.

1. Artemenes und Xerxes machten Beide nach ihres Vaters, Darius Hystaspis, Tode Anspruch auf den persischen Thron. Artamenes war der ältere Bruder, aber er war geboren, noch ehe sein Vater die Regierung angetreten hatte; Xerxes, der jüngere Bruder, betrachtete sich daher als den eigentlichen Sohn des Königs Darius. Da nun ihr Vater über die Erbfolge nichts festgesetzt hatte, so mußte erst entschieden werden, wer von ihnen die persische Krone erhalten sollte. — Artamenes war eben abwesend, als Darius starb; daher nahm Xerxes sogleich alle Zeichen der königlichen Würde an, und übte alle ihre Gewalt aus. Sobald aber sein Bruder ankam, legte er die Krone und den königlichen Schmuck ab, ging ihm entgegen, und empfing ihn auf das Liebreichste. Sie vereinigten sich nun dahin, daß sie ihren Oheim, Artaphernes, zum Schiedsrichter in ihrer Angelegenheit machen, und sich bei seinem Ausspruche beruhigen wollten. Dieser prüfte die Sache, und entschied zu Gunsten des Xerxes. Sogleich warf sich Artamenes, nach Landessitte, vor seinem Bruder nieder, erkannte ihn als seinen Herrn, und setzte ihm mit eigener Hand die Krone auf.

2. Als Antonius sich der Stadt Rom bemächtigt hatte, so wurden die grausamsten Verfolgungen gegen seine Feinde gerichtet, und eine große Menge der vornehmsten und reichsten Römer zum Tode geführt. Sein eigener Oheim, Lu-

cius Cäsar, befand sich unter den Verurtheilten. Julia, dessen Schwester und die Mutter des Antonius, nahm ihren Bruder in ihr Haus, und er war darin einige Zeit sicher, weil die Offiziere die Mutter ihres Feldherrn achteten, und nicht in ihr Haus dringen wollten. Einer unter ihnen war jedoch einmal so kühn, und eilte mit bewaffneter Mannschaft herbei, um den Eingang zu sprengen; doch Julia stellte sich an die Thür, und breitete ihre Arme aus, um die Mörder am weitern Vordringen zu verhindern. »Ihr sollt den Lucius Cäsar,« rief sie ihnen zu, »nicht eher tödten, als bis Ihr zuvor diejenige niedergestoßen habt, die Eurem Feldherrn das Leben gegeben hat!« — So sehr auch die verwilderten Soldaten an Blutvergießen gewöhnt waren, so ließen sie sich doch durch diesen edlen Widerstand aufhalten, und wagten nicht, einzudringen. Julia, um ihren Bruder ganz aus der Gefahr zu befreien, begab sich dahin, wo Antonius, von seinen Anhängern umgeben, öffentliches Gericht hielt, und sprach zu ihm: »Ich komme, mich als diejenige anzugeben, die dem Lucius Cäsar einen Aufenthaltsort verstattet, befiehl, daß man mich hinrichte, weil die Todesstrafe auch gegen diejenigen ausgesprochen ist, welche den Verurtheilten das Leben retten!« — So grausam auch Antonius war, so konnte er doch den erhabenen Gesinnungen seiner Mutter nicht widerstehen, und Lucius Cäsar blieb in vollkommener Sicherheit.

3. Die beiden Brüder, Rudolph August und Anton Ulrich, Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, geben uns in ihrem Leben ein schönes Muster brüderlicher Liebe und Eintracht. Im Jahre 1685 nahm der ältere Bruder, Rudolph August, seinen jüngeren Bruder, Anton Ulrich, zum Mitregenten an, und die gemeinschaftliche Regierung ward, zur Freude ihrer Unterthanen, mit einer solchen liebevollen Eintracht verwaltet, als wenn nur Einer die Herrschaft gehabt hätte. — Im Jahre 1701 vermehrten die beiden Herzöge ihre Truppen, wozu der König von Frankreich, Ludwig XIV., als ihr Bundesgenosse, ihnen Geld gab. Allein dies ward ihnen von dem Churfürsten zu Hannover und dem Herzoge zu Zelle übel ausgelegt, und an den Kaiser Leopold I. berich-

tet. Dieser befahl darauf dem Herzog Rudolph August, daß er seinen Bruder nicht ferner an der Regierung Theil nehmen lassen sollte, und die Truppen von Hannover und Zelle thaten einen Einfall in die Länder der beiden Brüder. Doch Rudolph August traf bald einen Vergleich, worin er seine Truppen dem Kaiser zu überlassen versprach. Aber in seiner Liebe gegen seinen Bruder wankte er nicht, und schloß ihn auch nicht von der Regierung aus. Noch auf seinem Todtenbette bezeigte er sein herzliches Bedauern über die vorgefallenen Unannehmlichkeiten, und versicherte ihm sterbend noch seine herzliche Zuneigung.

4. Auch der Römer Proculejus hat sich durch seine Bruderliebe einen unvergänglichen Namen erworben. Nach dem Tode seines Vaters theilte er die Erbschaft mit seinen Brüdern, Murena und Scipio, in gleiche Theile, und als diese so unglücklich waren, in einem bürgerlichen Kriege ihr Vermögen einzubüßen, suchte Proculejus ihre kümmerliche Lage dadurch zu erleichtern, daß er zum andern Male eine Theilung seiner Habe mit seinen Brüdern vornahm.

5. Der Churfürst Friedrich II. von Sachsen und sein Bruder, Herzog Wilhelm, hatten einige Zeit die, von ihrem Vater geerbten, Länder gemeinschaftlich regiert, nachher aber getheilt. Wilhelm war mit der Theilung nicht zufrieden, und da treulose Rathgeber ihn noch mehr gegen seinen Bruder aufreizten, so kam es bald zum offenen Kriege, in welchem Thüringen und Sachsen auf das Schrecklichste verwüstet wurden. Einst, als die beiden Armeen einander gegenüber standen, erbot sich ein Scharfschütz aus der Armee des Churfürsten gegen diesen Regenten, er wolle dem ganzen traurigen Kriege mit einem Male ein Ende machen, wenn er ihm erlaube, den Herzog Wilhelm in seinem Zelte mit einem Schusse zu tödten. Der edle Churfürst verbot es ihm aber ausdrücklich, und sagte: »Gebrauche Deine Kunst so gut Du kannst und wider wen Du willst, nur nicht gegen meinen Bruder, und thue diesem nichts zu Leide.« — Einige rechtschaffene Leute, die diese Worte gehört hatten, hinterbrachten sie sogleich dem Herzoge. Dieser wurde dadurch so gerührt, daß er dem Bruder

von Neuem seine Liebe und Freundschaft anbot. Beide versöhnten sich, und machten aller Fehde ein Ende.

6. Der berühmte englische General Elliot (starb 1790) hatte im Jahre 1786 es bei dem Dey von Algier durch eine Gesandtschaft ausgewirkt, daß derselbe vierzehn Engländer, welche von den Seeräubern gefangen, und in Algier als Sklaven verkauft worden waren, wieder freigab. Einer von ihnen, John Williams, besuchte vor seiner Abreise verschiedene Oerter, wo viele Sklaven beisammen in ihren Arbeiten begriffen waren. Unvermuthet erkannte er in einem derselben seinen älteren Bruder, den er schon längst für todt gehalten hatte. Beide Brüder freuten sich ungemein ihres Wiedersehens. Aber der ältere hatte die Ketten schon zehn Jahre lang getragen, und unter der anstrengendsten Arbeit, die ihm sein Herr auflegte, seine Gesundheit und Kräfte völlig zugesetzt. John Williams konnte es nicht über das Herz bringen, ihn in einem so betrübten Zustande zurückzulassen. Das süße Geschenk der Freiheit, und die Hoffnung, sein Vaterland wieder zu sehen, verlor allen Reiz für ihn, weil sein geliebter Bruder so elend war. »Weißt Du was, Bruder?« sagte er zu ihm, »ich bin jung und stark, ich kann eine solche Lebensart noch länger aushalten; kehre Du, statt meiner, nach England zurück, ich bleibe hier als Sklave. Giebt Dir Gott Vermögen oder Freunde, so weiß ich gewiß, daß Du für meine Loslassung sorgen wirst.« — Der ältere Bruder weigerte sich lange; aber endlich gab er den Bitten seines zärtlichen Bruders nach, den er auch bald darauf aus der Sklaverei loskaufte.

7. In einem Städtchen in der Grafschaft Mark lag ein Mädchen mehrere Jahre krank darnieder, und litt unaufhörlich an Gicht und Krämpfen. Ihre Mutter pflegte und wartete sie mit aller möglichen Treue und Zärtlichkeit, starb aber, im Jahre 1798, zur größten Bekümmerniß der armen Leidenden. Doch von nun an theilten ihr Bruder und ihre Schwester mit edlem Wetteifer alle Mühen und Sorgen für sie. Letztere, noch sehr jung, ist ihre zweite Mutter geworden. Sie besuchte keine Gesellschaften, nur um ihre unglückliche Schwester warten zu können. Selbst des Nachts trennte sie sich

nicht von ihr, indem sie sich dicht neben sie bettete. Wenn sie sich niederlegte, band sie eine Schnur um ihre Hand, deren Ende sie ihrer Schwester gab, damit diese sie dadurch wecken konnte, so oft es zu ihrer Hülfe und Handreichung nöthig war. So ging sie jede Nacht zu Bette, und mit solchem Erfindungsgeiste, solcher Beschwerlichkeit und Unermüdlichkeit setzte sie die schwesterliche Pflege, unter dem getreuen Beistande ihres Bruders, bis zum Tode der unglücklichen Schwester fort.

8. Montain, ein Arzt zu Lyon, ward am 20. Januar 1816 verhaftet, und zu fünfjähriger Einsperrung und 2000 Franken Geldstrafe verurtheilt, weil er bei einem seiner Kranken von einer Verschwörung sollte haben reden hören, ohne Anzeige davon zu machen. Er wurde von einem Kerker in den andern geschleppt, und alle waren von so ungesunder Beschaffenheit, daß Montains jüngerer Bruder, gleichfalls ein Arzt, voraussah, der geliebte Bruder werde einem gewissen Tode entgegen gehen, wenn er nun gar noch nach dem Schlosse If, bei Marseille, geschleppt würde, wozu schon der Befehl gegeben war. Nachdem indessen jener jüngere Bruder wenigstens so viel erreicht hatte, daß der ältere vorerst nach den Gefängnissen von Paris geschafft werden sollte, beschloß er, den Versuch zu machen, ob — mit Aufopferung seiner eigenen Freiheit — er den Bruder nicht vielleicht gänzlich den Fesseln entziehen könnte. Da dieser stets als ein Vater an den jüngern, verwais'ten Geschwistern gehandelt hatte, und das Glück des ganzen Hauses auf dessen Erhaltung beruhete, so hielt der jüngere Montain es um desto mehr für seine Pflicht, das Wagstück zu unternehmen, so schwierig und gefährlich es auch immer seyn möchte. Sobald es ihm aber nur geglückt war, sich die Erlaubniß zu verschaffen, den gefangenen, kränkelnden Bruder nach Paris zu begleiten, ging er auch sogleich muthig und rasch an die Ausführung seines Beschlusses, nahm mit seinem Gesichte eine solche Veränderung vor, daß es dem des Bruders sehr ähnlich wurde, und hüllte sich, in einem unbewachten Augenblicke, so schnell in den Pelz des Gefangenen, daß Niemand es bemerkte, und daß der Aeltere entwischte, während nun der Jüngere unerkannt

fortgeführt wurde. In der Nähe von Paris wäre es auch ihm ein Leichtes gewesen, zu entkommen; aber er wollte die beiden Gensd'armes, denen seine Bewachung auf die Seele gebunden war, in keine Gefahr bringen. Er traf also richtig in Paris ein, und wurde, unter dem Namen seines Bruders, in das Gefängniß gesteckt. Hier blieb er, ohne sich zu erkennen zu geben, bis er gewisse Nachricht erhalten hatte, daß sein Bruder glücklich das Ausland erreicht habe, und außer aller Gefahr sey. Hierauf zeigte er dem Polizeipräfecten den ganzen Verlauf der Sache an, und bat, daß man ihn frei lassen möchte. »Die Stimme der Natur,« sagte er, die Pflicht der Dankbarkeit, die schreckliche Aussicht eines gewissen Todes, dem der kränkelnde Bruder nicht entgangen seyn würde, der Schmerz meiner Mutter und meiner Schwestern, und meine eigene Verzweiflung — haben mich zu diesem Wagstück vermocht. Ich habe weder Verführung noch Bestechung angewandt; ich habe keine Mitschuldige; auch den Ort, wo ich die Verwechselung der Kleidungen bewerkstelligt, werde ich nicht nennen, um Niemand in Gefahr zu bringen, als lediglich mich selbst. Ist mein Vergehen unverzeihlich, so richte man mich — mich allein; denn ich allein bin der Schuldige.« — Die Richter, nicht fühllos gegen diese schöne That der Bruderliebe und Dankbarkeit, verurtheilten ihn zu einer leichten Geldstrafe, und schenkten ihm die Freiheit.

9. Als im Monat November 1833 die Rekrutenbehörde im Nischegorodschen Gouvernement in Rußland versammelt war, trat ein Bauerbursche von den Gütern des Fürsten Repnin, Iwan Nikolajew Pomjelow, vor die Behörde, und bat flehentlich und unter heißen Thränen, man möge ihn, statt seines ältesten, verheiratheten Bruders, zum Soldaten annehmen. Ungeachtet aller Theilnahme, die er den Mitgliedern der Behörde einflößte, welche sich gern bereit gezeigt hätten, ihm seinen Wunsch zu gewähren, war dies Letztere doch unmöglich, weil der Zeigefinger der linken Hand des edelmüthigen Pomjelow krumm gebogen war. Man sah sich also genöthigt, ihm seine Bitte abzuschlagen, und hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß es nach dem Rekrutirungs-Regle-

ment zwar erlaubt sey, Rekruten anzunehmen, denen jener Finger fehle, daß aber diese Gnade auf ihn nicht angewendet werden könne, weil sein krummer Finger ihm beim Exerciren hinderlich seyn würde. — Tief betrübt ging er fort, erschien jedoch nach drei Tagen auf's Neue vor der Behörde, und erklärte freudig, daß er nun zur Aufnahme tauglich sey. Aus Liebe zu seinem Bruder hatte er sich den krummen Finger abgehauen. — Auf den Bericht hierüber befahl der Kaiser Nikolaus, dem Iwan Pomjelow eine Gratifikation von 50 Rubeln auszuzahlen, und ihn sogleich zur Garde zu versetzen.

O lasset uns, die wir uns Brüder nennen,
Gefällig, treu, voll Lieb' und Eintracht seyn!
Nie müsse Neid, nie Eigennutz uns trennen;
Glück oder Mißgeschick sey mein und Dein:
Was hilft es, daß mein Blut in Deinen Adern fließt,
Wenn Bruderliebe nicht den Bund der Herzen schließt!

Was giebt uns Würde?
Irdische Größe nicht;
Ein Herz voll heißer Bruderliebe!

Dem Freunde sey treu im Glück und Mißgeschick.

Sir. 25, 12. Wohl dem, der einen treuen Freund hat.

Spr. Sal. 18, 24. Ein treuer Freund liebt mehr und stehet fester bei, denn ein Bruder.

Sir. 27, 18. Halte deinen Freund werth und halte ihm Glauben.

Spr. Sal. 3, 29. Trachte nichts Böses wider deinen Freund, der auf Treue bei dir wohnet.

Sir. 6, 7. Vertraue keinem Freunde, du habest ihn denn zuvor erkannt in der Noth.

Pred. Sal. 4, 10. Wehe dem, der allein ist! Wenn er fällt, so ist kein Anderer da, der ihm aufhelfe.

Spr. Sal. 17, 17. Ein Freund liebt allezeit, und ein Bruder wird in der Noth erfunden.

Sir. 6, 14—17. Ein treuer Freund ist ein starker Schutz; wer den hat, der hat einen großen Schatz! Ein treuer Freund ist mit keinem Gelde noch Gut zu bezahlen. Ein treuer Freund ist ein Trost des Lebens; wer Gott fürchtet, der kriegt solchen Freund. Denn wer Gott fürchtet, dem wird es gelingen mit Freunden, und wie er ist, also wird sein Freund auch seyn.

1. Eudamidas, aus der Stadt Corinth, starb in der äußersten Armuth; aber er hatte zwei Freunde: Charixenes von Sicyon, und Arethus von Corinth, auf deren Liebe und Treue er mit Zuversicht rechnete. Nach seinem Tode fand man folgendes Testament von ihm: »Dem Arethus vermache ich meine Mutter, um sie bis an ihr Ende zu verpflegen; dem Charixenes meine Tochter, um sie zu verheirathen und nach seinem Vermögen auszustatten. Wenn einer von Beiden stirbt, soll derjenige, der den Andern überleben wird, an dessen Stelle treten.« Die beiden Freunde zeigten sich des tugendhaften Eudamidas würdig. Charixenes verheirathete die Tochter des Eudamidas mit seiner eigenen Tochter an einem und demselben Tage, und gab Beiden eine gleiche Ausstattung; und als bald darauf Arethus starb, nahm er auch die Mutter des Eudamidas zu sich, und erwies ihr wahre kindliche Liebe, so lange sie lebte.

2. Der berühmte englische Arzt Freind hatte sich als Deputirter der Stadt Lancastre im Parlament 1723 zu freie Aeußerungen erlaubt, und wurde auf Veranlassung eines Ministers in den Tower (Staatsgefängniß) eingesperrt. Sechs Monate darauf wurde dieser Minister krank. Er ließ den Doctor Mead zu sich kommen, dem er sich einzig und allein anvertraute. Mead betheuerte jedoch, er würde keine Feder zu einem Recepte ansetzen, bevor nicht Freind aus dem Tower befreit würde. Der Befehl zu seiner Loslassung wurde ausgefertigt; Mead schrieb aber nicht eher ein Recept, als bis sein Freund wirklich aus dem Tower entlassen war. Darauf heilte er den Minister sehr bald und glücklich. Mead hatte es aber nicht bei diesem Beweise seiner Freundschaft allein bewenden lassen. Während Freind im Tower saß, hatte er dessen Patienten unaufgefordert ärztlich behandelt, und von ihnen eine beträchtliche Summe Geldes eingenommen. Diese überbrachte er nun seinem Freunde, ohne auch nur das Geringste davon für sich zu behalten.

3. Warburton und Carmarthon, zwei junge Engländer, studierten auf der Universität Cambridge, und wurden dann, nach beendigten Studien durch die Wahl ihrer fer-

nern Laufbahn auf lange Zeit von einander getrennt. Warburton trat ins Civile über, Carmarthon hingegen widmete sich dem Militair. Einige Jahre nachher begannen die Kriege, welche für das Haus Stuart so verderblich waren. Carmarthon schlug sich öffentlich zur Partei Karl's II.; doch da dieser Fürst von Cromwel besiegt, und zur Enthauptung verurtheilt wurde, so entwarf man in Hinsicht seiner Anhänger eine Proscriptionsliste, um die Königlichgesinnten aus dem Wege zu räumen. Carmarthon, überwiesen, daß er die Waffen für den König geführt hatte, sollte aus diesem Grunde gleichfalls zum Tode verdammt werden. Zu seinem Glücke befand sich unter den Richtern sein Jugendfreund Warburton, der bei Nennung eines Namens, der ihm einst so theuer gewesen war, in nicht geringe Bestürzung gerieth. Er überlegte; und bald fiel ihm ein Ausweg ein, seinen Freund zu retten. »Gott!« rief er aus: »welch ein Licht geht mir auf! Ich entdecke hier eine Verschwörung, die ich ganz enthüllen muß, und ersuche die Richter um Aufschub unsers Urtheils, und um genauere Untersuchung.« — Warburton, der durch seine Talente und edlen Gesinnungen sich ein überwiegendes Ansehen verschafft hatte, erhielt mit leichter Mühe den Aufschub, der ihm zur Erreichung seiner Absicht erforderlich war. Er verließ die Versammlung, warf sich dem Protector zu Füßen, sprach mit solcher Beredsamkeit, und mit solchem Feuer, wie sie die geheiligte Stimme der Freundschaft einflößt, und erhielt Gnade für seinen Jugendfreund, der schon auf dem Wege zum Schaffot war.

4. Am 24. November 1813 näherte sich der Vortrab der dritten preußischen Heerschaar, im Kampfe gegen Napoleon, der Festung Zütphen in den Niederlanden, welche von den Feinden nur schwach besetzt zu seyn schien. Der Befehlshaber des Vortrabs befahl daher den Sturm. Das Jägerbataillon von Reiche erhielt diesen ehrenvollen Auftrag, erstieg muthig Schanzpfähle und Wälle, und drang unaufhaltsam bis zum verdeckten Wege vor. Aber hier war den tapfern Stürmern ein Ziel gesetzt; es fehlte an Leitern und den nöthigen Sturmwerkzeugen. Der Feind machte in einer Entfernung von kaum

25 Schritten ein mörderisches Feuer auf die Preußen, daher man sich genöthigt sah, die erhaltenen Vortheile zu verlassen und den Rückweg anzutreten. Mehrere schwer Verwundete blieben auf dem feindlichen Wall zurück, und wurden zum Theil ein Opfer der rohen Wuth des Feindes. Unter den Erstern war auch der freiwillige Jäger Hieronimy, ein Jüngling von 15 Jahren. Kaum bemerkte der, gleichfalls 15jährige, Jäger von Ziret, daß sein Freund hülflos und verlassen zurückgeblieben sey, als er unaufgefordert unter dem größten Kugelregen und in der augenscheinlichsten Todesgefahr zurückeilte, und seinen im Blut schwimmenden Freund auf den Schultern aus dem Feuer trug, und in Sicherheit brachte.

5. Zu London lebte im vorigen Jahrhunderte ein reicher Kaufmann, dem einige Jahre hindurch Alles glückte, was er sich vorgenommen hatte. Seine Schiffe liefen mit reichen Vortheilen ein, und ihm ward unter allen Kaufleuten mit besonderer Hochachtung begegnet. Allein auf ein Mal sah er sich seines ganzen Glückes, wie ein anderer Hiob, plötzlich beraubt. Die Seeräuber nahmen ihm drei sehr reich beladene Schiffe weg, zu gleicher Zeit brannten ihm zwei Häuser ab, und sein ganzes Vermögen ging verloren. — Als dieser unglückliche Mann sich in größter Traurigkeit befand, wurde er von einem Freunde besucht, dem er sein Unglück mit thränenden Augen erzählte. »Mein Freund,« antwortete ihm dieser, »der große Verlust, den Sie erlitten, rührt mich, und ich halte meine Verpflichtung, Ihnen zu helfen, gedoppelt stark, weil sie außer der Freundschaft noch die Dankbarkeit zum Beweggrund hat. Denn Ihnen, mein theurer Freund, habe ich es zu verdanken, daß mich einst eine Leidenschaft nicht besiegt hat, die dem Laster sehr nahe kam, deren Befriedigung mich ins Verderben gestürzt hätte. Ich will Ihnen 30,000 Pfund geben, wenn Sie meinen, sich damit aufhelfen zu können. Gelingt es Ihnen, so können Sie mir dieselben nach Belieben wieder bezahlen, wo nicht, so habe ich Ihnen dadurch bewiesen, daß ich Ihr wahrer Freund bin.« — Der unglückliche Kaufmann nahm das Anerbieten seines Freundes mit Dank an, und gab sich alle Mühe, seine Handlung wieder in Flor

zu bringen. Es glückte ihm auch in der That, und binnen zehn Jahren sah er sich in den Stand gesetzt, seinem treuen Freunde die 30,000 Pfund wieder zu geben.

6. Als der König Friedrich Wilhelm von Preußen, im Jahre 1813, gegen Napoleon zu den Waffen rief, traten auch Weber und Hoffbauer als freiwillige Kämpfer unter die Lützow'sche Schaar. Nach manchem muthigen Kampfe mit dem Feinde wurden sie am 17. Juni 1813 bei einem Ueberfalle gefangen genommen und über den Rhein hinaus geschleppt. Gram und Noth warf den einen der Freunde, Hoffbauern, zu Kaiserslautern auf das Krankenlager. Ein heftiges Nervenfieber ergriff ihn. Weber, um nicht den Freund verlassen zu müssen, stellte sich, als ob er von der nämlichen Krankheit befallen sey. Ein menschenfreundlicher Arzt kam seinen Wünschen zu Hülfe, und er durfte bei Hoffbauer zurückbleiben. Beiden wurde Herberge bei einem Bürger angewiesen, der aber nicht gesinnt war, wie jener Arzt. Erst nach langem Weigern räumte er eine elende Dachkammer ein, aber auch diese nur für den Augenblick. Denn kaum hatte Weber den todtkranken, besinnungslosen Freund mit unsäglicher Mühe die steilen Treppen hinauf geschleppt, und auf den elenden Strohsack niedergelegt, als er von einem handfesten, rohen Kerl wieder von seinem Lager fortgerissen, und vor der Thür auf einen Karren geworfen ward, um ihn nach einem Hospitale hinzuschaffen, wo es an Allem fehlte. Weber aber folgte sogleich nach, und wich dem Leidenden nie von der Seite. Zum Nervenfieber kam bald nachher noch die Ruhr, welche im Hospitale wüthete. Weber blieb glücklicher Weise verschont, und war im Stande, seinem Freunde die thätigste Hülfe mit unausgesetzter Anstrengung zu leisten. Acht Wochen lang hielt er in verpesteten Dünsten, in Hunger und Kummer geduldig aus, bis er endlich durch die hohe Freude belohnt wurde, seinen Freund wieder hergestellt zu sehen. Hierauf wurden Beide tiefer nach Frankreich hinein, in das unfruchtbare Limousin, abgeführt, und mußten dort bleiben, bis der Pariser Friede, im Jahre 1814, sie endlich befreite.

Mit

Mit voller Seele hangen am liebenden
Truglosen Freunde, tragen getreu mit ihm
Des Lebens Bürden, pflücken mit ihm
Duftende Blumen des Lebenspfades:
Dies, dies gebiert die schön're Unsterblichkeit.
Die edlen Seelen später Jahrhunderte
Wallfahrten zu der Freunde Hügeln,
Netzen mit Thränen die bange Stätte.

— O Glück der Menschheit! Edler Herzen
Gepries'nes Kleinod, traute Freundschaft Du!
Im Kummer Trost, Beruhigung in Schmerzen,
Beglückerin im Schooß der Heiterkeit und Ruh!
O laß, indem sich himmelwärts
Mein Geist erhebt, vor deines Altars Schwelle,
Mich dir mein ganzes Leben weih'n:
Beblümt ist dann mein Pfad und helle
Durch treuer Freundschaft Sonnenschein.

Lehrern und Erziehern beweise Hochachtung und Dankbarkeit.

Hebr. 13, 7. Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach.

1 Thess. 5, 12. 13. Wir bitten euch, lieben Brüder, daß ihr erkennet die an euch arbeiten, und euch vorstehen in dem Herrn, und euch vermahnen. Habt sie desto lieber um ihres Werkes willen, und seyd friedsam mit ihnen.

1 Tim. 5, 17. Die da arbeiten in Wort und in der Lehre, halte zwiefacher Ehre werth.

Hebr. 13, 17. Gehorchet euren Lehrern, und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen; auf daß sie das mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut.

1. Alexander, König von Macedonien, achtete seinen Lehrer Aristoteles sehr hoch, und sagte: »Meinem Vater verdanke ich es, daß ich lebe, aber dem Aristoteles, meinem Lehrer, bin ich es schuldig, daß ich mein Leben auf eine vernünftige Art führe.«

2. Die Schüler des Sokrates brachten ihm zuweilen Geschenke, jeder nach seinem Vermögen. Nur Einer von ihnen, der später so berühmt gewordene Philosoph Aeschines,

war zu arm dazu, um es den Andern hierin nachthun zu können. »Ich besitze,« sagte er, »nichts von Werth, was ich Dir geben könnte, und darum thut es mir leid, daß ich arm bin; ich gebe Dir aber Alles, was ich habe — mich selbst! Verschmähe dies kleine Geschenk nicht, und bedenke, daß Andere Dir zwar viel geben, aber auch noch mehr zurückbehalten haben!« — Sokrates antwortete: »Du giebst mir kein geringes Geschenk, Aeschines, so wenig Du auch aus Dir zu machen scheinst. Ich will aber allen Fleiß anwenden, daß ich Dich in weit besserm Stande Dir selbst zurückgebe, als ich Dich empfangen habe.«

3. Als Pythagoras, jener berühmte Philosoph des Alterthums, hörte, daß sein ehemaliger Lehrer, Pherocydos, auf der Insel Delos gefährlich krank liege, so begab er sich sogleich von Kroton in Kalabrien, wo er damals lehrte, nach Delos, nahm sich hier des Greises angelegentlichst an, und unterließ nichts, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Doch — er starb, und Pythagoras ließ ihn sorgfältig begraben, und erst, nachdem er Alles, was ein Sohn seinem Vater schuldig ist, ihm geleistet hatte, kehrte er nach Italien wieder zurück.

4. Der vormalige dänische Staatsminister, Graf von Bernstorf (starb 1772), war ein Zögling des, durch seine Reisebeschreibungen rühmlich bekannt gewordenen, Kayßlers. Der Graf erinnerte sich stets, und noch in seinen letzten Jahren, seines verdienstvollen Lehrers, und dies immer mit den dankbarsten und verehrungsvollsten Gesinnungen seines Herzens. Diese bewiesen der Graf und sein Bruder ihrem Lehrer bis an sein Absterben, und nach demselben erhielt von ihnen seine, ihn überlebende, Mutter besondere Beweise ihres dankbaren Gemüths.

5. Friedrich Wilhelm II., König von Preußen (starb 1797), schrieb nach seiner Thronbesteigung, im Jahre 1787, an seinen ehemaligen Lehrer, den Professor von Beguelin: »Ich möchte Ihnen gern so ganz zeigen, wie werth Sie mir sind, und Beweise davon geben, was ich Ihnen als Schüler versprach. Leider erfüllen Letztere sehr selten die Versprechun-

gen, die sie den Lehrern thun. Aber dies sollte nicht seyn; denn das Amt eines rechtschaffenen Lehrers ist voller Mühe und Verdruß. Ich habe für Sie das Gut Lichterfelde gekauft, wo Sie einen Zufluchtsort finden, wenn Ihnen das Städtische nicht mehr behagt.«

6. Der Hof- und Criminalrath Ritter zu Glogau, war zu Görlitz in der Oberlausitz erzogen, und der dortige Rector Baumeister hatte sich besonders um ihn durch Unterricht und Unterstützung verdient gemacht. Ein Jahr vor Baumeisters Tode (1784) machte Ritter eine Reise nach Görlitz, und hielt sich da eine Nacht auf, ohne sich zu erkennen zu geben. Am folgenden Morgen ging er als ein Fremder in die Schule, und setzte sich unter die Primaner auf eben den Platz, wo er ehemals eine geraume Zeit des braven Rectors Unterricht genossen hatte. Baumeister wird seiner ansichtig, kennt ihn aber nicht, und fragt freundlich im Aufstehen: »Was für einen Zuhörer sehe ich denn in diesem Herrn, und woher widerfährt mir diese Ehre?« — Der Hofrath steht auf, und antwortet mit einem ehrerbietigen, Dankbarkeit äußernden Blicke: »Herr Rector, kennen Sie Ihren alten Schüler nicht mehr? Ich habe ja einst viele Jahre hier lernbegierig zu Ihren Füßen gesessen?« — Nein, der ehrwürdige Greis erkannte ihn nicht. »Ich bin Ritter!« sagte der Hofrath, und mit innigst gerührtem Herzen eilt nun der überraschte Rector seinem ehemaligen, noch jetzt so dankbaren Schüler entgegen; Beide schließen sich einander in die Arme, küssen sich, und weinen Thränen der Freude.

7. Im Jahre 1827 starb zu Hildburghausen der Pfarrer und Hofprediger Kühner, ehemaliger Lehrer J. M. der Königin von Baiern und der verstorbenen Herzogin von Nassau. Auf seinem Grabe zu Eishausen steht jetzt ein schönes Monument mit der einfachen Inschrift: »Ihrem unvergeßlichen Lehrer Heinrich Kühner widmet dankbar dieses Denkmal Therese, Königin von Baiern.« Auf der Rückseite lies't man die Worte, Sirach 39, 13: »Seiner wird nimmermehr vergessen, und sein Name bleibt für und für.«

Wer Wohlthat mir aus freiem Triebe,
Wer Güte mir erwies, dem sey
Ein Herz geweiht voll Gegenliebe,
Ein Herz vom Eigennutze frei.

Ein sanftes Band der Liebe binde
Den Lehrer fest an unser Herz;
Voll zarten Mitgefühls empfinde
Ein Jeder Glück mit ihm und Schmerz!
Wer Gott von Herzen liebt und ehrt,
Der hält auch treue Lehrer werth.

Herrschaften sollen ihre Untergebenen gerecht, billig und wohlwollend behandeln.

Col. 4, 1. Ihr Herren, was recht und billig ist, das beweiset den Knechten, und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt.

Sir. 7, 22. 23. Einen treuen Knecht und fleißigen Arbeiter halte nicht übel. Einen frommen Knecht habe lieb, und hindere ihn nicht, wo er frei werden kann.

Sir. 4, 35. Sey nicht ein Wüthrich gegen' dein Gesinde.

Ephes. 6, 9. Ihr Herren, lasset das Drohen und wisset, daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehen der Person.

Luc. 10, 7. Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth.

1. Der römische Kaiser Theodosius (starb 395) bewies eine große Menschlichkeit gegen seine Hausbedienten, die er sehr schonend behandelte. Wenn er den Tag über seinen Geschäften obgelegen hatte, widmete er gewöhnlich noch einen Theil der Nacht dem Lesen nützlicher Bücher. Aber damit seine Bedienten nicht mit ihm aufzubleiben gezwungen wurden, brauchte er eine Lampe, die, ohne von Jemand bedient zu werden, allein fortbrannte.

2. Man überreichte einst dem König Alphonsus von Kastilien ein Verzeichniß seiner nothwendigen und entbehrlichen Bedienten, um einen Theil derselben zu entlassen. Er aber behielt sie alle: »Denn,« sagte er, »die erstern brauche ich, und die letztern brauchen mich!«

3. Franz Pizarro, der Entdecker und Eroberer von Peru (starb 1541), setzte einst, zur Verkürzung seines Weges, durch einen Fluß; zu seiner Betrübniß riß der überaus

schnelle Strom einen seiner indianischen Bedienten mit sich fort, dessen Ergebenheit und Treue er erprobt hatte. Sogleich schwamm er ihm nach, ergriff ihn bei den Haaren, und rettete ihn glücklich, jedoch mit augenscheinlicher Lebensgefahr. Seine Offiziere machten ihm Vorstellungen hierüber, und mißbilligten es, daß er so viel gewagt hatte; aber er fragte sie: »Kennen Sie den Werth eines treuen Dieners nicht?«

4. Philipp Doddridge, Prediger zu Northampton in England (starb 1751), war nicht nur ein sehr gelehrter und rechtschaffener Mann, sondern besaß auch viel Wohlwollen und Freundlichkeit gegen seine Bedienten. Wenn in ihrem Verhalten etwas sehr fehlerhaft war, so hielt er ihnen gemeiniglich in der Stille ihre Vergehungen vor, ermahnte sie zur Besserung, und begleitete die Ermahnung mit Gebet. Nichts Strenges, Finsteres oder Mürrisches sah man in seinem Betragen gegen irgend einen von seinen Bedienten. Er betrachtete sie alle als seine Kinder, und suchte sie durch Liebe für die Erfüllung ihrer Pflichten zu gewinnen.

5. Der Kaiser Joseph II. (starb 1790) hatte sich einst im Winter auf der Jagd verspätet, und war, nur von einem einzigen Reitknecht begleitet, auf verschiedenen Nebenwegen, rasch nach Wien geritten. Plötzlich stürzte Letzterer mit seinem Pferde in eine ziemliche Vertiefung, die er, da sie der Wind mit zusammengewehetem Schnee ausgefüllt, nicht gesehen hatte. Der Kaiser hielt sogleich, als er das Schreien des Reitknechts hörte, an, kehrte zu ihm um, und gab sich alle Mühe, dem treuen Diener beizustehen. Aber die Vertiefung war nicht unbeträchtlich, und der Mann schien bedeutend verletzt. Es wollte nicht gelingen, ihm aus seiner Lage empor zu helfen, da schwang sich der Kaiser wieder auf sein Pferd, sprengte nach dem nächsten Dorfe, bot dort eiligst Leute zur Hülfe auf, und ritt nicht eher nach Wien, als bis der Beschädigte vorsichtig auf einen Wagen gebracht war. Durch sorgfältige Pflege und ärztliche Hülfe wurde derselbe bald wieder hergestellt.

6. Sir Thomas Lawrence, der ausgezeichnetste Portraitmaler Englands (starb 1830), hatte einen treuen Bedienten, dieser wurde sehr krank, und der Arzt gab keine Hoff-

nung zu seinem Aufkommen, meinte jedoch, daß die Landluft sein Leben noch einige Monate fristen könnte. Sir Thomas ging selbst auf das Land, und miethete für den Kranken, in der Nähe von Kilburn, eine angemessene Wohnung. So oft seine Geschäfte es erlaubten, eilte er zu dem Leidenden, um ihn zu trösten, und ihm aus der Bibel vorzulesen.

7. Der Graf Friedrich von Sandroczki in Schlesien hatte einen treuen Diener, welcher schon seit seinem achten Jahre um ihn gewesen, ihn auf Schulen und Universitäten, so wie auch auf Reisen begleitet, und hierauf die Stelle eines Haushofmeisters erhalten hatte. Am 23. März 1803 feierte der Graf das funfzigjährige Dienstjubelfest desselben. Gottfried Köhler — so hieß der treue, nun 71jährige Diener — wurde am Morgen des Jubeltages vom Grafen und dessen Familie reichlich beschenkt, und dann zur Mittagstafel gezogen, bei welcher sich auch der benachbarte Adel einfand. Vor dieser Versammlung dankte der Graf seinem Haushofmeister in einer rührenden Rede für die langen treuen Dienste, welche er ihm geleistet und umarmte und küßte ihn sodann. Bei Endigung der Mahlzeit brachte der Graf die Gesundheit des Jubelgreises aus, und alle Anwesenden tranken darauf der Reihe nach aus einem schönen silbernen Pokal, welcher dem braven Mann zum Geschenk gebracht wurde, und folgende Inschriften hatte: 1) Nicht den redlichen Dienst zu belohnen, er lohnet sich selbst; nur daß ich zu schätzen ihn weiß, sage Dir dieses Geschenk. Friedrich, Graf von Sandroczki auf Langenbielau. 2) Für funfzigjährige treugeleistete Dienste des dermaligen Haushofmeisters Gottfried Köhler, Langenbielau, am 23. März 1803.

Sind Menschen dir hier unterthan,
So sey ihr Bruder, kein Tyrann!
Sey liebreich und nicht blos gerecht,
Du bist, wie sie, des Höchsten Knecht.
Verachtet sey in aller Welt,
Wer Dienende verächtlich hält!
Wär' er, und was ihm gleicht, allein:
Wo würden die Paläste seyn?

Dienstboten sind ihren Herrschaften Fleiß, Treue und Anhänglichkeit schuldig.

1 Petri 2, 18. Ihr Knechte, seyd unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen.

Röm. 12, 11. Seyd nicht träge, was ihr thun sollt.

Col. 3, 22—24. Ihr Knechte, seyd gehorsam in allen Dingen euren leiblichen Herren, nicht mit Dienst vor Augen, als den Menschen zu gefallen, sondern mit Einfältigkeit des Herzens und mit Gottesfurcht. Alles, was ihr thut, das thut von Herzen, als dem Herrn, und nicht den Menschen. Und wisset, daß ihr von dem Herrn empfangen werdet die Vergeltung des Erbes; denn ihr dienet dem Herrn Christo.

Tit. 2, 9. 10. Die Knechte sollen ihren Herren unterthänig seyn, nicht widerbellen, nichts veruntreuen, sondern alle gute Treue erzeigen, auf daß sie die Lehre Gottes, unseres Heilandes, zieren in allen Stücken.

1. Van der Neos, ein holländischer Offizier, und seine Gattin Betty, hatten zwei Dienstboten, Wilhelm und Anna, deren Treue und Unverdrossenheit in der That sehr musterhaft war. Wilhelm, Bedienter bei van der Neos, begleitete seinen Herrn in den Krieg, und theilte nicht nur alle Strapazen, alle Sorgen der bittersten Entbehrungen mit ihm, sondern war auch unermüdet darauf bedacht, seinem Herrn jede mögliche Erleichterung zu verschaffen. Als Betty während ihres Gatten Abwesenheit erkrankte, wich Anna, ihr Kammermädchen, weder Tag noch Nacht von ihrem Bette, widmete ihr in edler Selbstvergessenheit alle ihre Kräfte, und pflegte sie auch selbst da noch, als Betty von einem ansteckenden Fieber ergriffen ward. Anna verschaffte endlich der Unglücklichen nach ihrer Wiedergenesung Gelegenheit, ihrem Gatten nachzufolgen, und stand ihr bei Ausführung ihres Vorhabens in den größten Gefahren und Mühseligkeiten unermüdet, treu, klug und theilnehmend zur Seite. Endlich wurden van der Neos und seine Gattin gefangen; Wilhelm und Anna trennten sich nicht von ihrer Herrschaft, der sie jetzt doppelt nützlich und werth wurden; denn es ist nicht zu beschreiben, mit welcher vorsorglichen Liebe, mit welcher sinnreichen Ergebenheit beide Dienstboten die sehr bittere Lage ihrer

gefangenen Herrschaft nicht nur theilten, sondern auch auf alle nur erdenkliche Weise zu erleichtern wußten. Bei dem Frieden erhielt der, nun wieder frei gewordene, van der Neos eine sehr einträgliche Anstellung, und Wilhelm und Anna wurden freie Besitzer eines Landguts, welches ihnen van der Neos schenkte.

2. Simone Ayraud trat im Jahre 1751 in den Dienst der Frau Macquerre, der Gattin des Pförtners von St. Croix. Während der sieben ersten Jahre ward ihr Lohn ihr regelmäßig ausgezahlt, und sie erübrigte eine Summe von 260 Livres. Aber nun starb der Mann der Macquerre, und hinterließ seine schon bejahrte Wittwe ohne Unterstützung. Simone Ayraud sah das Leiden ihrer Frau, und widmete ihr freiwillig ihre Dienste, um ihre treue Gefährtin und der Trost ihres Alters zu bleiben. So war sie 25 Jahre lang immer bei dieser, über 90 Jahre gewordenen Wittwe, und behandelte sie immer mit gleicher Ehrerbietung. Sie ernährte und unterhielt sie stets mit gleichem Eifer und gleicher Uneigennützigkeit, theils durch ihre eigene Arbeit, theils durch kleine Beiträge, welche sie von denen bekam, die es wußten, wie edel sie solche verwandte.

3. In der Mitternachtsstunde des 10. Juni 1806 brach im Städtchen Treuen, im voigtländischen Kreise des Königreichs Sachsen, Feuer aus, das gewaltsam um sich griff. Der Pfarrer Karl Ludwig Röller konnte, wie die übrigen Einwohner, nur Weniges von seinen Habseligkeiten, und dieses Wenige nur durch die seltene Treue und Anhänglichkeit seiner Dienstboten retten. Sein Knecht, Christian Friedrich Thoß, ein Jüngling von 20 Jahren, ließ seine Habseligkeiten, die er wohl hätte in Sicherheit bringen können, im Stich, und rettete, ohne daß es ihm geheißen war, alles ihm übergebene Geschirr nebst einem guten Theile der Kleidung seines Herrn. Auch die Dienstmagd des Pfarrers, Marie Sophie Dunger, zeigte bei diesem Unglück eine rühmliche Treue. Sie rettete zwar mehr von ihren Kleidern, als der Knecht, der bis auf zwei Hemden, und die Kleidungsstücke, die er am Leibe trug, Alles verloren hatte; doch verbrannte ihr noch immer ein

für sie nicht unbeträchtlicher Theil ihrer Habe, welchen sie auch noch leicht hätte retten können, wenn sie nur auf sich selbst hätte sehen wollen. Allein mit Aufopferung ihrer selbst rettete sie einen Theil der Betten ihrer Dienstherrschaft, so wie einige Kleidungsstücke ihrer Frau.

4. Nach dem Gefechte bei Halle, am 17. October 1806, wurde dem 2. Bataillon des Infanterie-Regiments von Manstein von dem bedeutend stärkeren Feinde der Marsch durch das Dorf Zerberitz lebhaft streitig gemacht. Unter den höchst kritischen Umständen schien es ungleich weniger wahrscheinlich, den Durchgang erzwingen zu können, als in die Gefangenschaft der andringenden Kolonnen zu gerathen, welche das Defilee zum Theil schon besetzt hatten, und mittelst angestrengter Umgehung die Straße nach Zerbig ganz zu verrennen suchten. Der Musquetier Johann Link, aus Westpreußen gebürtig, erhielt bei der zunehmenden Gefahr von seinem Herrn, dem Hauptmann von H..., den Auftrag, eine Börse mit 40 Stück Friedrichsd'or, eine Schreibtasche, welche mehrere Gegenstände von Werth enthielt, und zwei wohlbepackte Pferde, nach einem Orte im Anhalt-Köthenschen zu bergen, der ihm kaum erst namentlich bekannt geworden war. Da der abgeschnittene Weg von dem Link nicht verfolgt werden konnte, so war dieser genöthigt, eine entgegengesetzte Seitenrichtung einzuschlagen. Bei dem Versuche, mit den Pferden über einen Graben zu setzen, verlor Link den ihm eigen gehörigen Mantelsack, welcher seine sämmtlichen Feldhabseligkeiten und gegen 20 Thaler baare Ersparnisse enthielt. Dessen ungeachtet, und ohne sich mit dem Wiederaufheben des Verlornen aufzuhalten, suchte Link vielmehr dem allseitig andringenden Feinde zu entgehen, und erreichte, diesem ausweichend, auf Umwegen durch die ihm ganz fremden Gegenden, glücklich den Ort seiner Bestimmung. Treulich überantwortete er daselbst das ihm anvertraute Gut, obgleich er, aufrichtig bedauernd, sich überzeugt hielt, daß dessen Eigenthümer, unmittelbar nachdem dieser ihn abgefertigt habe, noch vor seinen Augen im Gefechte gefallen sey.

5. Zur Zeit der französischen Revolution saß die Gattin

des Lepinai, eines Generals der Vendéer, zu Nantes im Gefängnisse, mit einem jungen Mädchen, das bei ihr in Diensten stand, und sich aus Liebe zu ihrer Herrschaft mit derselben hatte einsperren lassen. Eines Morgens kamen Soldaten ins Gefängniß, um die Gefangenen abzuholen, die zum Tode bestimmt waren. Das junge Mädchen hörte Madame Lepinai aufrufen, die sich wegen einer Unpäßlichkeit einen Augenblick entfernt hatte. Sie wußte, daß ihrer Herrschaft der Tod geschworen war, trat statt ihrer hervor, wurde fortgeführt, und starb für sie, und unter ihrem Namen, in den Fluthen der Loire.

Dienen lerne bei Zeiten der Mensch nach seiner Bestimmung,
Denn durch Dienen allein gelangt er endlich zum Herrschen.
Wohl ihm, wenn er daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihm zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihm sind wie die Stunden des Tages;
Daß ihm niemals die Arbeit zu klein und die Mühe zu schwer scheint;
Daß er sich selbst vergißt, und leben mag nur in Andern!

Dem Landesherrn gebührt aufopfernde Liebe, Ehrfurcht und dankbare Ergebung.

1 Petri 2, 17. Fürchtet Gott, ehret den König!

Sir. 10, 24. Die, so Gott fürchten, halten ihren Regenten in Ehren.

Spr. Sal. 24, 21. Fürchte den Herrn und den König, und menge dich nicht unter die Aufrührerischen.

Matth. 22, 21. Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.

1 Tim. 2, 1. 2. 3. So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein ruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

1. Richard Löwenherz, König von England, war auf einem Kreuzzuge mit in das gelobte Land gezogen, um gegen die Sarazenen zu kämpfen. Mit geringer Macht rückte er den Feinden entgegen, und hielt mit seinen Leuten mehrere

Angriffe tapfer aus, wobei er einige Mal selbst in Lebensgefahr kam. Einst gerieth er mit wenigen Begleitern in einen türkischen Hinterhalt. Er hieb wie ein Rasender um sich; allein er hatte mehr Türken gegen sich, und seine Begleiter waren alle, bis auf Einen, gefallen. Da rief plötzlich dieser Eine — Wilhelm von Pourcellot war sein Name —: »Ich bin der König!« Sogleich ließen die Türken Richard los, und nahmen jenen gefangen; der König rettete sich. Der Sultan Saladin lobte den Ritter, als er die List erfuhr, behandelte ihn sehr edel, und wechselte ihn nachher gegen zehn Araber aus.

2. Herzog Heinrich von Baiern, genannt der Stolze, war im Jahre 1131 mit dem Grafen Otto von Wolfratzhausen in einer Fehde begriffen, und befand sich mit einer mäßigen Anzahl von Leuten in der Gegend, wo nachher die heutige Hauptstadt München erbauet wurde, als er die Nachricht erhielt, daß Graf Otto mit einer überlegenen Macht im Anzuge sey. In dieser Verlegenheit bat ein gemeiner Reiter den Herzog, ihm das herzogliche Pferd zu überlassen, welches an seiner prächtigen Rüstung kennbar war. Der Herzog bewilligte es, und sie hatten die Pferde kaum gewechselt, als der Graf mit seinem Haufen heransprengte, und den vermeintlichen Herzog mit eigner Hand durchrannte, indeß Heinrich sich in Sicherheit setzte.

3. Die oberhalb Schottland liegenden Färöer-Inseln waren schon in früheren Zeiten dem Könige von Norwegen zinsbar. Oluf der Heilige, damaliger König, hatte schon einige Mal Deputirte dahin abgeschickt, um die Schatzungen einzutreiben, allein ohne seinen Zweck zu erreichen, da die Färöer entweder unter leeren Ausflüchten die Entrichtung des Schuldigen abwiesen, oder sogar auch die Abgeordneten ums Leben brachten. Noch einmal wollte Oluf einen Versuch dieserhalb machen. Er berathschlagte sich daher mit seinen Leuten und fragte: ob Jemand unter ihnen Lust habe, in dieser Verrichtung dahin abzugehen? Aber Keiner wollte sich dazu verstehen, denn sie fürchteten, ein gleiches Schicksal mit den Vorigen zu haben. Da stand Karl von Möre auf, erhob

seine Stimme über die Andern, und sagte: »Einen guten König habt Ihr, aber Ihr seyd Alle verzagte Leute! Ehre und Wohlthaten nehmt Ihr von ihm an, und doch könnt Ihr Euch weigern, zu gehen, wohin er Euch zu gehen befiehlt? Ich habe mich erst vor Kurzem in seinen Dienst begeben, und vor dieser Zeit war er mir nicht günstig; aber dessen ungeachtet will ich für ihn dorthin gehen, wenn sonst Keiner will.« — Wirklich führte er auch seinen Entschluß aus. Er reisete hin, und richtete seinen Auftrag mit möglichstem Fleiße aus; aber eben deswegen wurde er, wie die Andern, erschlagen. Die Gefahr hatte er zwar vorausgesehen, das aber konnte ihn nicht abschrecken, sich als einen treuen und eifrigen Unterthan zu zeigen.

4. Als im Jahre **1250** der König von Frankreich, Ludwig **IX.**, die Sarazenen bekriegte, gerieth er in eine solche Verlegenheit, daß er mit ihnen, eines Waffenstillstands wegen, in Unterhandlung zu treten sich genöthigt sah. Sie verlangten den König zur Geißel. »Nein,« antwortete seine Armee, wie aus einem Munde, »so wollen wir uns lieber insgesammt niederhauen lassen, als den Vorwurf auf uns laden, daß wir unsern König verpfändet haben.«

5. Als der Kaiser Friedrich **III.**, im Jahre **1452**, aus Italien zurückkehrte, fand er in Oesterreich alles in Aufruhr, welches hauptsächlich den beiden unruhigen Grafen von Cilly und von Eintzing zuzuschreiben war. Er war eben in Neustadt angekommen, als ein Heer von 5000 Mann, unter der Anführung der beiden Grafen, ihm entgegen rückte. Die Anhänger des Kaisers in Neustadt sammelten so viel Truppen, als sie auf der Stelle zusammenbringen konnten, zogen ihnen damit entgegen, wurden aber zurückgetrieben. Die Feinde drängten die Flüchtlinge so heftig, daß sie mit diesen zugleich in die Stadt eingezogen wären, wenn nicht die Tapferkeit eines einzigen Mannes dies verhindert hätte. Andreas Baumkircher, ein Bürger aus Neustadt, postirte sich mit einigen seiner Knechte unter das Thor, welches die Feinde bestürmten, und hielt hier den Angriff so lange standhaft auf, bis mehrere der Fliehenden sich gesammelt hatten, und ihm zu Hülfe ka-

men. Mit diesen machte er einen Ausfall auf den Feind, trieb ihn zurück, und rettete die Stadt. Baumkircher ward zur Belohnung seiner Treue und Tapferkeit von dem Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, mit Gütern beschenkt, und zum Landeshauptmann von Steiermark ernannt.

6. Nach der denkwürdigen Schlacht bei Leuthen im siebenjährigen Kriege, fand ein österreichischer Offizier auf der Wahlstatt einen Preußen, dem beide Füße weggeschossen waren, ruhig seine Pfeife Tabak rauchen. Der Offizier gab ihm seine Verwunderung hierüber zu erkennen, und stellte ihm vor, daß er dem Tode sehr nahe sey. »Was thut das?« versetzte der preußische Grenadier: »Sterbe ich doch für meinen König!«

7. Als der König von England, Karl I. (starb 1649), nach der unglücklichen Schlacht bei Naseby in sehr mißliche Umstände gerathen war, versetzte Thomas Swift, aus treuer Liebe zu seinem königlichen Herrn, sein Gütchen für 300 Goldstücke, nähete sie in seine Weste, und ging nun nach Rayland Castle, wo damals der König sich aufhielt. Er überreichte sein Kleid dem Commandanten, welcher es dem Könige überbrachte. Und diesem soll keine Hülfe gelegener und angenehmer gewesen seyn, als die Goldstücke des treugesinnten Swift.

8. Der Kaiser der Franzosen, Napoleon, vertrieb den Herzog von Oldenburg, ein Mitglied des Rheinbundes, mit Gewalt aus seinen Staaten, und vereinigte seine Länder mit dem großen französischen Kaiserreiche. Die Franzosen gingen in ihrer Härte und empörenden Ungerechtigkeit so weit, daß sie sogar die Geräthschaften im herzoglichen Schlosse öffentlich an den Meistbietenden versteigerten. Da zeigte sich die Liebe der Unterthanen zu ihrem vertriebenen Herzog im schönsten Lichte. Es verabredeten sich nämlich viele Oldenburger aus der Stadt und vom Lande, diese Mobilien zu kaufen, und sie für ihren geliebten Fürsten aufzubewahren. Als nun der Herzog im December 1813 in seine Residenz zurückkehrte fand er sein Schloß mit den vorigen Möbeln ausgestattet, und noch mit mehrern neuen vermehrt, welche seine Unterthanen hinzugekauft hatten.

9. Ein Landmann in der Mark Brandenburg hatte in dem letzten Befreiungskriege fünf Söhne verloren. Ein Fremder äußerte gegen ihn, daß ihn dieser Verlust wohl noch immer sehr schmerzen müsse? »Ja,« antwortete er, »wenn ich sie nicht dem Könige und dem Vaterlande gegeben hätte, so würde ich untröstlich seyn.«

Weit fester knüpft, als das Gebot der Pflicht,
Der Liebe Band, denn es vereint die Herzen,
Wenn Wolken auch den blauen Aether schwärzen,
Und fern nur glänzt der Hoffnung Sternenlicht;
Im schwersten Kampf, selbst unter Druck und Schmerzen,
Erstirbt der Trost in edlen Seelen nicht:
Was Lieb' und Treu' durch frommen Schwur verbunden,
Bleibt ungetrennt, ward nimmer überwunden!

Der Väter Glauben treu bewahren,
In edler Liebe treu besteh'n,
Dem Herrscher treu seyn in Gefahren,
Bringt Segen aus des Himmels Höh'n!

Der Landesobrigkeit und den Gesetzen beweise Achtung und Gehorsam.

1 Petri 2, 13. 14. Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung, um des Herrn willen, es sey dem Könige, als dem Obersten, oder den Hauptleuten, als den Gesandten von ihm zur Rache über die Uebelthäter, und zu Lobe den Frommen.

Röm. 13, 1. 2. Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der widerstrebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urtheil empfangen.

Sir. 7, 7. Richte nicht Aufruhr an in der Stadt, und hänge dich nicht an den Pöbel.

Luc. 11, 17. Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste, und ein Haus fällt über das andre.

1. Der Dichter Simonides, welcher mit dem athenienſischen Feldherrn Themiſtokles (ſtarb 450 v. Chr. Geb.) in vertrauter Freundſchaft lebte, ſtützte ſich auf dieſen Umſtand, und glaubte, daß er ihm eine Bitte, die aber etwas Unrechtes enthielt, nicht abſchlagen werde. Themiſtokles

verweigerte es aber doch, und sagte: »Weder Du, Simonides, würdest ein guter Dichter seyn, wenn Du Gedichte wider die Vorschriften der Dichtkunst machen wolltest, noch würde ich ein guter Beamter seyn, wenn ich um Deinetwillen etwas wider die Vorschriften der Gesetze thun wollte.«

2. In Sparta gab es, außer dem Rathe der Alten, der aus dreißig Personen bestand und den Königen, noch fünf obrigkeitliche Personen, welche Ephoren hießen. Diese hatten die Pflicht auf sich, darüber zu wachen, daß der Rath der Alten und die Könige ihre Gewalt nicht mißbrauchten, und sie konnten diesen auch Befehle geben. Der König Agesilaus war eben in Asien beschäftigt (um 400 v. Chr. Geb.), als ein Krieg in Griechenland ausbrach, und die Ephoren zu Sparta dadurch veranlaßt wurden, ihm den Befehl zur Rückkehr zu ertheilen. Agesilaus antwortete sogleich: »Wir haben einen großen Theil von Asien erobert, die Barbaren in die Flucht geschlagen, und starke Zurüstungen in Jonien zum Kriege gemacht; da Ihr mir aber befehlet, zurückzukommen, so folge ich gleich diesem Briefe nach, der Euch von meinem Abmarsche benachrichtigt, und ich würde noch vor ihm eintreffen, wenn es möglich wäre. Ich habe das Commando nicht für mich, sondern für mein Vaterland und dessen Bundesgenossen übernommen, und ich weiß, daß ein Feldherr diesen Namen nicht verdient und mit Wahrheit führt, wenn er sich den Gesetzen nicht unterwirft.«

3. Zu Ludwig XI., König von Frankreich (starb 1483), kam eine Frau, und klagte ihm mit Thränen, daß man ihrem Manne kein ehrliches Begräbniß verstatten wolle, weil er in Schulden gestorben sey. Der König sagte: »Ich habe die Gesetze nicht gegeben, und darf sie auch nicht ändern.« Er bezahlte aber die Schulden, und befahl, dem Manne nun ein ehrliches Grab zu verstatten.

4. Ein Bedienter des Prinzen Heinrich, ältesten Sohnes Heinrichs IV., Königs von England (starb 1413), war bei dem Oberhofgerichte zu London verklagt, und auf Befehl desselben eingezogen. Der junge Prinz, der ihm gewogen war, fand in diesem Verfahren eine Beleidigung gegen seine eigene

Würde, und da die Schmeichler seine Empfindlichkeit noch mehr reizten, so begab er sich selbst in die Gerichtsstube, und ertheilte mit zorniger Geberde den Befehl, seinen Diener auf der Stelle wieder in Freiheit zu setzen. Alle anwesende Richter schlugen aus Furcht die Augen nieder und schwiegen. Nur der Lord-Oberrichter, Sir William Gascoigne, stand, ohne die geringste Bestürzung blicken zu lassen, von seinem Sitze auf, und ermahnte den Prinzen, sich den alten Gesetzen des Königreichs zu unterwerfen, oder wenigstens bei dem Könige, seinem Vater, um Gnade für den Schuldigen nachzusuchen. Diese vernünftige Vorstellung gefiel dem jungen Prinzen so wenig, daß er seine Forderung wiederholte, und betheuernd hinzufügte, wenn man noch einen Augenblick anstehe, sie zu erfüllen, er Gewalt brauchen werde. Der Ausdruck, mit dem er dies sagte, bewies genugsam, daß es ihm ein völliger Ernst damit war. Der Lord-Oberrichter verlor aber seine Geistesgegenwart nicht, sondern gebot dem Prinzen mit erhobener Stimme, dem Gesetze zu gehorchen, und sofort den Gerichtshof zu verlassen, dessen ernste Geschäfte er durch sein ärgerliches Benehmen störe. Jetzt stieg der Zorn des Prinzen aufs Höchste. Wie ein Wüthender schritt er auf den Oberrichter zu; aber dieser verlor die Fassung nicht. »Prinz!« rief er, »ich vertrete hier die Stelle des Königs, dem Sie, zugleich als Ihrem Herrn und Ihrem Vater, doppelten Gehorsam schuldig sind. In seinem Namen befehle ich Ihnen, denen, welche einst Ihre Unterthanen werden sollen, ein besseres Beispiel zu geben. Wenn Sie weise sind, so werden Sie, zur Strafe für die jetzt bewiesene Geringachtung gegen die Gesetze, sich sofort in das Gefängniß begeben, und daselbst so lange bleiben, bis der König, Ihr Herr und Vater, seinen Willen erklärt hat.« — Der Ernst des Richters und die Macht des väterlichen Ansehens wirkten auf den Prinzen wie ein Donnerschlag. Er übergab seinen Degen an seine Begleiter, verneigte sich tief gegen den Lord und ging, ohne auch nur ein Wort einzuwenden, in das Gefängniß des Gerichtshofes. Seine Begleiter erstatteten von diesem Vorfalle dem Könige unverzüglich Bericht, und ermangelten nicht, die Sache

von

von einer Seite darzustellen, daß der König leicht gegen Sir William eingenommen werden konnte. Der weise Monarch erkundigte sich genau nach allen Umständen, schien einige Augenblicke nachzudenken, hob dann Augen und Hände gen Himmel, und sagte: »O Gott, wie viel Dank bin ich Dir schuldig, daß Du mir einen Richter geschenkt hast, der ohne Menschenfurcht Gerechtigkeit ausübt, und einen Sohn, der nicht nur zu gehorchen weiß, sondern auch Seelenstärke genug besitzt, seinen Zorn unter den Gehorsam gegen das Gesetz zu beugen!«

5. Unter der Regierung des Königs Philipp V. (starb 1745) wurden in Spanien große Mißbräuche mit der Einführung verbotener Kaufmannswaaren getrieben, indem man diese an vornehme Hofbeamte adressirte, damit die Zollbeamten sie aus Achtung vor diesen nicht visitiren sollten. Der König hatte dagegen ein strenges Gebot ergehen lassen. Der Sohn eines vornehmen Mannes wollte dennoch einige Ballen ohne Untersuchung einführen, die Zollbedienten wollten nicht nachgeben, es kam zu Zank und Schlägereien, und einer von ihnen wurde getödtet. Als der König den Vorfall erfahren hatte, ließ er den Vater des jungen Mannes kommen, und erzählte ihm den Vorfall, ohne jedoch seinen Sohn oder sonst Jemand zu nennen. Der Herzog erwiederte sogleich, daß diese That den Tod verdiene, und daß Se. Majestät dadurch ein Beispiel aufstellen müßten. »Ihr wißt ohne Zweifel nicht,« sagte der König, »wer derjenige ist, dessen Todesurtheil Ihr so geschwind aussprecht; wenn es nun Euer Sohn wäre?« — »Und wenn ich es selbst wäre,« antwortete der bestürzte Vater, »so änderte ich meine Meinung doch nicht; ich habe nichts gesagt, als was recht und billig ist.« — »Nun wohlan!« fuhr der Monarch fort, »Ihr habt als König einen Ausspruch gethan, ich werde demnach einen als Vater thun müssen. Euer Sohn hat Begnadigung nöthig, und ich gewähre sie ihm, aber mit der Bedingung, daß Ihr die Familie des Getödteten schadlos haltet, und daß Ihr Euren Sohn einige Jahre außerhalb des Reichs auf Reisen schickt, damit er mehr Ehrerbietung und Gehorsam gegen die Gesetze lerne.«

Ordnung und Gerechtigkeit, Schutz und Fried' und Sicherheit —
Welch ein Glück, das man nur hat, durch der Obern Rath und That!

Ehre dem, dem sie gebührt,
Schoß und Zoll dem, der regiert;
Zur gemeinen Wohlfahrt sey dem Gesetze stets getreu!
Wer ihm gern gehorchen kann, der nur ist ein freier Mann. —

Des Vaterlandes echter Sohn
Spricht niemals dem Gesetze Hohn.
Fern sey's, daß er es je verletz',
Er selbst ist lebendes Gesetz.

Liebe das Vaterland bis in den Tod.

4 Mos. 35, 33. Schändet das Land nicht, darinnen ihr wohnet.

Jerem. 29, 7. Suchet der Stadt Bestes, und betet für sie; denn wenn es ihr wohl gehet, so gehet es euch auch wohl.

Psalm 37, 3. Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Sir. 11, 21. Vertraue du Gott und bleibe in deinem Beruf.

Röm. 13, 7. Gebet Jedermann, was ihr schuldig seyd: Schoß, dem der Schoß gebühret; Zoll, dem der Zoll gebühret; Furcht, dem die Furcht gebühret; Ehre, dem die Ehre gebühret.

1. Als es darauf ankam, den Feind des Vaterlandes zu besiegen, ging Aristides zum Themistokles und sagte: »Komm, wir wollen unsrer Feindschaft vergessen! Erfülle Du die Pflichten eines Anführers, ich will Dir gehorchen, und allezeit bereit seyn, Dir mit meinem Rathe, ja, wenn es erforderlich seyn sollte, mit meinem Leben zu dienen.«

2. Ein Korse wurde ein Gefangener der Genueser, und in einem finstern Kerker am Boden festgeschlossen. In diesem Zustande geschah ihm von Seiten der Sieger der Antrag, daß man ihm seine Freiheit schenken wolle, wenn er geneigt wäre, in ihre Dienste zu treten. »Nein!« antwortete er, »und nähme ich's an, so thäte ich's mit dem festen Vorsatze, bei der ersten Gelegenheit in den Dienst meines Vaterlandes zurückzueilen; aber ich will es nicht thun, denn ich kann's nicht ausstehen, daß meine Landsleute denken, ich könne nur einen Augenblick ungetreu seyn.«

3. Am Ende des Jahres 1759 suchte der Anführer einer Abtheilung französischer Truppen die Stadt Herborn im Herzogthum Nassau, worin sich eine schwache Besatzung von den Alliirten befand, zu überrumpeln. Er kam vor Tagesanbruch mit seinem Corps in der Nähe derselben an, ohne daß die Besatzung das Geringste bemerkt hätte. Man öffnete das Thor; ein Jäger und ein Husar kamen heraus, und machten die Runde. — Der französische Befehlshaber, der mit einigen seiner Truppen ganz nahe war, legte sich mit denselben im Gebüsche zur Erde, und ließ die Runde vorbeigehen, die sogleich abgeschnitten und gefangen genommen wurde. Der Anführer der Franzosen forderte von den Gefangenen, sie sollten ihm das Thor öffnen, oder er würde sie zusammenhauen lassen. Der Husar wankte, und ließ sich überreden; der Jäger aber gab auf diese Drohung die entschlossene Antwort: »Ich will lieber sterben, als meine Kameraden und mein Vaterland verrathen!« — Sogleich ward er niedergehauen.

4. Als die Engländer im Jahre 1807 als Feinde an der dänischen Küste landeten, zeigte der Lieutenant Steffens eine treue Vaterlandsliebe. Er hatte von dem Kronprinzen an den General Peymann ein Schreiben zu überbringen, das diesem befahl, die dänische Flotte lieber zu verbrennen, als sie den Engländern auszuliefern. Bei der unvermeidlichen Gefahr, in die Hände der Feinde zu fallen, entschloß er sich schnell, das Schreiben zu vernichten. Der englische General gab sich alle Mühe, ihn zu bewegen, den Gegenstand seiner Sendung zu entdecken, aber vergebens. Steffens wurde nun als Spion behandelt, und mehrere Tage ins Gefängniß gesperrt; er aber blieb bei seiner Weigerung. Hierauf schickte man ihn auf die englische Flotte, und der General trug ihm beträchtliche Summen und eine Stelle in der englischen Armee an, wenn er ihm sein Geheimniß mittheilen würde; doch weder Drohungen noch Lockungen waren im Stande, ihm dasselbe zu entreißen.

5. Dem preußischen Dragoner Ehlert, vom Dragonerregiment Graf Herzberg, Eskadron des Majors von Heydebreck, war 1806, kurze Zeit vorher, ehe sein Regiment

ins Feld rückte, durch den Tod seines Vaters ein Bauerngut als Erbe zugefallen. Er war daher bereits zur Verabschiedung bestimmt worden, hatte seine Montirungsstücke abgegeben, und ward, als die Beurlaubten einberufen wurden, in seine Heimath entlassen. Als aber Ehlert von der Einberufung seiner Kameraden hörte, stellte er sich freiwillig mit ihnen in der Garnison, und erklärte, daß er nun vor beendigtem Kriege sein Erbe nicht antreten, sondern zuvor mit seinen Gefährten für das Vaterland fechten werde. Auf sein anhaltendes Bitten wurde ihm sein Seitengewehr wieder zugestellt, und er rückte mit der Eskadron aus. — Der König Friedrich Wilhelm III. verlieh dem Ehlert für seine patriotische Gesinnung die große goldene Huldigungsmedaille, und die Königin beschenkte ihn mit zwei seidenen Tüchern für seine Frau und Schwägerin.

6. Als in Königsberg im Jahre 1813 zur Landwehr gelooset wurde, meldeten sich, obgleich der größte Theil der dortigen Jünglinge bereits Dienste bei den Jägern und der National-Kavallerie genommen hatte, dennoch 174 Freiwillige. Unter den Loosenden befand sich auch Friedrich Lange, Hausknecht beim Kaufmann Schweizer, der von seinem Lohne eine arme Mutter mit ernährte. Er zog sein Loos; es war eine Niete, und man zeigte ihm an, daß er frei sey und wieder gehen könne. Lange erklärte, er wolle nicht frei seyn, sondern mit in den Krieg ziehen. Mehrere Anwesende suchten ihn zu bereden, er solle als Stellvertreter eintreten, womit er sich 100 Thaler verdienen könne. »Ich will kein Geld,« entgegnete er, »denn wenn ich zum Krüppel geschossen würde, müßte ich mir den Vorwurf machen, meine gesunden Glieder verkauft zu haben. Ich will mit in den Krieg, weil ich glaube, es sey meine Pflicht, und ich begehre weiter nichts, als daß mein Herr, wenn ich gesund zurückkomme, mich wieder in seine Dienste nehme.« Dies wurde ihm nicht nur zugestanden, sondern sein Herr übernahm es auch, ihn völlig auszurüsten.

7. Ein Herr von K..., der zwei ansehnliche Rittergüter und sonst großes Vermögen besaß, hatte drei Söhne, welche er dem Militairdienste widmete. Alle drei waren wohlgebildet

an Körper und Geist. Der älteste bekam ein hitziges Fieber und starb; der zweite fiel in die nämliche Krankheit und starb auch. Nun blieb noch der dritte übrig. Freunde und Bekannte suchten den Vater und den Sohn zu bewegen, daß dieser die Kriegsdienste verlassen, und bei seinem großen Vermögen Landwirth werden möchte. Allein der Vater sagte: »Der Krieg für König und Vaterland bricht aus — mein Sohn ist Soldat. Zwei Kinder verlor ich, ohne sie dem Tode entgegen zu führen. Will Gott mir diesen noch übrigen Einzigen erhalten, so wird er es thun. Er gehe, kämpfe für sein Vaterland, und erfülle die Pflichten eines Patrioten.« — Der junge Mann blieb eben so standhaft, wie sein Vater, und war durch keine Vorstellung zu bewegen, aus dem Regimente zu scheiden.

8. Marie Eleonore Schulze, die Wittwe eines Schullehrers zu Gerschau in Pommern, war von hoher Vaterlandsliebe beseelt, in welcher sie sich selbst aufopferte. Schon 1806 hatten ihre beiden Söhne bei der preußischen Armee für die Rettung des Vaterlandes gekämpft. Als sie nach der Schlacht bei Jena aus der Gefangenschaft sich befreiten, so schickte sie dieselben selbst wieder zu der Armee, und ermunterte sie, tapfer gegen die Franzosen zu fechten. Martin fiel in der Schlacht bei Eylau. Sie vernahm die Nachricht von seinem Tode mit unerschütterlichem Gleichmuth, indem sie äußerte: »Ich werde ihn dort oben wiedersehen!« — Als im Jahre 1813 der König von Preußen zum Kampfe gegen den Feind des Vaterlandes aufforderte, faßte sie neue Hoffnung. Sie forderte ihren einzigen, und bereits verheiratheten, Sohn Christoph auf, die Waffen zu ergreifen, und nahm mit den Worten von ihm Abschied: »Kehre entweder gar nicht, oder als braver Preuße zurück!« — Kurze Zeit nachher begab sie sich, ungeachtet ihres hohen Alters, selbst zur Armee, um ohne Belohnung Lazarethdienste zu übernehmen. Sie sah hier ihren Sohn noch einmal, wiederholte ihre Ermahnungen, muthig zu streiten, und beruhigte sich selbst, als er bald darauf bei Leipzig fiel, mit dem Troste, daß er fürs Vaterland gestorben sey. — Noch drei Wochen war sie zu Halle mit der Wartung und Verpflegung der Kranken und Verwundeten be-

schäftigt, wurde hier von dem ansteckenden Fieber, welches im Lazareth herrschte, ergriffen, und starb bald darauf mit frommer und freudiger Ergebung in den Willen der Vorsehung.

Sey mir gegrüßt, mein theures Vaterland!
Dein bin ich, dein mit aller meiner Kraft;
Zwar nur ein Körnlein in der Völker Saat,
Doch — doch ein Körnlein, das dir Früchte trägt!
Mein Muth wird groß und stark die Kraft; o dann,
Wohin mich deine Mutterliebe stellt,
Da nütz' ich lebend, nütz' ich sterbend dir,
Und droben einst, im höhern Seyn, bet' ich
Für dich zu Gott, mein theures Vaterland!

O Vaterland, mein Vaterland,
Es ist ein heilig schönes Band,
Was mich mit dir verbindet.
Durch dich fühl' ich mich groß und frei,
Dir bleib' ich bis zum Tode treu,
Wo mich der Tod auch findet!

Als Krieger sey dienstgetreu, tapfer und menschlich.

Matth. 8, 9. Der Hauptmann sprach zu Jesu: Ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte, und wenn ich zu Einem sage: Gehe hin, so gehet er, und zu dem Andern: Komm her, so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, so thut er's.

Luc. 3, 14. Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und laßt euch begnügen an eurem Solde.

2 Tim. 2, 4. 5. Kein Kriegsmann flicht sich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat. Und so Jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönet, er kämpfe denn recht.

1 Maccab. 2, 51. Gedenket, welche Thaten unsere Väter zu ihren Zeiten gethan haben: so werdet ihr rechte Ehre und einen ewigen Namen erlangen.

1. Im siebenjährigen Kriege mußte einst ein preußisches Kavallerie-Regiment durch ein enges Thal marschiren. Der Feind stand so nahe, daß ein Ueberfall zu befürchten war. Um dies zu verhindern, stellte der General ein kleines Kommando an den engen Posten, durch welchen der Feind auf das

Regiment einbrechen konnte. Es wurde einem Kornet, der sich schon bei verschiedenen Gelegenheiten als ein tapferer und unerschrockener Mann gezeigt hatte, dies Kommando anvertraut. Kaum hatte er seinen Posten eingenommen, als er von leichten Truppen unaufhörlich beunruhigt wurde, wogegen er sich eben so muthig als klug vertheidigte. Als aber plötzlich ein paar feindliche Regimenter auf ihn eindrangen, äußerte er gegen einen alten beim Kommando befindlichen Wachtmeister, daß hier wohl nichts anderes zu thun wäre, als sich zurückzuziehen, weil sie doch der überlegenen Macht nicht Widerstand zu leisten vermöchten. »Nein, Herr Kornet,« sagte der Wachtmeister, »hier bleiben wir stehen und wehren uns brav, und unterdessen, daß sie uns niederhauen, hat das Regiment Zeit, sich sicher durch das Defilee zu ziehen.« Der Kornet billigte diesen Rath, und behielt mit seinen Leuten den Platz. Sie verkauften Alle ihr Leben theuer; aber das Regiment, zu dem sie gehörten, hatte unterdessen eine vortheilhafte Stellung genommen, und rächte ihren Tod.

2. Als die Franzosen am 23. Juni 1807 in Königsberg eingerückt waren, marschirte sogleich eine Abtheilung derselben nach Pillau, wo der Oberst von Hermann das Kommando führte. Dieser muthige Veteran ließ bei Annäherung der Feinde auf dem Platze der Festung einen Kreis bilden. In der Mitte desselben stand ein Sarg, und an dessen Ende der würdige 75jährige Greis. »Kameraden,« sagte er, »lebendig übergebe ich die Festung nicht. Hier ist mein Sarg! Wer von Euch mich überlebt, wird die Reste seines Befehlshabers, wie ich hoffe, darin einsenken. Hier vor Eurer Aller Augen erneuere ich den Schwur, den ich beim Beginn meiner militairischen Laufbahn meinem Monarchen und dem Staate leistete; wer ein braver Kerl ist, und es treu mit seinem Könige meint, der wiederhole mit mir: unbesiegt oder todt!« — Angefeuert von dem Muthe des Helden, wiederholte die ganze Garnison diesen Schwur, und Pillau genießt die ruhmvolle Ehre, nebst Colberg, Silberberg, Graudenz und Kosel, nicht eingenommen worden zu seyn.

3. Bei dem Rückzuge der Franzosen auf Toulouse,

im Jahre 1814, wurde der General Berton von der britischen Reiterei an der Brücke von St. Martin hart bedrängt. Die Brücke sollte gesprengt werden, aber die Briten kamen den Franzosen zuvor. Nur ein Theil des 22. Chasseur-Regiments bot allen Angriffen so lange Trotz, bis man die Brandmaterialien in Ordnung gebracht hatte. Bei dieser Gelegenheit zeichnete sich der Wachtmeister Vincent durch einen Zug seltener Unerschrockenheit aus. Er sah die Lunte, durch welche die Mine unter der Brücke entzündet werden sollte, glimmen, aber keine Explosion erfolgen; er sah die Verlegenheit seines Generals, und freiwillig springt er vom Pferde, eilt zur glimmenden Lunte zurück, untersucht sie, schlägt mit einem Feuerstahl noch einmal ein wenig Schwamm an, bringt die Lunte wieder zum Brennen und entfernt sich. Kaum zehn Schritt entfernt, springt die Mine.

4. In dem bei Halle am 17. October 1806 zwischen den Franzosen und Preußen gelieferten Treffen wurde beinahe das ganze preußische Regiment von Treskow, welches bei der Papiermühle zunächst an der Saale focht, aufgerieben, nachdem es sich mehrere Stunden lang gegen eine weit überlegene Macht auf das Tapferste geschlagen hatte. Hart gedrängt, und überall von Feinden umgeben, nur Tod oder Gefangenschaft vor sich sehend, faßten die zwei Fahnenjunker dieses Regiments, von Kleist aus Pommern und von Könitz aus Anspach, den heldenmüthigen Entschluß, lieber sich dem Tode zu opfern, als ihre Fahnen in die Hände des Feindes kommen zu lassen. Sie vereinigten sich Beide zu unvergeßlich edler That, und stürzten sich mit den Worten in die Saale: »Ehe der Feind die Fahnen haben soll, stürzen wir uns lieber in die Saale!« Beide fanden in dem Flusse ihren Tod, auch von den Feinden geehrt und bewundert.

5. Nach der Schlacht bei Lowositz, im siebenjährigen Kriege, traf es sich, daß ein preußischer Husar den feindlichen Feldmarschall-Lieutenant Radicali, welcher schon verwundet war, gefangen einbrachte. Der Husar hatte nach Kriegessitte denselben nicht nur entwaffnet, sondern ihm auch Börse und Uhr abgenommen. Er führte das Pferd seines Gefangenen

am Zügel neben dem seinigen, und der schwer Verwundete mußte mühselig zu Fuße fort. Da kam Prinz Heinrich (Bruder Friedrichs II.) geritten, und der Gefangene, der ihn erblickte, rief ihm zu: »Prinz, ich bin gefangen, verwundet und — ausgeplündert!« — »Gefangen sind Sie jetzt nicht mehr,« erwiederte der Prinz, »und Ihr Verlust ist zu ersetzen.« Damit sprang er selbst vom Pferde, bot solches dem Husaren für sein Beutepferd, und suchte in den Taschen, um dem Husaren den Degen des Feldmarschall-Lieutenants abzukaufen. Beschämt gab der Husar nunmehr Alles zurück, und wollte fort zu seinem Regimente. »Nein, nicht also!« rief der Prinz, »Du hast Dich tapfer geschlagen, und Deine Beute ist rechtmäßig gemacht. Hier nimm meine Börse, und halte Dich immer so wacker, wie heute.« Dem Grafen Radicali aber ließ er alle seinem Range gebührenden Ehren erweisen, und einstweilen in seinem eigenen Quartiere alle nöthige Pflege angedeihen.

6. Als die Baiern im Jahre 1805 in Oesterreich als Feinde waren, wo sie öfters großen Mangel an Lebensmitteln litten, ging ein baierscher Unteroffizier in ein Dorf, woraus die Einwohner alle entflohen waren, und durchsuchte alle Häuser, ob er nicht irgendwo etwas finden könnte, um seinen Hunger zu stillen. Er fand aber nichts, und wollte schon, mißmüthig darüber, ins Lager zurückkehren, als er vor einem kleinen Häuschen vorbeikam, das er noch zu durchsuchen beschloß. Er ging hinein, kam in eine enge, dumpfe Kammer, und fand da, auf morschem Stroh liegend, einen armen, kranken Greis, der vor Mattigkeit kaum noch athmen konnte, und der mit aufgehobenen Händen bat, ihn zu tödten, und ihm doch nur etwas Weniges zur Labung zu verschaffen, indem ihn die Seinigen bei Annäherung der baierschen Truppen verlassen, und ihn dem Hungertode preisgegeben hatten. Der Unteroffizier, gerührt durch das Bitten des Alten und durch sein Elend, eilte zu seinen Kameraden zurück, kaufte einem derselben ein noch vorräthiges Kommißbrötchen ab, brachte es dem Alten, und rettete ihn damit vor dem Hungertode.

Es lohnt mit hoher Ehre,
Ein tapferer Mann zu seyn;
Der ehr'ne Wald der blitzenden Gewehre
Sey mir ein Lorbeerhain! —
Beklaget nicht den Krieger,
Wenn er zum Kampfe zieht,
Beklaget euch, daß nie der Kranz der Sieger
Um eure Stirnen blüht!

Schön, schön ist Heldentapferkeit,
Ihr Ruhm steigt himmelhoch;
Doch unbesiegte Menschlichkeit
Unendlich höher noch!

Gegen Mitglieder anderer Religionsgesellschaften sey duldsam.

Joh. 12, 47. Ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, sondern daß ich die Welt selig mache.

1 Cor. 12, 20. 27. Nun aber sind der Glieder viele, aber der Leib ist Einer. — Ihr seyd aber der Leib Christi, und Glieder, ein Jeglicher nach seinem Theil.

Röm. 14, 10. Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du Anderer, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor dem Richtstuhle Christi dargestellt werden.

Ephes. 4, 2. 3. Vertraget Einer den Andern in der Liebe, und seyd fleißig zu halten die Einigkeit durch das Band des Friedens.

Apostgesch. 10, 35. In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm.

1. Der berühmte französische Staatsminister Philipp von Mornay (starb 1623) that alles Mögliche, um seinen evangelischen Glaubensgenossen die freie Religionsübung in ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande zu verschaffen, und bestrebte sich unermüdet, sie vor den Kränkungen ihrer Verfolger zu sichern. Als er nach dem Tode seines Herrn, Heinrichs IV., befehligt wurde, im Namen des jungen Königs und der Regentin, seiner Mutter, von der Armee, der Geistlichkeit und dem Volke die Huldigung einzunehmen, hielt er eine öffentliche Rede, worin er ermahnte, die verhaßten Namen der Hugenotten und Papisten in beständige Vergessenheit zu stellen, und sprach unter andern merkwürdigen Worten: »Lasset uns bedenken, daß wir Alle — Menschen, Alle — Christen, Alle —

Franzosen, Alle — Freunde unsrer selbst, der Kirche und des Vaterlandes sind, daß wir Alle an einen Gott glauben, Alle einen Christus bekennen, Alle eine Besserung im Staate verlangen! Als Menschen laßt uns unter einander unterrichten, und als Franzosen Einer den Andern tragen!«

2. Zur Zeit der Reformation war die Stadt Solothurn in Ansehung der Religion getheilt. Einst waren die Reformirten in einem Hause versammelt, um über ihre Angelegenheiten zu berathschlagen; unterdessen brachten die Katholiken einige Kanonen herbei, und fingen an, auf diesen Versammlungsort zu schießen. Auf den ersten Schuß sprang der katholische Schultheiß Wengi heran, trat vor die zweite zum Losschießen bereitete Kanone, und sagte zu seinen Religionsgenossen: »Wenn Ihr Bürgerblut vergießen wollt, so vergießet meines; eher gebe ich nicht zu, daß Ihr diese ehrlichen Leute, die Eure und meine Mitbürger sind, wenn sie schon anders denken, wie wir, zu Grunde richtet!« — Die Verfolger ließen sich besänftigen, und der Aufruhr war gestillt.

3. Zu Witterda, einem ganz katholischen Dorfe im Gebiete der Stadt Erfurt, starb die Frau eines lutherischen Hirten. Wegen schlechter Witterung konnte dieser die Leiche nicht bei seinen Glaubensgenossen einer benachbarten Gemeine, zu welcher er sich hielt, beerdigen lassen. Er bat daher den katholischen Prediger zu Witterda, Namens Reinhardt, um Erlaubniß, sie auf dem katholischen Kirchhofe begraben zu dürfen. Dieser gab nicht nur die Erlaubniß dazu, sondern ging auch, nebst einem Theile seiner Gemeine, selbst mit zur Leiche, ließ ein bekanntes Begräbnißlied singen, und die Leiche bestatten, ohne von dem Hirten irgend etwas an Leichengebühren zu fordern.

4. Als der König von England, Georg III. (starb 1820), eines Tages einen ihm bekannten Untergärtner vermißte, erkundigte er sich bei dem Obergärtner, wo derselbe geblieben sey. »Verzeihen Ew. Majestät,« erhielt er zur Antwort, »man weiß nicht, ob sich dieser Mann auch zur herrschenden Kirche halte.« — »Ist er etwa kein rechtschaffener Mensch, kein fleißiger Arbeiter?« fragte Georg weiter. »Darüber kann ich

nicht Klage führen,« entgegnete der Aufseher. »Nun,« sagte der König, »so rufet mir die ehrliche Seele flugs zurück! — Man titulirt mich den Vertheidiger des Glaubens, und schickt dennoch Leute aus meinem Dienst fort, deren Glauben mit der Tugend im Einklange steht?« — Da Georg nachmals erfuhr, daß der Untergärtner zu einer besondern christlichen Religionspartei gehöre, die ihr Gotteshaus auf eigene Kosten unterhalte, schenkte er ihm in der Folge, wenn die vierteljährlichen Beiträge eingesammelt wurden, jedes Mal eine Guinee.

5. Zwei Schotten waren im Jahre 1806, zu Buenos Ayres in Südamerika, in spanische Gefangenschaft gerathen. Der Eine war ein Katholik, der Andere ein Protestant. Sie lagen in einem Quartiere, und ein alter Franciscanermönch sorgte menschenfreundlich für Beide. Früherhin hatte er sich viele Mühe gegeben, den Protestanten zum katholischen Glauben zu bekehren, und hatte ihm die Freiheit versprochen, wenn er zur römischen Kirche übertreten würde. Als aber der Protestant entschieden antwortete: »Ich kann nicht; nun und nimmermehr nicht!« so sprach der gute alte Mönch: »Wohl! ich habe meine Pflicht als Diener Gottes gethan; jetzt will ich meine Pflicht als Mensch erfüllen. Hier ist Geld! hier ist Speise! Stärket und kleidet Euch. — Von jener Sache sprechen wir nie wieder; aber wenn Ihr sonst ein Anliegen habt, so vertraut Euch mir ohne Rückhalt an.«

Gott im Geist wahrhaftig zu verehren
Laßt auf's Herz, nicht auf Gebräuch' uns seh'n;
Laßt uns auf der freien Bahn des Glaubens,
Nichts bestreiten, was wir nicht versteh'n,
Nicht verfolgen, wo der Himmel duldet,
Nicht verdammen, wo die Gottheit schweigt.
Nicht von Schauen reden, wo der Glaube
Unserm Blick nur dunkle Bilder zeigt!

Alle Menschen Brüder nennen,
Alle lieben wollen wir!
Keine Meinung soll uns trennen —
Duldung wohn' auf Erden hier!

Dem Alter beweise Achtung und Ehrerbietung.

3 Mos. 19, 32. Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen, und die Alten ehren.

Sir. 8, 7. Verachte das Alter nicht, denn wir gedenken auch alt zu werden.

Spr. Sal. 20, 29. Der Jünglinge Stärke ist ihr Preis, und graue Haare ist der Alten Schmuck.

Sir. 8, 11. Laß dich nicht klüger dünken, denn die Alten; denn sie haben es auch von ihren Vätern gelernt.

Sir. 6, 35. Sey gerne bei den Alten, und wo ein weiser Mann ist, zu dem halte dich.

1. Auf einem seiner Feldzüge ward Alexander der Große, König von Macedonien, durch einen häufig fallenden Schnee aufgehalten. Er setzte sich auf einen erhabenen Sitz, der ihm zum Throne diente, neben ein großes Feuer. In eben dem Augenblick erblickte er einen macedonischen Soldaten, welcher der Schwäche des Alters und der Strenge der Witterung unterliegen zu müssen schien. Er überlegte sogleich den Abstand, nicht des Ranges, sondern des Alters, der sich zwischen ihm und diesem Soldaten befand. Da stand er auf, und die siegreichen Hände, die das Reich des Darius zerstört hatten, trugen den vor Kälte erstarrten Greis auf den Sitz hin, welchen er selbst vorhin eingenommen hatte. »Bei den Persern,« sagte er, »ist es ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird, sich auf den Thron der Könige zu setzen; aber unter einem menschlichen Monarchen soll eben diese Handlung Dir das Leben retten!«

2. Der italienische General Anton von Levé begab sich im Jahre 1530 nach Piacenza, um dem Kaiser Karl V. seine Aufwartung zu machen. Der Monarch schenkte ihm den ehrenvollsten Empfang. Levé war ein siebenzigjähriger Greis; Karl ließ ihn daher neben sich niedersetzen, und wollte durchaus, daß er sich bedecken möchte. Da der General zauderte, setzte ihm der Kaiser den Hut selbst auf den Kopf, und sagte: »Ein italienischer Feldherr, der in so vielen Feldzügen mit Ruhm gedient hat, verdient wohl die Vorrechte der spanischen Granden zu genießen, und als ein siebenzigjähriger Greis in

Gegenwart eines dreißigjährigen Kaisers mit bedecktem Haupte zu sitzen.«

3. Der alte General von Ziethen befand sich einst an der königlichen Tafel, und da er gerade an dem Gespräche keinen unmittelbaren Antheil nahm, so schlief er ein. Man machte den König, Friedrich II., auf den schlummernden Helden aufmerksam. »Laßt uns sachte reden,« sagte der König, »damit wir ihn nicht stören; er hat lange genug für uns gewacht.« — Ein anderes Mal erschien Ziethen mit andern Generalen im königlichen Vorzimmer. Der König sah, daß es dem 86jährigen Greise lästig war, so lange zu stehen; daher nöthigte er den alten treuen Diener zum Sitzen. Der König nahm selbst einen Stuhl, und half dem lieben Greise zum Niedersitzen. Friedrich blieb neben ihm stehen, und unterhielt sich auf das Liebreichste mit ihm.

4. Ein russischer Fürst kam einst zu dem berühmten Landarzte Michael Schuppach von Langnau im Emmenthale, um ihn in einer Krankheit zu Rathe zu ziehen. Eine Tochter in blühender Schönheit und Jugend begleitete ihn. Eben im Zimmer versammelt, trat ein Greis mit schneeweißen Haaren herein, dem Schuppach ehrerbietig entgegen ging, und ihn freundlich grüßte. Beim Anblick dieses Greises wandte sich ein junger französischer Edelmann an die anwesenden Damen, und sagte mit spöttischem Lächeln: »Ich wette zwölf Louisd'ors, daß keine von Ihnen diesen alten Schweizer umarmen wird.« Sogleich ließ sich die schöne russische Fürstentochter einen Teller bringen, legt die zwölf Louisd'ors darauf, und erinnert den französischen Edelmann, seiner angetragenen Wette ein Genüge zu thun. Dieser konnte nun nicht zurückgehen, und legte sehr betroffen seine zwölf Louisd'ors auch auf den Teller. Hierauf ging die freundliche Russin zu dem Greise, und sagte: »Ehrwürdiger Alter, erlaubt, daß ich Euch nach der Sitte meines Landes grüße.« Mit diesen Worten küßte sie ihn auf beide Wangen, überreichte ihm den Teller, und sagte dann: »Dies gehört Euch, guter, alter Vater! Nehmt es als ein Andenken von mir an, damit Ihr in Eurem schönen Schweizerlande wis-

sen möget, daß auch die russischen Mädchen es für hohe Pflicht halten, das Alter zu ehren, und ihm liebreich zu begegnen.«

Dem Greis' im Silberhaare, der, von der Last der Jahre
Gebeugt, zum Grabe wallt,
Nah' gerne dich, o Jugend! Zur Schule frommer Tugend
Wird dir um ihn dein Aufenthalt.
Acht' ihn, daß langes Leben bei edlem, frommen Streben
Der Welt so viel genützt;
Doch such' auch Geistesnahrung bei ihm, wo auf Erfahrung
Sich jede gute Lehre stützt.

Schwer ist der Gang zur dunkeln Gruft;
O überstreue d'rum den Pfad mit Rosen
Dem Greise, der ihn schwachen Fußes wallt!

Gestorbene beerdige nicht zu früh und halte ihr Gedächtniß in Ehren.

Sir. 7, 37. Beweise auch den Todten deine Wohlthat.

Sir. 36, 16. Wenn einer stirbt, so beweine ihn und klage, als sey dir großes Leid geschehen, und verhülle seinen Leib gebührlicher Weise, und bestatte ihn ehrlich zum Grabe.

Sir. 38, 23. Gedenke an ihn, wie er gestorben, so mußt du auch sterben. Gestern war es an mir, heute ist es an dir.

1. Eine adelige Dame in Köln wurde zur Pestzeit, im Jahre 1353, schleunig begraben. Nach damaligem Gebrauche hatte man ihren kostbaren Trauring und andern Schmuck mit ins Grab gegeben. Diese Schätze reizten den Todtengräber so, daß er das Grab heimlich aufgrub. Da erwachte die Todte. Erschrocken lief der Todtengräber davon, und vergaß seine Laterne mitzunehmen. Die Frau half sich mit großer Mühe aus dem Grabe, kam zu ihrem Gemahl zurück, und wurde völlig wieder hergestellt.

2. Eine Berlinerin, die als Waschfrau ihr Brot erwarb, hatte ihre achtzigjährige Mutter zu sich genommen, die nun ihrer Enkel wartete. Oft schon war die Alte bis zum Tode krank gewesen; endlich starb sie eines Morgens im Winter. Der Körper der Alten wurde nun seitwärts in ein Kämmerchen auf Stroh gelegt, und die jungen Leute gingen Abends ruhig zu Bette. Um Mitternacht entsteht ein Gewinsel in der

Kammer. Der junge Mann zündet ein Licht an, eröffnet die Kammer, erkennt seine, aus dem Scheintode erwachte Mutter, und legt sie ins Bette. Als sie sich wieder erwärmte, begann ihr neues Leben; man behandelte sie nun sorgfältig, und sie lebte, nach diesem Scheintode, noch einige Jahre.

3. In Cognac in Frankreich wurde im Jahre 1833 ein junges Mädchen scheintodt begraben. Unmittelbar nach der Beerdigung erwachte sie, und machte durch ihr Geschrei den noch auf dem Grabe beschäftigten Todtengräber aufmerksam. Er öffnete sofort Grab und Sarg. Die Unglückliche lebte noch, starb indessen, aller angewandten Hülfe ungeachtet, nach wenigen Tagen.

4. In den ersten Tagen des Jahres 1834 ward ein verstorbener Mönch des Klosters Frauenfeld, im Canton Thurgau, in dem unterirdischen Gewölbe in das schon früher bereitete Grab, welches einem Backofen gleicht, beigesetzt. Zehn Tage darauf sollte eine andere Mönchsleiche auf dieselbe Weise beerdigt werden, wobei auf den ersten Stufen der Treppe, welche in das unterirdische Gewölbe führt, der Körper des früher eingesargten Mönchs stand. Gewiß war er scheintodt begraben worden; wieder erwacht, hatte er sich aus der Zelle gemacht, und war die Treppe hinan gestiegen, um den schweren Stein aufzuheben. Da ihm hierzu die Kräfte mangelten, und er sich, wegen der Entfernung des Todtengewölbes von den besuchten Theilen des Klosters, nicht bemerkbar machen konnte, so starb er vor Hunger. Er hatte seinen linken Arm grausam mit den Zähnen zerfleischt.

5. Demetrius Polyorcetes, König von Macedonien (starb 284 v. Chr. Geb.), wurde in einem Treffen von seinem Schwiegersohne Seleukus, dem König von Syrien, gefangen genommen. Antigonus Gonatas gab sich alle Mühe, seinen geliebten Vater aus der Gefangenschaft zu befreien; aber es gelang ihm nicht, und Demetrius starb in dieser Gefangenschaft. Sobald Antigonus diese traurige Nachricht erhalten hatte, bat er sich von Seleukus den Leichnam seines Vaters aus, und segelte, ihn in Empfang zu nehmen, mit seiner ganzen Flotte aus Macedonien ab, das er noch,

noch, nebst einigen andern Besitzungen, in Griechenland hatte. Als er des Schiffes, welches die irdischen Ueberreste des theuren Vaters brachte, ansichtig ward, vergoß er viele Thränen, wodurch Jedermann zum Mitleiden erweckt wurde. Während des übrigen Theils der Reise stand er in Trauerkleidern immer auf dem Hintertheile des Schiffes, und sah mit unverwandten Augen die goldene Urne an, welche seines Vaters Asche enthielt. Sänger besangen in trauerndem Tone das Lob des Verstorbenen; Alles drückte Schmerz und Betrübniß aus.

6. Kaiser Joseph II. hatte am 7. September 1776 bei Prag ein Uebungslager in derselben Gegend aufschlagen lassen, wo im Jahre 1757 der preußische Feldmarschall, Graf von Schwerin, im siegreichen Kampfe gegen die Oesterreicher, mit der Fahne in der Hand, heldenmüthig gefallen war. Als die Truppen an jener Stelle vorüberzogen, sprengte der Kaiser herbei, ließ um den Baum, zu dessen Fuße Schwerin den Heldengeist ausgehaucht hatte, ein Viereck bilden, stellte sich in die Mitte, und befahl dem Grafen Nugent, das Andenken des preußischen Heerführers durch eine dreifache Salve aus allen Geschützen und Gewehren, und volle Kriegsmusik zu ehren. — Bei jeder Salve nahm der Kaiser den Hut ab, und ließ, nach vollbrachter Todtenfeier, jedem Soldaten, der damals gegen Schwerin gefochten, einen Dukaten, und den sämmtlichen anwesenden Völkern für diesen Tag einen doppelten Sold auszahlen.

7. Der als deutscher Dichter hochgepriesene Friedr. Gottl. Klopstock starb zu Hamburg am 14. März 1803, und wurde auf dem Kirchhofe zu Ottensen feierlichst beigesetzt. Als der preußische Feldmarschall Fürst von Blücher mit seinem Neffen, dem Präsidenten Blücher von Altona, seinem Adjutanten, Grafen von Nostiz, und seinem Leibarzt, das erste Mal an Ottensen's Kirchhofe vorbeifuhr, und die Linde, welche Klopstock's Grab umschattet, von fern erblickte, so zog er den Hut ab, mit den Worten: »Entblößen wir das Haupt, meine Herren, dort ist Klopstock's Grab!«

8. Zu Manheim suchte man die Wittwe eines daselbst verstorbenen angesehenen Mannes zu bewegen, dessen Anden-

ken durch ein steinernes Grabmal auf dem Kirchhofe zu verewigen. »Ich will meinem Manne — erwiederte sie — lieber ein Denkmal unter den Lebenden errichten.« Sogleich schickte sie eine namhafte Summe an die daselbst errichtete Krankenwärter-Kasse, um mit den jährlichen Interessen einige wiedergenesende Arme mit erquickender Nahrung zu laben. — In der That, ein schönes Grabmal! Zwar sagt kein glänzender Marmor dem späten Enkel, was der Entschlafene einst seiner Gattin war; aber eingegraben steht es in den Herzen der kommenden Enkel, die, durch diese milde Stiftung zum neuen Leben gestärkt, ihren Zeitgenossen an seinem Grabeshügel sagen, daß hier ein edler Mann ruhe, dessen Andenken seine Gattin durch Segnungen, die sich Jahrhunderte über ihre Mitmenschen erstrecken, verewigte.

Vergiß der Todten nicht; denk' ihrer allezeit
Mit Liebe und mit Dank und mit Gerechtigkeit.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend,
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht!

Auch gegen die vernunftlosen Geschöpfe Gottes sey menschlich und barmherzig.

5 Mos. 22, 6. Wenn du auf dem Wege findest ein Vogelnest, auf einem Baume oder auf der Erde, mit Jungen oder mit Eiern, und daß die Mutter auf den Jungen oder auf den Eiern sitzet: so sollst Du nicht die Mutter mit den Jungen nehmen.

2 Mose 20, 10. Du sollst am Sabbathe dem Vieh Ruhe gönnen.

Sir. 7, 24. Hast du Vieh, so warte sein, und trägt dir's Nutzen, so behalte es.

Spr. Sal. 12, 10. Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes; aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig.

1. Der griechische Weltweise Xenokrates (starb 314 v. Chr. Geb.) schärfte es oftmals seinen Schülern ein, daß die erste Pflicht eines Menschen sey: menschlich und mitleidig zu seyn. Diese Pflicht übte er selbst in seinen geringsten Handlungen. Ein Sperling, der vor einem Sperber floh, nahm

seine Zuflucht zu ihm; er gab ihm Raum in seinem Busen, und ließ ihn wieder fliegen, sobald die Gefahr vorüber war.

2. Der römische Kaiser Domitian (starb 96 n. Chr. Geb.), Nachfolger des menschenfreundlichen Kaisers Titus, zeigte schon in seiner Jugend, was dereinst aus ihm werden würde. Sein gewöhnlicher Zeitvertreib war, daß er mit einem, dazu verfertigten, spitzigen Instrumente die Fliegen in seinen Zimmern spießte. Dies trieb er so emsig, daß auch keine übrig blieb. Daher konnte einer seiner Bedienten, als er gefragt wurde, ob Jemand bei dem Kaiser wäre, mit Recht antworten: »Nicht einmal eine Fliege!« Dieser Fliegenmörder wurde der grausamste Tyrann. Er ließ Menschen köpfen, spießen, verbrennen, und suchte ein Vergnügen darin, der von ihm befohlenen Hinrichtung Unschuldiger zuzusehen.

3. Ein macedonischer Soldat führte einen Maulesel, der mit Gold beladen war, das dem Könige Alexander dem Großen gehörte. Als der Führer wahrnahm, daß das Thier unter der Last fast niedersank, und sich kaum noch auf den Beinen erhalten konnte, so nahm er ihm aus Mitleiden die Last ab, und trug sie mit großer Mühe eine ziemliche Strecke Weges. Alexander, der unbemerkt Zeuge des ganzen Vorfalls gewesen war, trat hervor, und rief dem Soldaten zu: »Fasse Muth, braver Mann! und trage die Geldsäcke vollends unter dein Zelt; Du bist werth, sie zu besitzen.«

4. Der Winter vom Jahre 1484 war so außerordentlich kalt, daß nicht allein der Rheinstrom von Basel bis ans Meer überfror, sondern daß man auch über den breiten Bodensee gehen, reiten und fahren konnte. Da erging zu Zürich der, den Regierungs-Mitgliedern dieses Kantons zur Ehre gereichende, Befehl: »den wilden Vögeln, die ihre Noth unter die Menschen trieb, nichts Böses zuzufügen, sondern ihnen Brot und Nahrung vorzuwerfen.«

5. Der Engländer John Howard (starb 1790), der so liebreich gegen Menschen dachte und handelte, daß er sich in ihrem Dienste aufopferte, bewies eine gleiche Menschlichkeit auch gegen die Thiere. Die Pferde auf seinem Landgute wurden, wenn sie alt und schwächlich geworden waren, von aller

Arbeit befreit, und auf eine schöne Wiese versetzt, wo sie ihre übrige Lebenszeit ruhig grasen konnten.

6. Reinhold von Rosen, ein Liefländer von Geburt, ward durch sein muthiges Pferd in der Schlacht bei Rocroy am Leben gerettet, und die dankbarste Erinnerung daran verließ ihn nie. Er hätte das edle Roß auf das Theuerste verkaufen können, aber um keinen Preis war es ihm feil. Er bestieg es zwar noch, als es beinahe vierzig Jahre alt war, aber nur, um es bei feierlichen Gelegenheiten zu zeigen, und seine Verdienste um ihn zu rühmen. Als er starb, vermachte er demselben ein Jahrgehalt, eine Wiese und die Freiheit.

7. Der Rector des Lyceums zu Hannover, Johann Heinrich Köppen (starb 1791), hatte vom Leben und Daseyn sehr hohe Begriffe. Er tödtete kein Thier, nicht einmal eine Spinne, und war dabei keineswegs ein empfindsamer Schwärmer. »Das arme Thier,« sagte er, »lebt nur ein Mal, und — das Leben ist etwas sehr Großes.«

In dem Thier' verehren gute Seelen
Den Allvater der Barmherzigkeit;
Wehe dem, der grausam es zu quälen,
Nicht den Schöpfer aller Wesen scheut!
Seht den Wurm, auch er verdankt das Leben,
Wie der Seraph, seinem Gott allein;
Nur aus Liebe hat er's ihm gegeben:
Und ihr wolltet hart und grausam seyn?

Nein, kein Geschöpf, das mit mir lebt,
Darf ich aus Frevel quälen:
Mag auch, was mich zur Menschheit hebt,
Mag die Vernunft ihm fehlen!
Sie macht mich zu der Gottheit Bild,
Doch lehrt sie mich auch — göttlich mild
Glück um mich her verbreiten.

Hundert goldene Aepfel in silbernen Schaalen.

---

1. Es giebt der Stunden so viel, wo menschliche Kräfte erlägen,
Wenn nicht ein höheres Wort stärkte die Menschheit mit Kraft.

2. Vom Wiesengrün bis zu den blauen Bergen,
Die still und lieblich in der Ferne steh'n,
Vom Feuerwurme bis zum Sterne —
All überall ist Gott zu seh'n!

3. Immer, Ewiger, nur Dein
Soll sich meine Seele freu'n;
Gott, sey Du mein Fels und Licht,
Ewig meine Zuversicht!

4. Gott durch Tugend zu verehren,
Bleibt die seligste der Lehren;
Wahrheit baut auf Felsengrund,
Tugend bringt mit Gott in Bund.

5. — — — Schöpfer seyn
Des Guten, oder auch des Schönen, das,
O Mensch, ist: Gott gefallen, ist Verdienst
Um seine Welt und deine Brüder.

6. Das Gute freudig thun,
Dem Bösen ernstlich wehren:
Das ist die rechte Art,
Gott würdig zu verehren.

7. Gott dienen heißt: das Gute lieben,
Wie er, der Heiligste, es liebt,
Und, wo wir können, Gutes üben,
Wie Gott uns nichts als Gutes giebt.

8. Hell nur dienet man Gott, der höchste Geist, der ein Licht ist,
Liebet hellen Verstand, liebt ein verständiges Herz.

9. Vor Gott besteht kein leerer Schein,
Man muß das, was man zeigt,
Im Licht der Wahrheit seyn.

10. Der Geist des Forschens führt zur Klarheit,
Die nimmermehr den Glauben raubt,
Denn selbst das Herz ersehnt sich Wahrheit,
Wenn's gern auch ohne Sehen glaubt.

11. Wer Alles wissen will, weiß nichts;
Erhaben ist's, dies zu erkennen.
Vernunft! dich selbst begrenzen können,
Ist Zeugniß deines größten Lichts!

12. Dem ist das Auge der Vernunft erblindet,
Der sich am Ziele der Erkenntniß wähnt.

13. Unwissenheit ist größtentheils die Quelle
Von jedem menschlichen Vergeh'n;
Denkt sich der Geist den Zweck des Lebens helle,
So schlägt das Herz auch menschlich schön.

14. Hast du der reinen Kenntniß mehr,
So such' sie zu verbreiten,
Und deine Brüder um dich her
Zur Wahrheit hinzuleiten.
Nie überliste, zwinge nicht —
Mit Selbstkraft wirkt der Wahrheit Licht.

15. Sorge für den ew'gen Geist
Ist uns nöthig allermeist;
Und was ist des Geistes Heil?
Tugend ist sein bester Theil!

16. Schreib' einen Plan dir vor, der dich durch's Leben leite,
Ein heiliges Gesetz, das nun und allezeit
Durch das Gewühl der Welt als Schutzgeist dich geleite,
Und das dein Richter sey im Schooß der Einsamkeit.

17. Güter, Ehren und Jugend haschet die Zeit hinweg,
Täuschungen sind sie, verschwunden im Augenblick;
Lerne das Ewige kennen,
Und fasse es in dein Herz.

18. — Was die Erde lieh, fordert die Erde zurück:
Denke vor Allem deshalb das Bleibende nur zu verschönern,
Mehr als das irdische Haus, Mensch, o verschön're dein Herz!

19. O hüte dich, den Durst nach eitlen Schätzen
Der Tugendliebe vorzuzieh'n!
Der Reichthum kann die Tugend nicht ersetzen,
Doch stets ersetzt die Tugend ihn.

20. Wenn dich das Morgenroth dem Schlaf entreißt,
Wenn Abends du dich willst zu Bette legen,
So bete: »Guter Gott, gieb Weisheit meinem Geist,
Gesundheit meinem Leib, und meiner Arbeit Segen.

21. Auf dem Pfade dieses Lebens
Beut die Weisheit dir den Stab;
Nimm ihn, willst du weise werden,
Und laß nie vom Rechtthun ab.

22. Nur Tugend ist der Freiheit werth;
Wer sie nicht im Gesetze ehrt,
Für sie nicht Alles gern entbehrt,
Wird ewig Sklavenfesseln tragen.

23. Sie sind nicht rauh, der Tugend stille Pfade,
Wenn wir sie willig geh'n;
Der Gute sieht ein blühendes Gestade,
Wo Lasterhafte Dornen seh'n.

24. Gutes üben iſt leicht, und Großes leiſten noch leichter;
Eins iſt noth und ſchwer: Standhaft das Böſe verſchmäh'n.

25. Wacht und betet! Es lauert vielaugig um euch die Verſuchung;
Reget ſich willig der Geiſt, ſäumet doch träge das Herz.

26. Haſt du was Gutes vor, verſchieb' es nicht;
In Böſes möcht' es dir die Zeit verwandeln;
Gedenkſt du Böſes, ſey dir Aufſchub Pflicht,
Vielleicht um Gutes kannſt du's noch erhandeln.

27. Nah iſt die Sünde dir ſtets, ſie lau'rt vor der Thür; mit ſtrengem
Willen beherrſche du ſie, daß nicht der ihre dich zwingt.

28. Vernunft und Wille liegen oft in Krieg;
Sich ſelbſt bekämpfen iſt der ſchönſte Sieg!

29. Zerſtört die Sünde Schmuck und Schimmer,
Womit die Frömmigkeit die Herzen ziert,
So ſtrahlt doch noch des Kleinods letzte Trümmer,
Wenn das Gewiſſen ſeinen Spruch vollführt.

30. Wer Böſes thut, kann dem Gericht
Der Menſchen zwar entgeh'n, ihr Aug' hat ſeine Schranken;
Allein das Aug' des Forſchers der Gedanken,
Und ſein Gewiſſen täuſcht er nicht.

31. Kein Menſch kann das Gewiſſen flieh'n,
Sein Ruf erſchüttert ſelbſt die Bruſt der Böſewichter,
Und keine Macht erſticket ihn:
Es iſt zugleich Geſetz und Kläger, Zeug' und Richter.

32. Es ſey dir Alles rechter Ernſt, was du auch thuſt, treibſt, ſinnſt und lernſt,
Die Halbheit taugt in keinem Stück, ſie tritt noch hinter's Nichts zurück.

33. Ein Fehler hält den andern bei der Hand,
Bekämpf' daher den erſten Hang zum Böſen,
Sonſt kann dich keine Macht vom Sklavenband
Gewohnter Sünden mehr erlöſen.

34. Willſt du aus Leichtſinn nicht die ſanfte Stimme hören,
So wird Erfahrung einſt ſehr unſanft dich belehren.

35. Es horcht ein ſtilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt ſich insgeheim an jedem Guten.

36. Kannſt du was Gutes thun, ſo unterlaſſ' es nicht,
So viel du nur vermagſt, ſo viel iſt deine Pflicht.

37. Lieb' ohne Weisheit taugt nicht viel,
Trifft ſelten das erwünſchte Ziel;
Im Geiſte Licht, im Herzen Kraft,
Iſt, was des Guten Beſtes ſchafft.

38. Ist dir ein heilig Bild erschienen,
So schwör', ihm stets getreu zu dienen;
Doch mit dem Schwur ist's nicht gethan,
Das Meiste kommt auf's Halten an.

39. Wenn der Mensch sich selbst nicht kennet,
Ja, sich selbst zu prüfen scheut,
Bleibt das Ziel, nach dem er rennet,
Fern von ihm — Vollkommenheit.

40. Bleib ihm treu, dem Schöpfer deiner Jugend;
Hat er dich nicht treu geführt?
Der verliert die Stütze seiner Tugend,
Der aus seinem Herzen Gott verliert.

41. Sey so, daß es nicht nöthig ist,
Zu scheinen besser, als du bist;
So lebst du leichter unverstellt,
Als Bruder in der Brüderwelt.

42. Bleib immer, wo du bist, bleib immer tugendhaft,
Und wage keinen Schritt, genieße kein Vergnügen,
Ja, meide jeden Schein, der eine Pflicht entweiht,
Die Gott und Ehre dir gebeut.

43. Zuerst auf deinen Beifall sieh,
Dann auf den Beifall aller Welten,
Das Lob der Menge täuscht nicht selten,
Die Stimme des Gewissens nie.

44. Umsonst sucht man des wahren Glückes Quelle
Weit außer sich in wilder Lust,
In sich trägt man den Himmel und die Hölle,
Und seinen Richter in der Brust.

45. Wer mit allem Thun und Sinnen,
Immer in die Zukunft starrt,
Wird die Zukunft nie gewinnen,
Und verliert die — Gegenwart.

46. Der ist so gut ein Thor, der jede Lust verachtet,
Als der, der ohne Ziel nach neuen Freuden schmachtet.

47. Alle Freuden dieser Erden,
Sind vom Himmel uns gegönnt,
Wenn man nur, um froh zu werden,
Auch das Maaß der Freude kennt.

48. O selig, wem die Unschuld stets zur Seite,
Auch selbst im rauschenden Getümmel steht,
Wer mit dem Wunsch, daß ihn die Tugend leite,
Die glatten Pfade des Vergnügens geht.

49. Ein weiser Geist verlacht die Freude,
Woran die Thorheit sich ergötzt,
Sein Wahlspruch ist und bleibt: Vermeide,
Was dich nach Lust in Unlust setzt.

50. Versäume nie, um einen Augenblick
Voll Lust, die kleinste deiner Pflichten
Uneigennützig zu verrichten:
Denn was die Tugend stört, ist nie ein wahres Glück.

51. Das Mittel, das die Erdenfreuden
Unschuldig macht, veredelt, würzt,
Der Engel, der uns oft nur darum niederstürzt,
Damit er uns noch mehr erhöh', ist — Leiden.

52. Hat dir ein Mißgeschick des Lebens Freuden verbittert,
Laß die schöne Natur deine Versöhnerin seyn.

53. Man darf in schweren Lebenstagen
Sobald nicht vom »Verlassen« sagen:
Denn wer nichts will als Gott allein,
Kann nie von Gott verlassen seyn.

54. Vertrau' der Wahrheit und der Zeit:
Vergänglich ist des Druckes Bürde,
Doch ewig — die Gerechtigkeit.

55. Den Genuß des Lebens zu erhöhen,
Schärft oft Leiden die Empfänglichkeit;
Heller lernen wir das Gute sehen,
Wenn das Herz sich nach dem Kummer freut.

56. Die schwerste Last, nur gut gefaßt,
Wird leicht getragen!
Die Weisheit wehrt nicht allen Plagen,
Allein sie lehrt, sie alle tragen.

57. Durch Seelenkraft und festen Muth
Wird Wahn und Schmerz besiegt,
Der weise Glaube fühlt als gut,
Was Allmacht liebend fügt.

58. Daß ein selig Pfand ihm bliebe,
Wenn es Kummer beugt und Schmerz,
Goß der Geist der ew'gen Liebe
Hoffnung in des Menschen Herz.

59. Die Hoffnung ist ein fester Stab,
Und die Geduld ein Reisekleid;
Mit diesen geht durch Welt und Grab
Ein Frommer in die Ewigkeit.

60. Es wächst im Kampf mit Schrecken und Gefahren
Zu edlem Sieg erhab'ner Geister Muth;
Im Mißgeschick nur kann sich offenbaren,
Ob Heldenkraft in unsrer Seele ruht.

61. Der du der Vorsicht Hülfe müßig hoff'st,
O hör', ich sage dir ein ernstes, weises Wort:
»Wenn gleich die Frühlingswolke Segen thaut,
Der Acker trägt nicht, den du nicht gebaut.«

62. Soll einst im Herbste des Lebens der Ernte Freude dir winken,
Streue den Samen dazu, da dir der Frühling noch lacht.

63. Der Mensch braucht wenig, wenn das Licht des Friedens
Sein stilles Herz und seinen Geist erhellt.

64. O ringe nicht nach eitlen Kränzen,
Zu oft sind sie des Zufalls Spiel;
Nein, still zu schaffen, nicht zu glänzen,
Sey deines Lebens schönstes Ziel!

65. Bleib gern in der dir angewies'nen Sphäre,
Such Ruhm und Glück in deiner Pflicht:
Dies macht dich groß, bringt wahre Ehre,
Der Drang nach eitler Ehre nicht.

66. Die größte Wohlthat des Geschickes
Ist selige Verborgenheit,
Und die Zerstörer unsers Glückes
Sind Mißmuth oder Eitelkeit.

67. In seinem Stande nichts versäumen,
Und seine Pflichten redlich thun,
Ist mehr, als — große Dinge träumen.

68. Verfließt, ihr Tage meines Lebens,
Zwar unbemerkt, doch nicht vergebens
Für meiner Mitgeschöpfe Glück!

69. Gelebt, gewirkt! — Bald ist die Spanne Leben
Dahin, wie Glanz des Sonnenlichts.
Auf! säumet nicht, ihm den Gehalt zu geben,
Sonst ist es eine Hand voll — Nichts.

70. Laßt uns erwägen, daß wir in der Welt,
Als Glied des großen Ganzen, auch für's Ganze
Zu heil'ger Thätigkeit berufen sind.

71. Der guten Sache beizustehen,
Ist aller Guten theure Pflicht,
Die Menschen können untergehen,
Der Menschheit heil'ge Sache nicht.

72. Sey deiner Welt, so viel du kannst, ein Engel,
So wird sie dir, trotz dem Gefühl der Mängel,
So viel sie kann, dafür im Himmel seyn.

73. Hilf Jedem, aber mit Bedacht,
Des Nächsten Vorrecht nimm in Acht,
Verbrauche heute nicht die Kraft,
Die morgen noch mehr Gutes schafft.

74. Wer niemals sich gesehnt, des Kummers bleiche Wangen
Mit Rosen zu bestreu'n,
Der hat noch niemals angefangen,
Ein Mensch zu seyn..

75. Geben, wenn Hülfe es fordert, heißt menschlich gehandelt,
Unaufgefordert sie reichen, ist — göttlich gedacht.

76. Wenn Andre Vieles um den Einen thun,
So ist's auch billig, daß der Eine wieder
Sich fleißig frage, was dem Andern nützt.

77. Was du von Andern verlangst, selbst willig erzeig' es den Andern,
Wie sie's wünschen von dir, lehrt dich der eigene Wunsch.

78. Nicht gab dir Gott vergebens
Den Geist des edlen Lebens,
Geh hin, und leuchte, wo er ruft.

79. Kämpfet gegen das Böse recht tapfer, nur nicht im Sturme,
Sturm reißt faulende Frucht, aber auch köstliche ab.

80. Verdamme nie zu streng des Nächsten That;
Doch mit dir selbst geh' immer streng zu Rath.

81. Schmett're den Stein nicht wider die Mauer, er prallt zurück dir,
Oder es reißt sich ein Fels los von der Mauer auf dich!

82. Der Zorn ist Raserei; Herr dieses Feind's zu seyn,
War aller Weisen ernstes Trachten;
Sey gut genug, die Fehler zu verzeih'n,
Und groß genug, das Unrecht zu verachten!

83. Sanftmuth ziemt dem Weisen, Mitleid, Hülfe,
Denn die bösen Menschen sind nur krank;
Und wer wollte lästern, wenn ein Blinder
Etwa aus unreiner Quelle trank?

84. In die friedenvolle Seele
Leuchtet mild der Gottheit Strahl;
Aber aus des Zornes Höhle
Steigt nur Nebel finst'rer Quaal.

85. Laß unverachtet Jedermann,
Du weißt nicht, was ein And'rer kann;
Es scheint der Mann oft sehr gering,
Durch den Gott schaffet große Ding'.

86. Vermehre Gutes, wo es sey,
Mach', wen du kannst, von Kummer frei;
Sey fleißig, wärst du noch so reich,
Für dich und Andere zugleich.

87. Häuslichkeit, nur bei dir, in deinem Schooße nur wohnet
Einzig das Glück und die Ruh, welche der Sterbliche sucht.

88. Kein Haus gedeiht, aus dem, durch Zank verscheucht,
Das Schwesterpaar der Lieb' und Eintracht weicht.

89. — — — Der Jugend
Steht das Vertrau'n auf Menschen noch so schön,
Und sie bedarf, um in des Lebens Drang
Sich muthig stets und aufrecht zu erhalten,
Des Glaubens mehr an Andr'e, als an sich.

90. Heilige Geschwisterliebe,
Süße Stimme der Natur,
Rein sind deine Himmelstriebe,
Segen blühet Deiner Spur!

91. Gieb Eltern was du kannst, und gern bis in das Grab,
Du schenkest nicht, du trägst nur Deine Schulden ab.

92. Leben heißt: mit Freunden sich
Freu'n des Daseyns inniglich,
Freundschaft ist, durch Gottes Kraft,
Frohen Lebens Wissenschaft.

93. Getreue Freundschaft kann nicht wanken,
Sie liegt zu Anker allezeit,
Hat ihre Sinnen und Gedanken
Gegründet auf Beständigkeit.

94. Was hier in Liebe sich gefunden,
Wird, trennt es auch des Todes Hand,
Es wird im großen Vaterland
Von Liebe wieder treu verbunden.

95. Was da lebte, das lebt, und was da war, das ist ewig,
Denn nur der Schein verweht; Daseyn verwandelt sich nicht.

96. O wie Schatten auch verschwebet
Auf Geschlecht, Geschlecht:
Wer was Gutes that, der lebet
Erst im Tode recht!

97. Ein Jeder schreibt sich selbst in's Buch des Lebens,
Der sich, durch Weisheit und durch Tugend groß,
Mit guten Thaten in das Herz der Nachwelt schreibt.

98. Wenn einst meines Lebens Tage
Um mich her versammelt steh'n,
Gebe Gott! daß keiner sage:
»Mich ließ'st du vorübergeh'n!«

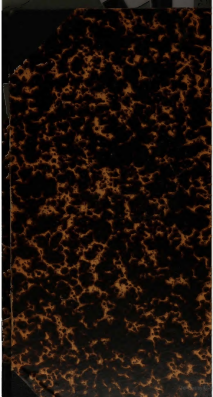
99. Nichts soll unser Herz bewegen,
Als der heil'ge Drang allein,
Unsers Lebens werth zu seyn,
Der Beglückung stillen Segen,
Wo wir wandeln, auszustreu'n!

100. Hat man in Gott sein höchstes Gut gefunden —
Schnell fällt das Zeitliche mit seinen Sorgen hin,
Das Leben ist ans Göttliche gebunden,
Man denkt und spricht dann froh im Glaubenssinn:
»Da steh' ich wie ein Fels im Meere,
Bestürmt, und doch versenkt in Ruh',
So voll Vertrauen, Gott! als wäre
Nichts auf der Welt, als — ich und Du!« —

Erkenne, suche, lieb' und ehre
Was gut und schön ist, und vermehre,
Nach Möglichkeit und weiser Wahl,
Des Guten und des Schönen Zahl:
Dies ist — die ganze Sittenlehre.

Gedruckt bei Carl Friedrich Amelang in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google